S
F

Die neue Rundschau

XIXter Jahrgang der freien Bühne

Dritter Band

1908

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 3 1 1957
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1903
Bd. 3

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Seite

Herman Bang, Das graue Haus 936, 1106, 1259
Martin Beradt, Duo 1191
Paul Ernſt, Die ſelige Inſel 1334
Franz Karl Ginzkey, Geometrie 1051
Hans v. Günther, Von der Liebe 1224
Hermann Heſſe, Taedium vitae 1053
Georg Hirſchfeld, Das tote Leben 1000
Emile Verhaeren, Die Freude 1371

Aufſätze:

Felix Auerbach, Ernſt Abbes ſozialpolitiſches Vermächtnis . 1302
Theodor Barth, Politiſche Chronik 1069
Eduard Bernſtein, Der Revolutionär 1177

Seite

Lucia Dora Frost, Frauenherrschaft 1130
Ludwig v. Hatvany, Kärrner und Könige 1219
Robert Hessen, Steigt oder sinkt die deutsche Rasse? 962
Norbert Jacques, Luxemburg 1022
Junius, Chronik 1373
Gerhardt Katsch, Die Heimat des Lebens 1329
Annette Kolb, Traum und Hellsehen 1017
Friedrich v. der Leyen, Aufgaben der Universität 1249
Felix Poppenberg, Die posthume Fontane-Tochter 1367
S. Saenger, Das englische Vorbild 1228
Karl Scheffler, Bildungsideale 1089
Ferdinand Tönnies, Kompromisse 929
Henry van de Velde, Die Linie 1035

Briefe, Reisen, Memoiren:

Aus den Briefen des jungen Stendhal an seine Schwester Pauline 1136
W. Brennecke, Die Forschungsreise SMS. „Planet" . . . 1161
Hans v. Bülow, Briefe aus den letzten Jahren 1313
Gerhart Hauptmann, Aus einer griechischen Reise 1283
Richard Wagner, Briefe aus sechs Jahrzehnten 981

Rundschau:

Oscar Bie, Lockenraub 1247
Oscar Bie, Musikalische Strafpredigten 1391
Ludwig Brinkmann, Technische Lektüre 1081
Max Brod, Zufällige Konzerte 1086
Franz Deibel, Die Silhouette 1085
Lucia Dora Frost, Die „soziale" Frauenbildungsreform 1380

Seite

Hermann Gottschalk, In der Aulo zu Toledo 1077
Willi Handl, Die kritischen Bücher von Hermann Bahr 1388
Moritz Heimann, Ein Kollegienheft 1385
Moritz Heimann, Prozesse 1079
Anselma Heine, Josua Kersten 1245
Benno Rüttenauer, Jules Lemaître 1243
S. Saenger, Der böse Traum der Koalitionen 1074
S. Saenger, Die nationale Ehre 1075
S. Saenger, Carnegie und kein Ende 1076
S. Saenger, Kulturbotschafter 1379
S. Saenger, Walter Rathenaus Reflexionen 1383
Oscar A. H. Schmitz, Kultur 1085
Wilhelm von Scholz, Von der Selbstüberschätzung 1382
Kurt Singer, Melancholia 1246
Freiherr v. Stetten, Russische Hoffnungen 1238
Freiherr v. Stetten, Serbische Nöte 1239
Ferdinand Tönnies, Evangelisch — sozial 1237
Robert Walser, Ballonfahrt 1391
A. Wirth, Ethnographische Literatur 1241
Roman Woerner, Kritik der Bühne 1084
Stefan Zweig, Laukhard, der Landstörtzer 1389

Kompromisse/ von Ferdinand Tönnies

Das Prinzip des Kampfes und das Prinzip des Vertrages stehen einander im ganzen sozialen Leben fortwährend gegenüber; sie kämpfen miteinander. Auch wenn ein Krieg mit entschiedenem Siege der einen Macht endet, so nimmt die Unterwerfung zumeist die Form eines Vertrages an. Der Friedensschluß ist für den Besiegten und Geschwächten eine freie Handlung, worin er als Subjekt und Macht sich geltend macht, und doch entschließt er sich nur dazu, in die Friedensbedingungen einzuwilligen, weil er sich dazu genötigt findet, weil er keinen anderen Ausweg sieht — er fühlt sich gezwungen, und zähneknirschend beugt er sein Haupt unter das Joch der Schande und Erniedrigung. Aber auch der Sieger zieht dem Ungestüm seines triumphierenden Willens irgendwelche Schranken. Nur in seltenen Fällen wird der Gegner vernichtet. Man will ihn nicht zu tief demütigen, will ihm nicht allzuviel wegnehmen, man läßt sich herbei ihn zu schonen; vermutlich nicht aus Barmherzigkeit, sondern in Erwägung von Gefahren und Vorteilen; sei es daß man den Unwillen anderer Mächte dämpfen will, oder die verzweifelte Rache des Gegners fürchtet, oder daß man in Zukunft seine Freundschaft oder wenigstens Neutralität für sich zu gewinnen hofft. Den Heerführern sind die Diplomaten von jeher als Spielverderber ein Greuel. Wie hat der alte Blücher über die Federfuchser gewettert, daß sie zuschanden machten, was das „gute Schwert" geschaffen! Aber die Diplomaten und Staatsmänner tun, was ihres Amtes ist; vielleicht handeln sie unklug — aus Klugheit, aber daß sie verhandeln und nachgeben, Einräumungen machen und sich bequemen, wird ihnen nur von Unbesonnenen zum Vorwurfe gemacht. Es liegt der ewige Konflikt zugrunde, den die älteren Psychologen einseitig, als ob er ausschließlich zwischen Leidenschaft und Vernunft sich abspiele, geschildert haben; denn er geht viel tiefer. Für ein äußeres Verständnis genügt es allerdings, wenn man die Kluft zwischen Gefühlspolitik und Politik des Verstandes sich gegenwärtig hält;

und daß die Entscheidungen des Verstandes mehr oder minder frei, oder unter dem Drucke der Not zustande kommen.

„Der Handelnde ist immer gewissenlos." Notwendig, wenn (und in dem Maße als) er fest und scharf seinen Zweck ins Auge faßt, als er etwas erreichen und durchführen will. Rücksichtslos, also gewissenlos. Prototyp solches Handelns ist das planmäßige Tauschen, mithin „der" Handel, der mit kalter Berechnung genau so viel gibt als er muß, um genau so viel zu nehmen als er bekommen kann. So handelt der Kluge immer. Der Handelnde ist auch ein Kämpfer, eben weil sein Interesse fortwährend Hemmungen, Widerständen, Feindseligkeiten begegnen muß. Und der Kämpfer sieht sich nach Verbündeten um. An und für sich ist ihm deren Wohl und Wehe gleichgültig, ja auch sie sind der Möglichkeit nach immer Gegner, aber er handelt mit ihnen, wie er immer zu verhandeln geneigt ist, wo ihm Friede vorteilhafter scheint als Kampf, und so schließt er Verträge zu gegenseitiger Hilfe oder zu Verbindung der Kräfte, indem er verspricht und sich versprechen läßt, wie in anderen Geschäften.

Die politische Partei handelt wie ein Individuum. Sie kämpft und schließt Verträge — Kompromisse. Sie bekämpft alle andern Parteien, aber das hindert sie nicht, Verbündete zu suchen, gerade um des Kampfes willen, sei es, daß sie dauernd mit einem Feinde im Kriegszustande sich befindet und gegen diesen Hilfe wirbt, oder daß es bloß gelegentlich für mehrere Parteien sich trifft, einen gemeinsamen Gegner zu haben. Allerdings stehen Parteien einander mehr oder minder „nahe," manche sind „verwandt" miteinander, sie haben ähnliche Ziele oder haben doch einige Ziele miteinander gemein; sie können sich verständigen, zuweilen verschmelzen sogar zwei oder mehr Parteien miteinander.

Andererseits aber tragen die meisten Parteien Bedenken, mit gewissen anderen Parteien sich in Verträge oder Bündnisse irgendwelcher Art einzulassen. So nützlich es unter Umständen für sie sein oder scheinen mag, so fühlen sie doch durch ihre „Prinzipien," d. h. zunächst durch ihr Gewissen, sich behindert; stärker aber durch die Furcht vor dem Schein als seien sie nicht schlechthin und unbedingt der Partei X feindlich, wenn sie auch nur zeitweilig und obenhin dieser Partei eine gewisse Förderung zuteil werden lassen, während sie doch sie unbedingt zu bekämpfen für heilige Pflicht erklärt haben und ihr — vielleicht voreilig, und mehr im Eifer des Affektes, als aus politischem Verstande — jedes Recht zu leben überhaupt abgesprochen haben. Schwerer als der augenblickliche Vorteil könnte der dauernde Schade wiegen, der daraus entspränge, daß man — wenn auch etwa nach eigener Auffassung nur scheinbar — seinen Prinzipien untreu geworden wäre. Mit dem Eindrucke, den das öffentliche Verhalten auf die öffentliche Meinung macht, muß schlechterdings immer gerechnet werden. Der Widerspruch macht lächerlich, wenn nicht verächtlich. Und schon die Lächerlichkeit tötet.

Versäumt wird aber diese Rechnung oft. Die eigentlichen Gewissensbedenken werden als solche empfunden, aber auch überwunden, wenn der offenbare

und große Vorteil winkt. Bei allem Widerwillen gegen Se. Exz. den Teufel entschließen sich die meisten Menschen nicht allzuschwer, ein Bündnis mit ihm einzugehen, wenn eine bare Million dadurch zu verdienen ist. Wenn aber das Bündnis mit dem Teufel bekannt wird, so kann durch die Unannehmlichkeiten, die daraus entspringen, der ruhige Genuß des sauer Erworbenen leicht vergällt werden. Nur der Kaufmann ist in der angenehmen Lage, daß er nach dem sittlichen Werte dessen, mit dem er Geschäfte macht, wenig oder gar nicht zu fragen braucht. Es gibt freilich Geschäfte, die aus anderen Gründen für unsauber gelten und gemißbilligt werden; indessen läßt sich der Makel, der so oft am Golde klebt, zumeist nicht allzuschwer abwischen.

Je mehr aber die Meinung gefürchtet werden muß, um so größer ist leicht die Versuchung, heimlich das zu tun, was für die erstrebten Ziele nützlich, ja notwendig scheint. Im politischen Leben freilich sind Geheimnisse schwer zu wahren, was der Zufall nicht ans Licht bringt, ermittelt die Spionage, verrät Rache und Haß. Die Gefahr daß das Geheimnis „heraus" komme, wird nicht viel weniger gescheut, als das öffentliche Urteil selber; nur die Hoffnung, daß wenigstens eine Zeitlang die Machenschaften im Dunkel bleiben werden, kann ermutigen; denn das Odium nimmt ab mit der zeitlichen Entfernung. Späte Enthüllungen wirken mehr auf den Intellekt — Befriedigungen der Neugier — als auf die Gefühle.

Wenn nun schon „Wahlbündnisse" zwischen Parteien, zumal wenn sie bald ruchbar werden, aufregend und empörend wirken, auch zum Schaden einer Partei und ihrer Reputation leicht ausgebeutet werden, so sind noch viel gefährlicher dauernde Allianzen zwischen solchen Parteien, die sonst einander feindlich gegenüberstehen und oft die Unversöhnlichkeit ihrer Anschauungen und Grundsätze mit Pathos verkündet haben.

Man findet eine Unwahrhaftigkeit in solchen Verbindungen, deren übles Gerücht nur durch große äußere Erfolge leidlich getilgt werden mag. Und doch reagiert die Empfindung durchaus verschieden darauf, je nachdem eine stärkere oder eine schwächere Partei auf das Verhältnis sich eingelassen hat. Von der starken aus kann es als ein Sieg, eine Eroberung gedeutet werden; sie hat die kleine schwache Partei „übergeschluckt", ist ihrer Herr geworden, und freilich kann sie ihr das Lebenslicht nicht ausblasen, und muß sich sogar gewisse Eigenheiten der überwundenen gefallen lassen, sie muß ihr einige Einräumungen machen, wenigstens scheinbar, sie wird vielleicht sogar als zweckmäßig erkennen, Großmut zu üben, um ihren Raub desto sicherer in den Fängen zu halten. Mithin wird die schwache Partei einigermaßen in die Rolle eines Besiegten gedrängt, der bescheiden und zufrieden sein muß, und noch dazu dankbar, wie ein Kriegsgefangener, dem man die Freiheit genommen aber das Leben geschenkt hat. Das Odium der Unwahrhaftigkeit eines solchen Bündnisses fällt also weit stärker auf diese Seite, denn die siegreiche „hat sich nichts vergeben", während jene in der Tat, um zu einem Bündnisse zugelassen zu werden, das meiste von dem was ihr angeblich heilig war, preiszugeben

genötigt ist. Die Schärfe dieses Kontrastes tritt aber nur zutage in dem Maße, als es um wesentlich gegensätzliche Parteien und Prinzipien sich handelt, während zwischen solchen, die einander hinlänglich nahestehen, eher ein wirklicher und „ehrlicher" Ausgleich möglich ist, bei dem auch der schwächere Partner zu seinem Rechte kommt und in seiner Würde unversehrt aus dem „Handel" hervorgehen kann. Andererseits ist auch Stärke und Schwäche nicht einseitig nach der Zahl der Anhänger, der Vertreter im Parlamente usw. abzuschätzen, sondern es kommen auch andere Momente dabei in Betracht — auf der einen Seite etwa sozial überlegene Stellung, das Verhältnis zu den regierenden Potenzen, auf der anderen vielleicht die Tendenz der Entwicklung, die ihren Ideen günstiger ist, u. dgl. m.

Noch schlimmer freilich kann es um den inneren Wert eines solchen „Blocks" stehen, wenn ihm nicht bloß eine gewisse Unwahrhaftigkeit anhaftet, und etwa sogar für einen der Partizipanten so etwas wie die Unehre einer Kapitulation; wenn überdies noch das ganze Abkommen unter dem Zeichen der Unfreiheit steht; wenn es kaum einmal aus formal freien Entschlüssen hervorgegangen, sondern von außen aufgenötigt worden und sozusagen auf Kommando entstanden ist. Freie und stolze Gemüter werden sich dagegen am meisten empören und dieses Joch am ungernsten ertragen, sie werden auch schwerlich gelten lassen, daß es durch irgendwelche „Politik", d. h. Interessen, gerechtfertigt werde.

Hingegen ist es an und für sich nur ersprießlich, und nicht nur aus ethischen Gründen empfehlenswert, daß die Parteien lernen, ihre Kämpfe in milderen Formen zu führen und in irgendwelchem Maße das Prinzip des Vertrages mit dem des Streites konkurrieren zu lassen. Innerhalb der Parlamente werden sie durch Geschäftsordnung und Gebräuche dazu gezwungen, wenn auch die Zwangsmittel oft sich als unzureichend erweisen. Da außerhalb der Häuser erfahrungsgemäß die sonst anerkannten Regeln der Höflichkeit und Schicklichkeit, besonders in den Fehden der Presse, nicht beobachtet werden, da jede Gewissenhaftigkeit nicht nur in Beobachtung der Formen, sondern auch in bezug auf den Respekt vor Tatsachen zu fehlen pflegt, so ließe sich vielleicht durch spezielle Friedensverträge, Punktationen zwischen den Führern der Parteien, auf Besserung dieser Sitten einwirken. Wer immer die Politik zu betreiben sich für berufen hält, sollte wissen, daß die jugendlichen Auswüchse der Gefühle beschnitten werden müssen, daß das politische Denken wertvoller ist als die politische Leidenschaft; und die heftigen Invektiven der Gegner könnten durch Kompensation einander aufheben; es ist nicht anders als mit den ehemals gesellschaftlich vorgeschriebenen Beteuerungen der Verehrung und Ergebenheit; soweit sie gleich und gegenseitig sind, hat man gelernt sie einzuschränken und wird es, nach englischem Vorbilde, noch mehr lernen. Auch das Schimpfen wird um so überflüssiger, je mehr es zur Gewohnheit wird. Die Parteien sollten vor allem sich gewöhnen, einander, wie sonst Kriegführende, als Mächte zu betrachten und anzuerkennen; es ist einfach Unklugheit, wenn auch durch noch so schimmernde moralische Gefühle eingegeben,

eine starke Partei dauernd so behandeln zu wollen, wie in Bürgerkriegen eine Regierung die „Rebellen" behandelt; und da sogar pflegt man bald zu erkennen, daß es besser frommt, die Entrüstung und Verachtung zurücktreten zu lassen. Ebenso müssen sich Arbeitgeber ihren „aufsässigen" Arbeitern gegenüber im eigensten Interesse dazu bequemen, mit den perhorreszierten „Organisationen" zu verhandeln. Auch im politischen Parteikampf sollte endlich mehr nüchterne Klugheit und kühle Überlegung an die Stelle der Siedehitze treten, mit der die Parteiischen, mehr nach Art aufgeregter Frauen (nicht der niedersten Volksschichten allein), als würdiger Männer einander anzuhauchen immer wieder für angemessen zu halten scheinen. So ist es denn auch absurd, eine Partei, die eine Macht darstellt, als nicht „bündnisfähig" anzusehen oder jede Art von Abkommen mit dieser Macht für eine furchtbare Sünde auszugeben; wie es auf der anderen Seite ebenso absurd ist, ein gütliches Übereinkommen, welcher Art es auch sei, unbedingt als Verrat an den „Prinzipien" zu brandmarken.

Gewiß erregt es begründeten Argwohn, oder wird mit Recht bespöttelt, wenn alte Feinde plötzlich als Bundesgenossen auftreten; auch abgesehen von Nebenumständen, die dabei obwalten mögen. Ganz anders aber ist das Kompromiß im einzelnen Falle der Gesetzgebung zu beurteilen. Kompromiß ist praktische Politik. Unpolitisch ist es, einem Gesetze die Zustimmung darum zu verweigern, weil vieles darin mißfällt, wenn anderes darin enthalten ist, was man stark gewollt und erstrebt hat, oder doch als nützlich oder heilsam anzuerkennen nicht umhin kann. Freilich der Nutzen des einen Stückes kann durch den Schaden des anderen aufgewogen werden, und viele Wirkungen sind ungewiß. Es ist also ein Gegenstand, der sorgfältige Überlegung, ja wissenschaftliches Studium erfordert; man kann nicht sagen, daß bei den Beratungen über Gesetzentwürfe, bei der oft so überhastigen Gesetzesfabrikation genug darin geleistet wird. In manchen Ländern hängen die ersten Anregungen und Vorschläge zu gesetzlichen Neuerungen noch allzusehr von den Launen, Stimmungen, Einfällen herrschender oder regierender Personen ab, die über das wirklich Notwendige und Nützliche sich täuschen oder getäuscht werden. Sie kommen daher plötzlich, als Überrumpelungen, und treffen auf eine ungenügend vorbereitete öffentliche Meinung. Die Schäden, die daraus entspringen, sind offensichtlich. Befördert wird dadurch oft ein planloses, nur durch äußere Momente bestimmtes Verhandeln zwischen den Parteien, das einer streng sachlichen Einigung innerhalb der einzelnen Partei Eintrag tut. Der parlamentarische Jargon hat selber die Ausdrücke der Verachtung dafür aufgebracht, wenn er von Schacher, von Kuhhandel u. dgl. redet. Aber die Mißbräuche sprechen nicht gegen die Sache.

Fast jede Mehrheit in großen Versammlungen kommt nur durch gegenseitige Einräumungen, ausgetauschte Leistungen und Versprechungen zustande. Fast jeder, der etwas durch sein Votum bejaht, befördert damit nur zu einem Teile das, was er wirklich und eigentlich will (A); er muß zugleich gut heißen, was er eigentlich nicht will (B), vielleicht verabscheut. Er entschließt sich dazu, weil er nicht die

Macht hat, das was er nicht will (B) von dem was er will (A) zu trennen, und weil ihm an dem, was er will, soviel gelegen ist, daß er das Nichtgewollte in den Kauf nimmt; mit anderem Worte, er stimmt für C, weil in C auch A enthalten ist, das er ohne den Zusatz von B nicht bekommen kann, oder doch glaubt nicht bekommen zu können; denn Irrtümer darüber sind freilich nicht selten.

Aber durch diese Einwilligung in das was er nicht will, scheint der Politiker seine Grundsätze preiszugeben, seinen Grundwillen zu verleugnen. Er hat vielleicht öffentlich und feierlich verkündet, daß er B nicht wolle, ablehne, und zu hintertreiben sich heiß bemühen werde — und nun macht er sich zum Mitschuldigen daran daß B beschlossen wird. Leidenschaftlicher Unwille macht sich oft dagegen geltend. Die Charakterschwäche, ja Charakterlosigkeit der Kompromisse wird angeklagt. Allerdings ist der Fall, daß eine große Partei, deren Mitglieder oder wenigstens Leiter, auf ein Ziel oder eine Summe von Zielen sich im Vorwege geeinigt haben, die Mehrheit in einer Ratsversammlung bildet, bei weitem der günstigste, um die Entschlüsse einer solchen Versammlung leicht und glatt zu machen. Es ist sozusagen der allein normale Fall. Aber es ist auch in den Volksvertretungen großer Reiche ein seltener Fall, am ehesten noch erreichbar, wo und so lange als die Funktionen des Staates noch verhältnismäßig schwach sind, wie in England der Whigs und Tories, und noch neuerdings in der nordamerikanischen Union; zumal wenn zu gleicher Zeit das Parteiwesen zu einer Maschinerie verarbeitet wurde, die in den Händen einiger Drahtzieher die Wähler nach dem Sinne und zum Vorteile der Geschäftspolitiker so zu leiten weiß, daß sie zu schieben glauben, wenn sie stark geschoben werden. Anders, wo die Parteiprinzipien, die Glaubensbekenntnisse und Überzeugungen eine große Rolle spielen. Eine Vielheit der Parteien ist hier zunächst das Natürliche, auch wenn sie nur Nuancen einer Grundfarbe ausdrücken, je nach dem Maße von Entschiedenheit und Schärfe, womit die gleichartigen Prinzipien geltend gemacht werden; und so lange als nur die Grundfarbe in diesen Nuancen erkennbar ist, so wird es nicht allzuschwer sein, daß die einander verwandten und benachbarten Parteien, sei es von Fall zu Fall, oder, was jedenfalls ihre Wirksamkeit und Schlagkraft erhöhen wird, in allgemeiner Tendenz sich zusammenschließen. Den Zusammenschluß bewirkt am ehesten ein großer gemeinsamer Zweck. Kein größerer politischer Zweck als Verteidigung oder Eroberung der Herrschaft, des Regiments. Um solcher Zwecke willen ist der Mensch Opfer zu bringen stets bereit, auch Opfer seines Intellekts. Besteht einmal eine Alliance von dieser Art, so sind die etwa folgenden Einzelkompromisse nichts als notwendige Konsequenzen; man kann dabei geschickter oder minder geschickt verhandeln, folglich besser oder schlechter fahren, aber zu verantworten hat man nur diese Gesamtpolitik, nicht jeden Inhalt eines Gesetzes, zu dem man in dem Verfolg seine Zustimmung geben mußte. Man hat diesen Inhalt gewollt — ja; aber es gibt Wollen von sehr verschiedener Art, sehr verschiedenen Stärkegrades.

Auch das Dulden ist eine Art des Wollens, sofern es die Verneinung des auf Vernichtung gerichteten Wollens ist. Die Kirche machte ehemals Fürsten und Staatsmänner verantwortlich für das Seelenheil der Untertanen, und legte ihnen die Pflicht auf, die Ketzer zu vertilgen, deren Lehren ja zweifellos die armen Seelen in ewiges Verderben stürzen würden. Wenn heute die Regierungen alle Arten von Glauben und Unglauben dulden müssen, so wollen sie beileibe nicht gelten lassen, daß sie solche auch billigen und gutheißen. Und in analoger Weise darf der Gesetzgeber oft sein Verhältnis zu bedeutenden Stücken der von ihm verabschiedeten Gesetze auffassen, wie wenig dies dem politischen Laienverstand einleuchten möge. Sie müssen toleriert werden — bis sie etwa reformiert oder ihre speziellen Urheber eines bessern belehrt werden. Ein Kompromiß ist nichts anderes als ein Vertrag; beide sind ihrem Wesen nach Waffenstillstände zwischen streitenden Meinungen und Interessen. Auch in Entschlüssen, die der einzelne Mensch für sich selber faßt, sind die Analoga der Kompromisse fast immer enthalten. Selten ist man von vornherein ganz mit sich einig. Man muß Herzenswünschen entsagen, Liebgewordenes aufgeben, weil die stärkere Neigung oder der größere Vorteil den Ausschlag gibt. Ein Glück noch, wenn es ohne schwere sittliche Konflikte dabei abgeht. Auch in politischen Erwägungen fehlen diese keineswegs.

Freilich kann man, aus teleologischem Gesichtspunkte, die Frage aufwerfen, ob nicht die angeborne Farbe der Entschließung, sogar jugendliche Unbesonnenheit, mit ehrbarer Zuversicht des Glaubens oder der „Überzeugung" und mit heiterer Kampflust, die nicht gerade Wut zu sein braucht, einen sehr wünschenswerten, ja notwendigen Faktor für die Gestaltung der Dinge, gerade im politischen Leben darstelle, den die nivellierende Vernunft schon allzusehr beschneide und verdränge. Ein gewaltiger Satz, den Immanuel Kant aussprach „Der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht!" Welcher Satz freilich durch die Erkenntnis berichtigt werden muß, daß auch was „der Mensch" will, dem großen Haushalt der „Natur" angehört, daß sie selber auch Eintracht will, wenn gleich nur in gemessener Menge und selten auf lange Dauer. Auch wenn wir Frieden in und mit uns selber suchen, so können wir mit Gewißheit vorauswissen, daß er uns nur in knapper Gabe zu Teil wird; der Widerspruch ist immer lebendig. Wenn wir über uns vermögen, uns rein erkennend zu verhalten, so werden wir dem Weltlauf wie unserm eignen Schicksal gelassen zuschauen. Das Kompromiß wird nicht dauernd obsiegen über die Prinzipientreue, weder Friedensverträge noch Waffenstillstände beenden die Kriege für immer. Versöhnung und Ausgleich müssen wir erstreben — als Menschen, nämlich gemäß unserer Vernunft. Das Unvernünftige in und um uns wird schon mächtig genug bleiben. Gönnen wir den Kompromissen ihre bescheidenen Erfolge. Sie bedeuten einen kurzen Schlummer. Bald wird wieder Reveille geblasen und die Trommel gerührt. Im Glanze der Morgensonne erheben sich die jungen Streiter.

***

Seine Exzellenz richtete sich in dem Föhrenholzbette empor und zündete sein Licht an. Dann stand er auf. Er übergoß sich mit Wasser und betrachtete sich im Spiegel: sein Körper war knorrig und stark wie eine alte Planke; an der weißen Wand zeichnete er sich ab wie der Schatten eines Riesen. Seine Exzellenz kleidete sich an und ging hinein. Mit dem Licht in der Hand ging er durch die vielen Zimmer hin. Rings standen Bronzen, Piedestale und Ehrengeschenke, in Laken gehüllt. Sie ragten so seltsam aus dem Dunkel hervor, als durchschritte die Exzellenz die Räume zwischen Gespenstern. An der letzten Tür blieb er einen Augenblick stehen und lauschte. Drinnen wurde gesprochen. Es war Ihre Gnaden, die im Schlafe sprach. Im Schlafe glaubte Ihre Gnaden sich immer auf alten Bällen und tanzte mit Durchlauchtigen, die tot waren. Seine Exzellenz blieb stehen, und die erhobene Hand hielt die Portiere wie mit geballter Kralle umfaßt: es war eine Schwäche bei ihm, den Reden Ihrer Gnaden zu lauschen, wenn sie schlief.

Plötzlich stellte er das Licht fort, und er öffnete die Tür. Im Dunkeln ging er auf das Bett Ihrer Gnaden zu. Ihre Gnaden sprach weiter — und lauter redete sie, während Seine Exzellenz lauschte: „Weimar, Weimar", wiederholte Ihre Gnaden. Seine Exzellenz stand noch immer da wie eine Säule. Dann wandte er sich und schloß die Tür und ging weiter. Seine Hände zitterten, während er die eiskalte Lampe umfaßte und anzündete, und dann setzte er sich an seinen Tisch. Er zog Schubladen aus und ein, und er nahm die großen, blauen Bogen hervor, bog einen Rand und fing an zu schreiben. Er schrieb mit vorgebeugtem Kopfe und zusammengedrängten Augenlidern, als wollte er die Kraft zu sehen erzwingen, während die linke Hand auf dem Papiere lag, blauweiß und schwer, wie aus Blei; und er schrieb und schrieb ohne Aufhör, mit heftiger oder erbitterter Feder, Seite auf Seite, Blatt auf Blatt, und schleuderte die Bogen dann weg und von sich.

Kein Laut war zu hören, nur das Brodeln der Öllampe. In dem matten Lichte sahen die Örsted und Mynster und Hvide so seltsam halbverwischt aus, wie sie rings an den Wänden dort hingen, auf den blassen Lithographien, in ihren goldenen Rahmen, mit Orden geschmückt, im Ornat, offiziell — verstorben und still. Die Exzellenz hatte sich im Stuhle zurückgelehnt. „Ja, ja, ah ja. — Ja, ja, ah ja," klang es hinaus durchs Zimmer. Und wieder schrieb er. Der Tag begann durchzudringen, und sein kaltes Licht mischte sich mit dem der spärlichen Lampe. Und immer noch ragte der große Schädel der Exzellenz über seinem Tisch hervor.

Der Diener trat ein, beugte seine mürben Knie vor dem Ofen und brachte die großen Scheite zum Brennen. Das Feuer erhellte die bräunliche Perücke — sie hatte so seltsam aufgestülpte Ränder — und das Gesicht, dessen Mund

inmitten der hundert Runzeln an ein zusammengeklapptes Messer gemahnte. Die Exzellenz hörte ihn nicht. Er brachte den Tee zusammen mit der Morgenzeitung, und plötzlich drehte die Exzellenz sich um. „Laß sie das zusammenheften", sagte er und reichte dem Diener die blauen Blätter. Der Diener Georg ging, während die Exzellenz den kochend-heißen Tee in einem Zuge schluckte — Kälte oder Wärme schien der uralte Leib nicht mehr zu spüren.

Draußen in der Küche saß Sophie vor der Lampe und nähte. Mit langem schwarzen Faden wurden die beschriebenen Blätter zusammengenäht, von einer Hand, die einem Nebeneinander von roten Knochen glich. „Schreibt er?" fragte sie. Der Diener nickte. „Ja so."

Die Bornholmer Uhr neben dem Küchentisch tickte langsam und schwerfällig. Es war, als hole sie jegliche zögernde Sekunde mühsam und stöhnend herauf aus einem unendlichen Brunnen. Die Bornholmer war die einzige Uhr im Hause, die ging. Die andern waren stehengeblieben.

Georg brachte die zusammengenähten Blätter zurück, und die Exzellenz zog Schubladen aus und Schubladen ein. Sie waren alle voll von Heften derselben Art. Die Morgenzeitung ließ er liegen. Er las keine Zeitungen mehr: „Passiert etwas?" sagte er. „Was passiert?" sagte Seine Exzellenz: „Sie bauen ein paar Häuser mehr, um darin gegen sich selber sündigen zu können." „Nimm sie fort", sagte er. Der Diener nahm die Zeitung, um sie für Ihre Gnaden zu verwahren. Ihre Gnaden ließ sich täglich von ihrer Gesellschaftsdame die Rubrik: Leerstehende Wohnungen vorlesen.

Schlag neun Uhr schellte es, und die eiserne Glocke klang so seltsam weit im Hause drinnen; es war der Enkel Hvide: „Exzellenz ist zu Hause?" sagte er. „Ja", antwortete Georg, und er hängte die Sachen des jungen Mannes auf denselben Haken wie gestern. „Du hast geschrieben", sagte der junge Mann und neigte den Kopf. Der Alte drehte sich um. „Ja", und die Stimme klang heftig, „wie gewöhnlich. Man schreibt und verschwendet Tinte, wenn man nicht mehr leben kann. Mit Schwarz auf Weiß kann man sich die Menschen zurechtstutzen, wie man will. Da machen sie nicht mehr Dummheiten, als man ihnen erlaubt." „Hast du gefochten?" fragte er plötzlich. „Ja." Mit einem Blick, der eine eigentümliche und plötzliche Kraft annahm, sagte Seine Exzellenz: „Du bist ein Spätgeborener. Mußt auf deiner Hut sein."

Während er fortfuhr, das Gesicht des Enkels zu betrachten, worin die Lippen in all der Blässe wie Blut so rot waren, sagte er mit derselben Stimme wie vorher: „Weiß ich doch auch nicht, wie wir die Rasse in die Familie bekommen haben." Der Enkel, dessen sehr schlanker Rumpf eine sehr ranke Haltung bewahrte, hob die dunkeln Augenlider ein wenig. „Hat Großpapa an der Komödie geschrieben?" fragte er. „Ja. Lies es vor."

Und der Enkel setzte sich in den großen Stuhl ans Fenster und fing an zu lesen — sehr laut, damit Seine Exzellenz ihn verstünde. „Was, sagst du,

steht da?" rief Seine Exzellenz. Der Enkel las lauter und bemühte sich, die unleserliche Schrift zu ergänzen, wo Buchstaben vergessen und Sätze ausgefallen waren. „Was steht da?" Der Enkel las weiter. „Nein," rief Seine Exzellenz, „laß mich selbst." Er ergriff die Bogen. Und zornig und zum Lichte vorgebeugt, versuchte er selbst, alle die Sätze zu lesen, die er schon vergessen hatte. „Nein," sagte er plötzlich, „ich kann nicht. Die Augen sind schuld. Die Augen wollen nicht." Er legte das Manuskript aus der Hand. „Die Augen wollen nicht mehr." „Leg es hin."

Der junge Mann nahm die blauen Bogen und legte sie in eine Schublade neben die andern. Die Exzellenz folgte seinen Händen mit den Augen. „Es sind viele", sagte er. „Ja, Großpapa." Die Exzellenz hatte die Augen geschlossen. Die Zeit war vorbei, wo Seine Exzellenz zu den Verlegern fuhr. Jahrelang war er von Tür zu Tür gefahren, hatte Manuskripte verschickt und hatte sie wiederbekommen. Nun hatte er es aufgegeben. „Das Papier ist zu teuer geworden, mein Junge", sagte er. Seine Dichtungen wurden nicht mehr gedruckt. Es mußten denn schon ein paar Grabverse sein, auf ein Enkelkind oder einen Freund, der einmal berühmt gewesen und nun vergessen war. Das Regierungsblatt druckte zuweilen solch ein Gedicht hinten in der Zeitung ab, mit sehr kleinen Buchstaben.

„Großpapa sollte seine Erinnerungen schreiben", sagte der Enkel — seine Stimme war, wenn er nicht auf sie achtete, fast beängstigend weich — und er schloß die Schublade. Seine Exzellenz lachte. „Erinnerungen", sagte er, „Erinnerungen — wir haben Gewäsch genug. Erinnerungen — hm, es gibt niemanden, der seine Erinnerungen geschrieben hat. Über die andern lügen sie, und von sich selber reden sie nicht . . . Sie schreiben von dem Quark, den sie erlebt haben, und was sie gelebt haben, nehmen sie mit sich ins Grab." Seine Exzellenz lachte wieder, und seine Stimme bekam einen seltsamen, rohen Klang: „Und sie tun recht daran, mein Bester," sagte er, „schriebe ein einziger Mensch sich selber nieder und ließe sich selbst nach seinem Tode in den Druck kommen, sie würden ihn noch im Grabe zum Zuchthaus verurteilen — — denn es gibt doch Gerechtigkeit auf Erden . . ." — „Nein, es lohnt sich nicht, jemandem Bescheid zu geben."

Und Seine Exzellenz schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Laßt mich die Zeit totschlagen, so gut ich kann. Das letzte Stück Weges ist das schwerste, und Denken ist dumm. Ein Loch in der Erde ist so vieler Gedanken nicht wert." Der Enkel saß eine Weile da. „Hast du nicht uns", sagte er. „Ja," sagte die Exzellenz, „ihr wollt ja Brot und Kleider." Der Mund des jungen Menschen zitterte fast unmerklich. Doch der Alte fuhr fort: „Hast — hast?" sagte er. „Die Menschen, Fritz, haben einander nicht. Sie brauchen einander und sind allein. Wenn man alt geworden ist, weiß man das und macht sich nichts mehr daraus, die vielen Worte zu schwatzen, die keiner hört. Wer hört? Die Menge schwatzt und hört es selber nicht. — Die Tiere, mein

Junge, werden ohne Worte fertig, und es glückt ihnen doch, zu erfüllen, was ihre Bestimmung ist."

Der Enkel saß zusammengesunken da mit merklich gesenkten Schultern. „Richt' dich auf", sagte der Alte. „Ja"; der junge Mann fuhr so hastig in die Höhe, daß er mit dem Nacken an das Wappenschild der Stuhllehne stieß. „Nein," die Exzellenz setzte den Gedanken weiter fort, „der Fortpflanzung soll gedient werden. Laßt sie zeugen und sterben. So haben sie es Jahrtausende lang gehalten. Laßt sie es weitertreiben und sich nichts weismachen. Sie erfinden und verfallen auf allerhand und bauen und schaffen sich einen berühmten Namen ... Die Natur macht sich nichts daraus. Die Erde erkaltet einmal so gut wie der Mensch. — Oder was haben sie davon?" sagte er und sah plötzlich zu den vielen Bildern an den Wänden auf: „Da hängen sie mit ihren Ketten, in ihren Mänteln, als die Schauspieler, die sie waren, und" — die Exzellenz machte eine Bewegung mit den Füßen, als reinige er seine Sohlen — „was sie wollten, wurde zum Entgegengesetzten, und ihr Tun ist so tot wie sie selbst. — Was ist das Ganze?" fuhr er fort, „es macht nicht satt ... Hm, mir schwebt noch ein Tag vor, Thorvaldsen war es ... er war wohl der größte, auch als Komödiant, denn das gehört ja dazu ... er ging einher, als sei er selber im Festgewand und wolle Räucherwerk anzünden vor dem eigenen Marmor. Aber dann kam ein Tag, wo er wach war, sonst schlief er viel, Fritz, schlief hin über seinen weltberühmten Namen. Aber an dem Tag war er wach — es war in seiner Werkstatt: da schlug er ein wenig mit der Hand aus nach all den weißen Figuren und all dem Ton hin, und dann sagte er: ‚Ja, das ist ja alles recht schön.' Das war das Ganze, wenn man es kannte."

Die Exzellenz lachte kurz, als genösse er die eigene Erinnerung: „Und Öhlenschläger starb, über seinen eigenen Sokrates brüllend, den keiner lesen mochte, und Heiberg sah nach den Sternen, — wenn es einer glaubt. Laßt die Sterne ihren Gang gehen. Ich weiß nichts davon, daß sie uns je eine Botschaft sandten."

Er fuhr sich über die Augen, und in anderm Tone sagte er: „Doch alte Leute sollten kein starkes Hirn haben, denn dann wissen sie zu viel ... Sie sollten stumpf werden. Die, die es nicht werden, haben Zeit zu sehen, und das sollte den Menschen erspart bleiben. — — Nie sollte man anfangen zu sehen, nicht sich selbst und nicht die andern ... Es gibt ein dummes Wort, daß der, der Jehovah" — und die Exzellenz lachte bei diesem Worte — „der Jehovah sieht, des Todes ist. Aber ich sage dir, sähe ein einziger Mensch einem andern ganz bis auf den Grund der Seele, er würde sterben. Und wäre es denkbar — doch das ist es nicht, denn vor sich selber lügt man allzu verstockt — daß man sich selber auf den Grund seiner Seele sähe, mein Junge, man würde es als eine geringe, aber notwendige Strafe betrachten, selbst und ohne einen Laut sein Haupt auf einen Block zu legen. — —

Na," — und auf einmal brach Seine Exzellenz ab — „ich schwatze ... Aber" (plötzlich sah er den Enkel an, und kaum eine Sekunde lang war in seinem Auge etwas, das fast dem Blick des Schützen glich, wenn er zusieht, ob ein Pfeilschuß traf) „es macht wohl nichts, denn du hörst nicht, was ich sage. Andere Weisheit braust vor deinen Ohren."

Der junge Mensch stand auf. „Adieu, Großpapa", sagte er nur. „Du hast sonst nichts auf dem Herzen?" Seine Exzellenz erhob sich, ging an seine Schatulle und schloß sie auf. Er hob einen Briefbeschwerer zur Seite und nahm ein paar Banknoten heraus, die er nicht zählte. „Die Jugend muß Geld haben", sagte er. „Adieu." „Adieu, Großpapa." Der junge Mann ging. Georg wartete im Gange, nahm den Überzieher herunter und half ihm hinein. „Adieu", sagte der junge Mann und neigte den Kopf.

Georg hängte den Zettel draußen an die Tür. Auf einem Stück Pappdeckel stand mit halbverlöschten Buchstaben das Wort: Konsultation. Dann öffnete er den Briefkasten und nahm die Postsachen an sich. Die Briefe legte er auf die Konsole. Doch als er es getan hatte, nahm er sie plötzlich wieder in die Hand und las die Aufschrift auf dem einen Kuvert, und eine Grimasse zuckte hin über sein Gesicht — ehe er die Briefe wieder hinlegte, diesmal aber weiter ins Dunkel hinein. „Ist Ihre Gnaden wach?" fragte die Exzellenz, als Georg eintrat. „Ihre Gnaden haben geklingelt." „Und mein Sohn?" „Herr Fritz Hvide ist ausgegangen." „Hm." „Bring mir das Journal." Georg brachte das schwere Buch und schlug es auf. „Der wievielte ist heute?" „Der achtundzwanzigste, Exzellenz." „Fastnacht geht zu Ende," sagte die Exzellenz. Seine Exzellenz schrieb das Datum vor eine große Rubrik unter die andern Rubriken, die leer standen. „Danke," sagte er, „du kannst gehen." Und Georg ging. Draußen im Flur setzte er sich auf den Stuhl dicht bei der Tür. Seine Haltung war sehr aufrecht. Er wartete darauf, den Patienten Seiner Exzellenz zu öffnen. Allmählich fiel ihm der Kopf herunter über den hohen Kragen der Livree, und die Schultern sanken ein. Es war, als säße am Paneel ein lebloses Stativ. „Ach ja, ach ja," klang es durch die Tür Seiner Exzellenz heraus. Georg rührte sich nicht.

Es klingelte. Es war ein Diener, alt wie Georg, sehr groß, in einem sehr langen Rock. Oben saß ein Kopf, der schien nicht so recht fest zu sitzen. Dieser Diener sollte einen Brief abliefern. Er trat zur Exzellenz hinein, der den Brief las. Eine Einladung von der Baronin Brahe war es. „Bestellen Sie der Baronin meinen Dank," sagte er. „Aber ich laß mich nicht mehr zur Tierschau präsentieren ... Wie geht es ihr?" „Danke, gut, Exzellenz." „Und er selbst?" Der Diener stand steif an der Tür. Nur Kopf und Schultern arbeiteten. Die übrige Statur erinnerte an ein Gebäude, das man gestützt hat. „Danke, Exzellenz ... wenn nur das Zittern nicht wäre ... aber ich nehme das ‚Stärkende', Exzellenz." „Ja, stärk' er sich," sagte Seine Exzellenz und drehte ihm plötzlich das Gesicht zu, mit einem Ausdruck, als sehe er auf

einen alten Hund. Die alte Person stand einen Augenblick stumm da, und dann sprach er ihn aus — seinen ewigen, einzigen Gedanken —: „Und mit dem Servieren geht es so schlecht." „So sollte er's aufgeben," sagte die Exzellenz. „Keiner bedankt sich bei ihm dafür, wenn er ihm Sauce über die Kleider schüttet." „Adieu." Seine Exzellenz drehte sich um, und die Tür glitt zu. „Was hat er gesagt?" flüsterte Georg. „Es gibt wohl nichts, was helfen könnte," sagte der andere.

Georg nickte. Doch plötzlich zeigte er mit ganz verändertem Gesichtsausdruck nach der Türe hin und, er flüsterte: „Mit ihm steht's auch dreckig genug." Es war, als spiegele sich der Ausdruck im Gesichte Georgs plötzlich in dem des Fremden. „Wirklich?" sagte er und seine Stimme nahm geradezu Klang an. „Unserer Baronesse geht's auch gottserbärmlich," flüsterte er. „Also Emmely ist krank?" sagte Georg. „Ja, Gichtfieber, wie sie es nennen." „Ja", nickte Georg. „Und das hat sich nun wohl aufs Herz geschlagen", flüsterte der Diener der Brahe. Und indem er nach der Tür Seiner Exzellenz hinzeigte, sagte er: „Aber ihn ruft man ja nicht." Das Naseweise in Georgs Gesicht wich auf einmal einer gewissen Strammheit. „Nein", sagte er, „noch nicht." Doch plötzlich richteten sie sich beide auf, da ein Schlüssel sich in der Flurtüre drehte. Es war der Vater. Er zog den Überzieher aus und fragte: „Ist jemand krank beim Baron?" „Ja, das heißt, die Baronin, sie wollte gern Seine Exzellenz zu Tisch bei sich sehen." Der Alte hatte es sich zurecht gestottert; „So, so", fast war es wie Blässe über des Vaters Gesicht gegangen: „Guten Morgen."

Der Vater ging zu Seiner Exzellenz hinein. „Bist du es?" sagte die Exzellenz, und ein plötzlicher Lichtschein kam in seine Augen beim Anblick des Sohnes, der ihm zulächelte mit einem seltsamen, zärtlichen Lächeln, dem Lächeln eines Weibes fast. „Wie geht es dir, Papa?" „Danke. Alte Leute, Junge, müssen nicht klagen, wenn sie nur einigermaßen bei Atem sind." „Es ist rauh draußen", sagte der Vater, immer noch über seine Exzellenz gebeugt. „Das ist unser Klima, Bester, wir müssen es ertragen." Der Vater wandte sich dem Fenster zu. „Ist Stella aufgestanden?" fragte die Exzellenz. „Sicherlich," sagte der Vater und vermied vorsätzlich ein Ja.

Wie im Verlauf einer Sekunde verdüsterte sich das Gesicht Seiner Exzellenz. „Es geht ihr nicht gut, diesmal", sagte er nach einer Stille. Des Vaters Gesicht war verändert wie das Seiner Exzellenz, und er antwortete nicht sofort. „Und sie ist doch so froh, daß sie hier bei euch ist", sagte er und sprach so eigentümlich gedämpft und tonlos, wie immer, wenn er von seinem Weibe sprach. Die Exzellenz antwortete nicht, und beide schwiegen sie wieder. „Harriette ist gestern abend gekommen", sagte der Vater und stand immer noch am Fenster. „Ja", sagte Seine Exzellenz, „ich habe ihr sagen lassen, daß sie zu Tisch kommen soll." „Dann trinke ich jetzt Tee", sagte der Vater. „Ja." Die Tür fiel zu.

Georg saß wie vorher, als es wieder klingelte. Eine winzige Art Zwergin stand vor der Tür und sah unter dem Schatten eines wunderlich geformten Tirolerhutes empor: „Guten Morgen, Herr Jensen. Ich bin es nur", sagte die Frau. „Guten Morgen, Jungfer Villadsen", erwiderte Georg. „Schönen Dank", sagte Jungfer Villadsen, deren Finger unaufhörlich über den vielen Flor, gebleichten Flor, hinfuhren, der ihre Vorderseite bedeckte, der Rücken war verwachsen. „Schönen Dank." „Kommen Sie nur herein", sagte Georg.

Der Diener öffnete die Türe Seiner Exzellenz, ganz wenig nur, wie man für ein kleines Vieh öffnet, das unten durch die Türe schlüpft, und die Exzellenz wandte den Kopf. „Sind Sie es?" sagte er. „Setzen Sie sich." Und die Jungfer Villadsen setzte sich, neben die Tür, ganz knapp auf die Stuhlkante, damit ihre Füße bis auf die Erde reichten. „Es geht also wieder schlecht?" „Ja, Exzellenz." „Ist's das Alte?" fragte die Exzellenz, der den Stuhl ganz herumgedreht hatte und sie nicht aus den Augen ließ; dabei reckte er sich plötzlich in seinem Stuhle. „Ja."

Jungfer Villadsen sah auf, und es begann zu arbeiten in ihrer Brust, hinter dem Flor: „Immer der Schnitt, Exzellenz", halb meckerte sie es, „immer der Schnitt, der macht die schrecklichen Schmerzen . . ." „Ja", sagte die Exzellenz, den auf einmal eine grimmige Aufgeräumtheit befallen zu haben schien, „den Freuden, Jungfer, folgen die Nachwehen." Jungfer Villadsen fing an zu weinen, ihre Lippen warfen sich auf — wie sie dasaß mit dem vorgestreckten Gesicht und dem aufgeworfenen Munde, glich sie einer Kröte. „Ja, man büßt dafür . . . man wird gequält dafür; man büßt dafür, wenn man ins Unglück gekommen ist. . ." „Kein Mensch kommt ins Unglück, Jungfer", sagte Seine Exzellenz, „ihr Vergnügen wollen sie alle." Jungfer Villadsen weinte weiter, sonderbare kurze Gluckslaute zitterten hin durch den verwachsenen Leib. „Ja, das ist freilich wahr . . . das ist freilich wahr", sagte sie.

Und zum tausendsten Male begann sie dieselbe Geschichte und dieselbe Klage, die er kannte; die Klage hatte er vom ersten Tage an gehört, als sie im Hospital erschien; er, der es längst aufgegeben hatte, seine Kunst als Geburtshelfer auszuüben, jene Kunst, der er seinen Ruhm unter anderm verdankte, er entschied in einem plötzlichen Anfall seltsamer und ungereimter Laune, daß er selbst, er, der Meister, ein letztes Mal den Erlöser spielen wollte, — den Erlöser dieses elenden Geschöpfes, über das trotz alledem in einer St. Johannisnacht ein Mannsbild hergefallen war, so daß es einen Menschen hatte zur Welt bringen können. „Ja, Villadsen", sagte Seine Exzellenz, „ich kenne es." Jungfer Villadsen, die nicht aufhörte zu schluchzen, sagte: „Ja . . . Exzellenz wissen es . . . Exzellenz wissen es . . . Aber (es kam wie ein Strom von Tränen) man war ja doch ein Mensch." Ein plötzliches Lächeln ging über sein Gesicht, und in einem Ausbruch, der dem einen

Wort so viel Klang verlieh, als schleudere er einen Stein durch das hohe Gemach, rief er: „Ja." „Der eingerichtet ist wie alle andern", sagte Jungfer Villadsen unter unaufhörlichem Schluchzen.

Einen Augenblick war es still, bis die Exzellenz von neuem den Blick auf die Kröte wandte. „Und wo ist er?" fragte er. „Er" war der Sohn der Jungfer. „Ja, nun ist er ja seiner Frau fortgelaufen." „So." „Und seine Liebsten sucht er sich unter den Schlechtesten", sagte Jungfer Villadsen. „Wovon lebt er?" fragte die Exzellenz. Jungfer Villadsen antwortete nicht, sondern schluchzte nur lauter, während die Exzellenz in plötzlichem Verstehen in Lachen ausbrach und in dem gleichen Tonfall wie vorher sein Ja sagte er: „Das ist auch ein Talent, Beste, und für den Besitzer ersprießlicher als die meisten andern."

Die Jungfer, die ihn wohl nicht verstand, senkte den Kopf, so daß der Tirolerhut ihr Gesicht verbarg. „Es ist eine Schande, es ist eine Schande", schluchzte sie und duckte sich vornüber. Die Exzellenz lachte noch immer. „Ein Appetit ist's", sagte er, „und ein Appetit kann so stark sein, daß auch er zum Erwerbszweig wird." Sein Lachen stockte, und indem er wieder mit dem Fuße ausschlug wie zu einem Tritt, setzte er hinzu: „Und was kann er denn auch anderes erben, Jungfer, als den Appetit?" „Nein, Exzellenz, nein, Exzellenz", murmelte Villadsen, und sie zitterte und bebte am ganzen Leibe.

Er hatte seinen Stuhl wieder herumgedreht: „Sie soll dasselbe brauchen wie gewöhnlich", sagte er und schob zwei Zehnerscheine hin an den Rand des Schreibtischs. Jungfer Villadsen erhob sich und nahm sie, nahm sie mit der äußersten Spitze ihrer Finger, und in einer Sekunde waren sie in ihrer Handfläche verschwunden. Seine Exzellenz hob den Kopf. „Und wo ist sie selbst?" sagte er. „Ja, man ist ja bei den Schwestern", erwiderte die Jungfer, die in die Erde zu sinken schien bei jedem Satz, den sie sprach. „Ist es immer das gleiche bei den Schwestern?" fragte die Exzellenz, der die Villadsen ein paarmal bei den Schwestern aufgesucht hatte, wo sie ewig in einem Winkel saß, vor einer Wiege, als hätte einer sie dahingeschmissen.

Die Jungfer fing wieder ganz sacht zu prusten an: „Ja, Exzellenz", sagte sie, und ihr Prusten ging wieder in Weinen über, „es ist das gleiche." „Aber das ist wohl der Segen des Himmels." Und die Exzellenz sah ein letztes Mal auf den Krüppel, aus dessen Fleisch er ein Menschenkind herausgeschnitten hatte. „Und der Wille der Menschen", sagte er. Seine Stimme hatte sich plötzlich verändert, und mit einem Ruck reichte er die Hand hin und faßte die feuchtkalten Finger der Jungfer. Seine Exzellenz reichte nur selten die Hand. „Na, Adieu, liebe Villadsen", sagte er. „Und vielen Dank, Exzellenz", sagte sie und wollte ihm die Hand küssen. Doch er riß die Hand an sich, und plötzlich wurde er bleich. „Adieu."

Jungfer Villadsen war draußen und wie im Flug die Treppe hinunter, im Portal, wo der einbeinige Portier wartete, mit der Kriegsmedaille auf

seiner Brust. Er öffnete und versperrte dabei etwa drei Viertel der Tür mit dem Stelzfuß, dem Andenken an seine Aufopferung fürs Vaterland. „Und vielen Dank", sagte Villadsen und ließ eine kleine Scheidemünze in seiner Hand verschwinden, die der Vaterlandsverteidiger nicht verloren hatte. „Guten Morgen", sagte der Portier und stand stramm auf seinem Stelzfuß. Die Haustür fiel ins Schloß.

Seine Exzellenz hatte nach Georg geklingelt. „Den Wagen", sagte er. „Ja, Exzellenz." Der Vater trat ein. „Fährst du aus?" fragte er. Aber die Exzellenz hörte es wohl nicht; denn plötzlich sagte er, noch im Stuhle sitzend: „Was habe ich gesagt: es müßte in der Welt mehr von den Bestien geben, die ihre eigenen Jungen fräßen." Der Vater lachte und sagte: „Die Sentenzen Seiner Exzellenz sind verbrecherisch." „Vielleicht, Bester", und die Exzellenz stand auf, „die Wahrheit ist immer verbrecherisch, weil es die Wahrheit ist" . . . Georg brachte den Rock, die Exzellenz aber sprach weiter — er sprach immer soviel, wenn er sich umkleidete, und niemand wußte, von welchem Zusammenhang aus — „Beachte aber wohl, daß die menschliche Gerechtigkeit einäugig ist. Hätte sie zwei Augen zum Sehen, wir bekämen nicht Zuchthäuser genug." Er fand in den Rockärmel hinein. „Oder wir bekämen gar keine." „Aber das Unglück ist, und das Unglück bleibt", und er sprach sich in immer größere Aufregung hinein, „daß die Menschen, daß sie nur eitle Narren sind, die sich gebärden wollen, als herrschte Zucht unter den Tieren, die sie sind. Aber es herrscht keine Zucht, und es herrscht keine Ordnung auf ihren Paarungsplätzen . . . Baut entweder mehr Zuchthäuser, oder reißt die ein, die vorhanden sind, das hätte wenigstens Sinn." Er hielt plötzlich inne. „Schläft Ihre Gnaden?" sagte er. „Ihre Gnaden sind wach, Exzellenz." „Gut."

Seine Exzellenz wandte sich um und öffnete die Tür. Behutsam ging er durch die drei Gemächer in das Schlafzimmer Ihrer Gnaden, wo es dunkel war, so daß in dem Zwielicht nur das Bett mit seinem Sammetbaldachin über den vier Säulen hervorragte. „Wer ist da?" rief Ihre Gnaden. „Ich", sagte die Exzellenz, und mit gesenktem Kopfe stand er in sonderbarer Haltung da — zärtlich oder furchtsam — vor dem Bett Ihrer Gnaden. „Wie hast du geschlafen?" fragte er. „Du hast lange rumort", antwortete Ihre Gnaden, ohne ihren Blick von dem Baldachin zu entfernen. „Wie gewöhnlich", sagte er und küßte die Hand, die Ihre Gnaden aus den vielen Decken herausgeschält hatte. „Und nun fahre ich", sagte er. Ihre Gnaden wandte sich plötzlich um, so daß er ihre grauen Augen durch das Dunkel sah: „Was fährst du und holst dir die Gicht in all den Hausfluren?" Seine Exzellenz stand noch immer in derselben Stellung da, während Ihre Gnaden einen Moment zögerte, ehe sie sagte: „Es wartet doch niemand auf dich." Vielleicht hörte er es nicht. Er neigte plötzlich in Hast den Kopf — fast scheu war die Bewegung — so weit nach vorn, daß seine Lippen die Stirn Ihrer

Gnaden berührten. „Adieu." „Adieu", sagte Ihre Gnaden, die sich nicht gerührt hatte.

Und während die Exzellenz ging, blieb sie unbeweglich liegen, mit geschlossenen Augen, mitten in dem mächtigen Bette, wo im Dunkeln nur die Ringe an ihren Fingern schimmerten. Der Vater öffnete die Tür nach dem Flur vor Seiner Exzellenz. Und der Blick des Vaters fiel auf die angekommenen Briefe, die auf der Konsole lagen, und mit einer plötzlichen Bewegung schob er sie schnell noch weiter auf die Konsole zurück. Die Exzellenz hatte es gesehn. „Sind Postsachen da?" sagte er und bewegte eine Sekunde lang den Kopf. Seine Exzellenz las die Postsachen nie, bevor er nach Hause kam. „Bleib drinnen", sagte er und schlug die Tür vor dem Sohne zu. Georg folgte ihm, mit der Wagendecke überm Arm. „Von wo waren die Briefe?" sagte die Exzellenz plötzlich und drehte sich auf der Treppe um. „Ich weiß nicht, Exzellenz." „Er weiß nichts." Im Portal hielt der Wagen, auf dessen Bock Kutscher Johann den Platz ausfüllte. „Wie steht es mit den Pferden?" fragte die Exzellenz, wie ein Mann, der etwas sagt, um einen andern Gedanken von sich abzuwehren. „Scheußlich", erwiderte Johann trocken.

Mit den Pferden Seiner Exzellenz ging es immer scheußlich. Die Kutscher Seiner Exzellenz schnitten sie oft in die Kniesehnen, so daß sie vor dem Wagen hinkten, worauf sie Seine Exzellenz von der Untauglichkeit der Tiere überzeugten und sie mit angemessenem Vorteil verkauften, um dann neue einzukaufen, gleichfalls gegen eine Vergütung. „Aber was fehlt dem Gaul?" fragte die Exzellenz vom Wagentritt herunter. „Der tut's nicht lange mehr", war alles, was Johann antwortete, der sich der Exzellenz gegenüber nie näher auf das Wohlbefinden der Vierfüßer einließ.

Seine Exzellenz war schon im Wagen, als eine glattrasierte Mannsperson sich im Portal zur Wagentür vordrängte, als Georg sie eben schließen wollte. Er möchte gerne Seine Exzellenz sprechen. Die Exzellenz war im Begriff, die Wagentür zuzuschlagen, aber die Person setzte von ungefähr den Ellbogen dazwischen: „Ich hätte Seiner Exzellenz nur ein Wort zu sagen." „Was?" Und die Exzellenz ließ die Wagentür fahren. „Exzellenz wissen ja wohl, daß ich jene Angelegenheit mit Herrn Exzellenzens Sohn hatte." „Ja, ja." „Und nun wäre es . . . Exzellenz wissen, daß Ihr Herr Sohn" . . . die Person hatte eine sehr höfliche Stimme — etwas eigentümlich Glattes lag über dem Menschen, man wurde an einen hundertmal aufgebügelten Seidenhut erinnert — doch er hielt nach wie vor den Ellbogen zwischen die Tür. „Was will er?" rief die Exzellenz, und er schleuderte dem Manne ein paar Geldstücke hin, da ließ der Mann die Türe los. „Fahr zu", rief Seine Exzellenz.

Und der Wagen fuhr an dem Einbeinigen vorbei, der die Exzellenz und die Mannsperson nicht aus den Augen verloren hatte, auf die Straße hinaus. Die Exzellenz hatte sich in seinem Wagen aufgerichtet, während die Leute von der Straße ihn lange und ehrerbietig grüßten.

Georg war hinaufgegangen. Im Halbdunkel des Entrees las er noch einmal die Aufschrift auf den angekommenen Briefen und schob sie wiederum langsam tief zurück auf die Konsole, ins Dunkle. Ihre Gnaden klingelte, daß es durch das ganze Haus gellte. Der Vater öffnete die Tür zu den Wohngemächern, wo das Stubenmädchen Arkadia, eine junge Dame in steifem Kattun und weißen Strümpfen, alle Fenster weit aufgerissen hatte und, in jeder Hand einen Teppichklopfer, auf die Sammetportièren losprügelte, daß der Staub das gestickte Wappen der Hyide in Wolken einhüllte. „Ihre Gnaden klingelt", sagte der Vater, und schloß die Türe wieder, des Zuges wegen. Jungfer Arkadia hatte die Angewohnheit auszulüften, als lüfte sie ein Jahrhundert aus. „Ja, Herr Hyide", sagte Arkadia und prügelte weiter. Bald machte sie sich mit den Türvorhängen zu schaffen, und bald war sie bei den Fenstern.

In den alten Weinkeller der Exzellenz war im vorigen Jahre ein Geschäft für Schiffsproviant eingezogen, mit einem Kontoristen und zwei Kommis, die sich während der Morgenstunden abwechselnd im Kellereingange aufhielten.

„Und wohnen die Leut'
auch im Keller bloß,
ihre Gemütlichkeit,
die ist groß . . ."

Jungfer Arkadia prügelte auf das Hydesche Wappen los, während sie sang.

Ihre Gnaden klingelte immer noch. „Guten Morgen", tönte es vom Kellereingang herauf, es war einer von den drei Geschäftsleuten. Arkadia war wieder an den Fenstern. „Guten Morgen." „Viel zu tun?" fragte der Geschäftsmann. Jungfer Arkadia schlug mit beiden Teppichklopfern nach dem schwarzen Kommis in der Kelleröffnung hin. „Man hat ja wohl mehr zu tun als Sie — glücklicherweise", sagte sie. Und weg war sie und klopfte wieder drauf los.

Plötzlich ertönte ein: „Kaffee, Kaffee", klingend hin durch das ganze Haus. Es war die Mutter, die aus dem Bett heraus war und, im Nachtkleid, die Entreetüre oben in der ersten Etage aufriß und es hinunterrief, ihr: „Kaffee, Kaffee". Drinnen in seinem Zimmer, das neben dem der Mutter lag, hämmerte der Vater auf die Tür: „Stella, Stella", rief er „denk doch daran, daß wir nicht zu Hause sind. Was sagen denn die fremden Menschen, die sonst noch hier wohnen?" „Ach lieber Fritz, laß sie doch."

Die Mutter war wieder im Bett und ließ die Hände auf ihre Bettdecke fallen: „Wer kennt die Personen?" sagte sie. Jungfer Arkadia hatte den Klopfer fahren lassen, sowie sie das „Kaffee" hörte, und lief, durch das Entree und das Eßzimmer und den Gang hinaus in die Küche. „Die gnädige Frau haben gerufen", sagte sie. „Ja", antwortete Sophie, die niemals ihr Tempo änderte, goß den Kaffee auf und sagte: „Ihre Gnaden haben geklingelt." „Das Fräulein ist drinnen" (das Fräulein war die Gesellschafts-

dame), sagte Arkadia, und lief mit dem Kaffee. „Da kann sie laufen", sagte Sophie. „Gott sei Dank", rief die Mutter und machte sich über das Kaffeetablett her, das Arkadia auf die Bettdecke stellte. „Hat Ihre Gnaden geklingelt?" Das war in den Morgenstunden ihr ewiger Schrecken während des Besuchs bei den Schwiegereltern. „Ja", war Arkadias Antwort. „Hängen Sie die Uhr auf", sagte die Mutter, die aufgerichtet im Bette saß und die Schultern bei jedem Schluck, den sie aus der Tasse nahm, auf- und niederschob; Arkadia hängte die Uhr ans Fußende des Bettes. „Halb elf", sagte die Mutter entsetzt und gleich darauf: „Liebe Arkadia, wie Sie geträllert haben auf der Treppe. Daß Sie so früh des Morgens singen können." Darüber wunderte sich die Mutter jeden Morgen. „Und was sind das eigentlich für Lieder, die Sie singen? Ich kann die Melodien nicht behalten . . . wie geht es doch?" Sie versuchte selbst einen Vers, aber sie konnte ihn nicht.

„Will ein Weibchen ehelichen
einen Mann mit unbekanntem Lebenslauf,
unbekannten Fehlern, Schlichen,
will sie wissen was sie macht für einen Kauf."

Arkadia verbesserte und sang, während sie mitten vor dem Bette stand. „Ja, ja", sagte die Mutter und sang mit, — vor lauter Eifer schob sie die Beine ganz unter sich hinauf:

„Will ein Weibchen ehelichen
einen Mann mit unbekanntem Lebenslauf,
unbekannten Fehlern, Schlichen,
will sie wissen, was sie macht für einen Kauf,
ob er auch flink, folgsam ist, beständig,
ob an ihm alles von rechter Form,
ob nie er g'lumpt und g'lebt elendig:
so wird ihn ihr untersuchen Line Worm."

Sie sangen beide. Arkadia verbesserte, und die Mutter lachte. „Liebes Kind", sagte die Mutter und ließ sich erschöpft in ihr Bett zurückfallen: „was das für Lieder sind." Auf einmal sah sie auf die Uhr: „Zehn Minuten vor elf", sagte sie und jagte Arkadia aus dem Zimmer. Drinnen klopfte der Vater an seine Türe: „Stella," sagte er, „was für Lieder läßt du denn das Mädchen singen?" „Lieber Fritz, das weiß ich wirklich nicht", und lachend sagte sie: „Sind es nicht die, die sie auf der Straße verkaufen?" Einen Augenblick lag sie da. Dann sagte sie: „Von wem sind Briefe gekommen?" „Von Hans", antwortete der Vater von drinnen. „An deinen Vater?" „Ja."

Im Nu hatte sich das Gesicht der Mutter verändert, die weiße Hand strich das Haar aus der Stirn, und sie lag still da und rührte sich nicht. Drinnen tönten die Schritte des Vaters. „Fritz, was für ein Tag ist heut?" „Freitag." „Nein, welches Datum." „Der achtundzwanzigste." Die Mutter rührte sich nicht. Drinnen tönten die Schritte.

Unten hatte die Gesellschaftsdame angefangen, Ihre Gnaden anzukleiden. Die Gicht Ihrer Gnaden erschwerte die Arbeit ein wenig. „Geben Sie acht auf die Temperatur"? sagte Ihre Gnaden. Ja, die Gesellschaftsdame gab acht. Die Thermometer brachte man in den Wohnräumen einen Zoll über dem Teppich an, um Seiner Exzellenz täglich die Fußkälte zu demonstrieren. „Wir haben sie ja aus dem Keller", sagte Ihre Gnaden, „ich habe ja genug gebeten meinetwegen, liebes Kind, aber Hvide wollte den Laden haben, und ich mußte meinen Weinkeller missen." Die Gesellschaftsdame wußte es. „Wieviel sind es?" fragte Ihre Gnaden. „Dreizehn Grad." „Hm. Lassen Sie sie so hängen, damit Hvide es sehen kann." Ihre Gnaden schob die Lippen vor, jene Lippen, deren schöne Rundung einst Herrn Lamartine begeistert hatte. „Aber Hvide spürt es ja nicht", sagte sie.

Von drinnen aus den Gemächern tönte ein Papageienschrei herüber. Es war Poppe, den die steigende Temperatur wachmachte, und er schrie sein: „Fortuna fortis" durch alle Zimmer hin. „Decken Sie das Tier doch zu", sagte Ihre Gnaden. „Fortuna fortis", schrie der Papagei, bis die Gesellschaftsdame das Bauer zugedeckt hatte und wieder zurückgekehrt war. „Danke", sagte Ihre Gnaden, und sie fügte hinzu: „Das mit dem Vogel ist auch Hvides Idee."

Sie waren in der Toilette bis zu den Haaren gekommen. Das Vorderhaar Ihrer Gnaden sollte gekräuselt und hoch aufgesetzt werden. Ihre Gnaden, die, was den übrigen Körper betraf, mit den Jahren einigermaßen wasserscheu geworden war, ließ sich Gesicht und Hände mit großer Sorgfalt mit Cremes und Essenzen pflegen.

In dem Speisezimmer saß Georg und ordnete Silberzeug. In dem großen und halbdunkeln Gemach war kein Laut zu hören außer dem leisen Klang des Silbers, wenn er Löffel neben Löffel legte — und Wappen gegen Wappen. Sonst war alles still. In der Küche schlich Sophie zwischen vielen Schüsseln umher, wie eine Streufrau, die bei der Arbeit ist. Das Wasser in den Hähnen gurgelte mit einem Laut, der müdem Röcheln glich. Hinten auf dem Rohrstuhl, bei der Bornholmer Uhr, saß Jungfer Arkadia und lächelte den eigenen, weißen und vielversprechenden Unterbeinen zu.

Seine Exzellenz zog an der Wagenschelle: Johann sollte halten. Es war vor einem Brillenladen; ein kleiner Mann von schmutziger Gesichtsfarbe sprang aus einer niedrigen Türe heraus, zum Wagen hin. Die Exzellenz hatte heute wiederum seine Brille vergessen. Er vergaß allerorten Brillen. In seinen Taschen hatte sich ein ganzes Brillenmagazin angehäuft. Von Zeit zu Zeit wurden sie einmal ausgefegt und landeten bei dem Einbeinigen. Dem Vaterlandsverteidiger taten die Augen weh, sobald er sie nur auf die Nase setzte. „Von denen zu einer Mark", sagte die Exzellenz. „Ja, Exzellenz." Der Mann ging in den Laden und kam mit drei Paar Brillen zurück, von denen die Exzellenz eines nahm, ohne es anzusehen. „Danke."

Er setzte die Brille auf. „Es ist gut." „Wenn sie bloß Ew. Exzellenz Augen nicht schadet", sagte der Brillenmann und verbeugte sich; er bekam seine Mark. „Schwatz' er nicht", sagte die Exzellenz, „sehen können, tut immer den Augen weh." Plötzlich fing er an zu lachen. Er dachte an eine alte Geschichte.

Es war in den Jahren, wo er noch mit der Universität zu tun hatte. Da entstand recht oft Konfusion, wenn einer seiner Mit-Herrscher im Reiche der Wissenschaft, von denen die meisten Brillennummern für Kurzsichtige in Gold trugen, durch eine Verwechslung seine weitsichtigen Einmarksgläser vor die Augen bekam. Einmal bei einem feierlichen Reformationsfest hatte es sich ereignet, daß der Rektor magnifikus in der Nervosität die Brille von Exzellenz Hvide mit aufs Katheder nahm, wo er in einer Rede den Fortschritt des menschlichen Wissens zu verherrlichen hatte. Rektor magnifikus wollte seine Rede vorlesen und setzte die Brille auf die Nase. Aber der Fortschritt des menschlichen Wissens löste sich vor Sr. Magnifizenz Augen in kümmerliche Nebel — durch Hvides Brillengläser, bis der Pedell das Glas des Rektors fand und das menschliche Wissen wieder in seinen bewährten Resultaten vorlag. Es gab Leute, die behaupteten, das ganze sei ein boshafter Spaß von Hvide gewesen. Seine Exzellenz lachte noch geraume Zeit weiter, während der Brillenmann immer noch in gebückter Haltung an der Wagentür stand. „Und wie geht es mit den Pferden, Exzellenz?" fragte er und sah — der Brillenmann hatte sehr kleine Augen — schräg zum Kutscher Johann hinauf. „Es ist scheußlich," sagte die Exzellenz, „sie bekommen's alle mit den Beinen." Und mit einer plötzlichen Grimasse, als schmerzte es an einer Stelle den alten Leib, fügte er hinzu: „Die Biester haben's wohl auch mit der Fußkälte zu tun." „Fahr zu. Zu Brahes."

Und der Brillenmann kehrte in seinen Gläserladen zurück, während der Wagen davonfuhr — auf Kongens Nytorv zu, durch die Stadt. Die Trottoirs waren schon voller Menschen; in dem Morast, der alle Füße beschmutzte, gingen sie zwischen einander in der Morgenkälte hin. Die Exzellenz kannte niemanden. Er grüßte, stets mit dem gleichen Nicken, alle die, die ihn kannten. Zuweilen, wenn die Mutter mit ihm durch die Stadt fuhr, fragte sie, wenn jemand grüßte: „Wer war das, Großpapa?" „Kenne sie nicht", antwortete er. Aber es kam auch vor, daß Seine Exzellenz plötzlich ein Gesicht wiedererkannte und sagte, das sei der und der. „Nein," sagte die Mutter und lachte, „das muß doch der Sohn sein." „Hm. Na ja, jetzt sind's wohl die Söhne, die herumlaufen." Und wieder saß er und sah über die Menschengesichter der Straße hin und hatte die bleifarbigen Hände in seinem Schoße gefaltet.

. . . Der Wagen rollte die Raadhusstræde hinunter und fuhr vor dem Braheschen Palais vor. Der Pförtner, ein alter Weißbart in rotstreifiger Weste und blauen Hosen, riß das Tor auf und öffnete die Wagentür, noch

ehe der erste Diener dazukam, der förmlich erschrak, als er die Exzellenz sah; er lief wieder die Treppe hinan, lief voraus, so schnell die zitternden Beine ihn trugen, hinauf ins erste Stockwerk — so daß der Pförtner der Exzellenz aus dem Wagen helfen mußte. „Ja," sagte der Pförtner, „es geht sicherlich nicht anders als schlecht, Exzellenz" . . . „Es ist wohl schlimmer geworden in der Nacht." „Es geht schlecht, Exzellenz." Seine Exzellenz, der nur das Wort schlecht hörte und glaubte, der Weißbart spreche von seinen Gichtknoten, sagte: „So schmier er sich ein mit dem Zeug, das ich ihm gegeben habe"; und er ging durch die Glastür hinein.

Der Diener war davongerannt, durch zwei Zimmer, ins Wohnzimmer hinein, wo zwei junge Baroneſſen am Mitteltische saßen. „Der Konferenzrat ist da", sagte er ganz atemlos und nannte in seiner Aufregung den alten Titel, den Seine Exzellenz so viele Jahre lang geführt hatte. Die beiden Baroneſſen erschraken ebenso wie er, und sie riefen beide: „Mutter, Mutter, Onkel Hvide ist da." Die Lehnsbaronin, die im Schlafrock war, kam in der Türe zum kleinen Speisezimmer zum Vorschein. „Gott," sagte sie, „und wir, die wir ihn nicht gerufen haben" — sie schlug die fleischigen Hände zusammen. „Ich sagte es ja." „Jetzt können wir's ja nicht sagen, wo wir jetzt den Professor gerufen haben."

Sie hörten schon die stampfenden Tritte Seiner Exzellenz in dem vordersten Zimmer. „Laßt mich", sagte die Mutter und ging den beiden Töchtern voraus, um ihn zu empfangen. „Aber lieber Onkel Hvide", und die Baroneſſen schlugen die Arme um ihn, „bist du's. Komm, ich sitze eben beim ersten Frühstück." „Danke," sagte Seine Exzellenz, „ich will nichts haben." Er küßte beide Töchter — Seine Exzellenz küßte alle jüngeren Frauen, die ihm in den Weg kamen, mit einer seltsamen leeren Gier. „Ich esse nicht um diese Tageszeit." „Aber du kannst doch bei mir sitzen", sagte sie und führte ihn in das Speisezimmer, wo auch die Töchter vor zwei leeren Tellern Platz nahmen.

Sie sprachen schnell, bald die eine und bald die andere, von Wind und Wetter, während niemand wußte, ob die Exzellenz zuhörte. „Meinen Dank für die Einladung", sagte er plötzlich, mitten in das Schwatzen hinein. „Ja, wir dachten, vielleicht würdest du doch kommen. Wir wollten gern ein paar von den Alten bei uns sehen", rief die Baronin, die fortwährend aß. Sie schrie, um gehört zu werden. „Die Alten sind tot", sagte Seine Exzellenz, und auf einmal fragte er: „Wo ist Emmely?"

Die Baronin, die die ganze Zeit auf die Frage nach Emmely gewartet — denn die kranke Tochter war der Liebling der Exzellenz in der Familie — und in ihrer Verwirrung bloß weitergegessen hatte, sagte: „Ja, Emmely . . ." „Ist ausgeritten", fiel eine der Töchter ein. „Mit Preben", sagte die andere. „Ich habe gesagt, sie darf nicht reiten", sagte Seine Exzellenz. „Und gar nicht mit Preben." Die Baronin, die noch mehr verwirrt wurde, sagte: „Ja,

das hast du", und plötzlich fing sie an, vom Hofe zu reden und von der Erbprinzessin, der sie gestern einen Besuch gemacht habe. „Sie hält sich tapfer, Onkel Hvide." „Hm," sagte Seine Exzellenz, „man braucht nicht von dreizehn Königen abzustammen, um einen Schürzenjäger zu heiraten und dem Pförtner das Haushaltungsbuch zu führen." Die Baronin griff das Thema Prinz Ferdinand auf und sagte: „Ja, aber diese Liebe wurde trotzdem zum Lebensinhalt für sie." Ein Zucken lief hin über das Gesicht der Exzellenz. „Lebensinhalt" — und er lachte — „ja, das ist Lebensinhalt, einen Mühlstein auf dem Rücken zu schleppen." Die Baronin wurde purpurrot in ihrem runden Gesicht — der Gedanke an die eigene Ehe Seiner Exzellenz war ihr gekommen, ehe sie ausgesprochen hatte — und keiner fand etwas zu sagen, als plötzlich Lärm ertönte, im Gange hinter dem Speisezimmer, von Türen, die auf- und zugeschlagen wurden, während man die Kammerjungfer rufen hörte.

Die Frau des Hauses erhob sich halb — die Röte ging in Blässe über — und mit einem Ruck setzte sie sich wieder. „Ida, sieh, was es ist." Und die älteste Tochter lief. „Was lief sie?" sagte Seine Exzellenz, der sich den Anschein gab, als habe er nichts gehört. „Sie besorgt den Tee", sagte die Baronin, und sah in demselben Moment den Teekessel mitten vor sich auf dem Kohlenbecken stehen. Draußen liefen sie immer noch hin und her — Schritte hin und Schritte her. „Was ist es nur?" flüsterte die Baronin und stand auf, mit dem Teekessel, der auf einmal in ihrer Hand zu zittern begann. „Nein, bleib", flüsterte sie der zweiten Tochter zu, die auch aufstehen wollte. „Was ist das für Fleisch?" fragte Seine Exzellenz und stach mit einer Gabel, die er vom Teller der Baronin genommen hatte, hinüber in eine Schüssel, die mit rotem Ochsenfleisch gefüllt war. „Das ist Ochsenfleisch, Onkel Hvide", sagte die Tochter.

Seine Exzellenz, der an einem sonderbaren und beständigen Hunger litt und sich darum zu allen Zeiten gleichsam herstürzte über alle möglichen Speisen, die er nicht mehr verdauen konnte, hatte schon ein Stück verschluckt und nahm noch eins, mit derselben Hast — als die Tür aufgerissen wurde und Baronesse Ida hereingelaufen kam und rief: „Mutter", atemlos, ohne zu denken, nicht an Seine Exzellenz und nicht an irgend etwas: „Mutter". „Was ist?" Die Baronin war aufgestanden und hatte kaum ein paar Schritte getan, als Baron Preben, Emmelys Verlobter, eintrat, ganz weiß im Gesicht, weiß bis tief unter den Bart — er ließ die Türen offenstehen und rief: „Komm, komm, Emmely . . ." Und hielt inne beim Anblick Seiner Exzellenz. „Du entschuldigst, Onkel Hvide", sagte die Baronin, während der Schweiß auf ihrer Stirn hervorgesprungen war; und sie ging mit Ida aus dem Zimmer, während die Türe ins Schloß fiel.

Eine Minute vielleicht war es still, nachdem Seine Exzellenz sich erhoben hatte. Im Nu hatte er das alles verstanden: daß Emmely krank war, gefährlich krank; daß ein anderer gerufen, ein anderer zu Emmely gerufen

worden war; daß man die Einladung zu Tisch hatte überbringen lassen, da sie wußten, daß er sie abschlägig beantworten würde — damit er nichts erriete ...

Seine Exzellenz stand noch immer, während der Stuhl, auf den er sich stützte, zitterte unter dem Griff seiner Hand, als sei selbst das leblose Holz lebendig geworden vor seinem Zorn. Dann sagte er, und seine Stimme klang ruhig: „Seid ihr nach Hause gekommen?" Baron Preben, der wie angewurzelt mitten im Zimmer stand — man hatte den Eindruck, daß er fallen würde, wenn man mit dem Ellbogen an ihn stieße, sagte: „Wer?" und sah die Exzellenz an mit Augen, die nichts sahen. „Ihr", sagte Seine Exzellenz, der immer noch stand und sich auf den Stuhl stützte. „Ihr wart doch ausgeritten." „Ja", antwortete Preben, der nicht wußte, was er selber sagte.

Wiederum wurde es still, und die Uhr tickte, tickte so seltsam sprunghaft, wie alte französische Uhren es tun. „Dann grüße von mir", sagte Seine Exzellenz, und es war, als schleudere er etwas weg, indem er seinen Stuhl losließ. Baronesse Ingeborg war aufgestanden. „Gehst du", sagte sie. „Es ist Zeit", erwiderte seine Exzellenz, und allein ging er — denn Baronesse Ingeborg wagte es nicht, ihm zu folgen — durch die Zimmer hinaus.

Preben schlich sich hinein, wo die Mutter am Bette bei Emmely saß, die weiß war, wie das Weiße weiß ist, während ihre Brust hochging. „Es tut so weh, ach, es tut so weh." „Ja, ja, liebe Emmely." „Es tut so weh." „Ja, ja, richt' dich ein bißchen auf, hörst du, richt' dich ein bißchen auf ..."

Die Kranke versuchte es, während Preben mit beiden Händen die Kante des Fußendes umfaßte. Aber Emmelys Kopf blieb auf dem Kissen liegen, machtlos, als sei er vom Körper getrennt. „Nein, ich kann nicht ... Nein, nein, es tut so weh." „So, so, nun kommt der Doktor." Die Baronin sprach fast einlullend wie zu einem zarten kleinen Kinde: „Nun kommt der Doktor." Die Kranke schlummerte ein, die Brust ging auf und nieder. Ida stand in der Ecke und weinte still. „Schläft sie?" flüsterte Preben. „Ja."

Ida hob den Kopf, hinten aus der Ecke sah sie auf das Gesicht der Schwester, und auf einmal begann sie lauter zu weinen, und sie ergriff den Arm der Mutter: „Mutter," flüsterte sie, und die Tränen hatten plötzlich aufgehört, aus ihren Augen zu rinnen, während sie fortfuhr, die Schwester auf dem Kissen anzustarren, „sollten wir nicht Onkel Hvide fragen?" Die Augen von Mutter und Tochter trafen sich eine Sekunde lang. „Nein, nein", sagte die Baronin so laut, daß sie die Schlummernde weckte. „Wo ist Preben?" flüsterte Emmely. „Hier." „Danke." Und sie schloß die Augen wieder.

... Die Exzellenz war hinabgegangen. Er stützte sich nicht. Fast aufrecht stand er in seinem Wagen, als er fortfuhr. Die Haustüre fiel zu. Der Pförtner, der mit dem Kutscher Johann geschwatzt hatte, kehrte zu seinem Keller zurück, wo er sich ans Fenster setzte, während seine Frau aus ihrer Küche hereinkam. „Es war der Alte", sagte er. „Die Exzellenz?" „Ja",

sagte der Pförtner, der die Hände gefaltet hatte. Die Frau fiel fast auf den Stuhl hinten am Ofen nieder. „Ach, Herr Gott, ach, Herr Gott," sagte sie und fing an, ihr grobes Gesicht rings´ mit den Händen zu trocknen. Ihr Mann saß und hatte die Hände beständig gegen seine spitzen Knie gefaltet. „Ja", sagte er, und nickte, „er kann es sehen, ob es der Tod ist." „Sag' nicht so was, Jakob", sagte die Frau, die anfing zu weinen, als sei Baronesse Emmely bereits tot. Und sie saßen beide still da, jeder in seinem Stuhl, in dem großen, stillen Hause . . .

Seine Exzellenz saß mit rankem Rücken in seinem Wagen, der rechte Arm ruhte in dem Armhalter, dessen wappengesticktes Band erzitterte, so durchschüttelte es ihn noch, während jede Ader in dem weißen Gesicht sich straffte. Er dachte an die Familie der Brahe, dieser Brahe; und alle die heimlichen Geschichten des Geschlechts, die sein ärztliches Wissen durch hundert Jahre bewahrte, wie sein Vater sie ihm vererbt hatte, der berühmt war und der Erste wie er selbst — sie loderten auf vor seinem weitsehenden Auge, in einem fürchterlichen Hunger, sich zu sättigen mit Rache. Er stöhnte laut, wie er dasaß, unter dem Zwange des eigenen Zornes. „Gewiß, ich kenne sie . . . Ob ich sie kenne." Aber plötzlich ballte er die Hände, und sein Blick schien einen Moment zu erlöschen und sein ganzes Auge beinahe weiß zu werden: mit einer gewaltigen Anspannung seines Willens schob er dem eigenen Gedanken etwas wie einen eisernen Riegel vor — und hatte ihn begraben. Er wußte nichts mehr davon. Er zog an der Wagenschnur, und Kutscher Johann hielt. „Zu Frau Urne", rief seine Exzellenz, und der Wagen fuhr zurück durch die Stadt, über den Markt, die Bredgade hinab. Er rollte durch das Portal in das Schackſche Haus und hielt im Hofe, vor dem Gartenhaus an.

Seine Exzellenz stieg aus. Die Türe hatte keinen Schellenzug, sondern nur einen Türhammer, der sozusagen nicht mehr recht wollte. Ein Mädchen schloß auf. „Ist hier jemand zu Haus?" fragte die Exzellenz. „Ja, Exzellenz, die gnädige Frau kommt sofort."

Er ging hinein in die zwei Zimmer, wo die Möbel aus der Zeit Christians VIII. so merkwürdig steif dastanden zwischen den Korbspalieren mit dem vielen Efeu. Vor den Fenstern sah man den Garten. Der Schnee gab dem Raume ein eigentümliches Licht, wie vom Schein eines aufgehängten Lakens. Seine Exzellenz nahm Platz. Über ihm im Sofa hingen Bilder und Säbel, eingehüllt in Flor. Er hörte Frau Urne nicht kommen, bevor sie dastand. Sie war groß und hager und ganz in Schwarz. „Daß du heute an mich gedacht hast", sagte sie und nahm seine beiden Hände. „Mein Kind", sagte die Exzellenz, „ich habe nicht an so viel zu denken mehr." „Du denkst an alle", sagte sie und behielt seine Hände, während sie sich setzte. „Oder an keinen", sagte Seine Exzellenz.

Es war still eine kleine Weile. Frau Urne hatte wohl nicht gehört, was er gesagt hatte. Sie hatte die Augen erhoben und betrachtete das Bild ihres im

Kampfe gefallenen Mannes über dem Sofa. „Es wird alles wieder aufgerissen an einem Tage wie diesem; und es ist, als müßte man es wieder erleben." „Ja," sagte Seine Exzellenz, „er gab sein Leben hin." „Ja", sagte sie, und plötzlich sprangen die Tränen aus ihren Augen hervor, während ein Schluchzen sie schüttelte, „und ich kann mich nicht einmal begnügen mit dem Gedanken an seine Tat ... Und die Erinnerungen, die man pflegt und mit Flor behängt — — es sind nicht die Erinnerungen, nach denen man sich sehnt." Seine Exzellenz legte die Hand hinüber auf die Lehne des Stuhls, auf dem Frau Urne saß. „Je größer er war, mein Kind, desto mehr hat er dir wohl auch geben können ... Und desto wilder ist das Entbehren."

Beim Worte: wilder trafen sich einen Moment ihre Augen, und ein Blutstrom schoß auf ins Gesicht der Witwe. „Onkel Hvide," sagte sie, „du siehst alles. Aber ich schäme mich. Ich schäme mich vor meinen Kindern." „Schämst dich?" und seine Sprache klang härter, „warum? glaubst du nicht, alle die andern ‚sehnten' sich ebenso?" Frau Urne hatte ihren Kopf an den Stuhlrücken gelehnt und sah in die Luft hinaus. „Warum lügen sie denn alle?" „Sie lügen," sagte er: „so wie du lügst." Er schwieg ein Weilchen. „Warum sie lügen?" sagte er. „Weil man uns heranzüchtet zu dem Glauben, daß wir etwas anderes wären, als wir sind. Und wenn wir uns dann selber entdecken, so glauben wir, die andern wären besser, und wir wären die schlimmsten... Aber wir sind uns gleich und haben denselben Körper." Frau Urnes Hände fielen in ihrem Schoß zusammen. „Aber," sagte sie, „daß wir so spät alt werden." Ein Lächeln glitt über das Gesicht Seiner Exzellenz. „Ja," sagte er, „spät oder nie." So saßen sie schweigend einen Augenblick. Dann fragte er: „Wie geht es deinen Söhnen?" Frau Urne griff sich an den Kopf, wie um ihre Gedanken zu sammeln: „Ja, du weißt doch, daß Christian nicht Offizier werden will." „Na, ist das nun aufgegeben?" „Ja, er will nicht..." „Hm, was will er denn?" Frau Urne sagte: „Er möchte Ingenieur werden." „Soso," sagte Seine Exzellenz: „Was soll ein Mechaniker hierzulande? Hier laufen wir die Landstraßen lang, die da sind." Frau Urne sagte und sah ihn nicht an: „Er sagt, die Welt wäre groß."

Es wurde still. Die Uhr drinnen im vordersten Zimmer tickte mit einem wunderlichen Laut, als wäre jede Minute etwas Berstendes. „Und ich meine... daß ... daß es so schwer ist ... daß es ist, als ob, als ob wir alle das, wofür er starb ... verrieten." „Was denn?" fragte er. „Das Land", sagte sie (sie wollte sagen das Vaterland, aber es wurde nur „das Land" daraus). „Das Vaterland?" sagte Seine Exzellenz, „das wird verraten Tag für Tag und lebt von den Resten. Ein jeder sorgt für das Seine, und das Vaterland kann nehmen, was übrigbleibt. Er", und er hob die Hand auf zu dem Bilde des verstorbnen Generalstabsoffiziers, „starb auch nicht fürs Vaterland, sondern für seinen Glauben, den er verloren hatte ..." Frau Urne hatte vielleicht nicht verstanden, oder ihre Gedanken waren bei den Söhnen geblieben,

denn sie sagte: „Aber wenn sie beide reisen, Wilhelm und Christian, dann ist gar kein Junger vom Geschlecht mehr im Lande." Hvide sah vor sich hin, und seine Stimme senkte sich: „Ich denke manchmal, mein Freund, daß wir alten Geschlechter, daß wir vielleicht genug gesündigt haben . . ." Er stand auf. „Laß nun die andern weiter sündigen." „Aber was nennst du Sünde, Onkel Hvide?" Seine Exzellenz nahm die Hand fort, mit der er sich auf den Tisch gestützt hatte: „Die Lüge ist die Sünde, und wir haben nicht die Schultern dazu gehabt, um sie zu durchbrechen." Frau Urne erschauerte, als ob Kälte sie schüttelte. „Onkel Hvide," sagte sie und bewegte den Kopf einmal hin und her, als ob da etwas sei, was weh tat um ihren Hals, „alle Altäre werden so leer . . ." Seine Exzellenz stand noch vor ihr, und er erhob seine Hand. „Es gibt keine Altäre, denn es gibt keine Götter. Wir sind —." Er schwieg einen Moment, und sein Gesichtsausdruck wechselte: Die, die wir sind. „Und wie geht es mit Wilhelm?" fragte er. „Er" — und Frau Urne nahm sich wieder zusammen: — „Er wird so leicht aufbrausend, weißt du . . ." „Ja", sagte die Exzellenz, „ich weiß es. Das gehört zu seinem Alter. Aber," sagte er, „laß ihn seine Freiheit haben. Adieu, mein Kind." „Adieu, Onkel Hvide — und vielen Dank, daß du kamst." Sie begleitete ihn hinaus, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

„Zu Konferenzrat Glud", rief die Exzellenz, und der Wagen rollte noch einmal durch die Straßen, bis er vor dem Hause des Konferenzrats anhielt, wo ein verwachsenes Männchen seinen Kopf zu einer kleinen Seitentür herausstreckte, bevor das Tor langsam aufgeschlossen wurde und der Wagen einfahren konnte. Das Männchen stand an der Wagentür, aber Seine Exzellenz sah es nicht und sprach nicht mit ihm. Er war aus dem Wagen gestiegen und rüttelte an dem Schloß der Flurtüre — an allen den uralten Türen des Konferenzrats waren sonderbar neue Schlösser. „Man kommt nicht hinein vor all den Einrichtungen", rief Seine Exzellenz, und er ging die Treppe hinauf. Er schellte, und ein Augenpaar kam in dem Guckloch der Türe zum Vorschein, ehe aufgeschlossen wurde: „Ja, ich bin es", sagte Seine Exzellenz und ging hinein. „Immer gleich stattlich", sagte er und sah auf die Hausdame, Fräulein Erichsen, die seit zwanzig Jahren dem Hause des Konferenzrates vorstand und hochbusig und taillenschlank verblieben war wie jemand, der sich nicht ergibt, sich vielmehr behauptet und sich pflegt und wartet. „Wie steht es?" „Die Hofjägermeisterin ist in der Stadt", sagte Fräulein Erichsen. „Deswegen komme ich", sagte Seine Exzellenz und stieß mit seinem Stock selbst die Zimmertüre auf. „Ich mache es wie die Raben." Fräulein Erichsen sagte — aber man wußte nicht, ob sie verstanden hatte oder nicht —: „Ja, dem Konferenzrat geht es schlecht." „Lassen Sie mich ihn sehn", sagte Seine Exzellenz.

Fräulein Erichsen ging, und er blieb mitten in dem Zimmer stehen, das die verschlossenen Fensterläden halbdunkel machten, so daß die Umrisse der Möbel halbwegs verschwanden und von den Gemälden nur die breiten Rahmen

zu sehen waren, die wie Striemen von Gold auf den Rokokowänden lagen; die Verzierungen der Wände zuckten auf und schwanden wie die goldenen Adern eines großen Leibes. Seine Exzellenz schritt dahin mitten durch die Räume, wo es überall leer war, unter den Kronleuchtern her, die, in Drillich eingebunden, schwer herniederhingen wie gefüllte Säcke. Vor der innersten Türe, die angelehnt war, blieb er stehen. „Was will er hier," erklang eine Stimme, die der Zorn aufzischen ließ in ihrer Lähmung, „was will er hier?" „Ich will ihn nicht sehen. Ich habe es Ihnen gesagt." „Der Herr Konferenzrat dürfen sich nicht aufregen", sagte Fräulein Erichsen still, wie der, der die Macht hat. „Bitte, Exzellenz", sagte sie, und sie ging. Seine Exzellenz blieb vor dem Konferenzrat stehen, der zurückkroch in seinen Stuhl hinter die herabgelassene Gardine, als wollte er seinen Kopf voller Schwären verbergen. „Du willst mich nicht sehen", sagte Hvide. „Es hat dich keiner geholt", lallte der Konferenzrat mit seiner dicken Zunge. „Ich hörte, es wäre schlimmer geworden", sagte Seine Exzellenz, der sich der herabgezogenen Gardine näherte. „Laß die Gardine in Ruh'", sagte der Konferenzrat und erhob die linke und mißgestaltete Hand. „Ich muß sehen", sagte die Exzellenz und rollte die Gardine auf, daß plötzlich das ganze Licht hereinfiel über den mit Schwären bedeckten Kopf des Konferenzrats, darin, mitten in der Eiterung, das linke Auge herausstand, heraushing aus seiner Höhle, wie bei den mißgestalteten Tieren, die die Vorzeithistorie unseres Erdballs kennt. „Du bist klein", sagte Seine Exzellenz, der mitten im Lichte stand.

Der Konferenzrat hob das rechte und gesunde Auge zu ihm auf, mit dem Blick eines Tieres, das fühlt, wie Stricke einschneiden in alle seine Glieder. „Mir geht es so wie immer", sagte er, und die Zunge stak dick in seinem Munde. Seine Exzellenz knüpfte die Gardinenschnüre in einen festen Knoten. „Ja so", sagte er. Er nahm den Puls des Gelähmten, und er betrachtete seine Uhr, ohne das Gesicht zu bewegen. Er sagte auch nichts, während er die Uhr wieder in die Tasche steckte und mit seinem eiskalten Daumen zu fühlen, rings im Gesichte des Konferenzrats, um das heraushängende und blinde Auge herum hart zu fühlen begann. Der Konferenzrat rührte sich nicht, der Finger der Exzellenz übte einen Zwang wie ein Nagel. „Tut es weh", fragte Seine Exzellenz. Der Konferenzrat, der vor Schmerz in seine gelähmte Zunge biß — seine Zähne hatte er — antwortete nicht. Seine Exzellenz ließ los: „Und die Beine?" fragte er.

Der Konferenzrat, der fünfzehn Jahre jünger war als die Exzellenz und in der ruhmvollen Zeit des Familienarztes aufgewachsen war, entfernte das gesunde Auge nicht vom Tische, ehe nicht die Exzellenz sich bückte, wie um die Beine des Konferenzrats zu umfassen: „Sie sind wie gewöhnlich", lallte er. „Kannst du noch bis zu deinem Eisenschrank kommen?" sagte die Exzellenz und lachte, indem er eine Bewegung nach dem Krückstock hin machte, der an den Fensterrahmen gelehnt stand. „Du machst also noch Geschäfte?" Der Kon-

ferenzrat hob sein Auge zu ihm auf. „Die, die nicht abgewickelt sind," sagte er, „unter anderm deine." Ein plötzliches Zucken lief hin über das Gesicht Seiner Exzellenz, ohne daß er selbst es wußte; dann sagte er, als habe er nichts gehört: „Du solltest dich schonen." Und er fügte hinzu, während er fortwährend mit der einen Krücke gegen den Fensterrahmen schlug: „Es ist Zeit. — Das kann ich dir sagen."

Es war einen Augenblick totenstill, während Seine Exzellenz den Blick von dem Kranken weg in das Zimmer schweifen ließ, über den mächtigen Schreibtisch hin, wo nichts zu finden war außer dem ererbten Lederbeutel mit Kupfer und dem goldenen Schreibzeug, einer Erinnerung an das bekannte Wohltätigkeitswerk, das den Weg des Konferenzrats gekennzeichnet hatte — hin zu den Stühlen, die wie eine Wache längs der Wände standen, und den zwei Paneeltüren, die dicht bei einander waren. „Ich tue, was ich will", sagte der Konferenzrat, und seine Sprache war beinahe deutlich geworden kraft eines übermäßigen Willens.

Es klopfte an die Paneeltür — erst schwach, dann lauter. „Kratzt er immer noch hier?" rief Seine Exzellenz, der es plötzlich hörte. „Herein." Und die Türe ging auf, eine Mannsperson trat bestürzt ein. Er war lang und trug schwarze, verschlissene Kleider. Man glaubte unwillkürlich, daß er nicht mehr Körper besaß als seine bleichen Hände. Dem Konferenzrate war es fast gelungen, sich zu erheben. „Gehen Sie, gehen Sie — was wollen Sie ...?" Und die Tür schloß sich wieder. Die Exzellenz lachte und hatte den Griff der einen Krücke umfaßt. „Also du wucherst noch? Also deine Säcke sind noch nicht gefüllt genug?" Seine Exzellenz stieß mit der Krücke gegen den Tisch des Bankiers. „Aber du nimmst dein Gold aus deinem eigenen Sarge, das will ich dir sagen." Der Konferenzrat war zum Stehen gekommen, auf seine Krücke und seinen rechten, gesunden Arm gestützt. „Es geht dich nichts an", sagte er, und fast seine ganze Stimme hatte er wieder.

Die Exzellenz betrachtete einen Moment das entstellte Gesicht, das zerspringen zu wollen schien unter dem zuströmenden Blut. „Nein", sagte er und wandte sich ab. „Und du," rief der Kranke, der sich mit Gewalt auf den Tisch stützte, „du bleibst von hier fort." „Ich brauche auch Ole Hvide nicht mehr." Der Konferenzrat hatte den Vornamen betont, der einst im Klange des Namens Seiner Exzellenz gewesen war wie der Schnörkel unter einem Namenszuge, und die Exzellenz wandte sich ab wie unter einem Stoß. Aber als er sprach, klang seine Stimme ruhig. „Du hast wohl recht", sagte er und preßte die Krücke, die er noch in der Hand hielt. Und als fragte er nach dem Befinden eines Freundes, sagte er: „Die Hofjägermeisterin ist ja hier?" Das Auge des Konferenzrats wurde rot in dem Weißen, eine Sekunde lang hob er seine Krücke mit dem gesunden Arme, und der Arm zitterte ihm. „Hüte dich," sagte er, und er rief die Worte in einem Atemzuge hinaus, „daß nicht die, die dich beerben sollen, Tränen vergießen."

Die Exzellenz hatte den Krückstock umfaßt, wie um sich zu wappnen gegen einen Schlag. Einen Moment lang erstarrte sein Gesicht. Dann war die Krücke tönend zu Boden gefallen, und er war gegangen. Seine Exzellenz sah Fräulein Erichsen in dem mittelsten Zimmer von ihrem Stuhle aufstehen, und er sagte, als sie auf ihn zukam: „Es geht ihm besser." Die Runzeln, die Fräulein Erichsens Gesicht bedeckten, wie die Gittermaske den Fechter schützt, erzitterten jäh. Dann sagte sie: „Gott sei Dank." Und mit einem Lächeln, so unmerklich, daß es eben zu erraten war, sagte sie: „Das meinte ich ja auch, Exzellenz." „Will Erichsen die Hofjägermeisterin grüßen," war alles, was er sagte. Und er ging.

Fräulein Erichsen kehrte in die Zimmer zurück. Auf einmal lachte sie, kurz und hastig, lachte ein Lachen, das nichts zu tun hatte mit ihrer Sprechstimme, und das eine Sekunde lang die Runzeln ihres Gesichts zu verzerrten Falten verbog, unwillkürlich glättete sie sie mit den vom Golde schweren Fingern, bevor sie hineinging zum Konferenzrat. Der Konferenzrat saß in seinem Stuhle, er hatte die Krücke in der Hand. „Er soll nie mehr herein", sagte er, und die Zunge schoß vor aus seinem Munde bei jedem Wort. „Es geschieht ja, wie es der Herr Konferenzrat wünschen", sagte sie; und als sie ihm die Krücke aus der Hand nahm, fühlte sie, wie er noch bebte.

Sie betrachtete ihn von der Seite, wie er im Lichte dasaß — und sie hatte genau denselben Blick in den Augen wie die Exzellenz, als er seine Uhr betrachtete, während er den Puls des Konferenzrats fühlte. „Ziehen Sie die Gardine herunter", sagte der Konferenzrat, der das Licht empfand — oder ihren Blick — wie ein an den Händen gefesselter Mann einen Mückenschwarm. „Zuerst die Decke, Herr Konferenzrat", sagte sie und bückte sich, um das Plaid fester um seine Knie zu legen. Dann erhob sie sich und löste den Knoten der Exzellenz. Sie behielt, während die Gardine herunterrollte, die weiße Schlinge in der Hand, — um keinen Lärm zu machen. Sie ging zurück an den Tisch und sagte: „Es ist Freitag, Herr Konferenzrat." „Ja."

Er zog die Schlüssel hervor und machte sich daran, eine Schublade aufzuschließen und einen eisernen Kasten darin zu öffnen. In dem Kasten lag Geldrolle an Geldrolle in weißes Papier gewickelt. Da war nichts als Gold. Der Konferenzrat nahm eine Rolle und wollte das Papier öffnen. Doch er konnte es nicht lösen, und Fräulein Erichsen mußte ihm helfen, so daß die Goldstücke in seine flache Rechte flossen. Mit der gelähmten Linken machte er einen Versuch, als wolle er sie zählen, aber er vermochte es nicht. So ließ er sie denn herausfallen auf den Tisch — sie fielen langsam, vielleicht weil seine Hand feucht war, Geldstück auf Geldstück. „Es geht ja immer mehr drauf in der Woche, wenn die Hofjägermeisterin in der Stadt ist", sagte Fräulein Erichsen, die dem Fall des Goldgeldes folgte.

Sie hatte die überaus weiße Hand auf den Tisch gelegt, ganz dicht zu der des Konferenzrats, um das Geld aufzunehmen. Der Konferenzrat richtete

den Blick vom Golde fort, hinüber zur Weiße der Hand. „Ja", sagte er und schloß plötzlich das Gold hinein in die Hand des Fräuleins, die er ergriff. „Jetzt sollten der Herr Konferenzrat ruhen", sagte Fräulein Erichsen und machte ihre Hand frei. „Nein, lassen Sie Hansen hereinkommen." „Jetzt, Herr Konferenzrat?" „Ja, es eilt."

Fräulein Erichsen ging durch das Zimmer und öffnete die Paneeltür: „Hansen", rief sie und schloß die Türe wieder. Sie blieb mitten im Zimmer stehen. „Der Herr Konferenzrat sollten vorsichtig sein", sagte sie — man wußte nicht recht, ob sie seine Gesundheit meinte oder das Geschäft, das seiner wartete — und ging auf die große Türe zu. „Das weiß ich." Fräulein Erichsen ging. Hansen schlich sich zur Paneeltüre herein. Er trug einen Haufen Papiere in der Hand. Der Konferenzrat wandte ihm sein Auge zu: „Ist es in Ordnung", fragte er, und seine Stimme wurde auf einmal wieder deutlich, wie vorher, als Seine Exzellenz bei ihm war. „Ja." „Alles?" „Ja." Der Konferenzrat griff nach den Dokumenten. „Lassen Sie mich sehen", sagte er. Sein sehendes Auge wurde größer, während seine gesunde Hand in den Papieren blätterte, die mit Gerichtssiegeln und Stempeln bedeckt waren. „Ja, die Hypothekenbriefe sind hier", sagte er. Er behielt die Dokumente einen Augenblick in der Hand. „Dann kann der Betrag abgeschickt werden", sagte er. Herr Hansen, der die ganze Zeit zwei Ellen vom Tische entfernt stand, sagte: „Herr Hans Hvide kommt selbst um 10 Uhr." Der Konferenzrat ließ seine Papiere los. „Ist er hier?" sagte er, und seine Stimme wurde auf einmal wieder undeutlich. „Er ist heute morgen gekommen."

Herr Hansen war der Meinung, daß der Konferenzrat heute ganz elend wäre, auch die rechte Hand zitterte ja dem Konferenzrat. „Ich will ihn nicht sehen", sagte der Konferenzrat. „Bezahlen Sie das Geld aus, und lassen Sie ihn quittieren." „Sehr wohl, Herr Konferenzrat." „Aber dies da will ich kuvertiert haben", sagte der Konferenzrat. „Jetzt?" „Ja", sagte der Konferenzrat. Herr Hansen ging und kehrte mit einer großen schwarzen Mappe zurück, die er vor den Konferenzrat hinlegte. Auf dem Einband stand, auf einem Etikett, der Name Hvide in schwarzer, steiler Schrift. „Wo ist das Kuvert?" „Hier, Herr Konferenzrat." „Legen Sie die hinein", und der Konferenzrat zeigte auf die Papiere. Herr Hansen tat es, während das Auge seines Herrn seinen Händen folgte. „Holen Sie nun den Kandelaber." Herr Hansen holte den Kandelaber von der Konsole und zündete das eine Licht an. Er brachte auch Lack und das Petschaft. „Gut."

Der Konferenzrat führte den roten Lack in das Licht, wo er hoch aufflammte, und ließ ihn niederfallen auf das blaue Kuvert. Ein paar rote Tropfen fielen auf den Tisch (ja, er zittert auch mit der rechten, dachte Herr Hansen), bevor ihm das Versiegeln gelang. „Öffnen Sie die Mappe." Herr Hansen tat es. Der Konferenzrat legte das Kuvert zu oberst auf die vielen

Papiere in der Mappe. Seine Hand blieb einen Augenblick liegen, schwer lastete sie auf dem Haufen: „Räumen Sie jetzt fort", sagte er. Herr Hansen räumte fort, alles, bis der Konferenzrat wieder vor seinem leeren Tische saß. „Rufen Sie das Fräulein herein", sagte er. „Ja, Herr Konferenzrat." Herr Hansen ging durch die große Türe, und Fräulein Erichsen kam herein. „Sind's die Kissen, Herr Konferenzrat?" fragte sie. „Ja." Fräulein Erichsen legte sie behutsam dem Konferenzrat in den Rücken und unter den Kopf. Während sie es tat, sagte er: „Die Sachen wären in Ordnung." „Sitzen der Herr Konferenzrat nun gut?" „Aber die Schillinge werden ihm nicht helfen," fuhr der Konferenzrat fort, „dazu ist mehr nötig. Das Loch ist zu tief. Es ist nicht genug. Dazu ist mehr nötig." Plötzlich versuchte der Konferenzrat zu lachen, und sein Lachen glich dem Schrei eines seltsamen Vogels. „Um das Loch zu stopfen", sagte er, „muß Ole Hvide seinen steifen Rücken beugen." „Der Herr Konferenzrat behalten ja immer recht", sagte Fräulein Erichsen und ging hin über den Fußboden mit ihren behutsamen Schritten. Der Konferenzrat war allein in seinem Zimmer. Sein großer und unförmiger Kopf glich dem mißgestalteten Steinhaupte einer Sphinx.

Die Mutter war angekleidet. Sie hatte ihr Fenster aufgestoßen — hinaus der kalten, schneidenden Luft entgegen. Der Vater hatte es von seinem Zimmer aus gehört. „Stella, deine Brust", rief er. „Fritz, man muß Luft haben." Und sie blieb stehen und sah hinaus in den schneeschwülen Tag. „Jetzt haben sie Englisch." Sie dachte an das „Weiße Haus" daheim und an die Kinder, deren Stundenplan und Tageslauf sie in Gedanken von Stunde zu Stunde verfolgte. „Und das Kleinste kann nichts", dachte sie, und sie lächelte. Sie hörte den Vater seine Tür öffnen und schließen und gehen. Die Mutter sah zu den Wolken auf. Wie schwer die Wolken heute am Himmel hingen, Hagelwolken, fast wie die Gewitterwolken, die daheim über ihrem Garten hintrieben. Die Mutter erschauerte in dem kalten Luftzug; drinnen im Zimmer des Vaters hörte sie Arkadia mit ihren Gerätschaften rumoren und krachend die Fenster aufstoßen.

Plötzlich sah die Mutter in den Hof hinaus und hinüber zu den Kellerfenstern im Flügel: Es tauchte ein und dann ein zweites Männergesicht aus dem Kellerfenster auf. Drei waren es. Ein schwarzes und zwei blonde. Und alle verdrehten sie die Augen und guckten nach oben. Nun war es der Blonde. „Na, also mir gilt es nicht", sagte die Mutter plötzlich ganz laut. Sie hatte Arkadia gesehen, die sich weit hinauslehnte zum Fenster des Vaters, nicht vier Ellen von ihr entfernt. Sie ging ein wenig vom Fenster zurück, während sie, in munterem Staunen, auf die Mannsfiguren niedersah, die alle abwechselnd zu einem und demselben weiblichen Wesen emporguckten. Plötzlich hörte sie den Wagen Seiner Exzellenz im Portal und sah ihn in den Hof einrollen. „Nein, ihr Kinderchen," sagte sie, „der Gaul hinkt wieder." Und sie lachte.

Johann war von seinem Bock heruntergestiegen. Der Einbeinige stand daneben und betrachtete die Pferde. „Der tut's nicht lange mehr", sagte er. „Kann wohl sein", sagte Johann und sah den Medaillenmann scharf an. „Guten Morgen, Johann", rief die Mutter von hoch oben aus ihrem Fenster. Es klopfte an die Tür. Es war der Vater. „Nun komme ich", sagte die Mutter und ging hinaus. Zusammen gingen sie die Treppe hinunter und hinein zu Seiner Exzellenz. Mitten in der Tür lachte die Mutter. „Nein," sagte sie, „ich werde niemals den menschlichen Appetit begreifen." Sie hatte auf einmal in Gedanken wieder den blonden Kopf aus dem Kellerfenster auftauchen sehn. Der Vater antwortete nicht, sein Gesicht blieb unbeweglich, und ein plötzlicher und müder Schatten fiel über die Züge der Mutter. Seine Exzellenz öffnete die Tür aus seinem Zimmer. „Georg, die Briefe", rief er. „Guten Morgen, mein Freund", sagte Seine Exzellenz, als er die Mutter sah, und seine Stimme bekam einen anderen Klang. „Guten Morgen, Großpapa", antwortete sie und bückte sich, während Seine Exzellenz sie mit den kalten Lippen auf die Stirne küßte. Alle drei gingen sie in das vorderste Wohnzimmer, wo Ihre Gnaden in einer Moiré-Mantille am mittleren Tische saß.

Seine Exzellenz sah nach ihr hin — mit demselben fast ängstlichen Blicke wie am Morgen. — „Brahes lassen grüßen", sagte er und bückte sich, um seine Lippen an ihr Haar zu führen. Ihre Gnaden senkte schroff den Kopf. „Guten Morgen", sagte sie, während die Mutter ihr flüchtig die Hand küßte. „Wieviel Grad haben wir hier?" fragte sie sehr laut. Und die Gesellschaftsdame ging hin, um an dem Thermometer die Temperatur abzulesen.

... Georg hatte auf dem Tische Seiner Exzellenz die Briefe zurechtgelegt.

(Fortsetzung folgt)

Steigt oder sinkt die deutsche Rasse?
von Robert Hessen

Vor der Beantwortung obiger Frage muß festgestellt werden, in welchem Sinn das Wort „Rasse" gelten soll. In des Tacitus Tagen waren die Deutschen ein Volk, „mit keinem andern vergleichbar, nur sich selber ähnlich"; tausend Jahre früher würde wohl überhaupt noch kein von außen herzutretender Beobachter Germanen und Kelten haben unterscheiden können. Cäsar ist bekanntlich der erste gewesen, der jene beiden Typen, freilich — abgesehen von der „ungemeinen Körpergröße und Abhärtung" der Unsrigen — mehr nur nach politischen Erfolgen und Neigungen auseinanderhielt, worauf Tacitus mit dem Griffel eines Malers auch die Pracht des Gliederbaues unsrer Ahnen, das rötliche Blondhaar, das trotzblickende blaue Auge beschrieb. Auf dem linken Ufer des Rheines fand Cäsar schon kelto-germanische Mischvölker, die Menapier, die Nervier und andere. An den Küsten der Ostsee, oder-, weichsel- und memelaufwärts, ereigneten sich Mischungen mit Slawen erst während der Völkerwanderung, als das verlassene ostelbische „Mauringaland", das Land der wildwuchernden Grasnarbe, nur noch spärliche Reste von Herulern, Skiren, Gepiden, Goten und Wandalen enthielt. Dort gerieten die Wenden und ganz besonders die alten Prussen dem urgermanischen Vorbild am ähnlichsten. Doch wie sich allein durch den Aufenthalt in verschiedenen Himmelsstrichen Kelten und Germanen einst voneinander differenziert und eigenartig entwickelt hatten, so war schon lange vor der Wanderzeit, und ebenfalls aus geographischen Gründen, der ursprünglich so reine tacitische Typ getrübt worden. Die Sage nennt unter allen deutschen Stämmen die Burgunder dunkel, und das ist völlig glaubhaft. Sie gehörten zu jenem nordöstlichen Germanenflügel, dessen Sprossen in grauer Vorzeit den Sund auf Einbäumen oder gar nur schwimmend genommen und sich auf skandinavischem Boden als von der Wissenschaft sogenannte Nordgermanen angesiedelt hatten. In der felsigen Landschaft, die den Sognefjord umsäumt, gibt es heute noch einen Flecken Borgund; Borgundar ist soviel wie Bergbewohner. Heute noch wachsen dort dunkelhaarige Norweger, die nicht von irgendwelchen spanischen oder süditalienischen Vätern herstammen; sondern die Natur selbst hat in einer ihrer vielen Launen Haar und Haut urechter Germanen in jenem nördlichen Strich stärker pigmentiert. Viele Wikinger waren brünett, bevor sie die Normandie und Sizilien anliefen, ganz wie Henrik Ibsen in seiner Jugend schwarzlockig war und die beiden autochthonen „Brüder" in des jüngeren Kjelland hübschem Roman dunkelhaarig sind. Die Insel Bornholm, auf der die reiselustigen Burgunder auf ihrem Zuge nach der heutigen Mark Brandenburg Station machten, hieß damals Borgundarholm. Daß im übrigen die Burgundionen der Völkerwanderung weder an hohem Wuchs, noch an Lockenfülle, noch an Stimmkraft, noch an

Appetit hinter irgendeinem der anderen Wanderstämme zurückstanden, beweisen jene kostbaren Verse des Bischofs Sidonius Apollinaris, der ihre Einquartierung (hospitalitas) am Anfang des fünften Jahrhunderts zu erdulden hatte, und einem Freunde Catullinus klagt, wie sein feines Gehör durch die Lieder malträtiert würde,

„Die der gefräßige Burgunder anstimmt,
Der sich die Haare salbt mit ranz'ger Butter.
— — — — — — — — — — — —
Nicht fallen über dich vor Tagesanbruch
Wie über einen guten alten Onkel,
Den Mann der Amme stürmisch mit Halloh
Soviel Giganten all auf einmal her,
Wie kein Phäakenkoch zu sätt'gen wüßte!"

Nur selten sind während des frühen Mittelalters Wälsche über die Alpen zu uns gedrungen, insonderheit Händler in den größeren süddeutschen Städten und Schriftkundige an den Fürstenhöfen, überwiegend Lombarden, also Spähne vom gleichen Holz wie wir. Schon der hohe Salierkaiser Heinrich III. trug den Beinamen „der Schwarze", vielleicht weil seine herrliche Mutter Gisela burgundische Prinzessin war, vielleicht auch weil unser Himmelsstrich südlich des Maines einer stärkeren Dunkelung von Haut und Haar eben keineswegs entgegen ist. Ungünstiger würde die Minderung ragenden Wuchses, der Verlust sauberer germanischer Sitten durch Ansteckung von Osten her, von mongolischer und slawischer Seite geworden sein. Dies verhinderte zum Glück die ostelbische Kolonisation, die jenen urgermanischen Boden zwischen Oder und Memel mit vorwiegend blonden, niederdeutschen Siedlern wiederum beschwärmte. Kardinal d'Aragona, der 1517 Süd- und Westdeutschland bereiste, fand ein frisches, urwüchsiges Volk, die Männer auffallend hoch und stark am Niederrhein. An sie müssen wir denken, wenn wir bei dem bekannten Deutschamerikaner Karl Schurz über seinen Großvater lesen, der unweit von Bonn als Burghalf, d. h. auf adligem Besitz um die Hälfte des Ertrages angesetzter Pächter, wirtschaftete. „Er war ein Mann von gewaltigen Proportionen, über sechs Fuß groß, von mächtiger Breite in Brust und Schultern, die Züge des Gesichtes massiv in Übereinstimmung mit der ganzen Statur; ein voll und entschieden geformter Mund über starkem, eckigem Kinn, die Nase groß und gerade, darüber buschige Brauen, ein dunkelglänzendes Augenpaar beschattend; die Stirn breit, und der große Kopf bedeckt mit krausem, braunem Haar. Seine Muskelstärke war erstaunlich. Bei der Kirmes, als er mehrere andre Halfen zu Gast hatte, wurde eine Kraftprobe vorgeschlagen, und mein Großvater ging die Wette ein, daß er den riesigen Amboß, der jenseits des Burggrabens in der Schmiede stand, in seinen Armen über die Brücke, durch das Tor ins Haus, alle Treppen hinauf bis zum höchsten Söller, dann wieder zurück in die Schmiede tragen würde; und ich sehe ihn noch

einherschreitend mit dem gewichtigen Eisenblock in seinen mächtigen Armen, treppauf und treppab, als trüge er ein kleines Kind." Einmal fällte dieser echte Rheinfranke einen wilden Stier, vor dem alle flohen, auf einen einzigen Hammerschlag. Die deutschen Frauen fand Kardinal d'Aragona durchweg anmutig, nur mit einer Hinneigung zu stockigen Zähnen behaftet, wofür er zu reichlichen Genuß von Butter und Bier verantwortlich machte. Dann begann leider die traurige Epoche, da die durch den Partikularismus ihrer Fürsten verblödete Nation ihr Hausrecht nicht länger wahren konnte, was natürlich die Rassenmerkmale verwischen mußte.

Der Vorpommer Bartholomäus Sastrow hat es in seinen Erinnerungen geschildert, wie während des Schmalkaldischen Krieges die von Halle nach Augsburg rückenden Spanier unter uns hausten. Im Stifte Bamberg, wo der weibliche Schlag für ganz besonders schön galt, nahmen die Räuber einmal vierhundert Frauen und Jungfrauen zum persönlichen Gebrauch mit auf den Weg und ließen sie erst kurz vor Nürnberg laufen. Gatten, Brüder, Väter waren ihnen nachgezogen; „da bekam ein jeder die Seine wieder". Von dieser und andrer spanischen Aussaat ist viel in Deutschland aufgegangen. Ihr entstammen jene von Gemüt oft kerndeutschen, nach ihrer äußeren Erscheinung wie aus fremden Welten zu uns herabgestiegenen Frauen von bleichem, durch einen schmerzlich süßen Zug um die Mundwinkel in stille Trauer versenktem Antlitz, mit glanzlosen, weil von langen, seidenen Wimpern beschatteten Dunkelaugen, in die beim Lächeln Feuer und Leben fährt, als ob Sonnenblitze plötzlich eine Landschaft erhellten, von köstlicher Fülle in Schultern und Büste, graziöser Hand, weichem schlichtgescheiteltem Schwarzhaar. Ich bin ihresgleichen in Thüringen begegnet, in Ostpreußen, an Mosel und Rhein. Theodor Fontane hat eine von ihnen in seinem zweiten Heimatort Swinemünde getroffen, und zitiert, um ihren Zauber zu malen, Storms herrliche Verse:

„Du hörtest niemals heimverlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau:
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau'
Lag noch Granadas Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand:
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimatland."

Selbst wenn es sich diesmal wirklich nur um einen schönen Gast gehandelt hätte, ist nicht auch Spanien während der Völkerwanderung mit germanischen Keimen übersät worden und hat unser Deutschland bei solchen späteren Aufmischungen nicht vielfach nur einstiges Eigentum zurückerhalten? Was ist denn Andalusien anders als Wandalusien? Von seiner Küste führte Genserich eines Tages die Wandalen hinüber nach Afrika. Und Katalonien deutet auf Gotolaunien. Während des Dreißigjährigen Krieges geschah dann freilich des

Schlimmen zuviel. Wäre dem Volkstum, für das in den ersten zehn Schreckensjahren der Grund gelegt wurde, Dauer beschieden gewesen, so würden wir damals bereits aufgehört haben, anthropologisch eine Rasse zu sein. Doch bekanntlich ließ jene furchtbare Not von etwa zwanzig Millionen, die 1618 in Deutschland gezählt wurden, nur etwa fünf übrig. Berechnet man ganz bescheiden die Bilanz natürlicher Volksvermehrung bei nur einigermaßen erträglichen Umständen in jenen dreißig Jahren mit einer Million Zunahme, so müssen wir sechzehn Millionen (fünfzehn und eine) als rein durch die Kriegsgreuel umgekommen buchen. Es hielten sich bis zuletzt insonderheit die alten zähen Bauerngeschlechter, und in den Städten, wo die verfeinerten Schichten schnell hinweggeschmolzen waren, die kleinen Ackerbürger. Sie haben ein Volkstum fortgepflanzt, das man fast noch einmal eine Rasse hätte nennen können: schwerfällig, von starkem Gliederbau. Nur der alte Trotz in den funkensprühenden Augen fehlte diesem gedemütigten, karg lebenden, interesselosen, geistig wie materiell armseligen Menschenschlage fast völlig. „Schwerlich wird ein Genie aufstehn, dessen Befehle unsern Gehorsam ermüden könnten", so klagte ein politischer Denker in jenen Blütetagen des Absolutismus. Dann traten allmählich Franzosen in die Fußtapfen der Spanier und haben sich zuerst nur im Westen, späterhin ganz besonders auch in Ostelbien um unsere Blutverjüngung bemüht. Auf solche Dinge läßt sich von mehr als einem Standpunkt blicken, und ich bin als Patriot völlig auf seiten des Freiherrn vom Stein, der, als die Preußen im Juli 1793 Mainz einnahmen, das die Herren Ohnehosen ein Jahr lang innegehabt hatten, den widerlichen Eindruck der Depravierung von fast sämtlichen Frauengesichtern zornig ablas. Indessen auch hier ward es zur Wahrheit, wie jede Wolke ihren silbernen Rand hat; denn das ganze kommende Jahrhundert hindurch genossen die Mainzerinnen den Ruhm, die üppig schönsten Frauen Deutschlands zu sein, und es bleibt eben ein Grundirrtum unserer Moralpauker, daß die vermuckertsten Völker den leistungsfähigsten Nachwuchs hätten, die deutlichsten Spuren in der Weltgeschichte hinterließen. Weit lieber lebte gewiß auch mancher von uns in jenen glücklichen mainzer Bundesfestungstagen, aus denen uns Otto von Corvins prächtige Erinnerungen soviel Erbauliches künden, als zusehen zu müssen, wie die heutige deutsche Männerwelt sich mit Bilderbüchern tröstet, weil augenscheinlich die Wirklichkeit zu magern Ertrag liefert.

Bei dem Durcheinanderheiraten der modernen europäischen Nationen, zumal seit wir ein ausgesprochenes Einwanderungsland wurden und selbst die Juden sich mehr und mehr assimilieren, ist unser Anspruch auf die Bezeichnung Rasse immer zweifelhafter geworden. Vor allem die Kultur an sich wirkt rassewidrig und bräunt erfahrungsgemäß alle blonden Nationen. Auch die Römer sollen ursprünglich viel heller gewesen sein, während ihre heutigen Nachfahren in Rom fast ausnahmslos brünett erscheinen. So ist in unsern Grenzen der richtige blonde Typus, wie ihn Tacitus schilderte, zu einer Ausnahme geworden,

die zwar den Betrachtenden erfreut, doch den Nachdenkenden wegen der Seltenheit des Falles wehmütig stimmt. Was das „trotzblickende" bei Tacitus meinte, kann man heute am ehesten aus einem Gemälde Dürers, dem bekannten Brustbilde des Hieronymus Holzschuher in seiner pelzverbrämten Schaube, erfahren. In dessen Augen glimmt ein eigentümliches Licht. Ich selbst habe dieses Phosphoreszieren nur einmal vor langen Jahren bei einem deutschen Seemann beobachten dürfen. Er war Offizier auf einem der großen Ozeandampfer, untersetzt, rotbäckig, mit jenem strohgelben dicksträhnigen Blondhaar und Schnurrbart, die den Franzosen seit 1870 so verhaßt wurden, persönlich eines der gutmütigsten Kerlchen, die man antreffen konnte. Andrerseits habe ich während meiner Studienzeit einen baumlangen Altgermanen von unverfälschten Instinkten in nächster Nähe belauschen dürfen, außerordentlich schlachtenfroh — er machte den französischen Krieg „rasend gern" mit und wußte, heimgekehrt, endlose Abenteuer zu erzählen — auch in seinen Zivilverhältnissen ein richtiger Dreinfahrer gleich Erzengel Michael, höchst kitzlig im Ehrenpunkt, ohne jede Menschenfurcht in irgendeiner Beziehung, unfähig zu lügen oder irgend etwas zu begehen, was man in Geldsachen, im Berufsleben oder sonst im Verkehr der Männer unanständig hätte nennen können, nicht ohne Gutmütigkeit, wenn man ihn richtig zu nehmen wußte, aufrichtig und nachhaltig als Freund wie als Hasser. Aber dieser Berserker war pechschwarz von Haaren mit einem braunen Gesicht wie ein Kreole; er und ein Kommilito von ähnlichem Habitus, doch aus anderm Lager, hießen auf der Hochschule die beiden „Mohrenprinzen", und es war immer ein Fest, wenn sie sich wieder einmal auf Mensur vorhatten.

Soviel ist sicher: in vielen deutschen Gegenden herrscht überhaupt gar kein Typus mehr. Millionen werden als „dunkelblond" bezeichnet, andre Millionen sind schwarzhaarig, ohne daß man sie brünett nennen könnte. Nur in gewissen Strichen an der Seekante und sonst im Bezirk der alten Sachsen, in der Pfalz und im nördlichen Schwarzwald, in Schwaben und auch in Bayern, sieht man, oft noch in ganzen Mengen, die richtigen blonden Germanenkinder, die kleinen Mädel mit jenem vom hohen Scheitel her abwärts am Hinterkopf anliegenden Zöpfchen, wie es die Suevenmütter schon flochten, als das Stammvolk der heutigen Württemberger und Südbadener, die suevischen Semnonen, noch in der Uckermark den heiligen Bundeshain Alah als Alahmannen hüteten, bevor sie sich quer über den deutschen Mittelgebirgstock und über den Main zur obern Donau durchschlugen.

Unter solchen Umständen ist es geboten, auf ernste anthropologische Gleichnisse des Germanentumes mit den heutigen Deutschen lieber zu verzichten. Soll von Rasse die Rede sein, so bleibt als ungenaues, aber immerhin brauchbares Merkmal allein die Muttersprache, insofern als man sicher sein kann, daß auf deutschem Boden, unter dem nivellierenden Einfluß des Klimas und der Lebensweise, nichts so sicher die Einheitlichkeit des Charakters vorbereitet,

wie das Einspinnen in die Gedankenweise, die gemeinsame Nutznießung der aufgespeicherten Verstandes- und Gemütsschätze einer bestimmten nationalen Gesittung. Wir werden also die zurzeit im Deutschen Reich deutschredenden Menschen ins Auge fassen, als ob sie tatsächlich eine Rasse wären, ohne uns darüber zu täuschen, daß sie es weder nach Wuchs und Bau, noch nach Haut und Haarfarbe sind.

Um das geforderte Resultat herauszurechnen, ist nun das Ansetzen der Vergleichspunkte wichtig. Was gilt uns als zwingender Beweis von Rassenhochwertigkeit? Nur allein die Waffenkraft, die Wirksamkeit in der Vernichtung von Feinden? Dann nehme man in Gedanken aus der Million todesmutiger Riesen, die zu des Tacitus Zeit den deutschen Urwald mit ihrem Schlachtruf erfüllten, die zwanzigtausend größten, stärksten, unerschrockensten, stelle ihnen zwei Kompanien krummbeiniger, mittelmäßig angeführter Füsiliere von wenig über fünf Fuß Durchschnittshöhe mit Repetiergewehren, ach nur mit ausrangierten Vorderladern gegenüber; hegt irgendeiner von uns den mindesten Zweifel, wer gewinnen würde? Hier die Donner Tors, unter Blitz und Rauch todbringend sich entladend, ein Gewitter von unerhörter Furchtbarkeit, und schon beim Hagelschauer hingen jenen Naturkindern die Arme wie gelähmt herab vor dem „Zorn der Götter", ließen die Quaden sich einst von den Scharen Mark Aurels willenlos niedermachen? Wir Heutigen wären, so gesehen, weitaus die vorzüglicheren. Aber was hat Rasse mit Vorder- oder Hinterladern zu tun? Rechnen wir anders. Würde es möglich sein, aus den heutigen Deutschen einen Kern von vier Millionen auszulesen, die unbewaffnet den an Zahl etwa gleichen Germanen zu des Tacitus Zeit gewachsen wären? Wenn man diese vier und jene vier Millionen auf zwei Wagschalen legte, welche Schale würde sinken? Der Urgermane pflegte zwei Meter und mehr zu messen, wir wissen es von den Knochen der aufgefundenen Grabstätten. Es war außerdem ein Langschädel mit mächtig ausladendem rundem Hinterkopf, wie ihn noch Karls des Großen Überreste blicken lassen. Plündern wir unsere Garderegimenter zu Fuß, nehmen die schweren Reiter hinzu, die ersten Glieder der stattlichsten Heimatstruppen in Ostpreußen, Niederschlesien, Pommern, in West- und Süddeutschland, hierzu die entsprechenden Reservisten und Landwehrmänner, — ein paar Hunderttausende würden wir vielleicht aus allen deutschen Gebieten zusammenbringen, die an Schulterhöhe den alten Sugambrern und Cheruskern ungefähr nahekämen. Aber auch an Muskulatur, an Plastik der Glieder, an Ausgeglichenheit? Wieviel dürre Bohnenstangen unter ihnen, ohne Saft und Kraft, nach wenigen Jahren wie windschief und baufällig! Wir würden tief in die niederen Ränge hineingreifen müssen, um, wenn schon keinen gleichwertigen, doch wenigstens einen soliden Grundstock zu erzielen. Doch unter dieser Auslese nun auch wieviele Kurzschädel, denen vom einstigen urgermanischen Scheitel der gewölbte Hinterkopf gleichsam weggesägt ist; selbst am Schädel Bismarcks bemerkt man deutlich hinten die platte Sägefläche.

Und gar unsre Frauen! Vermöchten sie an Prachtexemplaren auch nur an-

nähernd eine gleiche Zahl gegen die Germanenfrauen des Urwaldes auszuheben? Mit welcher hohnvollen Verachtung würden doch die kimbrischen Matronen, die zuletzt noch im Nahkampf gegen Marius die Wagenburg hielten, auf unsre Zierpüppchen herabsehen! Während man in Militärschwimmanstalten, in den Reihen der Turner und auch sonst immer noch eine große Menge herrlicher Muskulaturen sieht, haben Körperform wie Beweglichkeit beim schönen Geschlecht unter den schweren, gesundheitswidrigen Zurichtungen der letzten fünfzig Jahre, bei der Verlotterung der Ansprüche an Gediegenheit, erschreckende Einbußen erlitten. Damen, die von Schönheit und Würde des Frauenleibes wirklich eine Ahnung haben, sprechen sich oft nur voll tiefer Trauer über diesen Punkt aus. Die Schneiderin hat allzulang alles beherrscht und ruiniert, Wuchs und Geschmack zugleich.

Indessen, auch diese Rechnung stimmt noch nicht ganz. Denn gesetzt, daß die vorgeschlagene Auslese aus dem heutigen Deutschtum geringwertig zustandekäme, wie nur allzu wahrscheinlich, war es gerecht, sie dem hygienischen Tiefpunkt der heutigen Überfeinerung abzuverlangen? Man stelle jene stärksten und gesündesten von uns zurück in den Urwald, nehme ihnen den Anhauch der Fabrikschlöte, das giftige „Wohnungs- und Bettklima" wie den Staub der Straßen, entspanne ihr Hirn von den Anstrengungen kongestiver Tätigkeit, ihre Verdauungsorgane vom täglichen Hocken auf den Sesseln stickiger Kontore, nähre sie wieder nur mit Milch, ungewürztem Wildfleisch, Beeren, Rüben und etwas Haferbrei, zwinge sie unablässig zu rauher Notwehr gegen Wetter und Wind, reißendes Getier und grausame Feinde; dann sehe man zehn Jahre später nach, wie dieser Schlag sich entwickelte. Viele würden verwelkt und erlegen, aber Schwindsucht mit ihnen zugleich wie ausgestorben sein. Die Durchhaltenden dagegen wie aufgeblüht, straff in den Sehnen, gebräunt, von wilder Stimme; schon glimmt wieder der alte Trotz in hellen, zornsprühenden Augen. Umgekehrt versetze man die tacitischen Germanen zwangsweise mitten hinein in die Hyperkultur; wie schnell würden sie ihre Urkraft verweichlichen und verschlämmen gleich den Wandalen in Karthago, die, den Freuden üppiger Tafel, den Aufregungen der Wagenrennen und lüsternen privaten Schaustellungen unter einem eignen tribunus voluptatum leidenschaftlich ergeben, zuletzt unrühmlich vor einem Handstreich des Justinian zusammensanken.

Jetzt erst gewinnen wir den richtigen Gesichtswinkel. Könnten wir alle auf einen Schlag wieder werden, was wir im germanischen Urwald waren, so würde dennoch, gleich einem unstillbaren Naturtrieb, einer mit Notwendigkeit den Berg hinabrollenden Kugel, uns das Ziel der Verfeinerung locken und leiten; streben würden wir, das zu werden, was wir heute sind. Hat es unter solchen Umständen Sinn, eine Verfassung zurückzuwünschen, aus der das Schicksal uns doch mit Gewalt wieder vorwärtsführen würde, wie jene Verfassung selbst schon gegen frühere Jahrhunderte einen enormen Fortschritt bedeutet hatte, einen größeren vielleicht, als der Abstand zwischen den Zeiten

Armins und uns beträgt? Haben die Cherusker vielleicht gejammert: „Ja, damals, als wir noch keine Metalltechnik und keinen Hausbau kannten, als wir noch einer Herde gleich herumschweiften, alles in den Mund Steckbare durchprobierend, damals ehe die ersten Horden sich aus der Herde loslösten, da war es noch eine Lust zu leben. Damals kannte noch kein Kind seinen Vater, niemand hatte Privateigentum, keine gewobenen Kleider gab es, keine Haustiere; nicht wurde schon gepflügt und gesät, kein Feuer gab es am Herd. Aber es war doch so wunderschön; die Zeiten wenn wir noch hätten?"

Ohne Zweifel, es fiel keinem Cherusker ein, so zu denken; doch sie liebten andrerseits auch den schnellen Fortschritt nicht. Ihre Empörung gegen Varus entsprang nicht bloßer Wut über fremdländischen Rechtsspruch und ungewohnte, beleidigende Kopfsteuer; sie war ein blitzartiges, durch den hellsichtigen Armin vermitteltes Erkennen der eignen Art, die sich Zeit zum Ausreifen gönnen wollte. Wir erleben die zu Schlägen übergehende Notwehr eines frischen fünfzehnjährigen Knaben gegen ein üppiges Buhlweib mit, das ihn verführen und mißbrauchen will. Die hochbegabten Goten und Wandalen sind in solcher Umklammerung durch die römische Kultur vorzeitig zugrundegegangen. Die seßhaften Völker Westgermaniens ließen sich nach der Teutoburger Schlacht fast noch ein Jahrtausend Frist, bevor sie mit der Städtegründung nach Römerart Ernst machten. Doch nicht, daß diese Kultur entstand, sollten wir betrauern; daß die bereits vorhandene einmal, während des Dreißigjährigen Krieges, fast völlig wieder eingestampft wurde, ist viel beklagenswerter. Denn niemand von uns würde Tag und Nacht glimmende Holzkohlen mühsam anblasen oder mit stinkenden Schwefelfäden sich Feuer machen, beim Schein von Talgfunzeln lesen und schreiben wollen, wenn er jetzt nur einen Hahn zu drehen braucht, um elektrisches Licht zu haben. Niemand von uns möchte zwischen Berlin und Frankfurt a. M. zehn Tage lang in einer Kutsche reisen, wenn er die Strecke in acht bis neun Stunden im Schnellzug durcheilen kann. Nein, nicht so darf das Problem lauten: wie werden wir die heutige Kultur wieder los, damit wir zur Natur zurückgelangen, sondern: ist es möglich, der Kultur ihr Gift soweit zu nehmen, daß Gesundheit und Frische nicht aus der Welt verschwinden und wir im Vergleich mit kräftigeren Ahnen allzuschlecht abschneiden?

Ich stehe nicht an, diese Frage unter gewissen Voraussetzungen zuversichtlich zu bejahen. Gemeingut sind diese Voraussetzungen freilich nicht. Wir werden daher nach Auslegung obiger Richtlinien auch den objektiven Tatbestand, die Inventur des vorhandenen Materiales nüchtern und genauer aufnehmen müssen.

Die Völkerpsychologen behaupten, daß Männer hauptsächlich Rassenmerkmale, Frauen hauptsächlich allgemeinere Begabung vererben. Die Männerwelt steht aber unleugbar in Deutschland auf festeren Füßen, hat der Kulturverseuchung kräftiger widerstanden als unsre Frauen. Damit ist noch nicht gesagt, daß der tiefer herabgekommene Teil an sich unwichtig sei; in solchem Kalkül würde ein Rechenfehler stecken. Wir werden diesen Fehler am

sicherſten vermeiden, wenn wir die beiden Hauptkennzeichen für anthropologiſche Tüchtigkeit nennen; ſie beſtehen bei den Männern in dem Durchmachen einer Prüfung vor den Beamten der Landesverteidigung, bei den Frauen in der Fähigkeit zum Stillen des Nachwuchſes. „Jeden nährt der eignen Mutter Bruſt," rühmte Tacitus im 20. Kapitel ſeiner Germania; „nicht Ammen und Mägden werden die Kleinen ausgeliefert." Er hielt das den abwelkenden Römern als Muſter vor und traf das Rechte; die Völker, deren Mütter nicht mehr ſtillen können, fallen zunächſt aus der Zoologie und bald auch aus der Weltgeſchichte heraus.

Die Militärtauglichkeit an ſich hat weder mit Bewaffnung, noch mit Ausrüſtung oder Anführung etwas zu ſchaffen; ſie ſtellt nur ganz allgemein bei den angehenden Rekruten die Geſundheit aller Organe und die Wahrſcheinlichkeit ihrer Durchſchnittsleiſtungen im Fall der Anforderung feſt. Die Muſterung wird aber ſelbſtverſtändlich an nackten Leibern vorgenommen, und hierin wenigſtens hat die Geſundheitsmörderin Prüderie unſere Behörden noch nicht unterbekommen. Prozentual war die Tauglichkeit noch vor ungefähr fünfzehn Jahren (bevor es die ſogenannte Erſatzreſerve gab) am höchſten im Elſaß und in Oſtpreußen mit etwa ſechzig Prozent aller Geſtellungspflichtigen, in vielen Provinzen über fünfzig Prozent. Höchſt ſtattliche Ziffern das, und was am erfreulichſten: ſie ſind ſeitdem kaum zurückgegangen, während ſich das Körpermaß vielfach ſogar gehoben hat. In früheren Jahrzehnten war freilich das Angebot männlicher Wehrkraft bei unſern Muſterungen ſo groß, daß man wähleriſcher ſein durfte, weil entfernt nicht alle Tauglichen in den vorhandenen Regimentern hätten untergebracht werden können. Heut wieder bildet die Erſatzreſerve das große Sammelbecken für ſolche, die die heikle Linientruppe nur deshalb nicht einſtellt, weil ſie ſie gar nicht nötig hat, die der Staat aber im Ernſtfall zu ſeiner Verteidigung gut verwenden zu können glaubt. Einſchließlich aller Freiwilligen und Erſatzreſerviſten muſtert jetzt Oſtpreußen immer noch über drei Viertel aller Pflichtigen als tauglich, die oſtelbiſchen Provinzen, Elſaß-Lothringen, Heſſen-Naſſau, Hannover, Baden, Württemberg und Bayern folgen dicht hinterdrein; am ſchlechteſten ſtehen Brandenburg (wegen Berlins) mit etwa ſechzig, Königreich Sachſen mit etwa fünfundfünfzig, Rheinland-Weſtfalen mit etwa fünfzig Prozent. Greifbar iſt eben der peinliche Unterſchied zwiſchen Stadt und Induſtrie einerſeits, Landvolk andrerſeits. Dieſen Unterſchied möchte nur ein falſch angewendeter Lokalpatriotismus hinwegleugnen, um auf die Träger politiſchen Fortſchritts nichts kommen zu laſſen; in Wirklichkeit iſt er nicht nur klaffend, ſondern wegen der Verſchiedenheit aller Vorausſetzungen auch einleuchtend. Zumal in jenen leider verklungenen Zeiten, als auf dem Lande noch keine Fabriken lagen, die Dörfer wirkliche Bauerndörfer, nicht Halbſtädte waren und Winters durchweg noch mit Flegeln gedroſchen wurde, bewährte ſich das Wohnen auf dem Lande als geſunderhaltend, Landarbeit als rückenſtärkend. Nur wo heut

aus Mangel an Händen Knaben oft schon Manneswerk verrichten müssen, wachsen die Kleinen schlecht heran. Im allgemeinen aber stellen unsre Bauern immer noch den besten Ersatz für Ertragung von Strapazen, die Industrie nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ minderwertigen, zumal für Marschleistungen. Der bekannte preußische Abgeordnete Dr. Ritter, der sogenannte „Ritter von Pleß", der während des Krieges von 1870 in Niederschlesien Aushebungsoffizier war, fand im Industriekreise Waldenburg nur neunzehn Prozent, im ländlichen Nachbarkreise Striegau sechzig Prozent aller Stellungspflichtigen tauglich. Ein ähnliches Verhältnis herrscht heute noch überall vor und wird nur durch das neuerliche Durcheinanderwohnen von Fabrik- und Ackerbevölkerung verschleiert. Die anscheinend günstigeren Ziffern vieler Städte rühren von Einwanderern, die ihre gesunden Knochen und Säfte der Industrie herzubrachten. Ostpreußen war bekanntlich die einzige preußische Provinz, die bei reicher Geburtenzahl Jahre hindurch an Bevölkerung abnahm, in der Zählungsperiode von 1885—90 um zweitausend Seelen, so daß 133,000 meist Erwachsene als weggezogen berechnet werden mußten. Im ganzen sind in derselben Zeit aus Ostelbien 640,000 Menschen, und zwar natürlich die rührigsten, den großen westlichen Städten und Industriebezirken zugezogen, ein Strom, der immer noch anhält, abgesehen von den zwei selber industriell beeinflußten Regierungsbezirken Oppeln und Potsdam. Von den auf dem Lande noch Geborenen, in der Stadt nur Herangewachsenen, allenfalls auch von deren Nachkommenschaft schwellen die städtischen Musterungslisten; die folgende Generation ist meistens schon angefault, die vierte welk und für muskulöse Leistungen nicht mehr tauglich, oft gänzlich entsäftet und verdorben. Wer das bezweifelt, blicke Berlins Geburtenziffer an, die nicht nur lange schon prozentual im Rückgang begriffen war, sondern 1902 auch absolut zu steigen aufhörte. Die Einwohnerzahl nahm riesenhaft zu, und die Geburtenziffer sank zuletzt. Das Wachstum geschah durch Zuwanderung und weil eine unfruchtbare Stadt von drei Millionen schließlich immer noch mehr Kinder hat als eine fruchtbare von ein paar hunderttausend. Von wirklichem Kindersegen aber kann man höchstens noch in einzelnen Familien, nicht allgemein im Deutschen Reich und am allerwenigsten in unsern Großstädten sprechen. In jenem denkwürdigen Jahr zählte man in Berlin 49,511 Geburten gegen 51,202 des Vorjahres. Mehr als der vierte Teil aller berliner Ehen bleibt überhaupt kinderlos. In den zwei Jahrzehnten, die jenem Unglückstermin vorhergingen, war in Berlin die Zahl der niederkommenden Frauen, auf je tausend geburtsfähige berechnet, von 228 auf 148 zurückgegangen. Im Jahre 1876 noch hatte selbst Berlin auf tausend Einwohner etwa 47 Geburten buchen dürfen; diese Zahl ist inzwischen auf die Hälfte herabgemindert. Ja 1905 verlor sogar die absolute Geburtenziffer des Deutschen Reiches ihre Tendenz auf Zunahme; wir schienen bereits auf derselben abschüssigen Bahn wie Frankreich angelangt zu sein, wie wir denn

überhaupt, was die Fruchtbarkeitsziffer betrifft, im wesentlichen von den östlichen Provinzen mit überwiegend polnischer Bevölkerung zehren. Der Bezirk Bromberg z. B. hatte in jenem Jahr, da von tausend berliner Matronen immer nur 148 sich an der Volksvermehrung beteiligten, 320 von tausend vorgeschickt, Oppeln 326, Münster, wo bekanntlich wie im Bezirk Arnsberg eine polnische Enklave von Bergleuten vorhanden ist, 341.

Viele Umstände sprechen mit, um diese Geburtenziffern zu beeinflussen. In Metz ist die Zahl der verheirateten Einwohner ganz ungleich geringer als anderswo, z. B. in Berlin-Charlottenburg. Doch Völker, die gern Kapital ansammeln, werden eben leicht unlustig zur Zersplitterung durch Erben, weshalb ein ärmeres, aufstrebendes Volkstum wie das polnische gefährlich ist. Sie gehen rücksichtslos vor, weil sie Raum für ihren Nachwuchs brauchen; die Satten verlieren an Widerstands- und Werbekraft, verlieren an Boden, wie wir in Westfalen. Endlich wird ganz augenscheinlich die Geburtenziffer ungünstig beeinflußt durch Verlängerung der Lebensdauer, d. h. minderscharfe Auslese der Eltern. Von tausend Menschen sterben im Deutschen Reich höchstens noch halb so viel wie vor vierzig Jahren, die jährliche Sterbeziffer hält sich in Berlin jetzt andauernd unter 20 pro mille, sie ist in Schöneberg schon bis auf zehn zurückgegangen. Die Gesundung unsrer Metropolen durch Kanalisation, Wasserleitung, Grundwasserregulierung und Sauberkeit im allgemeinen wird niemand bedauern wollen; doch durch bessere Hygiene und Krankenpflege werden zahllose Existenzen großgekümmert, die, wenn sie sich auch nur ein- bis zweimal im späteren Leben fortpflanzen, doch den frischen Kern der Nation mit einer weichen, zum Wegwurf bestimmten Borke umgeben, wie sie die Kokosnuß umhüllt. Könnte man, statt sie nach Häuptern zu zählen, eine Nation nach ihrem wirklichen Kern wägen, wieviel menschlicher Plunder würde vom Deutschtum abfallen! Immerhin geht die Meinung der Gelehrten dahin, daß dieser Kern bei uns zu zwei Dritteln männlich, kaum zu einem Drittel noch weiblich sei, die Gefahr für uns als Rasse nicht in der Abnahme männlicher Tauglichkeit und Zeugungskraft, sondern in der Abnahme weiblicher Fruchtbarkeit und Mutterschaft bestehe.

Daß dem so sei, dafür spricht nicht nur die Erfahrung jedes einzelnen, der sich bei einem Blick in seine Bekanntschaft überzeugen kann, wie von der weit überwiegenden Mehrzahl deutscher Frauen wiederholte Kindbetten verabscheut werden und in der Tat oft das erste schon genügt, einer Gattin für Lebenszeit allen Reiz und alle Frische zu rauben. Das alte Loblied auf die Deutsche: „Sie blüht ein artig Weilchen" gilt nur noch für Ausnahmen. Sodann ist ein zwingender Beweis leider die enorme deutsche Kindersterblichkeit, das Elend, das jammervolle Hinsiechen der Allerkleinsten, das mit unsrer allgemeinen Mortalitätsziffer in so peinlichem Widerspruch steht.

Es geht von den etwa zwei Millionen Neugeborener beinahe ein Viertel im Lauf des ersten Lebensjahres wieder zugrunde, und zwar selten aus blühen-

der Gesundheit heraus durch irgendeine Seuche fortgerafft, sondern nachdem der entscheidenden Krankheit Wochen oder Monate quälender Verdauungsstörungen voraufgegangen waren. Kinder also, die dem zähen Käsestoff der Kuhmilch, mit der sie gefüttert wurden, weil Muttermilch mit ihrem zarten Eiweiß, ihren köstlichen Schutzstoffen nicht für sie vorhanden war, oder dem unverdaulichen Stärkekleister irgendwelchen zu Schleim verkochten Mehles erliegen. Alle diese mit Kuhmilch und Surrogaten aufgepäppelten Kleinen sind schwer gefährdet von ihrem Geburtstag an; man hört, sobald die Sonne verschwunden ist, der Verdauungsapparat erst recht in Funktion treten soll, ihr klägliches Wimmern in sämtlichen Straßen. Man stopft tagsüber Massen in sie hinein, die sie nachts nicht bewältigen können. Sie protestieren durch angezogene Beinchen und Geschrei, doch das Schicksal hat sie, wenigstens in Deutschland, auf einen gar exponierten Posten gestellt. Keine Schlacht kann mörderischer sein, von ihren Kombattanten mehr Opfer heischen als das Verdauungsgeschäft von deutschen Säuglingen im ersten Lebensjahr. Unsre Dichter und Schriftsteller sollten sich die alten Redensarten von dem kindlichen Frieden auf Mutterarmen gänzlich abgewöhnen, sie wirken lügnerisch, denn mindestens die Hälfte, wenn nicht mehr, von unsern Neugeborenen lebt sofort im Kriegszustand, und ein Viertel kommt binnen Jahresfrist in ihm um. Wie beschämend und widersinnig diese statistisch erhärtete Tatsache ist, erkennt man aus dem Vergleich mit normalen Zuständen. Dort wo gesunde Mütter noch ihre Kleinen an die Brust nehmen, das Gegenteil die Ausnahme bildet, wie besonders in Irland, Schottland und Norwegen, übersteigt die Sterblichkeitsziffer des ersten Jahres nur selten 100 von 1000 Säuglingen, bei uns erreichte sie durchschnittlich 226, in Stettin gar beinahe 500. Man wird ohne weiteres zugeben, daß an diesem Punkt bei der deutschen Rasse etwas ganz in Unordnung geraten ist.

In der Tat, die plötzliche Erschlaffung des deutschen Frauenleibes für — soweit Rasse im Spiel ist — seine Hauptaufgabe hat etwas Erschreckendes. Noch vor hundert Jahren war es in Deutschland ebenso wie in den obengenannten Ländern selbstverständlich, daß jede Mutter ihr Kind stillte, weil jede dazu fähig war. Nur die verwöhnten Mütter hielten sich zuweilen Ammen, an denen es nirgends fehlte. Freilich waren wir damals noch ein ausgesprochenes Landvolk, zumal in Ostelbien lebte höchstens ein Viertel der Bewohner in Städten, und die waren auch überwiegend noch Ackerbaustädtchen. Wir haben hier deutlich eine der Ursachen des rassischen Rückganges in der Industrialisierung mit ihrem Zusammenpferchen großer Menschenmengen in übler Luft mit allen Verweichlichungen und Verführungen auf Kosten frischer Natürlichkeit. Indessen ist die Säuglingsflasche längst in alle Dörfer vorgedrungen, die Zahl der Mütter, die auf dem Lande noch stillen können, nimmt reißend ab, mit ihr Kraft und Ausdauer des Nachwuchses. Denn Brustkinder, die im ersten Lebensjahr ungestört, ungeschreckt sich ihre Kern-

faser anlegen können, sind selbstverständlich nachhaltiger und leistungsfähiger als Flaschenkinder, die bei Überwindung von Unzuträglichkeiten schon einen Teil ihrer jungen Lebenskraft verzehren mußten und bei länger anhaltenden Darmstörungen dort Schleimhautverluste davontragen, deren Narben späterhin wieder die Einfalltore für alle möglichen Krankheiten, insbesondere für Tuberkulose, abgeben. Wachsen sie heran, so werden aus Flaschenkindern oft auch nur Flaschenjünglinge und fast immer Flaschenjungfrauen: Menschensurrogate, weil sie aus Nährsurrogaten sich zusammengesetzt hatten, Gleißner ohne körperliche Kapitalreserve, Rekruten für das große Heer der Neurastheniker, auf die des Brutus Worte passen:

„Sie prangen schön mit einem Schein von Kraft,
Doch sollen sie den blut'gen Sporn erdulden,
So sinkt ihr Stolz, und falschen Mähren gleich
Erliegen sie der Prüfung."

Es gibt Schwärmer, denen die Alleinherrschaft der Saugflasche in Kinderstuben mit den Vorstellungen von Kraft, Frische, nationaler Größe vereinbar bleibt. Ärzte, die über einen Mittelbetrag von Erfahrung und Augenmaß verfügen, können sich solcher Illusion nicht hingeben. Der Zustand, den wir heute haben, wird verhüllt, weil die rüstigen Männer, die im Vordertreffen des Ringens auf allen Gebieten stehn und an die wir in erster Linie denken, wenn wir von den Deutschen als einer Nation sprechen, aus Zeiten stammen, die günstiger waren als die heutige. Vor dreißig, vielleicht noch vor zwanzig Jahren wurde mindestens die Hälfte sämtlicher Säuglinge Deutschlands an der Mutterbrust aufgezogen; heute ist es vielleicht nur noch ein Viertel. Die Flaschenpest hat freilich im Unterschied von andern Seuchen die eine gute Seite: sie rafft fast ausnahmslos die schwächsten Mägen hinweg, während kräftigere die Prüfung bestehn. Indessen ist es, wenn es auf der schiefen Ebene so fortgeht, gar keine Frage, wie unser nationaler Körper in weiteren zwanzig Jahren ausschauen dürfte, wenn vielleicht neun Zehntel aller deutschen Säuglinge von vornherein zu Flaschenkindern degradiert sind, während die paar verehrungswürdigen Matronen, die tatsächlich noch ein Kind zu nähren fähig sind und es auch tun, durch einen Chor von Megären mit ihrem: „Ätsch, ein Muttertier!" ausgehöhnt werden.

Es scheint nicht an Frauen zu fehlen, die der Meinung leben, daß wie für alles andre in Staat und Gesellschaft, so auch für das Fortbestehn einer tüchtigen Rasse der Mann allein verantwortlich sei. Dies ist in der Tat einer der beiden Punkte — den zweiten werde ich sogleich noch nennen — die vor grundsätzlichem Pessimismus in dieser Angelegenheit warnen. Solange die deutschen Männer nicht verlottern, was ich für ausgeschlossen halte, ist es unmöglich, daß die deutsche Rasse gänzlich von einstiger Höhe zu unästhetischer Kraftlosigkeit und Entartung herabsinkt. Aber es kann der Tag kommen, da auch dem besten flaschenmännlichen Willen objektiv die Kräfte fehlen, die Stra-

pazen eines Krieges durchzuhalten, wie das unsre brustgesäugten Soldaten von 1870, unsre freiwilligen Reiter noch unlängst in Südwestafrika taten. Zu solchen Aufgaben drängen sich naturgemäß die Sprossen vom gesunden alten Stamm. Umgekehrt vermag man sich einen Armin oder Karl den Großen schwer als Flaschenkind zu denken.

Darum dürfen wir auf unsre Frauen zur Mitwirkung für die körperliche Qualität der deutschen Nation auf die Dauer nicht verzichten, weil das Experiment zu gewagt ist und es zwanzig Jahre später trostlos lange Gesichter geben kann, sobald sich herausstellt, daß die körperliche Verstimpelung und Verflachung, in die man die weibliche Hälfte hinuntertaumeln ließ, den Bau der gesamten Nation unlieb entstellt und entwertet hat. Nicht Prahlerei, nicht Vorwürfe helfen gegen die Tatsache: die deutsche Frau ist hygienisch das Opfer ihrer häuslichen Tugenden geworden, in denen der brutalere Mann, seit im deutschen Urwald Hütten errichtet wurden, sie zugunsten der eignen Bequemlichkeit bestärkt hat. Im kleinen Mittelstand, von dem, was Rasse betrifft, immer noch am meisten für unsre Zukunft zu hoffen ist, wurde mir, solange ich lebe, kein Fall bekannt, daß irgendeine Frau irgend etwas betrieben hätte, was man Leibesübung an frischer Luft hätte nennen können. Mit der Losung: „Die Frau gehört ins Haus!" hat man die Geduldige in ihre vier Wände gebannt, sie von Luft und Licht, von stählender Muskelaktion im Freien abgeschnürt. Das „Bleueln" am Bach und das Wäschehängen auf der Bleiche waren früher Dinge, die annähernd hierher gerechnet werden konnten. Wo existieren sie noch in den Städten? Die Wäsche hängt auf dem Boden, das Waschfaß steht im Keller. Es wirken aber noch andre Ursachen, die man kennen und nennen muß.

Erstens ein bestimmtes Zuviel in der sogenannten Frauenbewegung. Daß unsre Damen, jede für sich, etwas vorstellen oder gar sein, daß sie nicht mehr Anhängsel des Mannes bleiben, nicht mehr bis in die aschgraue Ewigkeit auf Wache ziehen wollten, um des Werbers zu harren, sondern Betätigung und Erwerb auf eigne Hand suchten, das ist verständlich und achtbar. Aber nebenher ging von Anbeginn ein „bluff", der solchen Männern, die sich nicht verblüffen ließen, sondern nach wie vor nüchternen Auges auf die Bewegung sahen, wenig imponierte. Dieser Bluff hatte den Zweck, die Aufmerksamkeit von der verdächtigsten Stelle abzulenken. Daher klang das Feldgeschrei: „Los vom Manne!" bald: „Los vom Kinde!" um beim „Los von der Mutterschaft!" zu endigen. Worte wie „Muttertier" und noch Häßlicheres, was ich nicht wiederholen will, mußten dieser Abart von Emanzipation dienen und haben, das ist unleugbar, ihre große Wirkung getan, bis in die Psyche von Handwerker- und Proletarierfrauen hinein. Daß die betreffenden Ruferinnen den Ast absägten, auf dem die Frauen in der Welt nun einmal sitzen, daß sie die Zentralstellung aller weiblichen Schätzung angriffen, die Hauptquelle aller nützlichsten und ertragreichsten weiblichen Begabungen zuschütten wollten, das war

ihnen ja gleichgültig, wenn nur das Nachlassen weiblicher Kraft, das Schwinden weiblichen Reizes, das sie trotz aller Selbstbeschönigung mit Gewissensangst spürten, entweder für unwichtig galten oder womöglich überhaupt gar nicht bemerkt wurden. Denn das ist klar, daß innerhalb einer Nation, die die Mutterschaft mit ihren schönsten Attributen als „unmodern" mißachtet, auch diejenigen, die virtuell zu ihr gar nicht mehr oder höchstens noch halbfähig waren, genau soviel oder noch mehr wert sein konnten als die altmodischen, an einer überlebten Natürlichkeit hängenden Rassemütter. Unter den besser gearteten und klügeren deutschen Frauen hat sich allmählich doch ein Protest gegen diese Auffassungen erhoben; allein bis er laut wurde, war nach unten hin unsägliches Unheil angerichtet worden.

Diesem Unheil verbündet sich die verderbliche Tätigkeit jener „femmes savantes", auf deren Kalkül ich erst durch Aussprache mit hellsichtigen Kollegen recht aufmerksam wurde, nachdem ich längst meinen stillen Verdacht gehabt hatte. Es ist mißlich, einen ganzen Stand anzuklagen, innerhalb dessen ich auch sehr verständige und ehrenwerte Mitglieder kennen gelernt habe, die mit ihrem Protest zuerst auf dem Platze sein würden, obwohl sie gar nicht gemeint waren. Dennoch muß es endlich einmal ausgesprochen werden: unsre Hebammen haben ein geschäftliches Interesse daran, daß deutsche Mütter nicht stillen. Das Nährgeschäft verhindert Schwangerschaft; Schwangerschaft aber ist das Arbeitsgebiet für Hebammen. Sie wünschen also, daß die Mütter möglichst schnell nach der letzten Geburt in die Lage kommen, aufs neue guter Hoffnung zu werden. Die Beratschlagung vollzieht sich im tiefsten Geheimnis von Frau zu Frau leider auch in ganz normalen, günstig liegenden Fällen und wird vor dem Arzt selbstverständlich abgestritten. Auf diese Weise sind zahllose nationale Aktiva schandbar verwirtschaftet worden, hat die Strichflasche ihren Einzug in die bisher gesündesten Familien, bis in die einsamsten Bauernhöfe gehalten. Mir ist aus der Praxis der Fall in Erinnerung, daß eine rüstige, vom Lande stammende Postschaffnersfrau ihr drittes Kind stillte, während ihre zwei ersten unkräftig, rhachitisch und skrofulös waren. Ich fragte, ob sie die beiden ersten nicht auch selbst genährt habe.

„Nein", antwortete sie. „Warum denn nicht? Hatten sie keine Milch?"

„Doch. Aber die Hebamme sagte mir, das sei jetzt nicht mehr."

Es würde sonst auch innerhalb der Industrie nicht so häufig vorkommen, daß junge, kräftige, stillfähige Mütter ihre Kleinen zu künstlicher Nahrung „in Kost" geben, sich „die Milch vertreiben" und so bald als möglich ihre Fabrikarbeit wieder aufnehmen, um zu „sparen". Sie begraben oft zwei, drei Kinder hintereinander, ohne sich auszurechnen, daß Pflegegeld, Auslagen für Kuhmilch und Surrogate, für Doktor, Apotheker, Sarg und Begräbnis schließlich so viel verschlingen, wie der inzwischen verdiente Taglohn betrug. Die Hebammen würden aber nicht so leichtes Spiel finden, wenn die Tendenz der Frauenrechtlerinnen auf Hintansetzung von Mutterpflichten zugunsten

persönlicher Freiheit jener falschen Erwerbsgier nicht huldvoll entgegenkäme. Freilich bleiben Strafen nicht aus. Denn die Natur hat das Nährgeschäft weislich eingerichtet zur besseren, völligeren Rückbildung jenes Organes, das durch Schwangerschaft eine enorme Vergrößerung erleidet. Blutstockungen und ein Heer von Frauenkrankheiten sind die fast unvermeidlichen Folgen, wo bei dem innigen Zusammenhang jener beiden Systeme die Entlastung durch Umwandlung des nach der Geburt überschüssig gewordenen Materiales in Milch eintreten sollte, doch tatsächlich nicht eintritt, weil der wichtigste natürliche Vorgang, früher zweiphasig, nur noch einphasig und unvollkommen erfolgt, die Schwangerschaft nur noch ein Rudiment ist und mit dem Akt der Geburt, nach Erfüllung nur der Hälfte ihrer Aufgaben, abbricht. Die Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Mutter und Kind an sich, die Verächtlichmachung der Mutterliebe als eines rein tierischen Instinktes, der bei rohen Konstitutionen am lebhaftesten, einer feingebildeten Dame nicht mehr ganz würdig sei, sind weitere Degenerationserscheinungen, die auf dem Gebiet nationaler Imponderabilien eines Tages mitsprechen werden.

Und trotzdem immer noch in Ansehung der Zukunft Hoffnung und Glaube? Jawohl. Ein Blick auf unsre drei-, vier- und fünfjährigen Mädel, viele Hunderttausende pausbäckiger, lebiger, bildschöner Geschöpfchen, solange der Schulteufel sie noch nicht vergiftet und ruiniert hat, muß uns überzeugen, daß der Volkskern selbst noch gesund ist, daß es sich beim Niedergang unsrer Frauenrasse im wesentlichen um Verbildungen handelt, denen keinerlei Notwendigkeit zugrunde lag, und die, wenn auch erst unter jahrzehntelangen, zähen Anstrengungen, wahrscheinlich abstellbar sind, bevor die Deutschen in Vogelgesichtern auf entarteten Leibern den Aztekenstempel tragen. Die französische Rasse, was die Männer anlangt, hat sich 1870 der unsrigen nicht überlegen gezeigt und ist es allem Anscheine nach heute weniger als je. Wenn trotzdem die französische Sterblichkeitsziffer der Säuglinge mit 170 auf tausend, während wir etwa 225 buchen müssen, so viel günstiger ist und auf die bessere Stillfähigkeit der Mütter den Rückschluß fordert, so liegt dies daran, daß es in Frankreich das Institut der Hebammen nicht gibt, sondern alles, was zur Entbindung gehört, von Ärzten besorgt wird, bei denen hygienisches Verständnis und patriotisches Interesse ein Herabsinken in jenes niedrige Hebammenkalkül verhindern. Hier dürften systematische Aufklärung, Appell an die Mütter selbst, eine Agitation, die bis in jede Hütte dringt, aber auch bessere staatliche Aufsicht Wunder tun. Einer Hebamme, die eine junge Mutter, welche gut stillen könnte, dazu beredet, es nicht zu tun, gehört weit eher ein Hochverratsprozeß gemacht als dem Rechtsanwalt Liebknecht, der, wie wir alle wohl überzeugt sind, in bezug auf unsre männliche Wehrfähigkeit den bekannten Versuch am untauglichen Objekt unternahm, während die Bestrebungen frauenrechtlerischer Hebammen leider Gottes einen riesenhaften Schaden angerichtet haben und weiter anrichten werden, wenn wir nicht

endlich achtgeben. Unser Volkstum gleicht in dieser Konjunktur einem einst im Schatten mächtiger Baumkronen behaglich schlummernden Gebirge, von dessen Höhen Unvernunft, brutale Gewinnsucht, Gleichgültigkeit den Urwald abgeholzt haben, ohne daß auch aufgeforstet worden wäre. Noch steht ein Viertel der alten Pracht; von ihr aus könnte das Ganze vielleicht wieder grün sich überdecken. Allein auch an diese letzten Bestände ist schon die Axt gelegt, hoffnungslose Kahlheit soll herrschen, wo früher der Lebenstau befruchtend sich sammelte und hielt. Denn jene Fähigkeit, ohne welche die Kraft menschlichen Nachwuchses hinschwindet, kehrt, wenn einmal verloren, nicht mehr in die ausgedörrten, entsäfteten Geschlechter zurück. Nur weiterkümmern können sie sich noch. Das ist wenigstens die Ansicht von Prof. Bunge, des Verfassers der bisher besten Monographie über die schmerzlichste Seite unsrer Frauendegeneration. (Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen. München, Ernst Reinhardt.)

Aber selbst wenn Bunge mit seiner These recht hätte, daß der übertriebene Biergenuß vonseiten der deutschen Erzeuger dem weiblichen Nachwuchs die Fähigkeit zum Kinderstillen raube, brauchte auch hier der Hygieniker nicht zu verzagen, wenn es uns nur gelänge, die Zukunft zu retten, jene zwanzig oder gar dreißig Millionen, die über die vorhandenen einundsechzig hinaus eines Tages in unsern Grenzen hausen werden. Oder sollen wir auch Alkoholpest und Hektoliterwut gleich Heiligtümern dulden und pflegen, nur weil vier Milliarden deutschen Nationalvermögens in Brauereien angelegt sind? Sollen wir streben, diese vier Millionen auf acht zu vermehren? Sollen wir Sommer für Sommer dicke Wollkleider und Filzhüte schleppen, nur weil es eine werbende Tuchindustrie gibt? Sollen wir unsre Kleinen hinsiechen, unsre Rasse verfaulen lassen, nur weil eine scharfe Konkurrenz unter den Nährmittelfabriken mit ihren Prämien in aller Stille längst auch alberne Hebammen belagert? Also Kampf und zehnmal Kampf, Arbeit und hundertmal Arbeit!

Der bewilligte Raum reicht leider nicht aus, nun auch alle Einzelheiten der Remedur hier durchzunehmen. Vielleicht ist es mir gestattet, die sieben Todfeinde des Deutschtums einmal im Zusammenhang zu behandeln. Hier sei nur das Ziel des Vorgehens in der Rassenfrage gesteckt. Die Wege hin zu ihm werden einfach sein, oder sie werden überhaupt zu nichts führen. Mit bloßen Reaktionen, Predigten und Verboten ist natürlich am allerwenigsten auszurichten, da die Mängel, die wir heute beklagen, sichtbarlich vielfach nur der Ausdruck für Kompensationen sind, deren für sie eingetauschte Wertobjekte wir unter keinen Umständen fahren lassen möchten. Gewiß es wäre herrlich, auf allen Straßen Männer zu treffen, die noch den hohen Wuchs und jene „truces caerulei oculi", jenen freiheitstolzen Blick aufwiesen, von denen Tacitus schwärmt; wenn wir von unsern Fabrikarbeitern das nämliche sagen könnten wie Ammian im vierten Jahrhundert von den germanischen Siedlern in Gallien: „Für den Kriegsdienst ist jedes Alter höchst geeignet, und mit gleich

kräftigem Körper wird der Greis zum Heere geführt und der Jüngling." Allein welche Lustgefühle immer die Kameradschaft solcher Hünen in uns auslöste: ihnen fehlten doch gewisse Tugenden, die der heutige Deutsche zweifellos besitzt, die ihm nützlich, ja unentbehrlich zum Wettbewerb auf dem Erdenrund sind, aber von der Natur nicht ohne Gegenopfer bewilligt werden. Was die Römer an den alten Germanen so häufig in Staunen setzte, war der plötzliche Nachlaß heftig aufgeloderten Feuers. Dieselben Sugambrer oder Chatten, die heute sich mit wütendem Aufschrei empörten, liefen drei Tage später auseinander, weil der Anreiz erloschen war, und ließen sich geduldig aus ihren Hütten in die Gefangenschaft führen. Römerstädte sind ihnen fast ausnahmslos uneinnehmbar geblieben, weil wie auch Tacitus nicht umhin konnte zu bemerken, unsre Vorväter zu plötzlichen übergroßen, aber kurzen Anstrengungen geneigter und passender waren als zu nachhaltiger, planmäßiger Zielstrebigkeit. Und hierin haben sich die Deutschen gründlich geändert infolge von Kultur. Wenn eine Tugend uns überhaupt im Kreise neidischer Nachbarn zugesprochen wird, so ist es, daß wir methodisch, unverdrossen, unermüdlich sind, „painstaking", wie der Engländer das ärgerlich nennt; wir haben uns Ameisengeist anerzogen zu dem Löwengeist unsrer Ahnen. Möchten wir im Ernst mit jenen launischen Naturkindern tauschen um ihrer herkulischen Schenkel und Brustkörbe willen? Noch vor hundert Jahren waren die Muskulaturen in Deutschland sicher im Durchschnitt weit gediegener und leistungsfähiger als heute. Prinz Louis Ferdinand steckte sich auf die drei Mittelfinger der rechten Hand je eine Mündung der alten schweren Musketen und spreizte die drei Gewehre dann mit gestrecktem Arm von sich. Das ist ein Kraftstück, das heute kein gebildeter junger Mann mehr nachmacht, aber hat es dem Prinzen viel geholfen? Er ist unbesonnen, erfolglos, unrühmlich gefallen, wie seine ganze preußische Generation.

Nein, die Natur schenkt nicht von sich aus beides; wollen wir Muskelkraft zugleich mit Hirnverfeinerung genießen, wollen wir ein Kulturvolk bleiben und doch als Rasse nicht gänzlich entarten, so werden wir darum zu ringen haben. Der Deutsche hat, die ehrgeizigen Augen stier auf Erwerb und politische Weltstellung gerichtet, die letzten zwanzig Jahre gewirtschaftet als ob sein Gesundheitskapital unerschöpflich sei, hat sich von der Industrialisierung wie von der Frauenbewegung überraschen lassen; über die Folgen, die schon eintraten, wie über die, so noch kommen werden, ist die Täuschung groß. Die Hygiene selbst hat alle Aufmerksamkeit auf die Bazillen abgelenkt, hat die Hypochondrie vermehrt, aber die Selbstverantwortung des einzelnen für seine Gesundheit schmählich untergraben. Es wird eines harten Anrufes bedürfen, um den Frauen klarzumachen, woran eigentlich die vielen Säuglinge schon im ersten Lebensjahr wegsterben. Die wenigen, die es ahnen und zugeben, sprechen zuweilen von einem weiblichen Dienstjahr mit der Waffe. Die Waffe ist überflüssig, die Idee an sich vorzüglich. Es müßte dicht hinter der Schule, beim

Klein- und Mittelstand also dicht hinter dem vierzehnten Geburtstag, ein Jahr der Entspannung eingeschoben werden, ein Jahr, das die fürchterlichen Schulschäden einigermaßen wettmacht, ein Jahr lediglich der körperlichen Übung und Bewegung gewidmet, damit die armen Dinger endlich wieder essen lernen und Fleisch ansetzen, ihr Kopfweh loswerden, ihre Glieder frei bekommen und das Leben an frischer Luft fortan als ein Ideal im Herzen tragen, statt daß sie jetzt, kaum der Schule entronnen, mit langen Röcken belastet, sofort in überfüllte Fabriken als Lehrmädel gesteckt, bleichsüchtig, müde, in großer Zahl früh tuberkulös, für die Pflichten und Aufgaben der Ehe untauglich werden. Kurz, wir müßten unsre Frauen mit allem Ernst dazu bringen, körperlich ungefähr soviel für sich zu tun, wie unsre Knaben und Männer es zur Instandhaltung ihrer Tüchtigkeit für ganz unerläßlich halten. Es wird natürlich einen Streit auf Tod und Leben setzen gegen die Beschönigungsversuche dieser, von ihren Schneiderinnen und Schneidern in einer eingefleischten Lust an der Täuschung bestärkten Herumschleicherinnen, die oft ihre Beine kaum noch rühren könnten, wenn es gälte, ihr Leben zu retten. Aber es muß gewagt, es muß angefangen werden, zumal da unter den Frauen selbst, unter den besten, die wir noch haben, ein Gefühl für das auf dem Spiel Stehende langsam zu erwachen begann. Berge von Vorurteilen werden hinwegzuräumen sein, in bezug auf Kleidung, auf Unterricht, auf Ergänzung der Wohnung im Sinn des englischen „out of door exercise". Unsre bloße Haut ist eine Riesin an Leistungskraft, aber man fesselt ihr Hände und Füße, verweichlicht und lähmt sie geflissentlich, um ihr wie zum Hohn dann zuzurufen: „So, jetzt arbeite! Jetzt zeige, was du kannst!" Die Freiheit der Haut jener mörderischen Göttin Prüderie abzuringen, die wahnwitzige Angst vor Erkältung zu beheben und in Vertrauen zu wandeln, das allein wäre des Schweißes der Edeln wert.

Denn wahrhaftig, die Verkommenheit von vier Fünfteln der Nation zu welken, unlustigen, durch ein Heer von Übeln belästigten Halbmenschen würde ein zu teurer Preis für noch so vollendete Maschinen, noch so „leistungsfähige" Industrien, noch so hohe Kurse, noch so geriebene Staatskunst sein. Sollten nur noch käufliche Freuden, der falsche Stolz auf unsre Technik und Bildung für den Verlust frohen Muskelgefühls und glatt funktionierender Organe entschädigen, sollte das lieblichste Bild von allen: eine blühende junge Mutter mit einem gedeihenden Kindchen an der Brust, aus dem deutschen Dasein verschwinden, dieser weiße Strahl der Güte für immer versiegen, dann verdiente unsre Kultur nicht, ihr erborgtes Dasein noch weiter zu fristen, dann mögen schlitzäugige Mongolen, die letzte große Menschenreserve nach Verbrauch und Einschmelzung des Germanentumes, heranziehen, mögen in der Ilm ihre Rosse tränken und sie im Goethehaus zu Weimar einstellen. Besser gar keine Deutschen, als ein Volk von zoologischen Karikaturen.

Richard Wagner/ Briefe aus sechs Jahrzehnten

(Schluß)

An Franz Brendel

Werther Freund! (Gelegentlich und zur Fortsetzung!)

Dem Signale über die Lohengrinaufführung im Leipziger Konzert (No: 5) die Frage: „warum sind denn seit Weber pp. keine Opern wieder geschrieben, wie die Weberschen, sondern die Meyerbeer'schen und Flotow'schen? — warum sind denn alle Opern unsrer „absoluten" Musiker (z. B. Hiller, David, Schumann pp.) verunglückt? Ist das Zufall? — Müßt ihr nicht ersehen, daß hier ein ganz besondrer Schritt gemacht werden mußte, um auf Weber die Weiterentwickelung zu nehmen, die Weber z. B. von Weigel pp. aus nahm? Welcher ist nun aber dieser Schritt, da ihn kein absoluter Musiker gethan hat? — Fragt doch die ächten Musiker, ob sie mich aber für ihres Gleichen halten? Schumann wird z. B. schön protestiren, und gewiß nicht zugeben, daß ich durch absolut musikalische Befähigung es in der Oper über ihn vermocht hätte! — Des weiteren aber: fragt doch unsre Sänger, was sie davon meinen? was macht ihnen denn meine Aufführungen so absonderlich und schwer? etwa die absolut musikalische Neuheit? Fragt sie! u.s.w." —

Auf diese Weise können Sie Wichtiges anregen und zur Verständigung bringen. Die Uhlig'schen Lesefrüchte waren auch der Form nach sehr geeignet: in der Art muß fortgefahren werden, jedoch immer mit Hauptaugenmerk auf die Sache. Halten Sie genaue Rechnung über jede gegnerische Äußerung, die aus Misverständniß kommt! Ich würde meine Zeitschr. fast einzig durch solches Aufgreifen und Berichtigen erhalten. — Wie viel knüpft sich z. B. an den soeben dargethanen Punkt! —

Ferner: Sie werden bestürmt mit Fragen, „wie sollen wir jetzt componiren? was sollen wir componiren? sollen wir überhaupt noch componiren?" pp. Hier haben Sie ja sogleich einen vortrefflichen Ausgangspunkt! Also — solche Fragen müssen aufgeworfen werden? Das Wie, Was und Ob des Komponirens ist zu einem Akt der reinen Willkür geworden! Was beweist das? Daß kein drängender Inhalt zum Komponiren vorhanden ist. Ist nun überhaupt kein drängender Inhalt zum Kunstschaffen vorhanden? empfinden die Musiker heut zu Tage nichts mehr? unmöglich! Aber, es ist kein drängender Inhalt zur Kundgebung in unsrer heutigen absolut musikalischen Form vorhanden: diese Form — als reine Technik — bestimmt einzig das Musikmachen, d. h. das Variiren der alten Form ohne Inhalt! u. s. w. Weisen Sie nun aber (wie ich Ihnen letzthin schon sagte) eben an der heutigen technischen Form der absoluten Musik die Unfähigkeit derselben für einen wahren Inhalt nach! So kommen Sie Schritt für Schritt an das Ziel! Aber auch nur so und nicht anders! — Alles übrige Gequakel — wie es Ihnen Raff vorgeschlagen hat — verdirbt und verwirrt: ich muß alle Hoffnung aufgeben, wenn Sie hier weichen! —

Vertheilen Sie genau die Aufgaben dem Plane nach: — allerdings — gute Mitarbeiter! Aber auch diese werden sich bilden, wenn ihnen die rechten Stoffe zugeführt werden. Wie steht's mit Jul. Schäffer? — Je öfter Sie sich mir mittheilen, desto gewisser können Sie sein, auch von mir Mittheilungen zu erhalten. Sie sehen, ich beschäftige mich mit Ihnen! Nur schreiben kann ich jetzt nichts: aber rathen — herzlich gern! — Hauptsächlich, Freund, müssen Sie selbst aber Ihr Mitarbeiter sein: Sie sind am allergeeignetsten dazu! Schaffen Sie sich freie Zeit — das ist die Hauptsache! —

Wirsing schrieb mir heut' vom guten Erfolge des Tannhäuser! Wie war die Aufführung? —

Adieu!

Z. 4. Febr. 53. Ihr eiligster Richard Wagner.

An Franz Brendel

Werther Freund! (Gelegentlich und zur Fortsetzung!)

Sie sagen: „ich sei anerkannt, und mir könne es nun nichts mehr schaden, wenn selbst in Ihrer Zeitschrift Angriffe Platz fänden?" —

Für wen ist Ihre Zeitschr. berechnet: für das Publikum, dem nur durch die künstlerische That zu imponiren ist? Nein! sondern für Solche, die ein Bedürfniß fühlen, über die Kunst nachzudenken, um sich zu belehren, zu bilden, ihre Ansichten zu entwickeln und zu begründen. — Was ist nun von mir anerkannt? — Die That: und zwar durch den Erfolg auf den Bühnen. Bin ich aber von denen verstanden, für die Ihre Zeitschr. berechnet ist, d. h. ist von diesen das Charakteristische meiner Richtung verstanden, oder: ist dasjenige von ihnen begriffen, was von meiner künstlerischen Wirksamkeit ab zur Erkenntniß, zu Insichaufnahme und zur Weiterbildung — im Interesse der Kunst — von ihnen verstanden und sich zu eigen gemacht werden soll? —

Wäre dieß der Fall: wie könnten die besprochenen Fragen an Sie gelangen? wie könnten unsre früheren Gegner die Sache (von dem Erfolge) jetzt so verdrehen, daß sie — wie die Signale — behaupten, meine Erfolge rührten doch nur von der absoluten Musik her? Wie könnte endlich Raff auf den Einfall kommen, mich z. B. meines „specifischen Deutschthums" wegen angreifen zu wollen? Ist in dem Allen eine Spur von wahrem, nützlichen Verständniß? Was ist demnach ohne dieß Verständniß an mir „anerkannt"? Nichts als der äußere Erfolg — also etwas, womit Ihre Zeitschr. im Grunde gar nichts zu thun hat. Die Sache selbst, um die es [sich] vernünftiger Weise einzig handeln kann, das künstlerische Problem, das Sie zu lösen, d. h. zur Verständlichung für die halbwissende Musikerwelt zu bringen haben, ist kaum noch erkannt, geschweige denn sein Inhalt und Wesen als nothwendig anerkannt. — Lassen Sie sich daher nicht täuschen! Sie sind in Verlegenheit um Mitarbeiter: lassen Sie deshalb nicht Ihre Aufgabe fallen. Sie haben sich, wenn Sie diese recht erkennen, nach allen Seiten hin einzig

zu wehren und zu behaupten: greifen Sie an, und wehren Sie sich nach außen; nehmen Sie dafür aber Ihre Kräfte zusammen, und zersplittern Sie dieselben nicht durch Aufnahme desselben Misverständnisses, das Sie zur vollen Genüge auswärts antreffen! Weisen Sie Raff an Bischof* oder Bock**: dann nützt er Ihnen mehr!

Ich hoffe, Sie verstehen mich richtig, und erkennen in meinem Rathe nicht etwa eine eitle Besorgtheit um meine Person: diese habe ich — denke ich — genug preisgegeben! Doch hier handelt es sich um die Sache — die auch einzig (wie ich schrieb) beachtet und festgehalten werden soll: Ich wünschte, sie wäre für den vorliegenden Fall gänzlich von meiner Person abzutrennen. —

Im Übrigen empfehle ich Ihnen nochmals den bereits mitgetheilten Plan für die weiteren Arbeiten der Zeitschr. —

Bald hoffe ich von Ihnen zu hören! Schönsten Gruß von

Ihrem ergebenen Richard Wagner.

Zürich, 7. Febr. 53.

An Franz Brendel

Geehrter Freund! (Beiläufig!)

Daß dem Berichte der Breslauer Zeitung über den „fliegenden Holländer" (— auch ich habe ihn gelesen —) nichts anderes und weiteres zu einer Notiz entnommen wird, als was die letzte Nummer der N. Z. f. M. zur Notiz brachte, nämlich: daß diese Oper bei weitem nicht den Erfolg des Tannhäuser gehabt habe, und daß der dritte Akt abfalle u. s. w. hätte ich mir wohl von der Bock'schen Berliner, nicht aber von Ihrer Zeitschr. erwartet. — Nachdem ich jenen Original-Bericht gelesen, mußte mich ein solcher Auszug für Ihre Leser sehr verwundern: wollten Sie ihn geradeweges zum Nachtheil meiner Oper anstellen, so konnte es unmöglich besser angefangen werden. Während ich von Breslau erfahre, daß diese Oper gerade vollständig so reussirt hat, wie sie zu reussiren bestimmt ist — und zwar eben als das, was sie ist — nicht als das, was der „Tannhäuser" (wie kann man überhaupt so blind formell verfahren, und zwei so ganz verschiedene Werke in ihrem äußerlichen Erfolge zusammenhalten!) — muß ich grade in Ihrem Blatte jene schädliche und verläugnende Notiz lesen! Ich weiß wirklich gar nicht, was ich von solcher Taktik — wenn es eine ist — halten soll! Gehört es zu Ihrer Taktik, dieses frühere Werk von mir — weil es Ihnen bei einer mislungenen Aufführung in Dresden nicht genug auffiel und Sie es unbeachtet ließen — deshalb nun auch ein für allemal als Ihrer Beachtung unwerth Ihren Lesern gelten zu lassen, so muß ich bedauern, daß ich überhaupt jemals zum Motiv Ihrer Taktik geworden bin! — Für jetzt bin ich gewiß, daß ich Ihre Notiz in der Berliner und der Rheinischen mit großem Behagen wieder-

* und ** die Rheinische und die Berliner Musikzeitung.

gegeben finden werde. Wie im tiefsten Grunde der Seele gleichgültig mir dieß eigentlich ist und wäre, daran mich gänzlich wieder zu mahnen müßte demjenigen nicht gut anstehen, der mich dadurch, daß ich Theilnahme seinem Unternehmen zuzuwenden mich mühte, überhaupt erst wieder zu irgend welcher Notiz unsrer musikalischen Journalistik brachte.

Sie würden nun sehr im Irrthum sein, wenn Sie mich heute eben nur etwa für sehr empfindlich hielten: nein! mein Interesse an der musikalischen Journalistik ist überhaupt nur sehr künstlicher Art, und meiner inneren Stimmung gegen sie bin ich mir gewiß. Was mich daher jetzt bestimmte, Ihnen zu schreiben, ist vielmehr die härtste Verwunderung über eine mir ganz unbegreifliche Taktlosigkeit — geradeweges über eine absichtliche, schädliche Entstellung von da, wo ich mir sie allerdings nicht vermuthet hätte.

Genug des Geschwätzes!

Leben Sie wohl!

Zürich, 8. Febr. 53. Ihr ergebener Richard Wagner.

An Franz Brendel

Werther Freund!

In Kürze beantworte ich Ihren Brief sogleich nach Empfang. —

Mit dem „fliegenden Holländer", und allem, was ihn angeht, hat's bei mir eine eigene Bewandniß: ich bin grade in den letzten Jahren sehr warm bei dieser früheren Arbeit; betrachtet man sie eben nur als künstlerische Arbeit nach ihrer Form, so weiß ich, daß man ihr — und mir — böses Unrecht thut. Ich kann und mag mich nicht näher darüber aussprechen: kurz — ich war und bin empfindlich in diesem Punkte; davon haben Sie eine Erfahrung gemacht. Mir ist, als ob Sie mich ganz richtig verstanden hätten. Mehr noch würden Sie's, wenn Sie mich bald besuchten: man kennt sich erst, wenn man sich persönlich kennt, — ohne dem glaubt man sich nur zu kennen. Meine kürzliche heftige Kundgebung eines peinigenden Wehgefühles können Sie mir gar nicht übel nehmen, weil hier etwas vorhanden ist, auf was das „Übelnehmen" gar nicht paßt.

Machen Sie doch vor Allem, daß Sie mich künftigen Sommer besuchen können: dürfen wir uns nicht sprechen, so ist alle Mühe mit dem Schreiben verloren.

An eine besondre Zeitschrift habe ich wohl auch schon gedacht: ich meinerseits könnte mich aber nur damit einlassen, wenn ich zwei Jahre lang aller sonstigen Beschäftigung entsagen wollte, denn so etwas kann nur gedeihen, wenn man ganz und gar dabei ist. Zum Schriftstellern kann ich mich aber nicht wieder entschließen: mein künstlerisches Vorhaben ist der Art, daß es mir alles Ausschweifen nach diesem Gebiet verbietet. Wie auch könnte ich Lust dazu gewinnen, wenn ich den Erfolg meines schriftstellerischen Auftretens gewahre? — Ich glaube nicht, daß es ein halbes Dutzend Menschen giebt,

die mich mit der Absicht — mich zu verstehen — gelesen haben. Die Stupidität ist zu groß und leider kann ich mir ihre Ursachen so wohl erklären, daß ich sie für ganz berechtigt halten muß. Bester Freund, wenn man (ich sage dieß in größter Ruhe) solches Zeug liest, wie es Raff bei Ihnen zum Besten gegeben hat, da laß' ich einfach die Hände sinken, und sage mir: „Des Herrn Wille geschehe!"

Ich hab' darauf nichts zu erwidern: denn ich bin mir bewußt, Alles hervorgebrachte rein nur durch Citate aus meinen Schriften widerlegen zu können: soll ich da nun gar meinen eigenen Wiederabschreiber machen? — Lassen wir das gut sein! —

Es wunderte mich, lieber Freund, daß Sie in Ihrem neuen großen Artikel so sehr wieder in das Allgemeine und Unprinzipielle abschweiften: Ich fürchte, es wird Ihnen der Vorwurf der Unnöthigkeit, unnützer Breite und reizloser Unbestimmtheit gemacht werden. Ich verstehe Sie recht gut und begreife, daß diese Recapitulation Ihnen ein Bedürfniß war, ehe Sie weiter schreiben wollten: ob Sie aber damit irgendwie wirken dürften, steht doch wohl zu bezweifeln. Sie scheinen mir dieß selbst gefühlt zu haben. — Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist die Wiederholung des Rathes, den ich Ihnen in mehreren Briefen vor einiger Zeit bereits gab: lassen Sie das Vague, zu Allgemeine und stellen Sie dagegen die ganz bestimmten Aufgaben, die ich Ihnen andeutete: knüpfen Sie dafür an den Schluß des zweiten und an den größten ersten Theil des dritten Bandes von „Oper und Drama" an. Wir kommen zu nichts, wenn wir nicht den rein technischen Theil meines Prinzipes zum genauen Verständniß bringen. Ich wiederhole, — ich kann nur auf das Gesagte wieder zurückkommen!

Sie scheinen mir aber ein ganz richtiges Gefühl von der Ungeeignetheit der N. Z. f. M. für unser weiteres großes Thema zu haben: mit Uhlig tauschte ich schon diese Ansicht aus. Alles, was Sie in Ihrem Vorsatze, ja schon für Ihr Anfassen genirt und behindert, liegt in der Eigenschaft jener bestehenden Zeitschrift. — Ich fände es demnach sehr kühn und zugleich einzig richtig von Ihnen, wenn Sie die N. Z. f. M. ganz aufgäben, und zwar — um mit diesem Aufgeben eine richtige Wirkung zu erzielen — müßten Sie dieß sogleich, plötzlich und mit einer höchst energischen Erklärung thun. Fassen Sie diesen Gedanken fest auf, so wird Ihnen plötzlich hell und wohl werden, denn mit einem Schlage werden Sie ersehen, daß Alles, was Ihr Auftreten noch unsicher und schwankend macht, einzig aus den Anforderungen der Zeitschrift und ihres Publikums an Sie herrührt. — Sie täuschen sich nicht, wenn Sie auch bei mir wirkliches Freundschaftsgefühl für Sie voraussetzen: dieß beruht nicht allein auf dem Rückschlag Ihrer kundgegebenen Sympathie für mich, sondern namentlich auch darin, daß ich Sie für einen unabhängigen Menschen, für einen solchen halten muß, dem es um seine Überzeugung zu thun ist. Denken Sie nun, daß es vielen

schwer fällt, Ihnen dieß zuzugeben, und urtheilen Sie daher, wie stark Sie durch Ihre Stellung als Redacteur eines spezifisch musikalischen Journales beeinträchtigt werden. — Stecken Sie den Quark auf, und zwar mit einer tapfren Schlußerklärung und Ankündigung. Kommen Sie dann im Sommer zu mir, und — so Gott will — möge dann zu Michaelis die neue Zeitschrift für „wirkliche Kunst" erscheinen. — Hierüber natürlich — mündlich Alles!

Die Journalnotizen über meine neue Dichtung rühren sammt und sonders von einer ersten Notiz her, die Franz Müller in Weimar — da er durchaus das Wasser nicht halten zu dürfen vermeinte — gelegentlich im Frankfurter Konversationsblatte gab. Wollen Sie sich — als ebenfalls Vertrauter — gegen diese Alteweiberei rächen, so rathe ich Ihnen, die ganze Vorbemerkung abdrucken zu lassen, und namentlich an den letzten Satz eine kurze Notiz zu hängen, als Warnung auch gegen vorlaute Freunde. —

Verstehen Sie mich recht. Ich will absolut nicht, daß meine Dichtung vor die literarische und journalistische Öffentlichkeit gezogen werde, und zwar hauptsächlich aus Rücksicht gegen mich selbst und meine eigene Stimmung, da es mich ekelhaft und gräßlich berühren würde, mitten in der fortgesetzten Production meine Geburt von unsren Zeitungsjuden begriffen und betalpt zu sehen. Dagegen, daß sie gelesen und besprochen (nicht beschrieben) wird von Denjenigen, die sich wirklich für mein Vorhaben interessiren, habe ich nun aber durchaus nichts; wird dabei viel Dummes gesprochen — so denke ich: „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" Geben Sie also in diesem Punkte (der Mittheilung des Exemplares) ganz Ihrer Neigung und Ihrem Gutfinden nach: Frau Stecke* soll sie lesen! —

So viel in Eile! — Lassen Sie mich bald wissen, ob und wann Sie zu mir kommen: Anfang Juni erwarte ich Liszt! — Leben Sie wohl und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem Richard Wagner.

Zürich, 19. März 1853.

An Franz Brendel

Werther Freund!

Durch Ihre heutige Nummer erfahre ich, daß Bülow noch in Berlin ist. Ich habe ihm nothwendig 'was mitzutheilen, weiß aber seine Adresse nicht. Vielleicht wissen Sie diese, wenn nicht, so schicken Sie doch das Briefchen schnell an J. Schäffer.

Verzeihen Sie die Belästigung! aber das kommt davon, wenn man mit solchem liederlichen jungen Gesindel à la Hans zu thun hat!

---

* Frau Lidy St. in Leipzig brachte mit einem von ihr gegründeten Gesangverein im Dez. 1853 in ihrem Hause und sodann vor einem weiteren Kreise den Lohengrin am Klavier zu besserer Aufführung, als er sie bald darauf im dortigen Theater erlebte.

Mein Schweigen deuten Sie mir ja nicht falsch: ich „komponire" jetzt und befinde mich so wohl dabei, daß ich nichts andres mehr machen kann. — Mit Herwegh wird nichts — der macht gar nichts mehr.

Wie geht's Ihnen sonst? was haben Sie für Aussichten? — Tyskiewicz wünscht Material zu einem Aufsatze in der Revue des deux mondes: würden Sie ihm helfen, wenn er sich an Sie wendet? —

Was wird nur mit dem Lohengrin in Leipzig werden? Die „Elsa" von der „Meier" — das ist ja gräßlich! Ach, wenn die Menschen wüßten, wie wenig und unrichtig sie mich kennen lernen, wenn sie mich aus diesen jetzigen Aufführungen kennen lernen! Mitunter erfahre ich Dinge, die ich — in Bezug auf Entstellung — doch nicht für möglich hielt! Daß Tannh. trotzdem Glück macht, ist mir ein Räthsel: ich muß lachen, und bin am Ende froh, nicht dabei zu sein. — Das Drolligste ist, daß kein Mensch aus der hochweisen Kritik einmal dahinter kommt, wie sie nach diesen Aufführungen eigentlich gar nichts von meinem Werke wissen können! Mir bleibt wirklich nur — Lachen und Verachten! —

Wie lange werden Sie's noch aushalten? — Haben Sie Dank für Ihre Ausdauer für mich: verzeihen Sie aber, wenn ich mit nichts erwidern kann, als mit dem Versprechen, daß — wenn ich Leib und Leben behalte — Sie noch einmal eine gute Aufführung durch mich kennen lernen sollen.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie Frau Steche!

Ihr Richard Wagner.

Zürich, 6. Dec. 1853.

An Franz Brendel

Zürich, 17. Jan. 54.

Liebster Freund!

Soeben las ich Ihre letzte Nummer. Für die Fortsetzung Ihres Artikels danke ich Ihnen sehr: ich wußte wohl, daß sich so etwas schreiben ließe, hoffte aber kaum, daß es Jemand thun würde.

Danken Sie doch auch R. Pohl sehr für sein Referat über die Lohengrin-Aufführung: es hat mich ganz mit dem Charakter derselben bekannt gemacht, besser als Liszt's Bericht, der leider bei dieser Gelegenheit sich etwas schwach gezeigt hat. Meine bittre Empfindung über diese Erfahrung ist nicht zu beschreiben: denn leider sah ich alles voraus! Adieu! Ihr R. W.

An Franz Brendel

Lieber Brendel!

Schönen Dank für Ihren letzten Brief und für Ihre Besorgtheit um mich!

Soeben lese ich in Ihrer letzten Nummer, daß ich das eidgenössische Musikfest zu Sitten dirigire. Ich hatte von Anfang an es abgeschlagen, dieses — so wie irgend ein Musikfest der Welt — zu dirigiren, unter gewissen Voraussetzungen stellte ich mir es aber amüsant vor, auf einem Ausflug über

das Gebirge eine Beethoven'sche Symphonie zu dirigiren, und sagte so die Leitung der A-dur Symphonie zu. Zu Sitten fand ich nun aber alles so kleinlich und unzulänglich, daß ich auch davon mich frei machte und Alles dem eigentlichen Fest-Dirigenten, Musikdir. Methfessel aus Bern überließ. Ich möchte nun nicht, daß die Leute für ihren überaus guten Willen — gekränkt würden: doch theile ich Ihnen das Objekt zur Notiznahme mit, damit ich nicht etwa gar als wohlbestellter eidgenössischer Musikfest-Dirigent passire.

Noch eine Bitte. Sowohl von der Nummer mit meinem Aufsatz über die Iphigenien-Ouverture, als von der mit Liszt's zu erwartendem Artikel über meinen Fliegenden Holländer bitte ich (per Post) um 2 Exemplare. —

Vielleicht schreibe ich Ihnen bald einmal wieder etwas. Ich bin jetzt auf einige Tage bei Karl Ritter am Genfer See; doch bin ich in Kurzem wieder zurück.

Viel Grüße an meine Freunde!

Ihr Richard Wagner.

Montreux, 13. Juli 54.

Entschuldigen Sie, daß ich nicht frankire: es ist dieses hier sehr umständlich, weil auf dem Lande.

An Prof. Carl Riedel in Leipzig, Begründer und Leiter des „Riedel'schen Vereins"

Geehrtester Freund!

In Wiederholung meiner mündlichen Mittheilung bestätige ich Ihnen meine Absicht im Betreff einer Festaufführung der neunten Symphonie am 22. Mai im Opernhause zu Bayreuth, sobald es mir gelingt, die nöthigen Kräfte hierfür zu vereinigen.

Somit wiederhole ich Ihnen auch meine Bitte, die Ihnen bekannten, in dem hier erforderlichen Vortrage geübten Sänger und Sängerinnen Leipzig's in meinem Namen zur Theilnahme an meinem Unternehmen aufzufordern. Ich bedarf ihrer Anwesenheit vom Morgen des 20. bis zum Abend des 22. Mai in Bayreuth, wo sie unentgeltlich logirt und verköstigt werden, wogegen allerdings die Reise selbst auf eigene Kosten bewerkstelligt werden müßte, da hier von einer durchaus freien Unternehmung die Rede ist, und unsere Aufführung nicht gegen Entrée-Geld, sondern lediglich vor den Patronen und Gönnern meiner Bühnenfestspiele unentgeltlich stattfinden soll.

Im Bezug auf die wünschenswerthe Ermäßigung des Eisenbahnfahrtpreises setzen Sie sich am Besten mit meinem Bevollmächtigten in Bayreuth, Herrn Banquier Friedrich Feustel, in das Einvernehmen.

Nur haben Sie die Freundschaft, bis Ende dieses Monates mich überhaupt davon zu benachrichtigen, auf welche Zahl von Mitwirkenden ich mich von Leipzig aus gefaßt machen darf. —

Gelingt Alles, so wird wahrscheinlich keiner der Theilnehmenden bereuen, dabei gewesen zu sein. Es würde einmal etwas Anderes sein, als was sonst gewöhnlich vor sich geht. Auf Ihre geneigte Unterstützung hoffend, verbleibe ich mit den besten Grüßen

Ihr ergebenster Richard Wagner.

Luzern, 8. Febr. 72.

An Carl Riedel

Geehrtester Freund!

Sie werden ersehen, welcher schlechten „Richtung" ich immer noch ergeben bin, da ich so vielen freundlichen Anzeigen ernster Musikaufführungen Ihrerseits stets noch Folge versagen mußte, und dagegen nun Ihnen mit der Bitte komme, mich im Leipziger Opern-Repertoire orientiren zu wollen. — Ich möchte nämlich (ganz incognito) einige der dortigen Sänger kennen lernen: vor Allem ein Fräulein Rosenfeld, die Jemand mir sehr rühmte u. vielleicht wüßten Sie mir auch noch etwas Besonderes zu empfehlen. Erführen Sie nun, durch — diplomatische — Erkundigung, wann eine Oper ist, in welcher ich die Leipziger Kräfte am Besten mir vorgeführt sehen dürfte, so möchte ich Sie sehr bitten, mir davon schnellste Anzeige, vielleicht selbst per Telegraph, zukommen zu lassen. Des Weiteren würde ich Sie dann ersuchen, meine Ankunft durchaus nur unter uns zu behalten, namentlich dem Theater sie nicht verlauten zu lassen, weßhalb ich auch um Logis in dem anderen Hôtel auf dem Roßmarkt — ich glaube „Hopf" — bitten würde, um nicht im „Prusse" geschwätzig ausgesetzt zu sein. —

Verzeihen Sie, daß ich mit solchen Trivialitäten mich an Sie wende; aber, weiß Gott, ich wüßte in Leipzig Niemand, mit dem ich dort lieber „incognito" zusammenträfe, als Sie.

Die Zeit ist mir gleich, da ich jeden Tag abkommen kann und dießmal allein reise, um keine weiteren Confusionen herbeizuführen.

Also, seien Sie mir nicht böse, und lassen Sie freundschaftlich von sich hören.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr ergebenster Richard Wagner.

Bayreuth, 10. Dez. 1874.

P. S. Nur nächsten Sonntag bin ich hier gebunden!

An Marianne Brandt, Kammersängerin in Berlin

[Januar 1875.]

Mein sehr geehrtes Fräulein!

Ich richte die obige Mittheilung*, welche ich an alle Diejenigen erlasse, auf deren Mitwirkung bei der Ausführung meiner Bühnenfestspiele ich rechne,

* Eine gedruckte Einladung zur Beteiligung bei den Bayreuther Festspielen 1876.

hiermit auch an Sie, und wehre dabei der Beklemmung, in welcher Sie schließlich mich ließen, als Sie nicht deutlich sich darüber erklären wollten, ob ich auf Ihre von mir so sehr gewünschte Mitwirkung zählen dürfte. Sie kennen aber meine Ansicht von der unvergleichlichen Bedeutendheit auch der nicht besonders umfangreich ausgeführten Partien meines Werkes, und fanden gewiß selbst, daß nur einer Künstlerin im wahren Sinne, auch die Ausführung der Waltraute zuzumuthen war. Heute füge ich meiner wiederholten Einladung zur Übernahme dieser Rolle noch die Bitte um die Übernahme der zweiten Norn hinzu! ein Blick in den beifolgenden Part wird Sie darüber belehren, warum ich zur Besetzung dieser drei Nornen nur wahrhafte tragische Künstler mir als befähigt denken kann. — Lassen Sie sich nun herzlich gebeten sein, mich durch Ihre gütige Zusage der Übernahme beider Partien zu erfreuen, und seien Sie hierfür der größten Dankbarkeit versichert Ihres

sehr ergebenen Richard Wagner.

An Ludwig Bösendorfer in Wien

Hochgeehrter Herr und alt-bewährter Gönner!

Daß ich so oft Ihrer Freundlichkeiten genoß, und so wenig dazu gelangte, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu beweisen, hiervon erkannten Sie wohl jeder Zeit den Grund in den Anstrengungen, unter welchen ich immer nur in Wien mich aufhielt? Zuletzt ist mir nun wieder von meinem Freunde Standhartner berichtet worden, daß Sie mir das schöne Anerbieten gemacht hätten, die Proben meiner Bühnenfestspiele in Bayreuth mit den nöthigen Flügeln aus Ihrer vortrefflichen Fabrik zu unterstützen. Ich nehme nun dieses Anerbieten mit größtem Danke an, und betrachte Sie somit als einen der vorzüglichsten Patrone meiner Unternehmung, als welchem Ihnen der Platz (oder auch die Plätze) welche Sie wünschen werden, aufbehalten sein sollen. —

Demnach ersuche ich Sie wirklich um die baldmöglichste Zusendung zweier Ihrer Flügel, von welchen der eine in ein Zimmerproben-Local in der Stadt, der andere im Theater selbst aufgestellt werden soll. Ich sorge dafür, daß sie gut gehalten werden; auch sind es nur tüchtige Klavierspieler, wie Joseph Rubinstein u. Hans Richter, welche darauf spielen werden.

Die diesjährigen Proben dauern vom 1. Juli bis 15. August, die nächstjährigen vom 1. Juni bis Mitte August, wo dann die Aufführungen stattfinden. Haben Sie nun die Güte, zu bestimmen, ob die Instrumente sogleich hier bleiben können, oder in der Zwischenzeit Ihnen wieder zurückgeschickt werden sollen.

Im Voraus nochmals herzlich dankend, verbleibe ich Ihr

hochachtungsvoll ergebener Richard Wagner.

Bayreuth, 18. Juni 1875.

P. S. Wir bitten um die neue, tiefe, d. h. Pariser Stimmung. R. W.

An Franz Jauner, Hofoperndirektor in Wien

Lieber Herr Direktor!

Ich muß für diesmal von Ihnen Abschied nehmen, da mich dringende Besorgungen nach Hause zurückrufen. Persönliche Besprechungen und Entscheidungen zwischen den Maschinisten, den Decorationsmalern, dem Beleuchter und mir haben sich als eilig nothwendig herausgestellt. Könnte ich zu meinem Vergnügen mich längere Zeit in Wien aufhalten, so würde ich gern auch abwarten, bis sich für die Verfolgung unserer höheren Zwecke günstigere Dispositionen einstellen: im Angesicht meiner jetzt auf das Ernstlichste vorzubereitenden, ungemeinen Unternehmung in Bayreuth, ist mir es jedoch dieses Jahr unmöglich. So gedenke ich denn bestimmt morgen Abend abzureisen und hoffe bis dahin noch auf freundschaftlichen Verkehr mit Ihnen, geehrtester Freund, dem ich in Allem nur das Zeugniß des gewogensten und energischesten Entgegenkommens zu ertheilen habe.

Hoffentlich bringt das unter äußerst schwierigen Umständen im Einverständniß zwischen uns Begonnene, durch fortgesetzte Pflege noch seinen Segen! Alles Weitere einer geneigten Besprechung vorbehaltend, verbleibe ich mit den herzlichsten Grüßen Ihr ergebenster Richard Wagner.

Wien, 1. Dez. 1875.

An Franz Jauner

Geehrter, lieber Freund!

Gestatten Sie, daß ich mit der Bitte sie durch Ihre gütige Vermittelung zum Abschluß zu bringen, meine Herrn Scaria betreffende Angelegenheit Ihnen vorführe.

Mit Berufung auf seine, an seinem Wiener Engagement ihm drohenden Verluste, hat Herr Scaria in einem Schreiben an den Geschäftsführer meines Verwaltungsrathes, als Ersatz für eine im Monat August d. J. von ihm zu verlierende Monatsgage 7500 Reichsmark, außerdem aber für jeden der im Monat Juli auf meine Proben zu verwendenden Tage, jener ersten Forderung entsprechend, 260 Mk. als für seine Mitwirkung unerläßliche Entschädigung verlangt. — Auf die hiervon mir gemachte geschäftliche Mittheilung, nahm ich mir vor, Herrn Scaria mich freundschaftlich über die schwierige Lage, in welche er mich durch seine Forderung bringe, zu äußern, und trug dagegen meinem Herrn Geschäftsführer nur auf, Herrn Scaria zu antworten, daß wir seine Forderungen nicht erfüllen könnten. Mein Bedauern hierüber (auf welches Sc. großes Gewicht zu legen schien, da er es in öffentlichen Blättern, im Schreiben derjenigen Männer, welche nichts anderes übernommen haben als die Gelder meiner Patrone zu verwalten, so lebhaft vermißte) drückte ich ihm alsbald durch mein eigenes Schreiben so herzlich aus, daß ich hiervon einigen Eindruck auf ihn mir versprach. Da nun Herr Scaria zögert, mit seiner Antwort auf mein Schreiben

mich bekannt zu machen, ich aber andererseits für den schlimmsten und von mir so gern abgewendeten Fall seines Austrittes aus dem schätzbaren Vereine der meinem Unternehmen hilfreich gewogenen Künstler mich vorsehen muß, ersuche ich Sie nun, mit Übergehung alles des Unschicklichen und tief Bedauerlichen was in dieser Angelegenheit vorgefallen ist, sich zu meinem künstlerischen und geschäftlichen Sachwalter in dieser Angelegenheit gütigst machen zu wollen, und als solcher ein Abkommen mit Herrn Scaria zu Stande zu bringen, welches mir auf ihn fernerhin rechnen zu können ermöglicht.

Hierfür gebe ich Ihnen Folgendes an die Hand: Die bereits im vorigen Sommer für die sehr kurze Zeit der Mitwirkung des Herrn Scaria bei meinen Proben ihm gezahlte Vergütung hatte ich geheim gehalten; als sie dennoch bekannt wurde, entstand hieraus unter den übrigen Künstlern ein Mißbehagen, welchem man nur auf meine besonderen Vorstellungen keinen Ausdruck gab. Ich könnte bei dem Bekanntwerden der neuesten Forderungen Scarias unmöglich der Steigerung des Unwillens bei allen Genossen mit dem Erfolge eines guten Einvernehmens unter ihnen mehr entgegen wirken. Da Viele gar keine Entschädigung, die meisten nur eine unverhältnißmäßig geringe sich ausbedingen, Alle aber nur und einzig es sich zur Ehrensache machen, meinem künstlerischen Unternehmen ihre Kräfte zu leihen, muß Herr Scaria nothwendig als gänzlich von diesem Bunde sich ausgeschlossen sehen, welcher zur Durchführung eines Werkes, wie es noch nie entworfen, von den Ausführenden geschlossen worden ist.

Betrachtet dagegen Herr Scaria, dem anderseits die Bücher unserer Verwaltung offen stehen sollen, die Sache so, als habe er keine Lust an einem ähnlichen Unternehmen theilzunehmen, bei welchem jeder Gewinn bei Seite gesetzt, nicht einmal genügende Entschädigung für anderseitig zu erzielenden Gewinn erlangt werden solle, so ist er eben in einem Mißverständniß begriffen, aus welchem er sich nur bereits früher hätte reißen sollen.

Genug, der (wahrscheinlich sehr unnützen) Worte! Zum Enthusiasmus ist am Ende Niemand zu zwingen. — Nur Sie, geehrtester Freund, wollte ich noch bitten, zu versuchen, was auf freundschaftlich vermittelndem Wege zu thun ist, um eine schließliche Einigung zwischen dem Herrn Scaria und mir zu Stand zu bringen. Ich glaube es gegen Jeden verantworten zu können, wenn ich Herrn Scaria für seine Mitwirkung in Bayreuth den genauen Betrag seiner wirklichen Gehalts-Einnahmen in seinem Wiener Engagement zusage! — Möchten Sie mir hierüber nun recht bald einen letzten Bescheid zukommen lassen können! —

Es ist gewiß recht unschicklich daß ich an meine hiermit Ihnen vorgetragene Bitte noch eine ganz abliegende Erörterung anknüpfe. Der Zufall des zeitlichen Zusammentreffens hat es aber so gefügt, daß ich diese letztere nicht umgehen kann. Mir meldet nämlich soeben mein alter Freund Standhartner, daß er, bei der Einhebung meiner letzten Tantième auf den ihn verwundern-

den Umstand getroffen sei, die Abonnementsquote bei der Abendeinnahme nicht mit in Berechnung gezogen zu finden.

Wirklich ersah ich nun, bei näherer Prüfung des von der Direktion des k. k. Hofoperntheaters mir zugestellten, meine künftigen Verhältnisse zu derselben regelnden Erlasses, daß hier die in meinen Contracten für die „Meistersinger" und „Rienzi" enthaltene, meinen Berliner Tantième-Zugeständnissen analoge Bestimmung, die Abonnementsquote betreffend, übergangen, und dafür die verordneten 7% nur als die „Abendeinnahme" berührend angegeben worden sind.

Mit der Nichtbeachtung dieses Passus habe ich ungefähr denselben Fehler begangen, welchen ich mir bei der Unterzeichnung jenes vom Musikhändler Fürstner mir vorgelegten Reverses zu Schulden kommen ließ, hoffe aber mit Sicherheit, daß diesmal meine Unachtsamkeit mir nicht ähnliche Schwierigkeiten bereiten werde. Näher betrachtet, glaube ich jedoch, namentlich auch nach der (bereits Ihnen gegenüber nur als auffällig bezeichneten) Auslassung einer im Betreff der reichsrechtlichen Dauer des geistigen Eigenthumes nach dem Tode des Autors, anzuerkennenden Gleichstellung auch meiner früher überlassenen Opern „Meistersinger" und „Rienzi" mit den, in diesem Bezug gesicherten anderen Opern die Spur einer, Ihnen persönlich abliegenden, die mir zugestandenen Rechte schmälernden Absicht erkennen zu müssen. Während ich demnach jene neuesten Zugeständnisse in dem vollen Glauben anerkennungsvoll entgegennahm, man habe mir für alle meine Opern die gleichen Vortheile, welche ich nach dem Vorgange Berlins (das mir von jeher und für alle meine Opern bei jeder Aufführung die Tantième mit 7% vom Bruttoertrage mit Einrechnung der Abonnementsquote geleistet hat) in Anspruch nahm, zugestanden, muß ich mich jetzt nach der einen Seite, und wie ich zu fürchten beginne, auch nach der anderen hin, in meinen festen Annahmen getäuscht sehen, was mir um so bedenklicher wird, als auch meine zukünftigen Werke in den Vertrag eingeschlossen worden sind. Ich kann hiergegen die beschwichtigen sollende Einrede, als sei die gegenwärtige Abonnementsquote ja so geringfügig, durchaus nicht gelten lassen. Man weiß, in welchen Verhältnissen es liegt, daß jetzt das Abonnement so schmal ausgefallen ist: gerade meiner zukünftigen Theilnahme an den Leistungen der k. k. Oper, so wie der wirklichen Aufführung meiner Werke selbst, dürfte es jedoch sehr möglicher Weise gelingen, die entschwundene Theilnahme für das Institut so weit wieder zu heben, daß eben das Abonnement von derjenigen Stärke werden dürfte, daß die Abendeinnahme dagegen sich zu verringern hätte. Gerade in diesem sehr wünschenswerthen Falle würden meine zukünftigen Einnahmen höchst unverdienter Weise übel herabgedrückt werden. — Hat irgend „Jemand" so etwas berechnet und im Sinne gehabt, als er die jetzige geringe Abonnementsquote meinem Freunde entgegenhielt? —

Ich will dies nicht denken; und wende mich daher mit der Bitte an Sie,

mein geehrtester Freund, bei höherer Instanz es vermitteln zu wollen, daß man mir — rückhaltslos — für jede meiner gegebenen Opern einen Antheil von Sieben Procent an der jeweiligen Brutto-Einnahme, mit Einrechnung der Abonnementsquote, ausnahmslos zuspreche und diese Vergünstigung bis dreißig Jahre nach meinem Tode meinen Erben gleichmäßig zugestehe, — wogegen ich jedes meiner neueren Werke gegen die Erfüllung derselben anstandslos dem k. k. Hofoperntheater zur Aufführung frei gebe. Ich glaube die Erfüllung dieses Wunsches als eine Ehrensache meiner- wie Ihrerseits ansehen zu dürfen. —

Gern bin ich bereit Ende Februar für die versprochene Chorbenefiz-Aufführung bei Ihnen einzutreffen.

Mit den besten Hoffnungen und den herzlichsten Grüßen verbleibe ich

Bayreuth, 15. Jan. 1876. Ihr stets ergebener Richard Wagner.

An Franz Jauner

Mein werthester Freund!

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß mit Ihrem, durch Lewy mir in Besorgniß erregender Weise angekündigtem Krankheitsanfalle es eine ähnliche Bewandtniß hatte, als mit dem mir selbst zu Zeiten widerfahrenen. Ein heftiges Fieber setzte dann Alles um mich in die größte Bestürzung: dieses erwies sich aber sodann als der Heilungsakt der Natur; die drohende Krankheit war damit überwältigt. Ich meine, Sie sind auch hierin mir etwas gleichartig.

Darauf hin, nämlich Sie in der Genesung begriffen annehmend, erlaube ich mir eine Rüge an Sie zu richten, welche Sie willig dahin nehmen mögen: Wie können Sie von mir glauben, ich wäre, als ich um Ihre Gesundheit besorgt war, der Tantième-Angelegenheit wegen beunruhigt gewesen?! Der Anhang an Ihr Telegramm hat mich so unangenehm betroffen, daß meine ganze Freude über die tröstliche Hauptnachricht dazu gehörte, um den üblen Eindruck der letzten Worte zu verwischen. Am Ende hätten Sie doch kein „Herz im Leibe"?

Nein! Freund, erfreuen Sie mich durch eine gute Nachricht über Ihr Befinden, und lassen Sie vorläufig Geschäfte Geschäfte sein!

Mit den herzlichsten Wünschen

Ihr ergebener Leidensgefährte

Bayreuth, 29. Januar 1876. Richard Wagner.

An Franz Jauner

Mein geehrtester Freund!

Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch zur Genesung!

Für die letzte telegraphische Benachrichtigung bezüglich der Erfüllung meiner Wünsche im Betreff der mir zugestandenen Tantième, danke ich Ihnen sehr,

und hoffe ich, daß es damit meinen Ansprüchen gemäß sein Bewenden gefunden hat.

Soll ich Ihnen ein recht ernstliches Bedauern mittheilen, so betrifft dieß meine nunmehr zu jeder Zeit im Verkehr mit Wiener Behörden, d. h. den Hoftheaterbehörden wiederholt gemachte Erfahrung, daß hierbei nie auf einen recht reinen Punkt zu kommen war... So hat mich jetzt wieder Ihre Mittheilung des Entschlusses der obersten Hoftheaterbehörde im Betreff des Chorbenefizes wahrhaft erschreckt. Wie sieht dies plötzlich anders aus, als da wir Beide zuerst diese Sache besprachen! Sie hatten im vergangenen Frühjahr mit Verdi eine Abendeinnahme von fl. 8000 gemacht und fanden es daher leicht, dem Chor eine sehr bedeutende Einnahme durch erhöhte Preise zuzuwenden, sobald die Direktion eben nur die durchschnittliche Höhe einer guten Theatereinnahme für sich davon abziehe. Nach den Berechnungen, die mir seitdem von den besseren Wintereinnahmen zugekommen sind, nahm ich an, die Direktion würde sich etwa mit einem Abzuge von 2000 bis 2500 fl. begnügen, und gefiel ich mir in der Hoffnung, dem Chor so etwas wie 5000 fl. zuwenden zu können; da hätte die Person etwa 50 fl. gehabt, und es sah nach etwas aus. Nun heißt es aber: die halbe Einnahme von fl. 400 Kosten, und dem Chor würden dann immer noch fl. 2000 übrig bleiben, also etwa 20 fl. für den Kopf! Aufrichtig gesagt, ich verfiel sofort auf den Gedanken, jedem Choristen fl. 20 aus meiner Tasche zu schenken und mir so die ganz unverhältnißmäßige, von mir jetzt so sehr gefürchtete Anstrengung der Musikdirektion einer solchen Oper, wie Lohengrin, zu ersparen. Leider kann ich aber gerade dieses Jahr unmöglich so viel Geld verschenken! Vielleicht könnte ich aber ein Konzert geben, welches, meinen vorigjährigen Erfahrungen gemäß, mindestens das Doppelte für den Chor abgeworfen hätte! Doch muß ich auch dieß für unpassend und in einem gewissen Sinne für unschicklich halten, und ich glaube mich somit auch diesmal wieder in die Lage der Dinge ergeben, und — wie dieß schon nun wiederholt der Fall war — mit Unmuth, ohne Lust und Freude mich fügen zu müssen! Ich vermuthe nach Allem daß bei Ihnen in Wien jetzt große Calamität herrscht, und daß die Direktion nicht minder übel daran ist, wie die Anderen. Vielleicht ist es also jetzt überhaupt die Zeit nicht, auf üppige Unternehmungen, hohe Preise u. s. w. auszugehen: dann könnte es sich aber fragen, ob man seine gute Absicht nicht lieber zu einer besseren Zeit ausführe??

Dem Chor-Antheile trete ich jedenfalls meinen halben Tantième-Antheil ab, werde auch keinerlei Reise- oder Aufenthaltskosten von ihm mir ersetzen lassen. Ändert sich Ihrerseits nichts, so reise ich 29. d. M. ab und bin 1. März früh in Wien. Weil ich jetzt gern einmal meinen Siegfried überhörte, habe ich ihn nach Wien beschieden, wo er mit Frau Materna eine große Scene (etwa bei Bösendorfer) singen soll, wozu ich Sie und unsere intelligenten Freunde vom Theater, wie Lewy, Hellmesberger, Doppler, freundlich für 3. März Abends einlade.

Mit schwerem, Ihrer befreundeten und mir werthen Person stets aber unveränderlich gewogenem Herzen

Bayreuth, 22. Febr. 1876. Ihr ergebener Richard Wagner.

[Am Rande]: Muß es wirklich sein? — „Pour si peu!“ die ungeheure Anstrengung???

An E. W. Fritzsch in Leipzig

Redakteur des „Musikalischen Wochenblattes“ und Verleger der Gesammelten Schriften Wagners.

Wertheſter Freund!

Ich danke Ihnen noch bestens für Ihren Besuch in Bayreuth, wenn gleich ich unsicher bin, annehmen zu können, die Wendung, die ich unserer Patronats-Angelegenheit gegeben habe, sei Ihren Wünschen nach ausgefallen. Einstweilen weiß ich auch noch nicht, ob es sobald mit der sogenannten „Schule“ etwas werden wird, da die Aufforderung zu Anmeldungen sich sehr verzögerte, überhaupt in eine ungelegene Zeit des Jahres traf, und den Anforderungen, welche an die Theilnehmer gestellt werden, eigentlich nur von solchen entsprochen werden kann, die bereits auf Anstellungen ausgehen. Dieß wäre also in Ruhe abzuwarten. —

Einstweilen will ich aber die „Bayreuther Blätter“ nicht aufgeben, und hierfür wünsche ich nun in einer uns Beiden gleich ersprießlichen Verbindung zu — bleiben. — Bereits hat man sich zur Uebernahme des „Verlages“ gemeldet. Allein, so wie ich meine Festspiele nur noch vor einem „Vereine“ geben will, sollen auch diese Blätter nur dem „Vereine“ vorgelegt werden. Die Kosten (gering —) werden von den Vereinsbeiträgen bestritten, und die „Blätter“ gehören somit auch dem Vereine, dessen Mitglieder für ein Abonnement vielleicht nur einen kleinen Zuschuß extra zu zahlen haben. Diese Blätter werden, so bald die Uebungen beginnen, über diese und deren Charakter in belehrender Weise Bericht erstatten, auch vielleicht sonstige Vereinsnachrichten, so weit sie das rein-Künstlerische betrifft, mittheilen. Selbst wenn die Schule erst später eröffnet werden müßte, sollen die Blätter vom 1. Jan. 78 an vorbereitende Abhandlungen u. Aufsätze bringen, allerdings in geringerer Masse. Demnach gedenke ich, im Verein mit Wolzogen, Porges, Pohl u. s. w. mit Neujahr in der Weise zu beginnen, daß wir etwa alle 2 Wochen 1 Bogen, (Octave) liefern. — Nun möchte ich, daß Sie Druck, Herstellung und Versendung übernehmen, wobei ich mir denke, daß Sie recht gut die Blätter als Beilage zu Ihrem M. Wochenblatt verschicken können, mit Ausnahme an solche (abonnirte) Vereinsmitglieder, welche Ihr Wochenblatt nicht halten sollten. Ich wünschte gerade Sie bei dieser, allerdings buchhändlerisch keineswegs speculativen, Unternehmung schon um unseres gegenseitigen guten und der Sache zugewendeten Vernehmens willen, betheiligt zu wissen; auch gerathen wir so am besten dahin, Ihrem Blatte nicht nur keine Concurrenz zu machen,

sondern im Gegentheil Ihrem Blatte nur noch größere Bedeutung zu geben. Natürlich bleibt aus den Bayreuther Blättern Correspondenz-, Kritik-, Rezensionen-, Annoncen-Wesen u. s. w. gänzlich ausgeschlossen, und werde ich im Gegentheile, wenn wir so etwas nöthig haben, immer Ihre Spalten hierzu gebrauchen. Nur soll meine Sache immer eine selbständige, finanziell blos dem Vereine angehörige Unternehmung sein.

Theilen Sie mir doch gefälligst hierüber Ihre Meinung mit! (Beiläufig erwähne ich nur noch, daß, wenn Sie aus den Bayreuther Blättern eben so wenig einen Vortheil — d. h. finanziell — ziehen werden, wie jeder Mitarbeiter, Sie doch eben so wenig Kosten davon haben sollen, gerade so wie diejenigen Mitarbeiter, welche für ihre Uebersiedelung nach Bayreuth sich zu entschädigende Unkosten zuziehen.)

Ich hoffe, Sie verstehen mich, und erkennen, daß ich unserer steten guten Beziehungen gern eingedenk bin.

Mit den herzlichsten Grüßen

Bayreuth, 27. Oct. 77. Ihr ergebener Richard Wagner.

An Franz Jauner

Hochgeehrtester Freund!

Darf ich — von jetzt ab — im Betreff der Übermittelung der mir vom k. k. Hofoperntheater zukommenden Tantième-Zahlungen um folgende einfache Besorgung bitten?

Die k. k. Hofoperntheaterkasse stellt mir alle 3 Monate — wie sonst — die Berechnung der Tantième nebst Quittungsschema zu, wogegen ich die unterzeichnete Quittung Ihnen zur gefälligen Auszahlung an die Bodencredit-Anstalt zurückgehen lasse. —

Sehr leid thut es mir, daß Professor Hoffmann* ein Zusammengehen mit Ihnen (für das Rheingold) eben so erschwert, ja unmöglich gemacht hat, wie es mir unmöglich wurde für die Ausführung meiner Nibelungenfestspiele in Bayreuth schließlich mit ihm auszukommen. Daß Sie mit ihm Geduld hatten, scheint der Ausführung der „Walküre" allerdings eben so gut bekommen zu sein, als — allen Berichten nach — dem „Rheingold" es geschadet hat, daß Sie hierbei die Geduld verloren. Möchten Sie doch immerhin für „Siegfried" und „Götterdämmerung" einen Modus dafür auffinden, daß wenigstens die Hoffmannischen Skizzen wie sie von Gebr. Brückner in Coburg ausgeführt worden sind, Ihnen zum weiteren Anhalt dienen könnten. In München ist im Siegfried wieder „eigenen Eingebungen" gefolgt worden, und — diese sind nicht zum Vortheil des Werkes ausgefallen. Hier war denn doch von mir Alles wohl überlegt: wenn in sehr geringen einzelnen

* Der Wiener Maler hatte die Dekorationsskizzen für den Nibelungenring entworfen.

Theilen noch Verbesserungen zum Vorbehalt bleiben mußten, so muß ich es doch immer für sehr unüberlegt halten, meine Ausführung als unzubeachten anzusehen.

Gebe der Himmel Gelingen! Jedenfalls war das „Rheingold" nach der „Walküre" höchst ungünstig placirt. In Leipzig hat „Rheingold" vorangestanden stets ebenso das Haus gefüllt als die nachfolgende „Walküre".

Pardon!

Mit den besten Grüßen verbleibt doch

Ihr hochachtungsvoll ergebener Richard Wagner.

Bayreuth, 27. Juni 1878.

An Franz Jauner

Geehrtester Herr und werther Freund!

Es liegt mir nicht sowohl am Engagement des Herrn Jäger, als daran, daß meine Stücke „Siegfried" und „Götterdämmerung" auf dem Repertoire des k. k. Hofoperntheaters ebenso häufig erscheinen sollen, als meine anderen Werke und namentlich als die „Walküre", weil für diese die Wiener sich einbilden den richtigen Tenoristen bereits zu besitzen. Mit Ihren engagirten Kräften können Sie diese beiden Werke, mit denen ich das Publikum durchaus genau bekannt unterhalten wissen will, nicht geben: folglich erblicke ich in Ihrem Personale eine Schwäche, unter welcher ich Schaden leide und welche geheilt zu wissen mir sehr wichtig ist. — Sie selbst schienen hierfür besorgt zu sein, als Sie vor einiger Zeit Herrn Jäger ein Engagement anboten. Die Unterhandlungen hierüber sind mir genau bekannt geworden und mußte ich daraus ersehen, daß *nicht* die hohe Forderung Jägers — über deren Verminderung es gar nicht zur Unterhandlung kam — sondern der Umstand, daß Herrn Labatts Bedingungen für ein Engagement seinerseits in Frankfurt nicht zugestanden werden konnten und dieser Herr somit von einem Tage zum anderen sich entschloß, lieber in Wien zu bleiben, der Grund ist, welcher Sie mit Jäger ohne Näheres abbrechen ließ.

Wenn Sie sich zur Erhaltung des Herrn Labatt (schon seiner günstigen Stellung zur Presse wegen!) Glück wünschen zu müssen glauben durften, so habe ich dagegen sehr zu beklagen, daß Sie sich fortan mit einem Tenoristen zu behelfen haben, welcher zwei meiner wichtigsten Parthien nicht singen kann, während dieser Eine, der dieß kann, durch ein unüberlegtes Auftreten in einigen anderen Parthien (wozu er zu seinem Schaden veranlaßt wurde) den Vorwand zu seiner Abweisung liefern mußte. Hiergegen werde *ich* nicht gehört, wenn ich erkläre, alle meine Parthien Jäger so einstudiren zu *können*, daß er jeden andern jetzigen Tenoristen darin schlägt: schon jetzt habe ich ihn für Leipzig zum „Tristan" bestimmt.

Eben dieses Unterordnen meines auch für Wien gewiß nicht geringen Interesses unter Lokal- und Personal-Rücksichten, deren Beachtung der Ab-

miniſtration Ihres Theaters nicht immer zum Vortheil geräth, iſt es, was mir dieſen Fall als von beſonderem Ernſte erſcheinen läßt. Und erſuche ich Sie demnach freundſchaftlichſt, die Angelegenheit mit mir von dieſer Seite her zu betrachten. Wenn Sie im Jahre etwa zweimal „Siegfried" und eben ſo oft „Götterdämmerung" mit einem jedesmal für ein ſtarkes Honorar ausgeliehenen Sänger geben, ſo iſt dieß mehr Verſchwendung, als wenn Sie dieſe Werke, ſo häufig als das Publikum dafür Intereſſe zeigt, mit einem feſt engagirten Sänger geben. Und gebe ich Ihnen mein Wort, daß nur ein wenig meinerſeits dazu genügt, um Jäger auch die anderen Parthien, die er bisher ſo liederlich einſtudiert hatte, wie dieß an unſeren Theatern und mit ihren Kapellmeiſtern der Fall iſt, ſelbſt den großen Labatt bedeutend übertreffen zu laſſen.

Doch genug von dieſen Widerwärtigkeiten! — Uns wünſche ich, theuerſter Freund, daß Sie ſich davon überzeugt halten möchten, daß ich gerade dieſe Sache dießmal durchaus ernſt nehme, weil ich meine beiden Hauptwerke des Nibelungen-Cyclus nicht zu Geſpenſtern auf den Wiener Theatern verwendet wiſſen will.

Mit herzlichem Gruße verbleibe ich

Neapel, 17. März 1880. Ihr ergebener Richard Wagner.

Villa Angri (Poſilipo.)

Das tote Leben/ Drama von Georg Hirschfeld

Personen: Professor Stab/ Fritz Gerling/ Walter Loesch/ Ein Pfleger

Der Schauplatz ist eine einsame Waldgegend auf der Insel Rügen. Herbsttag, gegen Abend. Im Hintergrunde und nach links hinüber breitet sich ein stiller, schwarzgrüner See. Die jenseitige Uferhöhe, hell und dunkel mit Buchen und Kiefern bestanden, ist sichtbar. Ein blaßgrauer Himmel wölbt sich darüber, dessen Schleier die Sonne birgt. Am Ufer dichter Schilfstand, der den Sumpfboden des stillen Gewässers erraten läßt. Oft raschelt es im Röhricht — Enten schießen plötzlich heraus und fliegen in hohem Bogen zum anderen Ufer hinüber.

Rechts, am Waldesrande und in den Wald hinein gebaut, liegt das Landhaus des Professors. Von der Veranda führen Stufen zum Ufergelände hinunter, das allmählich zum Wasser absteigt. Auf einem kleinen Hügel im Vordergrunde rechts eine Aussichtsbank.

Der dichte und ziemlich dunkle Wald ist nicht nur rechts, das Haus umschließend, gedacht, sondern führt auch in tiefem Bogen um den Standort des Zuschauers nach links herum, wo er mit einer alten Baumgruppe wieder in Erscheinung tritt.

Der Professor kommt mit Fritz Gerling auf die Veranda hinaus. Er bedeutet ihm, stehen zu bleiben, und beugt sich, vortretend, behutsam über die Brüstung. Er späht nach links, zum Hügel hinüber. Dann richtet er sich auf, winkt Fritz, nimmt seinen Arm und führt ihn herab.

Professor: Er ist noch im Walde.

Fritz: Dort — wo ich hergekommen bin?

Professor: Nein. In diese Gegend geht er nie. Da hält er noch immer Begegnungen für möglich. Obwohl ich mein Gebiet, wie Sie gesehen haben, durch ein Drahtgitter habe abzäunen lassen.

Fritz: Sie haben zwei gute Wächter am Eingang, Herr Professor. Der biedre Pommer da stellte sich auf, als wollte er gleich mit mir raufen. Und die Dogge neben ihm suchte sich sofort eine Stelle an mir, wo sie zupacken könnte. Was hätte ich ohne Ihre Weisung angefangen?

Professor: Vorsicht tut not — weniger gegen Diebe, als gegen die Neugier. Die Badegäste von Binz und Saßnitz rüsten immer wieder Expeditionen aus, um dem „Geheimnis" bei mir auf den Grund zu kommen. Leider hat der Ruhm das seinige dazu getan, daß alle Tagediebe und Sensationshascher wissen, wen ich beherberge. Allmählich aber werden sie es ja aufgeben. Niemand ist bis jetzt hineingekommen. Sie sind der Erste, Herr Gerling.

Fritz: Ich bin der Erste.

(Pause)

Professor: Kommen Sie dort auf den Hügel. Wir setzen uns auf die Bank. Da ist der Lieblingsplatz Ihres Freundes. Warum zögern Sie?

Fritz: Wenn er plötzlich kommt? . . . Und mich sieht? . . .

Professor: Das ist nicht möglich. Gotthold, sein Pfleger, ist bei ihm. Loesch hat das Zeitgefühl verloren. Der Pfleger sorgt dafür, daß er nicht früher als um sechs Uhr wieder zu Hause ist. (Er ist den Hügel hinaufgestiegen. Fritz folgt langsam. Sie setzen sich.)

Fritz (nach einer Pause): Herr Professor . . .

Professor: Was, lieber Herr Gerling?

Fritz: Ich bin — ich fürchte, mir zerspringt das Herz. . Ich weiß nicht, ob ich es kann. . . .

Professor: Was? Ihn sehen?

Fritz: Nicht nur das . . . Ob ich irgend etwas ausrichten kann — erreichen — ihn, so wie es mir vorgeschwebt hat —! Lieber Gott, wie ich über die Ostsee gefahren bin, auf der Freya — der Tag war so schön! Da hatte ich ganz feste Vorsätze! Alles stand deutlich vor mir, logisch, unabänderlich! Auch im Wald noch, während ich hierher marschierte! Und jetzt — sobald ich durch die Pforte kam, an dem bösen Hund vorüber — als alles so still und düster wurde. —

Professor: Düster?

Fritz: Ja. . Auch hier. . Dieser See! Der ist ein Bild wie Walters Hoffnungslosigkeit. Ich weiß nicht, ob Sie es kennen, Herr Professor. Es ist das einzige Bild, das er nach dem Tode seiner Frau noch gemalt hat.

Professor: Ich kenne es, denn es ist auch das einzige, das er hierher mitgenommen hat.

Fritz: Darum war es so plötzlich verschwunden?

Professor: Er sagte mir einmal, es töte ihm den bösen Trieb zur Kunst. Wenn er dieses Bild ansieht, müssen seine Augen sich schließen.

Fritz: Es ist furchtbar.

(Pause)

Professor: Herr Gerling, nützen wir die Zeit. Ihre Unruhe macht mich bedenklich. Erinnern Sie sich an das Versprechen, das Sie mir gegeben haben. Sie wollten mir die Erlaubnis, hierher zu kommen, damit vergelten, daß Sie sich streng nach meiner Vorschrift richten.

Fritz: Herr Professor —

Professor: Jetzt aber sprechen Sie von Zweifeln, ob Sie etwas ausrichten oder erreichen könnten — etwas, was Ihnen vorgeschwebt hätte. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie jetzt noch heimschicken kann. Daß ich Sie jetzt noch draußen stehen lassen kann, wie die Neugierigen alle. So leid mir das täte. Ich bin unnachsichtlich.

Fritz: Herr Professor — versetzen Sie sich doch in meine Lage. Wie wir zusammengehalten haben, der Walter und ich — von unserer ersten Studien-

zeit in München her, zehn Jahre durch — lustige und traurige Hungerjahre — bis er ein Meister war, und ich ins Werden kam. Den ganzen herrlichen Aufstieg hab ich mitangesehen. Man war durch eine Wüste gewandert! Soviel sich auch in Deutschland regen mochte, das Auge und die Hand, die waren nicht genug! Nach Böcklins Ende galt es, daß ein neuer Geist kam! Ein Temperament, das die Errungenschaften alle mit einer Faust packte und schleudern konnte, künden — Sie verstehen! Inhalt, Inhalt! Nicht nur tyrannische Studien! Künstler und Volk vereinigt im Geheimnis der Werke! Die Eingeweihten kannten den Messias! Sie warteten täglich auf sein Hervortreten, daß die große Freude wie ein Blitz durch die Welt ging! Und dann —!

Professor: Dann geschah es.

Fritz: Was, Herr Professor? Ich frage mich immer wieder: was? Ich kenne das furchtbare Ereignis: Er verlor in einer Nacht sein junges Weib und seinen einzigen Jungen. Kalt und brutal, unfaßbar kalt und brutal zeigte ihm das Leben, das er so geliebt hatte, sein wahres Gesicht. Ein Eisenbahnunglück. Die stolzeste Hoffnung der Kunst wurde damals mit den armen Wesen vernichtet.

Professor: Er malte noch ein Bild, nicht wahr, und dann nichts mehr?

Fritz: Nichts mehr. Sieben Jahre sind vergangen. Wie abgeschnitten. Seit dieser Nacht.

Professor: Und was verstehen Sie daran nicht?

Fritz: Daß es so stark sein konnte — so vollständig niederschmetternd — das Erlebnis.

Professor: Sie meinen, weil seine Kunst ihn nicht mehr aufrichten konnte? Glauben Sie denn, daß die stärkste Kunst etwas anderes ist als der Abglanz des stärksten Lebens?

Fritz: Abglanz!

Professor: Oder doch die Folge?

Fritz: Herr Professor, ich kann von meinem Glauben nicht lassen, daß die Kunst imstande ist, den völlig Geschlagenen vom Boden aufzuheben. Ihn zu versöhnen mit der Nichtigkeit des Daseins durch ihre Dauer.

Professor: Ich bin Arzt, Herr Gerling. Kein Künstler. Ich kann mich in Ihre Anschauung nicht hineinversetzen. Ich habe den Patienten vor mir und urteile nach den Symptomen, die sein Zustand mir bietet.

Fritz: Ist Walter krank?

Professor: Im Innersten. Daran haben wir uns zu halten.

Fritz: Aber als er damals zu Ihnen kam — war das nicht sein eigener Entschluß?

Professor: Ohne Zweifel. Er fühlte sich krank. Sein starker Geist war dazu noch imstande. Krank und müde — todmüde — so drückte er es aus. Ich war alt, ich hatte mich nach dreißigjährigem Ringen mit dem wider-

spenstigsten Material zur Ruhe gesetzt — als Walter Loesch zu mir kam, brauchte er nicht das Gefühl zu haben, in Kerkermauern zu kommen. Ein psychiatrisches Sanatorium war mein einsamer Unterschlupf nicht. Ich mochte nicht mehr kurieren, da ich zu sehr vergessen hatte, mich selbst in die Kur zu nehmen. Ich war allein, ich wollte nur noch mein buddhistisches Werk zu Ende führen. Walter war der einzige Patient, den ich brauchen konnte.

Fritz: Habe ich richtig vermutet, daß Sie ihn mit Vorbedacht — nicht abbrachten von seiner Resignation, sondern ihn darin bestärkten?

Professor: Sie haben es, Herr Gerling, wenn Sie keinen Vorwurf damit verbinden. Ich bin als Arzt zu dem Resultat gekommen, daß es mehr darauf ankommt, der gequälten Kreatur Glück zu verschaffen, als Gesundheit.

Fritz: Glück ist Gesundheit, Herr Professor!

Professor: Für den Durchschnittsmenschen, ja — oder für den ganz Gesunden. Davon reden wir nicht. Ihr Freund war mit Wunden bedeckt, als er zu mir kam. Ihm ging es wie Kleist — das Tageslicht tat ihm weh, wenn er die Nase aus dem Fenster steckte. Zur Pistole griff er aber nicht, denn er war nicht verzweifelt, sondern voll Trotz und Hohn. Nirgends ließ sich diese blutende Seele anfassen. Meinen Trost schob er beiseite. Es gibt keinen Trost — Vergangenheit und Zukunft sind nichts. Das sagte er, und ich fand keine Antwort darauf. Ich suche Gegenwart und Ruhe. Sie sind ein alter Inder, Herr Professor. Nehmen Sie mich, behalten Sie mich. Wir wollen miteinander das Ende abwarten und schweigen.

Fritz: Er ist noch so jung.

Professor: Er ist älter als ich. Das fühle ich, wenn er mir nachsieht und lächelt. Er lächelt darüber, daß ich Bücher schreibe. Herr Gerling, trachten Sie danach, diesen Abgrund zu erkennen. Ein Abgrund für den, der hinunterstarrt. Unten aber ist tiefe Ruhe.

Fritz: Glauben Sie das wirklich? Sie erinnern mich an eine Besteigung des Ätna, die ich vor kurzem gemacht habe. Stunden und Stunden stampfte ich durch staubiges Geröll, und als es Abend wurde, hatte ich meine Erwartung vom Morgen vollständig verloren. Ich ahnte und fürchtete kein höllisches Feuer mehr unter meinen Füßen. Diese ungeheure Öde konnte kein Leben bergen. Das Herz der Erde ist tot, dachte ich. Dann aber umschwirrten mich plötzlich heiße Dämpfe, die mich mißtrauisch machten. Und als ich mich über den Rand des Kraters beugte — — — da klagte es unten, schrie und bäumte sich in roter Glut, Herr Professor.

Professor: Das glaube ich gern. Doch wenn Sie die Zauberformel gewußt hätten, den alten Erdgeist gleichsam zu entbinden, so wäre ein rasender Feuerstrom über sie weggegangen und über die blühende Welt und hätte auch sich selbst nur Vernichtung gebracht. Was bleibt nach der Erkaltung übrig? Lava, staubige Trümmer. (Pause. Er steht auf und sieht nach der Uhr.) Herr Gerling, Sie hatten mich oft gebeten, und ich hatte Ihnen Ihre Bitte

immer wieder abschlagen müssen. Bis heute. Ich will Ihnen jetzt gestehen, daß die Erfüllung auch heute nicht aus meinem Entschluß kommt, sondern auf den Wunsch ihres Freundes zurückzuführen ist.

Fritz (auffahrend): Was! Er will mich sehen!?

Professor: Er hat es mir gesagt.

Fritz: Er weiß, daß ich komme? ....

Professor: Er ist darauf vorbereitet.

Fritz: Nun, ist das nicht ein Zeichen, daß — —!

Professor: Ich suchte ihn davon abzubringen, indem ich ihm vorhielt, daß sein Wunsch die Weltanschauung, die er sich erobert hat, ins Wanken bringe.

Fritz: Nun? Und? Was sagte er da?

Professor: Er sah mich mit seinen stillen Augen an und sagte: Sie irren. Fritz Gerling ist auch nur eine Erscheinung für mich, wie alles andere. Er gehört auch zum toten Leben.

Fritz: Zum toten — —?

Professor: Ja. Ich weiß nichts mehr von ihm. Aber da ich ihn geliebt habe, fast so wie die, die wie Gliedmaßen von mir abgerissen wurden, will ich ihn noch einmal sehen. Ich will meine Weltanschauung kräftigen, indem ich sie ihm sage, nicht ins Wanken bringen. (Geht auf ihn zu.) Herr Gerling, verstehen Sie ihn? Er sieht noch den Freund in Ihnen. Sein Sie es, ich bitte Sie darum. Schenken Sie ihm den Trost Ihrer Gegenwart, Ihres Verständnisses. Lassen Sie sich nicht verführen, den Krater zum Ausbruch zu bringen. Es ist nötig, um Walter dem Leben zu erhalten.

Fritz: Diesem Leben!

Professor: Es gibt kein besseres mehr für ihn. Vermeiden Sie jede Erinnerung an gemeinsame Erlebnisse, an Glück, an Hoffnungen, die nicht mehr wahr sind. Sonst wandeln Sie Ihre Arznei in Gift. Lassen Sie ihn sprechen, geben Sie ihm in allem recht. Je sicherer er wird in seiner Unempfindlichkeit, desto glücklicher kann der Rest seines Daseins werden. Ich verstehe, daß er außer mir noch einen Zeugen für seinen Sieg braucht. Ich bin Arzt — im Tiefsten mißtraut er mir doch.

Fritz: So treten Sie also Ihr Amt für heute an mich ab? ....

Professor: Für heute. Ja. Wenn Sie mir bei allem, was Ihnen heilig ist, versprechen —

Fritz (sieht sich um): Dieser traurige See! Hier könnte ich gar nicht —

Professor: Ich habe Ihr Wort. Noch eins — eine letzte Mahnung: Sie erinnern sich, daß Walter ein Herzleiden hatte, schon in seinen glücklichen Tagen. Dieses Leiden hat sich verschlimmert — Sie können sich denken, wodurch. Nur unbedingte Ruhe und Vermeidung jeglicher Gemütsbewegung kann ihn erhalten.

Fritz (starrt auf den See hinaus): Erhalten ...

Professor: Still! ... Er kommt! Bleiben Sie hier. Ich gehe ihm entgegen. (Geht links in den Wald hinunter.)

(Fritz steht ratlos, dann verläßt auch er rasch den Hügel und tritt hinter eine Baumgruppe an seinem Fuß, als suchte er sich zu verbergen).

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Walter Loesch, der Professor und der Pfleger kommen von links.)

Walter (bleibt stehen): Wo ist er?

Professor: Er hat sich versteckt.

Walter: Das braucht er nicht.

Professor: Herr Gerling!

(Fritz tritt vor und nähert sich. Pause. Sie sehen einander an.)

Walter: Ich danke dir, daß du gekommen bist ...

Fritz: Ich danke dir, daß du ...

Professor (unterbrechend): Ich werde die alten Freunde jetzt allein lassen. Gotthold, Sie bleiben in der Nähe. Warum lächeln Sie, Walter?

Walter: Weil Ihr einziger Fehler eine Tugend ist. Sie können einen nicht allein lassen, Professor.

Professor: Walter, ich bin nicht mißtrauisch. Ich gehe jetzt wirklich in mein Zimmer hinauf, um mich dem Dhammapada zu widmen. Aber den guten Gotthold müssen Sie schon gewähren lassen. Ein alter Beamter. Der will doch seine Pflicht tun. Der kann gar nicht anders.

Pfleger: Ich werde Ihnen Seerosen pflücken, Herr Loesch. An einer neuen Stelle sind welche aufgeblüht. Die stehen so nahe, daß ich sie mit der Krücke Ihres Stockes angeln kann.

Walter (gibt ihm seinen Stock): Da! die letzte Waffe. Jetzt bin ich ganz ungefährlich.

Pfleger: Aber Herr Loesch!

Professor: Auf Wiedersehen. (Sieht Fritz an, der den Blick erwidert. Kurze Pause. Der Professor geht in das Haus.)

Walter: Ich habe vor zwei Jahren die Dummheit begangen, eine Vision zu haben. Es war an einem merkwürdig schwülen Juliabend. Der See und der Himmel flossen in eins, in goldigen Rauch. Da sah ich plötzlich Ludwig den Zweiten vor mir, wie er aus dem Jammer seines Königreiches, als ob er Kühlung suchte, in den See hinausschritt. Ich gab ihm recht und folgte ihm. Im sogenannten letzten Augenblick wurde ich festgehalten — von Gotthold, dem alten Beamten. Seitdem — du kannst dir denken — werden immer Seerosen gepflückt, wenn ich allein sein will.

Pfleger: Herr Loesch —!

Walter: Schon gut, lieber Lotse. Die Zeit der Visionen ist vorbei. Das weißt du nicht. Am Ende ist alles nur Vision. Die Klarheit liegt hinter den Augen.

Pfleger: Ich gehe, Herr Loesch.

Walter: Gehab' dich wohl und bringe uns recht viele von den Schlangen mit den schönen Mädchenköpfen mit. Hörst du? Recht viele.

Pfleger: Ich muß aber noch ein paarmal heraufkommen, Herr Loesch. Wirklich. Sonst schimpft der Herr Professor.

Walter: Einmal, Pedant! Mach mich nicht böse.

Pfleger: Also gut denn — einmal. (Er wechselt ebenfalls einen Blick mit Fritz und steigt zum See hinunter. Nach einer Weile ist er nicht mehr sichtbar.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Walter: Er war Lotse. Sein Sohn auch. Als es galt, ein wildfremdes, dänisches Schiff aus dem Sturm zu holen, verlor er den Sohn. Seitdem begreift er nicht mehr, wie man Lotse sein kann. Er gab es auf und wurde mein Pfleger. Ich bin gern mit ihm zusammen. Wir sind uns fern und doch verwandt. (Pause) Komm' näher, Fritz ... Ich bin wirklich ganz ungefährlich ... Du hast gewiß mit viel gefährlicheren Leuten zu tun.

Fritz: Walter, ich fürchte mich nicht. Ich freue mich nur.

Walter: Du freust dich?

Fritz: Ich bin so dankbar.

Walter: Ich auch. Dem Professor. Daß er mir endlich meinen Wunsch erfüllt hat.

Fritz: Ich bin dankbar, daß du diesen Wunsch gehabt hast.

Walter: Komm. Wir setzen uns dort auf die Bank. Da ist mein Platz. Ich habe dir nichts besseres zu bieten. Gib mir deinen Arm. Gotthold hat mir mit der Waffe auch die Stütze genommen. Ich kann nicht mehr steigen ohne Stock. (Fritz führt ihn hinauf. Sie setzen sich. Pause.) Es wird ein klarer Abend. Die Sonne kommt noch durch. Du warst mein letzter Wunsch, Fritz. Da ich dich hier habe, kann nur noch Erfüllung kommen. (Pause) Sprich. Oder soll ich sprechen?

Fritz: Tu', was dir wohltätig ist.

Walter: Du hast noch dieselbe zärtliche Stimme. Und denselben Blick. Ein blauer Spiegel, der alles aufnimmt, so wie es ist — den wunderschönen Schein. Ich habe lange nicht in deine Augen gesehen. Nun kann ich's wieder.

Fritz: Tu's ... Ich halte stand, solange du willst.

Walter: Du hast ein paar Runzeln bekommen. Da an den Augen. Und dein Haar ist dünner.

Fritz: Wir haben uns lange nicht — —

Walter: Still. Davon nichts. Ich hasse die Zeit. Wir sind uns gestern erst begegnet. Es ist ganz dasselbe.

Fritz: Ich war lange auf Reisen ... In Italien ... Bis nach Sizilien hinunter. Zwei Jahre war ich fort. (Pause) Verzeih ... Nun rede ich doch von der Zeit. Aber was hat man anderes, um sich einen Halt zu geben? Damit das ganze nicht ein Chaos wird ...?

Walter: Was man hat, weiß ich nicht. Ich habe etwas. Für mich ist das ‚war' wie das ‚ist' und das ‚ist' wie das ‚sein wird'. Ich ruhe im Zeitlosen.

Fritz: Doch sage mir ... (Bricht ab.)

Walter: Nun? Was?

Fritz: Du hast gewiß recht ... Von dir aus selbstverständlich ...

Walter: Sprich dich doch aus. Du wolltest etwas anderes sagen. Du wolltest mir von deiner Reise erzählen. Armer Freund, du weißt freilich nicht, daß mir die eine Erzählung wie die andere klingt. Besonders Reisen. Weltbilder! Die sind wie die Ausstellungsbilder. Wenn der kleine Finger weh tut, hat der größte Schwärmer sie vergessen.

Fritz: Es kommt darauf an, wie tief — —

Walter: Tief, tief! Der Mensch ist doch sein eigener Feind. Der schleppt das arme Tier in sich von Ort zu Ort, und überall bleibt ein Fetzen von seiner Seele hängen. „Die ganze Welt ist mit blutigen Denkmälern übersät, wo Menschen genossen haben."

Fritz: Ich meine ja auch nur, der Augenblick —

Walter: Der Augenblick lügt! Der Augenblick schielt nach Vergangenheit und Zukunft! An sich ist er gar nichts, ganz relativ! Wer kann dem Augenblick eine Existenz geben?

Fritz: Eine ganz kurze ...?!

Walter: O, ich weiß! Der blaue Spiegel! Der unbeirrbare! Du hafteſt noch! Du hafteſt! Wie die Fliege am Sirup! Du saugst dich toll und voll davon und merkst es gar nicht: Das Haften ist der Tod.

Fritz: Und das Leben ...!

Walter (sieht ihn durchdringend an): Woher kommst du, daß du mir das sagen darfst ...? (Tiefe Pause. Walter ist langsam aufgestanden und blickt auf den See hinaus. Es ist etwas heller geworden.)

Fritz (bleibt sitzen): Die Sonne kommt noch durch. Du hast recht gehabt ... Sie bricht sich in die graue Wand ein silbernes Fenster.

Walter: Ich sehe die Sonne, auch wenn sie nicht da ist. Niemand entgeht ihr. Die Sonne, die da glüht, ist der Tod, heißt es bei den alten Indern. Weil sie der Tod ist, deshalb sterben die Geschöpfe, die unter ihr wohnen.

Fritz (schweigt).

Walter: Du bist kein Inder, Fritz. Du bist ein Parse, ein Sonnenanbeter.

Fritz: Ich bin ein Deutscher und halt' es mit Goethe.

Walter: Goethe? — — Seine Exzellenz haben es mit sich selbst gehalten. Was nützt uns das ... (Er setzt sich wieder. Nach einer Pause.) Ich lese nur noch die heiligen Bücher der Inder. Ich tauche ganz allein in die eisige Stille hinab. Immer wieder mit Schauder, aber jedesmal weniger. Ich sehe nicht mehr zurück und nicht mehr hinaus. Mein Dasein ruht. Die Farben der Welt haben sich für meine Augen alle in eine tiefe Purpurfarbe

gewandelt. Weißt du, wie das zugeht? Du ahnst es, wenn du auf den Kreislauf deines Blutes hörst. Wenn du ganz nach innen blickst, in die stillen, strömenden Gänge. Sie kommen aus dem dunklen See deines Herzens und legen ihren Weg zurück, von der Geburt bis zum Tode. Immer denselben Weg. Der Meister aber im Kopf hat die Macht, diesen Weg zu verlangsamen. Zu ebben, was so grundlos wild ist. Dafür zu sorgen, daß nur noch wenige Male der ziellose Kreislauf stattfindet. Du hörst es, du fühlst es, die Flut läßt nach. Das Auge draußen ist geschlossen, und Blindheit kennt keinen Wunsch mehr. Das Labyrinth des Geistes ruht. Es bleibt nur eine einzige, leuchtende, lautlose Erwartung. Und plötzlich wird sich als Siegeszeichen die Pforte des Herzens schließen. Plötzlich. An einem Winterabend vielleicht. Das wilde Leben draußen erstarrt. Das Chaos, wie es eben ist, im Rasen des Genusses, im Jammer der Schmerzen. Ein eisiges Trümmerfeld. Im Herzen aber ruht der purpurne See. (Pause.) Sieh mich an, Fritz ... Sieh mich an ...! Ich möchte jetzt in deine Augen sehen.

Fritz (blickt langsam zu ihm auf).

Walter (rasch): Nein! Du hast es noch zu weit. Du — störst mich ...

Fritz (erhebt sich): Soll ich gehen ...?

Walter: Gehen —?

Fritz: Walter, mein lieber Walter, sage mir's offen ... Wir sind doch Freunde ... Wir ehren unsere Überzeugung, auch wenn wir sie nicht teilen ... Ich kam, weil du mich riefst, und ich gehe wieder, wenn du mich fortschickst ...

Walter (starrt ihn an): In deinen Augen liegt Unglaube. Zweifel. Du kannst dich nicht verleugnen.

Fritz: Walter — —!

Walter: Wenn du mich auch nicht für krank hältst, wie die Wanzen und Läuse der Oberfläche da bei euch im Getriebe — du bedauerst mich doch. Du siehst auf mich herab. Du lächelst über meine Höhe.

Fritz: Hör' mich an, Walter — —!

Walter: Was hat er dir gesagt, der alte Heuchler da oben? Der Bücherschreiber? (Zeigt auf das Haus.) Was hast du ihm versprechen müssen? Nun? Sieh mir ins Gesicht! Du kannst noch immer nicht lügen! Du hast ihm geschworen, mein Echo zu sein! Die tote Wand, die ich anschreie! Ein Automat, der immer Ja sagt, auch wenn es gar nicht paßt! Zu meiner Beruhigung: Du! Zu meiner Herzstärkung, zur Streichelung meines Wahnsinns. Damit der arme Narr doch einen Trost hat! Zuhörer! Haustier! Du mit dem blauen Spiegel! Du eignest dich großartig dazu! Du hast so was Totes und Mechanisches, wenn du einen anblitzt! Wenn der Strom deines Gemüts so stürmisch hinter der Mauer tobt, daß man hört, was du nie gesagt hast! Tränen siehst, die noch tief in der Kehle sitzen! Ja, Herr Professor! Sie sind ein Menschenkenner ersten Ranges bei Ihrem Dhamma-

pada geworden! Fritz Gerling als Beichtvater, den man nicht sieht! Ich möchte mal wieder lachen — —!

Fritz: Walter — fasse dich doch! Walter! Es war doch dein Wunsch, daß ich kam! Soll der Professor recht behalten mit seiner Warnung? Soll ich dir schaden, da ich dir nützen möchte?

Walter: Er hat dich gewarnt?

Fritz: Vor jeder Unüberlegtheit! Aber er hat mir freie Hand gelassen! Das siehst du doch. Er läßt uns hier allein.

Walter: Wovor hat er dich gewarnt?

Fritz: Erlaß es mir. Du bist so klar. Dein Geist ist ganz gesund. Du kannst es dir denken.

Walter: Ja ... So klar bin ich noch ... Ich kenne ihn ... Er hat dir verboten, von der Vergangenheit zu sprechen. Damit du mir meinen Sieg nicht erschütterst. Der weise Arzt. Er mißtraut mir. Sieben Jahre haben wir hier einsam miteinander gelebt, uns gestanden, was zu gestehen war, das Haus unseres Lebenssieges haben wir zusammen gebaut, aus einem Material, aus einer großen, kalten Männerfreundschaft. Was geschieht nun beim Richtfest? Die ganze Herrlichkeit bricht zusammen. Der Grundstein hatte zu schwache Beine, der Glaube. Er hat mir nie geglaubt. Er hat mich nur ‚behandelt'. Mit einem stillen, gönnerischen Mitleid ist er um mich herumgegangen. Die Bücher beweisen es ihm, die stinkenden Folianten, was ein Nirwana ist. Nicht ich, nicht ich, der es mit einem heißen Leben bezahlt hat.

Fritz: Walter, vergiß ihn. Nimm ihn, wie er ist. Ein guter, aber ein fremder Mensch. Ein Arzt. Ich war dir einmal mehr, Walter. Kann ich's denn nicht noch sein?

Walter: Du hast dich zu solcher Komödie hergegeben. Geh.

Fritz: Wenn es dir besser ist ...

Walter: Nein! Bleib! — — — — Du Letzter! — — — Bleib! — — Wenn du fort bist, schließt sich alles! — — Du mußt den Glauben bekommen! Dir muß ich beweisen, daß ich gesiegt habe! Mehr, als Alexander und Herakles, die man in der Schule verehrte! Was weiß ein Schuljunge von Feinden? Wie stellte man sich damals den Mann vor? Einen Löwen von Nemea erwürgen, darauf kommt es noch heute an! Aber er ist stärker und furchtbarer, als wir ahnten! Ich halte ihn! So! Mich reißt er nicht mehr nieder!

Fritz: Ein jeder freue sich seines Sieges, Walter.

Walter: Da sprichst du ein wahres Wort aus. Aber es ist zweideutig. Ich kann mit meinem Siege nicht allein sein. Ich muß wissen, daß irgend jemand lebt, der mich versteht. Das mag eine Schwäche sein, weil es ein Wunsch ist, aber es ist so. Der Professor scheidet aus. Der hat nie gelebt und nie gelitten. Der bleibe bei seinen Büchern. Du aber weißt, was ich besessen habe, und was ich verlieren konnte. Oder weißt du es etwa nicht?

Fritz: Ich bitte dich, schweig davon! Es ist unser Schicksal — man entwertet das Unaussprechliche durch den Trost der Aussprache.

Walter: Nein! Du willst mir nur entschlüpfen! Du willst dir den blauen Spiegel nicht trüben lassen! Ich möchte, daß du dich abwendest. Du! Daß du mir nicht den eisernen Schild deines ‚Glückes' entgegenhältst, wie die Krieger alle im Gewühl. Diese Ameisenkrieger. Du sollst dich nicht verschanzen können hinter ‚Erinnerungen'! Du sollst dich nicht mit der Schönheit einer steinernen Venus trösten, wenn ich dir das verzerrte Antlitz einer Toten zeige!

Fritz: Walter! — — —

Walter: Nein! Nein, nein! Du weißt ja nichts! Du warst ja nicht dabei! Wenn du gesehen hättest, was ich sah! — — —

Fritz: Walter — mein lieber Walter — ich hab's gefühlt mit dir!

Walter: Wirklich?!! ... Gott bewahre dich davor! ... (Pause)

Ich bitte dich jetzt um eines, Fritz ... Denk nicht an den italienischen Frühling, wenn du bei mir bist.

Fritz: Lieber, armer Junge! Warum glaubst du das? Bin ich dir so fremd geworden? Liegt mir an meinem Behagen, wenn ich es endlich erreicht habe, bei dir zu sein? Als erster und einziger? Warum zweifelst du an mir?

Walter: Du kannst nichts dafür. Es ist etwas an dir, was dir nicht bewußt ist — etwas, was ich am meisten an dir geliebt habe. Damals als ich deinen Wahn noch teilte. Du kommst aus dem Leben, das ich verachte. Du bist das Leben, aber ich werde dich nie verachten können. Das ist der Zwiespalt. Ich weiß, wir können uns nur noch Schmerzen bereiten wir Freunde von damals. Wenn ich dich frage, wirst du mir sagen: ich bin ein Künstler und liebe die Welt. Ich aber beweise dir: Die Welt ist ein Schwindel. Wenn ich dich frage, wirst du mir sagen: ich habe ein Weib. Ich aber prophezeie dir: dein Weib wird dich verlassen oder sterben. Sie wird dir einen Sohn gebären, und wenn du den in den Frühling hinausschickst, wird er zum Krüppel werden.

Fritz: Das klingt mir alles, wie das Toben der See an einem Sturmtage. Eine Stunde später kann sie wieder hell und glatt sein.

Walter: Den Glauben hat der Zuschauer, nicht der Erlebende. Wir sind nirgends sicher. Weißt du denn nicht, was uns gegeben ist? Ahnst du, was es heißt: ein Mensch sein? Soviel Liebes du hast, soviel Leides hast du. Du besitzt nur, um zu verlieren, und was du dir wünschst, das eben sollst du aufgeben. Überall schleicht es auf dich zu, wie Nachtwolken, während du lächelnd in die Sonne starrst. Was steht jetzt neben dir? Der Freund oder der Tod? Du siehst es nur nicht, was dich umgibt. Du hörst nicht, daß jedes Kinderlachen von einem Verzweiflungsschrei übertönt wird.

Fritz: Unsere Väter hatten für diese Klage einen Trost, Walter: Halte dich an Gott. Uns ist der Gott zerronnen, in etwas, was vielleicht nicht besser

ist. Aber wir wissen jetzt wenigstens, daß wir in unserer Seele einen Gott zu errichten haben. Daß wir es können, Walter.

Walter: Ja! Und das ist unser Verhängnis!

Fritz: Nein! Das ist unser Sieg!

Walter: So geh! Ich rate dir gut! Geh eilig fort, damit du nicht hörst, was ich weiß! Du könntest es nie mehr vergessen! Es liegt ein ungeheures Umsonst über uns! Niemand, niemand macht eine Ausnahme! Steige bis zum Nordpol hinauf, sei ganz allein und frage die eisigen Sterne über dir nach dem Sinn! Du wirst die Antwort immer nur ahnen, nie bekommen! Fühlst du den Unterschied?!

Fritz: Das ist nicht wahr! Nicht wahr!...

Walter: Für mich ist es wahr. Du hast Magdalene gekannt. Du kanntest auch meinen Jungen. Hatte ich nicht einen Gott in meiner Seele errichtet, damals, als noch jede Stunde etwas Neues und Großes für mich bedeutete? Als ich sie noch neben mir wußte, ihre Stimme hörte, ihren Duft verspürte, und die gemeine Not des Daseins von mir abfiel, wie ein Staub? Welcher Gott ist denn göttlicher, als die Liebe eines Menschen zu einem Menschen? Ja, da liegt ein Sieg — der einzige, den wir haben. Ich stand dort, fest und froh und dankte meinem Schöpfer. Not und Widersacher waren für mich wesenlos, du weißt es. Ich habe nur gearbeitet, wenn ich mich damit erlöste. Ich habe immer wieder sie gemalt, sie und das Kind. Ich stellte sie in die Landschaft, die ich lieb hatte, und sie wurden zum großen Symbol. Lebensfreude rauschte es über mir! Ich hörte es jeden Morgen! Ihr leichter Schritt — das Lachen des Jungen! Tausend Augenblicke voll Seligkeit! Unerschöpflicher Reichtum! Zukunft! Und ich war demütig — doch — ich habe ihn nicht herausgefordert, den Erbfeind! Oft trat er an stillen Abenden zu mir und raunte mir etwas ins Ohr. Ich sagte: Ja, alter Freund — ich weiß — es ist nur ein Pfand, das mir gegeben wurde! Habe ich nicht auch Jammer und Elend gesehen? Aber ich bin sicher. Du brauchst mich nicht zu warnen. Es kann mir nicht genommen werden, was ich jede Stunde mit Herzblut bezahle. (Pause) Ich weiß noch ganz genau, wie es war ... Ein Juniabend voll Duft und Farbe. Ich ging noch einmal durch den Garten, bevor ich zum Bahnhof fuhr, um Lena und Hermann abzuholen. Sie kamen von den Großeltern aus dem Gebirge zurück. Ich schritt die reinen Wege entlang, und mich störte nur eines: der Mohn leuchtete im Sonnenuntergang so kraß, so blutigrot. Ich dachte: Da hab ich zuviel gesät — nun geht es auf und macht mich ängstlich. Am Bahnhof dann —

Fritz: Walter!

Walter: Am Bahnhof mußte ich warten. Lange. Der Zug hatte Verspätung. Ich wartete, bis es Nacht war. Dann kam endlich die Nachricht. Etwas Sinnloses. Ich verstand es gar nicht. Ich war ja so sicher. Während ich in meinem Garten gearbeitet hatte, so recht nach Herzenslust froh war

und nur zwei Gedanken hatte: Lena und Hermann — in eben dieser gesegneten Stunde soll der Zug, der mein Liebstes trug, entgleist sein? Soll über eine Brücke in den reißenden Fluß gestürzt sein, donnernd, zermalmend, mein Alles begrabend?

Fritz: Walter!

Walter: Du hättest es auch nicht geglaubt! Ich stritt mit dem Teufel, der es mir zuraunte! Ich stritt, bis ich da war! Bis ich selber in die nasse Tiefe hinunterstieg und grub und hob und wand und zerstückelte Leichen förderte! Bis ich selber in der öden Halle stand und Menschengebilde musterte, die von der Bubenhand des eigenen Schöpfers verstümmelt waren! Allmählich begriff ich erst, daß auch Lena und Hermann sich darunter befanden! Ich war dreimal an ihnen vorbei gelaufen! Höllische Fratzen waren es jetzt für mich, aber nicht mein Weib und nicht mein Junge!

Fritz: Walter!

Walter: In dieser Nacht stürzte der ‚Gott' in mir zusammen. Unsinn gellte es über mir, und ich wandte mich ab. Materie ist es dir? so heulte ich in die Dunkelheit hinaus. Materie der Misthaufen eines Bauern wie des Königs Lebensblüte? Was wird denn gedüngt mit solchen Opfern? Mit solchen Hekatomben durch Jahrtausende? Was wächst denn auf deinem Acker? Wofür leiden wir denn? Du weißt es selbst nicht? Du?! Da klopfte mir plötzlich jemand auf die Schulter. Erstarrend wandte ich mich um. Ein grinsender, alter Mann stand vor mir — seine Tochter war gerädert worden, er hatte wahrscheinlich den Verstand verloren. Sie erkundigen sich wohl nach der Ursache, mein Herr? stammelte er. Ich kann sie Ihnen sagen. Ganz genau. Der Lokomotivführer war betrunken. Dagegen kann der liebe Gott nichts machen.

Fritz (sitzt regungslos, den Kopf in die Hände gepreßt. Pause).

Walter: Du schweigst. Ich tat es auch. Ich begrub mit meinen Toten mich selbst, soviel ich vermochte. Mein Garten hatte mich belogen. Was sind Gärten? Absterben muß, was blüht und wächst. Verdorren jede Hoffnung. Da wir preisgegeben sind, heißt es nur, die Augen schließen, nie mehr öffnen, damit wir rein bleiben für den Glanz der Ewigkeit. Wer jung ist, frage nicht, wo ist der Strom der Welt, damit ich mich hineinstürze. Der frage, wo ist die Einsamkeit, die mich erblinden und ertauben läßt, damit ich nichts mehr vernehme.

Fritz: Die gibt es nicht!

Walter: Fritz, hab Erbarmen. Die muß es geben. Es muß doch möglich sein, das Lebendige in sich zu töten, ohne Selbstmord ist Willkür und Qual, Selbstmord erlöst nicht. Das Selbst soll ja leben. Wir sollen ja wiederfinden, was der Erleuchtete fand, unter dem Baum der Erkenntnis. Sieg — nicht Verzweiflung. O, es gab schon Tage, wo die Schatten der Vergangenheit mich nicht mehr bedrängten. Wo ich die ewige Stille fand!

Und jetzt — jetzt spricht mein Junge mit mir, kommt auf mich zugelaufen, und sie, sie umarmt mich!

Fritz: Glaubst du, daß meine Gegenwart sie dir beschwört? Glaubst du nicht, daß sie noch in dir sind, in deiner Sehnsucht? Du lebst noch, Walter! Du lebst! Du bist wie eine verschüttete Quelle, die nach Licht ringt!

Walter: Das soll heißen, daß ich Unmögliches begehre?! Nein! Ich hätte dich nur nicht rufen sollen! Aber daß ich dich rief, das ist der Beweis wie fern ich meinem Sieg bin.

Fritz: Ich wünsche dir den Sieg so innig.

Walter: Und entfernst ihn von mir. Die fürchterlichen Nächte werden wiederkommen. Ich werde mich wieder schlaflos wälzen und ihren Namen rufen. In meinen Armen werde ich sie halten, nahe, ganz nahe, und die süße Frucht an meinen Lippen spüren, unerreichbar. Wo ist die Erlösung? (Er greift an sein Herz.)

Fritz: Walter! — —

Walter: Laß!

Fritz: Hör mich! — —

Walter: Nicht doch! Jetzt war mir's eben, als ob sie nahe wäre! Als ob ich sie doch dir verdankte! Durch etwas, was du mir gebracht hast!

Fritz: Walter! — — —

Walter: Nicht diesen Ton! Der kommt vom anderen Ufer her. Den hab ich längst vergessen! Nun will ich nicht mehr! Nun kann ich nicht mehr! Nun laß mich! . . .

Fritz: Mein Junge! So darf ich dich nicht lassen! Da ich hier bin, hab ich auch meine Pflicht gegen dich! Du hast mich gerufen, und ich sage dir, du mußtest mich rufen! Du brauchst einen neuen Arzt! Keinen Pfuscher, der dich durch Narkose beschwichtigt. Narkose ist alles, was dich hier umgibt. Du wirst am Abend eingeschläfert, und am Morgen mußt du zu neuer Qual erwachen. Ein totes Leben ist noch nicht der Tod.

Walter: Der Tod ist nichts. Das weiß ich. Den will ich auch nicht, der ist etwas Gleichgültiges. Ich will vorher siegen.

Fritz: So höre noch einmal auf die Stimme des Lebens! Mißtraue mir nicht! Ich bereue, daß ich nicht wahr war gegen dich! Du bist so wahr, du kannst dich nicht verleugnen!

Walter: Was willst du?

Fritz: Dich mit deinem eigenen Selbst durchströmen! Dir den Schleier von den Augen reißen, damit du endlich wieder siehst!

Walter: Das kannst du nicht!

Fritz: Es ist nicht schwer! Ein einziges Wort! Du verrätst es mir ja! Du lebst! Der Scheintod fällt von dir ab, wenn du einen lebendigen Menschen vor dir hast! Einen Zeugen der Zeit, wo du noch du warst!

Walter: Sei nicht mein Feind! Ich bitte dich!!

Fritz: Ich bin dein Freund! Dein letzter! Wenn ich dich allein ließe, bräche dein Bestes zusammen, dein Schmerz! Das was dich hebt und hält! Du bist dein Schmerz! Er glüht in dir, er will zur Flamme werden. Du hast mich einen Funken sehen lassen — ich will ihn entfachen, dein heiligstes Gut!

Walter: Mein Schmerz!

Fritz: Ja, Walter! Das, was dir genommen wurde — durch ihn besitzt du es wieder! Und es bedarf nur eines Schrittes aus diesem Grab in die Welt hinaus — um zur Erlösung zu werden! Künstler! Weißt du denn nicht mehr, was du hast?

Walter: Du sprichst aus dir! Es ist zu spät!

Fritz: Nein! Nie! Sonst wärst du nicht zusammengezuckt, wie ein angeschossenes Wild, bei unserm Wiedersehen! Du windest und wehrst dich gegen den Jäger! Er ist hinter uns allen her! Wir entfliehen ihm alle! Wohl dem, der's kann! Den Tod überlisten, das heißt leben! Trotzen, schaffen, da sein! Wenn alles um dich versinkt — du stehst! Ist dieser trübe Sumpf da unten die Welt? Schließt dieser schwarze Wald das Leben zu? Ich war im Süden! Ich weiß, was es gibt! Vergessenheit gibt es!

Walter: Vergessenheit! — — —

Fritz: Der Wanderer gewinnt sie! Der sich nirgends bindet! Verlust ist alles — ja! Aber wer entreißt uns unseren selbstgeschaffenen Gewinn? Wer hindert uns am Schauen und am Schaffen?

Walter: Schaffen!? — — —

Fritz: Als ich von Italien heimkam, war mein erster Weg in dein vereinsamtes Atelier. Ich fand es, wie du es verlassen hast. Es war ein Abend, wie heute. Deine unvollendeten Bilder hingen feierlich beglänzt an den Wänden, und plötzlich fingen sie an zu mir zu sprechen. Wo ist er? Wann erlöst er uns? Wann kommt er zurück? Wer gab ihm das Recht, um des irdischen Glückes willen, das ihm geraubt wurde, sein ewiges Glück zu verraten? Hat er nicht von vornherein gewußt, was vergänglich ist? War ihm die Kunst nur ein Schmuck, ein Behagen? Rufe ihn! Wir ertragen es nicht länger, so halb, so verkrüppelt zu sein! Wecke ihn auf aus seiner Lethargie! Unser Meister soll bei uns sterben!

Walter: Sagten sie das! — — — — —

Fritz: Ich hörte es — mir graute vor der redenden Stille. Der Zentaur — der Frühlingswald — der badende Knabe und sie, sie selbst mit ihrem weißen, schwankenden Hut!

Walter: Sie selbst!

Fritz: Sie ist es doch? Ihr Bild am Meer, das wird sie für dich sein! Vollende es aus deinem Schmerz heraus!

Walter: Wenn du recht hättest!

Fritz: Was können dir die blassen Träume der Inder sagen? Laß sie in ihrem Sumpf! Du bist ein deutscher Künstler! Es singt und klagt in dir,

was ein Christ soll! Erinnere dich: Ihr seid das Licht der Welt! Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein!

Walter: Wo hast du das gelernt? Im Leben? Im Süden? Oder bei meinen Bildern?

Fritz: Bei allen zusammen! Sie gehören zusammen! Sie dulden dich nicht hier! Du bist noch stark genug! Komm!

Walter: Wohin?

Fritz: Es wird dich treiben — du wirst dich irgendwo finden —

Walter: Geht Magdalene neben mir?

Fritz: Gewiß!

Walter: Erwartet mich mein Junge?

Fritz: In deiner Liebe. Die kann nicht vergehen!

Walter: O, dann — — dann hab ich schwer gesündigt!

Fritz: Walter! Noch nicht!

Walter: Für einen Wahn hab ich hergegeben, was mein Besitz war! Schmerz! — — — —

Fritz: Was ist dir?

Walter: Du sprachst das Wort!

Fritz: Walter! — —

Walter: Wo ist mein Schmerz!? Ich bin erloschen!

Fritz: Er wird wieder aufleben! Draußen! Im Strom der Welt! Ich verlasse dich nicht! Ich vergesse mein armseliges Stümpern! Ich bleibe bei dir, ich führe dich zu allem, was uns aufrecht hält!

Walter: Du Guter! Bester!

Fritz: Richte dich auf!

Walter: Ich seh es vor mir, wovon du sprichst. Es umrauscht mich wie Rosen und Engelstimmen. Es erwartet mich ein hohes, seliges Tor. Und sie steht dort! Sie mit dem Jungen!

Fritz: Dein Lebenswerk! Nicht sie!

Walter: Nicht sie? Was war es denn, als ihre Wirklichkeit? Woraus entsprang es denn, was diese lahme Hand bewegte? Ich habe nur nachgebildet, was da war! Was mein Glück war, meine Hoffnung! Soll ich es jetzt noch bilden, wo es ein Häufchen Asche ist? Wo ist es!? Sage mir das, du Weiser! Zeige mir den Gegenstand meiner Kunst, und es soll eine Kunst werden!

Fritz: Greif in dein Herz — —!

Walter: Erinnerung? Träume? Du hast nichts anderes! Du auch nicht!

Fritz: Malt nicht ein Mönch sein Leben lang am Bilde der Jungfrau?

Walter: Ich bin kein Mönch! Ein Weltkind bin ich! Trunken! Man hat mich plötzlich von der Tafel gerissen! Gebt! Ich verdurste! (Er sinkt zurück, die Hand am Herzen.)

Fritz: Wenn ich dich doch überzeugen könnte — —!

Walter: Wovon

Fritz: Wovon!

Walter: Von dem — was außer dem Leben — lebt? (Er stirbt.)

Fritz: Walter! . . . (Starre Pause.) Du bist so still! Sei nicht so still! Allmächtiger Gott! Was hab ich getan? Das Herz! Es ist ja nicht möglich! (Er wirft sich über ihn, reißt seine Jacke auf, untersucht ihn hastig, fieberhaft und will ihn beleben.)

Der Pfleger (kommt langsam mit einem Bündel Wasserrosen vom See heraufgestiegen): Hier bring ich einen ganzen Haufen von den armen Blumen, Herr Loesch. Eigentlich ist es doch schade drum — sie fallen zusammen, sobald sie aus dem Element heraus sind.

Fritz: Kommen Sie! — — Schweigen Sie! — — Hier! — — —

Der Pfleger (erschrickt): Was gibt es? (Er läßt die Blumen fallen und eilt heran, bemüht sich mit Fritz um Walter.)

Professor (ist aus dem Hause gekommen. Er nähert sich. Die beiden fahren auf und machen ihm Platz. Er untersucht den Regungslosen. Nach einer Pause): Sie haben nicht Wort gehalten, Herr Gerling.

Fritz: Ich konnt' es nicht . . . .

Professor: Ihr Freund lebt nicht mehr.

Fritz: Er hatte schon lange nicht mehr gelebt.

Professor: Ich habe kein Recht, das zu sagen. Als Arzt nicht. Doch wenn ich ihn jetzt ansehe, kommt es mir so vor, als ob ich nie sein Arzt gewesen wäre.

Fritz: Wer sonst?

Professor: Sie. Oder das, was das Schicksal mit Ihnen gewollt hat.

Fritz: Dann bin ich ruhig. (Er küßt den Toten.)

Traum und Hellsehen/ von Annette Kolb

Aber das weiß ich, solche Träume soll man nicht gering achten. Sieh, ich denke mir das so. Wenn der Mensch im Schlafe liegt, aufgelöst, nicht mehr zusammengehalten durch das Bewußtsein seiner selbst, dann verdrängt ein Gefühl der Zukunft alle Gedanken und Bilder der Gegenwart und die Dinge, die kommen sollen, gleiten als Schatten durch die Seele, vorbereitend, warnend, tröstend. Daher kommt's, daß uns so selten oder nie etwas wahrhaft überrascht, daß wir auf das Gute schon lange vorher so zuversichtlich hoffen, und vor jedem Übel unwillkürlich zittern. Oft habe ich gedacht, ob der Mensch wohl auch noch kurz vor seinem Tode träumt. Hebbel

Eines Tages erhielt ich in der Münchner Staatsbibliothek ein Traumbuch aus dem 16. Jahrhundert zur Ansicht, und von der phantastisch reichen Flora der höchst belebten, anschaulichen Bilder verlockt, verlor ich mich darin wie in einen Zaubergarten. Auf Träume zu merken, war mir zwar bisher nie eingefallen, allein mich reizte die Poesie, die Schlagfertigkeit, welche hier fast jeder Deutung etwas Prägnantes oder Überzeugendes lieh. Der Mond, die Sonnenblume, die entfaltete, wie die knospende Rose, Wind und Welle, hier schien alles zu einer zeit- und raumlosen, und doch so farbenfrohen Welt sich noch einmal zu fügen. Selbst das Lebloseleuchtete da, wie in Gold gefaßt — noch einmal auf; als ob jedes Ding, kraft eines geheimnisvollen, inneren Lichtes, noch eine Art geistigen Schattens würfe. So entzückte es mich von einer Deutung des Geißblattes, der Zuckererbse, der Nachtigall zu lesen, und eine Reihe von Auslegungen frappierte mich oder gefiel mir derart, daß ich sie auf der Stelle notierte.

Es kam, was kommen mußte; ich fing unwillkürlich mit meinen Träumen zu experimentieren an, und indem ich sie mir des Morgens ins Gedächtnis rief, und die interessanten in nur mir verständlichen Hieroglyphen verzeichnete, entstand eine Art von doppelter Buchführung, die manchem gewiß sehr töricht erscheinen wird. (Aber offen gesagt, seitdem das Gescheitsein so in die Mode gekommen ist, daß ein jeder dafür gelten will, hält man es manchmal lieber mit den Dummen.) Meine Angewöhnung also hatte zur Folge, daß sich nach einigen Jahren ein sechster Sinn: ein Traumsinn ganz von selbst in mir entwickelte. Und da ergab es sich denn: 1. daß die ungeheure Heerschar der Träume — der Traum des Darius steht hiefür als der eigentliche klassische Typ — ihrer Natur nach nichts anderes als die denkbar leersten Trugbilder sind, 2. aber daß Zeichen, ob sie uns zwar, gleich den Träumen, zum besten halten und in die Irre führen können, uns nie eigentlich belügen. Was unter diesen Zeichen zu verstehen ist, läßt sich wohl nur durch Beispiele erläutern.

Ich ging eines Tages die Theatinerstraße entlang, spazierte langsam vor mich hin, hielt mich auf der Sonnenseite und ließ mich bescheinen. Ecke der Ludwigstraße begegnete mir einer meiner Freunde. Die Straße lag leer vor uns und das Wetter war heiß. Eine Strecke begleitete er mich, und sprach von seiner bevorstehenden Reise, dann gingen wir auseinander. Nun war ich gerade auf

dem Wege zu Habermanns Atelier, der mein Porträt zu malen unternommen hatte, und langte von dem Weg in der Sonnenhitze ziemlich erschöpft bei ihm an. Erst rauchten wir eine Zigarette; als es dann an die Sitzung gehen sollte, klopfte es, und Habermann wurde hinausgerufen. Indes lehnte ich nochmals in meinem Sessel zurück, und, von dem grellen Nordlicht geblendet, schloß ich die Augen.

Als ich sie öffnete, mochte kaum eine halbe Minute verstrichen sein, der Zeiger an der Uhr hatte sich nicht gerührt, und Habermann war noch nicht zurück. Allein in dieser kurzen Spanne Zeit war ich dem Augenblick so weit vorausgeeilt, daß ich mit einer Art von undefinierbarem Grauen in das Tageslicht starrte, als hätte es inzwischen vorrücken und sich verändern sollen. Nichts mußte mir ja natürlicher erscheinen, als daß mir die Gestalt des Freundes, den ich vorhin getroffen hatte, wieder vorgeschwebt war; und dies um so mehr, als jeder Gedanke an ihn, nachdem wir so flüchtig voneinander schieden, mir unverzüglich entfallen war. Ich hätte also dem Traum keinerlei Beachtung geschenkt, wäre nicht das leidige, sinnlose Gelächter gewesen. Ohne jeden Grund bog und wand ich mich nämlich in diesem Traume vor Lachen, so zwar, daß ich zuletzt in gebückter Haltung mit den Armen an mich hielt, wie einer, dem vor Lachen der Atem ausgeht. Dies Gelächter aber war es, welches eine so tiefe Verstimmung, eine so öde Bangigkeit in mir zurückließ, daß ich in diesem Augenblicke viel gegeben hätte, um diesen Traum nur wieder ungeträumt zu wissen.

Der Sommer war längst vorüber, als die Nachricht von dem jähen und grauenvollen Tode jenes Freundes in allen Blättern stand. Die Zeitung, welche die Kunde enthielt, noch in der Hand, hörte ich von draußen eine fröhliche Stimme, die nach mir rief, schnelle Schritte, die sich näherten, und ein munteres Klopfen an meiner Türe. Ich war nicht in der Laune zu öffnen, schob leise den Riegel vor und antwortete nicht; wagte aber dann keinen Schritt von der Türe weg, um durch kein Geräusch meine Anwesenheit zu verraten. Und plötzlich stand ich gebückt, mit gekreuzten Armen, um die Seufzer zurückzuhalten, die mir die Nachricht eines so bedauernswerten Todes entrang. Zugleich gemahnte es mich da an jenen vergessenen Traum, der so düster, als sei er schon ein unwiderrufliches Geschehnis, an mein Bewußtsein angeklungen hatte. — Dies eine Beispiel soll natürlich nichts beweisen. Infolge zahlreicher Beobachtungen reizte es mich jedoch, das Spiel, oder wie man es nennen mag, weiter zu betreiben, und zu merken wie viel, zu merken, wie unsagbar wenig Träume zu bedeuten haben; gleichen sie doch in der ungeheuren Mehrzahl von Fällen, den Rohabdrücken photographischer Platten, die am Tageslicht noch eine kurze Weile standhalten, um dann gänzlich zu verblassen; während die seltenen Wahrträume von einer so starken Atmosphäre umhüllt sind, daß sie, dem Gehirn wie eingeätzt, vor dem wachen Bewußtsein fortbestehen, ja sich eher noch verschärfen.

Um aber auf das zurückzukommen, was ich Zeichen nannte, so ließe sich sagen — — —

(Verzeih lieber Leser, wenn ich dich in deiner Lektüre unterbreche. Ob nämlich auch du gescheit bist, entschuldige, muß ich bezweifeln. Du wärst sonst mit dieser Abhandlung nicht so weit gekommen, sondern hättest sie längst weggelegt. Mir scheint, wir sind somit ganz unter uns, und ich fahre wieder fort . . . . . oder . . . . . solltest du am Ende so töricht sein, daß ich es wagen dürfte dir mitzuteilen, mir gälte die Kirsche, ob sie mir nun in Körben gehäuft oder am Baume, oder einzeln und diskret am Stengel baumelnd vorschwebt, stets als untrügliches Signal für das Mißlingen eines Unternehmens, während Vögel mir immer günstig sind?

Betreffs der Zeichen ließe sich also sagen, daß uns für die Begebenheiten des täglichen Lebens ein heimlicher, absolut zuverlässiger Nachrichtendienst zu Gebote stehen kann, eine Art chiffrierter Telegramme, die uns sehr schnell geläufig werden, auch nicht weiter aufregend, jedenfalls nicht zeitraubend sind; die Erfahrung lehrt uns aber sehr bald, daß wir sie zu bescheinigen haben. Sie lehrt uns auch alle Winkelzüge wahrzunehmen, welche im Traume zu unserer Belehrung oder Mystifizierung geschehen. Dabei kam mir häufig der Verdacht, daß ein solcher „Traumsinn" in jedem Menschen latent vorhanden sein müsse; hatte ich ihn selbst doch nur durch Zufall in mir entdeckt, und nur durch Beobachtung in mir ausgebildet.

Wenn der skeptische Franzose sagt: La nuit porte conseil, und wenn wir nach einer scheinbar traumlosen Nacht beim Erwachen nicht selten auf das bestimmteste wissen, ob der gestern noch erwogene Entschluß auszuführen sei oder nicht, so erlangten wir unsere plötzliche Einsicht doch nicht einfach dadurch, daß wir inzwischen geschlafen haben; sondern weil ein Etwas, das weidlich klüger als wir selbst, und doch mit unserem Selbst aufs innigste verwoben ist, während dieser zeitweiligen Suspendierung unseres Bewußtseins überbieten durfte. Daher das dämonische Überlegene, ungemein Witzige mancher Traumweisen.

So ließe sich denn, falls unser Traumsinn ausgebildet ist, — in der Tat behaupten, daß wir in den Tiefen unseres Gemütes durch gute oder böse Ereignisse nicht überrascht werden können, obwohl wir deshalb dem Leben nicht um einen Grad weniger ahnungslos gegenüberstehen; denn die Vorstellung erweist sich hier niemals als das Korrelat der Wirklichkeit und sowohl für die Art, wie für die Zeit, in der das Schicksal an uns herantreten wird, liegt es im Charakter des Traums, jede Andeutung zu verweigern. So mag einer über Ziel und Ende seines Lebenslaufes mit Recht sich orientiert glauben, unübersehbar dunkel liegt es dennoch vor ihm, und nur für die Richtung seines Weges ist ein Kompaß in ihn gelegt. Seine Träume nicht zu mißachten, kann daher wohl nur dem geistig geschulten förderlich sein, denn wenn sie ihn vielleicht vor einem unnützen Tappen im Dunkeln, einer Untreue an sich selber bewahren, so wird er dabei nicht die richtige Distanz zu derlei Dingen verlieren.

Ich möchte über das Hellsehen ein Wort sagen: Es mußte mich natürlich interessieren, über diese Art des „Schauens" meine eigenen Eindrücke zu

gewinnen, ein Interesse, das allerdings sehr bald erlahmte. Eine Zeitlang aber suchte ich jede Somnambule, die sich zufällig in meinem Bereich fand, pflichtschuldigst auf, und sammelte mir für meine „Studien" ein ganz ansehnliches Material. Nun ist mir keine, die sich ohne eine Spur von Begabung als solche ausgegeben hätte, mithin keine absolute Schwindlerin begegnet — enorm geschwindelt haben sie dabei alle. Und ich wüßte nichts, was gerade der ungebildeten Klasse füglicher untersagt werden könnte, nichts, was zugleich unzweckmäßiger und gefährlicher für sie wäre, als das Konsultieren derartiger Wesen. Der Wust von Bildern nämlich, den der in Trancezustand versetzte schaut, kann mit dem Wust von Bildern, die vor dem Träumenden vorüberziehen, insofern gut verglichen werden, als hier wie dort die Dinge außerhalb ihres Zusammenhanges, ihres Rahmens, ihrer Kausalität, mithin der Wirklichkeit entäußert sich darstellen. Daß hier der unerfahrene oder törichte Laie — statt den Weizen von der Spreu zu lösen — das Körnchen Wahrheit, das er etwa hält, zur Ladung Unsinn häufen muß, ergibt sich von selbst. Gesetzt, er vernimmt etwas sehr erstaunlich Zutreffendes, so wird leicht in ihm die Vorstellung entstehen, als sei hier eine deutlichere, eine geschärftere Sehkraft am Werke, während es mit dem Prozeß des Hellsehens gerade umgekehrt beschaffen ist; es ist gleichsam, als würden dem hellsehenden Individuum ein paar Nußschalen hart vor den Augen gebunden; undurchdringliche Schalen, die eine winzige Spalte in sich bergen. Durch diese nun gewahrt das seherische Auge aus Zeit und Raum herausgegriffene Bilder, Punkte, die zufällig in seinen Gesichtskreis fallen; was es da sieht, mag wahr sein, oder ist wahr; der Gran Wahrheit aber, der hier erfaßt wird, verhält sich zur Wirklichkeit wie das Blatt zum Baum, wie der Baum zum Wald. Der „ganze Schwindel" also, bei einem hellsehenden Wesen von gewissenhaftester Ehrlichkeit bestünde ganz auf Seite dessen, der sich das Geschaute mitteilen läßt, indem er nämlich dem wesenlos Geschauten die — meist beliebige — Wesenheit aufoktroyiert.

Nehmen wir den Fall, Heinrich VIII., Katharina von Aragoniens müde und in Anne Boleyn verliebt, hätte sich zu einer Hellseherin begeben. Aus einer Flut verwirrter, unklarer Bilder wäre da etwa am deutlichsten das eines schönen Frauenkopfes und einer Krönung emporgetaucht. Wie hätte da Heinrich VIII. es nicht alsbald aufgegriffen und vergnügt auf Anne Boleyn bezogen? Was sich indes dem seherischen Auge darbot, das war vielleicht das Angesicht der Katharina Parr, Heinrichs sechster Frau, während alles, was dazwischen lag, die schaurige Vision gestürzter, enthaupteter Königinnen sich jenem Blicke entzog. Der scheinbar nicht Betrogene und der Betrüger wäre somit kein anderer gewesen als Heinrich VIII. selbst.

Unter mancherlei Erfahrungen, die ich selbst auf solchen Gebieten machte, schien mir folgende sehr bezeichnend. Es war zur Zeit der letzten Reichstagswahl, als Naumanns Kandidatur bekannt wurde. Ich hatte ihn einmal in München sprechen hören, auch verschiedenes von ihm gelesen, und interessierte

mich lebhaft für seinen Sieg. Seine Chancen standen aber gerade nicht gut und wir besprachen eines Abends die Möglichkeit einer Stichwahl bei seinem Freunde, dem Geheimrat Brentano. Dabei kam mir der Gedanke, daß sich hier eine treffliche Gelegenheit böte, um eine mir sehr begabt scheinende Hellseherin auf die Probe zu stellen. Ich ersuchte also Brentano, mir einen Brief oder einen Zettel, irgend etwas, das von der Hand Naumanns stammte, zu überlassen. Brentano holte aus seinem Schreibtische eine Postkarte hervor, und händigte sie mir mit einem Lächeln ein, von dem ich nicht eben behaupten könnte, daß es sonderlich gläubig gewesen wäre, ich aber ging zu meiner Pythia. „Nehmen Sie sich einmal recht zusammen", sagte ich, und drückte ihr die Karte in die Hand. „Wird dieser Mann in den Reichstag gewählt?"

„Nein", klang es nach einer Weile. „So wird er unterliegen?"

„In den Reichstag kommt der nicht", fuhr sie fort. „Aber er macht sich nichts daraus." „Wieso?"

„Nein," sagte sie. „Hinter ihm steht ein anderer, der wird gewählt."

„Was!" rief ich. „Und er macht sich nichts daraus?"

Es entstand eine Pause.

„Nein", sagte sie dann. „Er ist sehr zufrieden."

„So. — Und wie sieht er denn aus?"

Es folgte nun eine sehr deutliche Beschreibung, die ganz auf das Aussehen — — Brentanos paßte.

„Und der andere", fragte ich, „der gewählt werden soll?"

Diesmal schilderte sie unverkennbar das Aussehen Naumanns. Es läßt sich denken, daß ich das günstige Orakel Brentano sofort mitteilte und ihm von dem eigentümlichen Verlauf der Sitzung berichtete: Nicht das Bild des Absenders jener Karte, sondern das des Empfängers war zuerst jenem Blicke vorgeschwebt.

Genug. — Aber soferne Traum wie Hellsehen zur Lehre der Idealität von Zeit und Raum bedeutsame Kommentare liefern, scheint es mir unüberlegt, daß wir dies Gebiet vorzugsweise der spekulativen Ader des niederen Volkes überlassen. Hier, wie fast zu allen geistigen Problemen haben sich wohl die alten Griechen am richtigsten gestellt. Nicht alltägliche, sondern bedeutsame Träume bedeutender Männer schienen ihnen der Beachtung wert, und nicht für die gedankenlose Masse war das Amt der Sibylle ins Leben gerufen. Da solch schwermütige Talente einmal nicht aus der Welt zu schaffen sind, dürfte es sich lohnen, sie besser auszubilden statt verrohen zu lassen, wie es geschieht. Und wenn zur eigentlichen Prosa-Marke unserer Zeit das heutige Traumbuch gehört, das seinen entsprechenden Platz in der Küchenschublade gefunden hat, so wüßte ich dagegen nichts, was antiker anmuten könnte wie jener Wahrtraum Bismarcks, einige Jahre vor der Schlacht von Königgrätz, den er Jahrzehnte später, in seinen „Gedanken und Erinnerungen", so lebhaft und so herrlich beschreibt.

Luxemburg/ von Norbert Jacques

„Toteninsel" — es war eine Befreiung, als wir, noch Knaben, dieses Wort für unsre kleine luxemburgische Heimat gefunden hatten. Wie konnten wir, Pubertätsrevolutionäre, in den eng gezerrten Grenzen ihrer Verhältnisse das Leid unserer jungen trüben Zeit überall eckig herumstoßen. Wie konnten wir schimpfen auf die kleinen Räume, und wie sehnsüchtig bauchte sich rundum und groß und frei die Welt! Wir saßen auf dieser kleinen Insel festgeankert, auf dieser Toteninsel.

Es half uns wenig, daß ein liebloses Schulwesen, dem der Staub in allen alten Fältchen saß, den Born des Wissens über uns springen zu lassen vorgab. Es half uns wenig, daß über dieses rohe Schulwesen hinweg wir Eichendorff, Brentano und Lenau sich heimlich die Hände verschränken ließen mit Loti, Bourget, Zola und daß zum Schluß auch noch Ibsen und Hauptmann mit bitter mysteriösen Blicken den sprunghaften Bund beschatteten. Im besten Fall wurde es für uns Stürmer doch nur ein unglückseliges Hin und Her zwischen zwei Sprachen und zwei Völkern, zwischen zwei Kulturquellen, wie zwischen zwei Strömen, deren wundersame Gewalt wir niemals zu vereinigen vermochten. Aber wir hatten zum Trost für alle Qual, allen Grimm, alle schmerzhafte Sehnsüchtigkeit, das wehdunkle, schattige Gefühl des Wortes: Toteninsel. Und das Wort wuchs mit uns jungen luxemburgischen Freunden in alle Enttäuschung und in alle frohen Schritte mit hinein. Mit dem sich steigernden Erfassen der Dinge, gegen das wir lieblos und unerweichlich stets das eisig und plump enge Land stemmten, stieg auch unser liebes Wort des Refugiums in andere Formen und endigte zum Schluß in der Gestalt eines luxemburgischen Romans, der ich neulich in einem alten Brief meines Freundes wieder begegnet bin: Man soll das Martyrium eines luxemburgischen Literaten erzählen, indem man den Gedanken der Unfruchtbarkeit unseres Stammes entwickelt. Ein ganzes elendes Leben unter die höhnisch schlauen Blicke der „Barbaren" unseres Landes gestellt, ein Kampf voll schäumender Energie, voll exaltierter Flügelschläge dem Ideal entgegen; und als Schluß schlägt es unvermeidlich in den Sumpf der Philistrosität unserer Landsleute nieder. Der Dichter bricht in seinen Plänen zusammen und erstickt aufgesaugt unter dem Druck unseres Milieus.

Aber die Erinnerungen an die Knabenkämpfe jener Zeit bleiben einem über alle Naivität teuer, weil sie mit einer Intensität und in einer Spannkraft geführt wurden, deren Wahrhaftigkeit und Enthusiasmus man spätern Perioden seines Lebens bewahrt wissen möchte. Ich weiß nicht, ob irgendwo in der Welt das Leben eines Kindes so eng und schmerzhaft eingedämmt ist, wie in meiner Heimat. Ein liebloser, scharf kontrollierender Konservativismus beherrscht das ganze Gesellschaftsleben. Unter ihm spielt das Kind überall und unerbittlich nur die Rolle eines lästigen Zwischengliedes zwischen der Notwendig-

keit des an-die-Welt-gesetztwerdens und dem fertig zum Kampf ums Leben gerüsteten Menschen. Es hat keine Spiele, keine Lieder, die aus dem Land geboren wurden und keine Plätze, deren alter poetischer Kulturschatz anregend seine fügsame Phantasie beschattete. Man gibt ihm keine Sportmittel und läßt es, wie Fleisch in einer Wurstspritze, durch eine Schule gleiten, die nur nach überall längst weggeworfenen und immer aus fremden Milieus bezogenen Mustern funktioniert. Für die Vertreter dieses ältlich, kalt und starr gewordenen Systems bestehn gewisse Dinge im Leben des heranwachsenden Menschen überhaupt nicht. Mit der blinden Feierlichkeit von Maulwürfen tappsen sie drüber weg. Ich wurde einmal bei der Abfassung eines Liebesgedichtes an ein schwarzbezopftes Mädchen betroffen und daraufhin, weil ich als besonders verdorben galt, als Siebzehnjähriger, inmitten eines großen Hokuspokus von Würde und Empörung gefragt, ob ich denn schon das Geheimnis des Lebens kennte. Das Geheimnis des Lebens??? Das Geheimnis der Eisenmaske, oder des konstantinopler Harems oder der Leibwache am russischen Zarenhof!? Ich sagte übrigens, nein.

In und außer dieser Schule ohne Liebe und Freude wird das Kind an plumpen Beispielen fast bewußtlos zu jenen bedeutungsvollen Jahren geführt, die den Jüngling dem wogenden Leben, die Jungfrau dem Mutterbett ausliefern. Und wenn man dann so weit ist, treiben leicht Haß, verbitterte Sehnsucht, einfache Not des Herzens die einen aus dem Land hinaus, während die andern den luxemburgischen Examen entgegengehn, in denen meist kein Leben und keine Zukunftsfreude stecken.

Nun hat der Haß einen aus dem Land begleitet. Man sitzt irgendwo draußen und schuftet sich ums Leben ab. Man ist zäh und gewinnt. Man rührt nicht gern an die alte Gestalt, die in den Knabenvorstellungen vor einem lockte. Sie ist zu herb und zu weich und hatte ja doch nie einen richtigen Leib. Es war ja doch nur immer ihr Schatten, den man durch ferne Wolken fallen gesehn hatte.

Aber wo wandern die Wolken, die den Schatten hielten, wie eine kostbare Goldscheibe einen zauberischen Stein? Wo liegen sie so ruhig und mild, wo türmen sie sich so wuchtig und ungreifbar melancholisch über den Himmel und wälzen auf einmal los?

Und langsam naht die Landschaft der Heimat und streichelt über das erbittert verzerrte Herz, daß sie einen zurückgewinnt, daß man liebevoll wieder mit angehören will. Sie hat so vielerlei Formen und doch nur einen Sinn. Mit dem aus lothringischer Landschaft in breiten Streifen heranwellenden Süden beginnt sie. Hinter den dunstverhängten grünroten Hügeln stehn die unzählbaren Schlote der Hochöfenwerke, an denen in ruhigen Tagen die weißen, schwer gebauschten Straußenfedern des langsam quellenden Rauches leise drehend hängen, während das Innere der Erde von der Arbeit Tausender von Eisenerzgräbern ruhelos und gierig zerwühlt wird.

Hinter weiten, grünen, mit Wäldern besteckten Fluren maßlos hinstreichender Ruhe kommt dann bald, hart und launig, die Stadt Luxemburg auf ihren Felsen. An den engen Windungen, mit denen sich die kleine Alzette zwischen Hügeln durchdrückt, steigen beiderseits Höhen und Felswände hoch. Rechts wölbt sich, wie ein umgestülpter, immenser Kessel, dem eine Explosion den Boden zu wilden, starren Fetzen aufriß, der „Rhamhügel", der ragende Ruinen zerspaltener Türme über nutzlosen Bastionen in den Himmel drückt. An seinem Fuß engt sich eine Unterstadt mit verschobenen und dunklen Gäßchen ein, und über sie hält sich zur andern Seite auf hohen, rissig zerfetzten Steinklötzen die Stadt Luxemburg. Über einem Gekräusel von kleinen, dürftig angeklebten Häuschen drängen die mächtigen, alten Patrizierhäuser an den Rand der Felsen, verwittert, schwer und verwegen die Oberstadt zurückhaltend. Bedrückt geht man in der Tiefe des Unterstadtgewirrs unter ihnen hindurch. Ihre Wucht ist in keiner Zier gemildert. Sie stehn wie Wälle und spiegeln sich in falscher Lieblichkeit zwischen den Häusern des Grunds im tiefen Flüßchen.

Aber schon liegt lang und derb gestreckt der wild pockennarbige Felsendamm des „Bocks" quer durch das erweiterte Tal. Eine ungefüge Reihe großer, schwarzer Kasemattenlöcher reißt sich fürchterlich in den Steinen auf. Doch ein Spalt in dem schmalen Wall des „Bocks" ist geöffnet und mit einer Brücke überspannt. Im schrägen Hang hinter ihr sind Wiesenrutsche über die Felsen geschüttet, steile Pfade zickzacken sich hinauf zur Oberstadt, und dort beginnt dann vor den Augen in allen Höhen und Tiefen der traurige, zerrissene Verfall vergangener Festungstürme, Bollwerke, Tore zu spielen. Schwere, wunderbar kantige Mauern jagen hüben und drüben aus der Tiefe heraus, und an ihren Stirnen equilibrieren waghalsige Auslugtürmchen. Überall rundum auf Hügeln in Parks und Wäldern, in den Tiefen zwischen den Häusern verkommt die alte Verbissenheit zerstörter Festungswerke, die Goethe in ihren Glanztagen geschildert hat, und klammert sich mit den verzweifelten Gefühlen der Vergeblichkeit des Daseins an die alte, grausame, heldentätige Geschichte der vergangenen Macht, während die langen Eisenbahnviadukte der Neuzeit rücksichtslos die von den alten Mauern gezeichneten Talschwingungen brechen, ihre brausenden Züge zwischen den grimmen Ruinen durchleiten und deren vergrautes, eisernes Gestein mit dem Rauche der Lokomotiven schwärzen.

Und wenn man nun da oben in der wunderbaren, breiten Felsen- und Bergstraße steht, die nach dem Norden zu Tal sinkt, dann sieht man mitten in dem ohnmächtigen Verfall des alten Festungstrutzes eine fast leise, feine Silhouette von Kirchtürmen, schweren Dachpyramiden, Türmchen und gewaltigen Schornsteinaufbauten auf den Felsenwall herniederklingen.

Aber hüten wir uns, in die Silhouette eindringen zu wollen. Das gibt unweigerlich eine Enttäuschung. Denn es ist eine karge, nüchterne Stadt, die draußen die seltsam verzweifelte Romantik von wilden Festungsruinen und die feine Silhouette im Gesicht trägt. Da drinnen sind reizlose Straßen aus

Festungszeiten, nur Notwendigkeit. Und eine alte Schloßfassade, die am Ende des 16. Jahrhunderts der Spanier Philipp II. in seiner heimatlichen Renaissance gebaut hat und ein altes schönes Kirchenportal der Jesuiten versinken im dunkeln Gewühl. Um den Teil der Stadt, der mit der Hochebene zusammenhängt, gürten sich Parks, die frühere Glacis bedecken. Manchmal liegt noch ein zugemauertes oder verschüttetes Kasemattenloch unter dem Gebüsch und packt nutzlos die Phantasie.

Im Tal unter der wunderbaren Bergstraße draußen aber schließt ein altes Werk von zwei von Vauban in einer wehrhaften Renaissance gebauten und durch einen schmalen Mauer- und Brückengang verbundenen Tortürmen die Vorstadt Pfaffental glatt zu, die kleine Alzette gleitet weiter, ein Dörfchen, ein Inselchen, Wiesen und Bäume, über ihnen schroffe, fetzig bewaldete, felsige Hügel, auf deren halber Höhe ein Zug bergab rauscht, und dann mit weiten Armen auseinandergleitend, mild und ruhig ein sanftes Wiesental stiller, bescheidener Sehnsüchtigkeit. Weiße Wölkchen streifen drüber. Die Alzette liegt ruhig und dunkel in bequemen Windungen auf seinem grünen Grund. Dörfer breiten sich allenthalben über die Wiesen, grauweiß und friedlich. Beiderseits rücken waldbekleidete Hügel heran und in der Ferne verdunsten sie im milden Hauch ihrer Perspektive, schließen flimmrig und blaß in violetten Spielen das Tal.

Wenn wir einen der bleichen Wege hinaufsteigen, die zwischen Hügelwiesen und Äckern sich in die Wälder bohren und oben lange durch tiefen Buchen- und Tannenwald geschritten sind, kommen wir auf die freie Hochebene. Schiefrige Fluren fliehn weithin, ab und zu von grünen Feldern gestreift. Die Linien ferner Bäche stehn oft gebrochen, wenn ihre Weiden aufhören in der Ebene. Alles ist ruhig und bescheiden, ohne Phantasie, bis die fernen Hügelstreifen der preußischen Moselgegend zwischen unser Land und den Himmel blaßblaue Adern ziehn, fein und weit hintereinander gelegt.

Durch das breite Wiesental fliegt der Zug nordwärts ins Land hinauf. Die Ardennen schmelzen in die Eifel. Auf einmal jähe, einsame Bergabhänge mit jungem Eichenwald oder kahl. Ein klarer, klingender Fluß bricht in vielen Windungen zwischen den Bergen durch. Schieferwände sausen in stumpfem Glanz in seinen Grund hinein. Kurz, karg und hart drehen die Firste der Talhöhen. Kein Mensch und kein Dorf und eine klare, sprödfarbige Einsamkeit. Dann steigt langsam ein Dorf aus einer Höhe. Es liegt nackt und fern, und ein Wolkenballen steht schwer drüber, unbeweglich. Schwarz schattet ein kärglicher, rauher Fichtenwald dunkel bis zu dem geduckten Block der Häuser heran, aus einer verborgenen Tiefe herauf. Eine kräftige Straße wirft einen Buckel und durchschneidet das Dorf. Unter den bergan steigenden Füßen bröckelt das Gestein; aber bald bettet sich ein schwacher, roter Ackerboden dünn und durstig ein Stückchen hinein, wie Wandersleute in eine halbverfallene, verlassene Hütte am Weg. Aus dem struppigen Gebüsch einer höhern Bergkante langen

ein paar bleichgraue Mauerstumpfe mit zerfetzten Armen verzweifelt in die ruhige Bläue des Himmels. Eine Burgruine! Weiter wandernd im Steigen dehnt das Land seine hochgehobenen Schüsseln, und auf der Höhe fliegt es auf einmal über die Windungen von Tiefen und die breiten Scheitel von Bergen mit einer ruhigen, nüchternen Kraft weit hinaus, daß die ganz verblauten Bergzüge der fernen Eifelwände es wie in ein Meer in sich hineinfluten lassen. Schräg hinab sieht man die Schächte schroffer Täler sich um Hänge und Felsen winden. Kahle Hügelflächen fließen braun um Steinklötze zum Grund hinab. Über einem blanken Flußband, wie Silber in der Tiefe, kegelt sich ein runder Hügel und sein graues Braun saugt fast das markloſe Steingewirr einer Burgruine in sich hinein. In einer fernern Biegung bauen sich mit waghalsiger Zerrissenheit zwei öde, hohe Giebel verzweifelt leer hintereinander über zusammengebrochenem Steinwerk. Ein grad abgeschnittener Fels trägt drüben einen schwer viereckigen Turm und eine zerbrochene Wand, daran gelehnt, in der die blanke Leere eines Fensters sonderlich im Himmel leuchtet.

Auf andern Wanderwegen, gottlob alle noch verschönerungvereinsfrei, kommt man über scharfe Höhen und durch kleine verkommene, arme Dörfer, die wie ausgedörrt an den Hügelfüßen hängen. Verkrüppelte Menschen sitzen in den Türen, und viele unbewußte Idiotenaugen schauen einem verständnislos nach. Unter fast kahlen Hügeln entlang, von denen eine feuchte Dunkelheit ängstlich ins Tal fällt, hält man Einzug in kleine Städtchen, die allemal von alten Burgen beherrscht sind. Diese Örter liegen lichtlos in tiefen Löchern, und manchmal gelangt man nicht anders zu ihnen, als durch lange Tunnels, die einen Berg durchbohren. Überall stehn schroffe landschaftliche Plötzlichkeiten und überall ist es doch arm und eintönig; auf allen Höhen sieht man das Land zu den blauen sehnsüchtigen Gestaden der in den Fernen verschwimmenden Ardenner- oder Eifelberge wallen, und es ist doch überall hart und dürr. Als ob die vielen Burgen rundherum alles ausgesaugt hätten! Und sie sind dennoch selber erstickt und verfallen. Von welcher Wucht und Pracht sie in den Tagen ihres Glanzes gewesen sein müssen, liegt noch heute in den Ruinen von Burscheid und Vianden, von welcher schlanken Kühnheit in Falkenstein, von welcher kargen Trotzigkeit in dem erhaltenen Clerf.

Aber noch in Ruinen stehn sie grausam in der Gegend und tragen bedrückende, bittere Erinnerungen, richten sich, eins mit dem kargen Land, zu herben Gegensätzen gegen das milde, sagenhaft phantasievolle Verblauen des weiten Bergekreises, das sich so sehnsüchtig süß an die Gefühle schmiegen kann. An Windestagen klagt der heulende Atem der Luft scharf durch die Fichten, klingt trocken durch die harten Ginsterbüsche und saust in den Eichenbeständen. Die Wolken sammeln sich zu dunklen Bänken hoch hinter den Bergen und stürmen auf einmal in gewaltigen Massen über die engen Täler los. Welche bitterliche, unerreichbare Melancholie!

Aber es muß Frühsommer sein in diesem Oesling. Dann fließt das Gold

des Ginsters an den harten dürren Hängen; flammige Rüschen, Stürze von Gluten, ein Jauchzen und eine Effervescenz, ein lenzliches Kirchweihfest des armen Landes, daß alles, in den Widerschein des goldenen Ginsters, wie in die Brände der Abendwolken und wie in die Flammen leidenschaftlichen Genießens getaucht, zum Himmel loht.

So ist alle Landschaft dieses Landes in dem Sinn gehalten, daß sie zum ersten Ansehn ein bescheiden ruhiges, fast karges und derbes Ding ist, daß aber im Herzen viel Unglücklichsein und Sehnsüchtigkeit sie umlagern. Es ist eine Natur von einer stillen, oft verbissenen Herbheit!

Es geschieht, daß man Frauen, an denen man viel gelitten hat, verläßt, um sich sie in der Trennung erst recht zu gewinnen. Und so geht's ja auch mit andern Verhältnissen und mit Städten und Ländern. Es ist das süßwehe, tragische Kupplertum der Erinnerungen. Und mir nahte zuerst diese Luxemburger Landschaft. Man schaut dann auch ihre Landkarten an und sieht über den kleinen Raum gebreitet ein Netz von Namen, die grausame Erinnerungen aller Sprachen und aller der Völker tragen, in deren grellen Blutschaum das frühe Mittelalter sich baden mußte, wie die Knaben gewisser Stämme im Blut der Volksfeinde erst die Möglichkeit gewinnen, mannbar zu werden. Schließlich blieb ein Volk Kimbern sitzen, und die wandertriebigen Eigenschaften dieser Leute, die von den Fäusten der Römer in der Gegend komprimiert worden sein mögen, haben sich als Erbe unserm Blut erhalten. Es geht nun vielen wie den Schwänen, denen die Schwingen amputiert sind und die aus allen leidvollen Auftrieben immer wieder in den Weiher zurückfallen müssen. Die Welt liegt draußen offen, aber der von einer unerhörten Geschichte gezüchtigte Zweifel und Kleinmut bindet an die Scholle des Landes. So steigert sich das dumpfe, lichtlose Verzichten in vielen Herzen, und die Tragik der Menschen ist wie die des Landes — langsam, hart und spröd zurückgehalten. Als ich neulich die Geschichten J. V. Jensens aus seinem kimbrischen Himmerland las, fand ich darin einen Grundton, der auch unser luxemburgisches Bauerleben durchklingt.

Aber der Trieb des In-die-Welt-hinaus wird gleich wohl oft Meister, und es zeugt doch von kräftigen Eigenschaften, daß in einer beispiellosen Expansionskraft dieses mit zweihunderttausend Menschen nicht besonders stark bevölkerte Land (95 Einwohner auf ein Qkm) in fünf Jahrzehnten fast ebenso viele Staatsangehörige überallhin in die Welt hinaustreiben konnte, als es selber an Einwohnern besitzt. Und zwischen Rußland und den Campos von Brasilien, wie zwischen Skandinavien und Italien habe ich in der Tat überall und merkwürdigerweise, ohne sie aufzusuchen, Landsleute getroffen. Vielen freilich bricht draußen dennoch die Schwungkraft. Sie knicken im Widerstand ein, und wie manchmal ist es mir geschehn, daß ich in Brüssel, Antwerpen oder Paris irgendwo in der Straße oder in irgend einem Vergnügungstheater saß, als plötzlich eine Stimme im Dialekt mich anrief: „Hei elei, bas du et? Komm

ge'i mat .mer!" . . . ein Mädchen des Heimatdorfes, das erlegen war und als willenlose Nixe der Prostitution durch die belgischen oder französischen Großstädte streifte. Andere Auswanderer kehren alsbald ausgehungert zum Land zurück.

Den kimbrischen Einsassen, von denen uns dieses Wandererbteil ward, gesellte Karl der Große dann seine Sachsen bei. Niedergeduckte Freie, die als Leibeigne in eine Gegend verpflanzt wurden, auf der der eiserne Leib eines zahllosen Adels lag, umschwärmt von verkommenen Klöstern, die mit dem Mund die verhaßte neue Lehre gaben und mit den Händen ihre Säcke füllten.

Noch heute haben sich die Einwohner alter Klosterörter nicht erholt. Ein mittelalterliches Dokument zählt für die kleine Gegend 130 Ritter auf, und ganze Täler sind mit Raubrittersagen bis auf den heutigen Tag erfüllt. Kriege schlugen, von diesen Verhältnissen angezogen, wie der Blitz von der magnetisierten Stange, ununterbrochen durch die Gegend, und es war überhaupt nur eine tausendjährige Unterdrückung, eine tausendjährige Blutzeit, was wir unsere Geschichte nennen dürfen. Ein berühmter Krieg des 13. Jahrhunderts z. B., die sogenannte „Guerre de la vache", der wegen einer gestohlenen Kuh entbrannte, kostete 30000 Menschen und 30 Ortschaften das Dasein.

Was solche Zeiten geben können, das sind beträchtlich viele paralytische Kirchenheilige und ein miserabel körperlich und geistig bedrücktes, freudloses Volk. Der Adel ließ keine Städte im Land erwachsen, es kam keine Industrie. Das ganze Mittelalter hat fast kein einziges Denkmal gegeben, außer Burgen, die heute Ruinen sind. Es nistete sich keine Volkskunst in das armselige Volk, die, Symbole der ums Leben erkämpften Siege, Augen und Herzen zu einer freiern, weiterlebigen Fröhlichkeit hätte geleiten können. Unsere Dörfer sind an und für sich einfache, reizlose Steinhaufensammlungen geworden, deren Inneres nur den Raum zum nackten Wohnen gewährt. Kaum sieht mal dann und wann die behäbige, einfache Stattlichkeit eines Herrenhauses aus dem 18. Jahrhunderts darin. Immer nur galt es, selbst das Notwendige vor dem Krieg zu schützen.

Das Volk ist arm geblieben, und kleinmütig, ängstlich geworden. Ein konservativer Zug, den es wohl von Anfang an besessen und in den patriarchalischen Verhältnissen, in denen es zu leben genötigt wurde, natürlich nicht verloren hat, hat sich auf diesem Weg in ihm zu einer harten Dickköpfigkeit weiter verhärtet. Bildung und Kunst waren unbekannte Örter. Gegen die Reformation wurde es bewahrt, wie ein eisenbebänderter Käfig gegen den Blitz. Das Land hat erst im Jahre 1686 die erste Druckerei bekommen, die sich halten konnte. Kurz vorher war die erste Lateinschule von Jesuiten gegründet worden. Und nur ganz unverrückbar hat sich ein karger Grund uralten Besitzes der Volksphantasie weitergelebt: eine Sammlung von Sagen (heute sind sie im Volk fast tot), ein paar Gebräuche und drei oder vier Kinderlieder. Alles anscheinend von

dem starr festhaltenden Geist aus altheidnischen Zeiten herübergenommen. Eines dieser Liedchen will ich hierhin setzen; es gebe zugleich eine Probe des besonders mit Schwäbisch und Allemannisch aufgemischten angelsächsischen Grundmaterials des Landesdialektes und ist dadurch schon interessant, daß es die Anfangsverse in der angelsächsischen Ursprache behalten hat:

„Minne, minne mo,
Gas, gas, go,
Streck deng siven Hi'erner aus
Hei kemt de Bock
Deen hi'eft dech op
A leht dech op een Deschelchen
A schneit dech zu siven Feschelcher."

(„Werde warm, liebe Erde!
Tod, Tod vergehe!
Strecke deine schlafenden Keime heraus
Hier kommt der Himmel, hebt dich
Und macht dich anwachsen
Und schließt dir dazu schlafende
Sprossen")*

Schließlich hieb auch in dieses Land die gute, blutwarme französische Revolution. Die armen Bauern des Nordens wurden noch zum Schlußakt von ihren Geistlichen zu einer tragischen „Farce" geführt — dem sogenannten Klöppelkrieg, in dem die Franzosen sie tüchtig niedermachten, während die Aufwiegler gemächlich verdufteten. Zum Ausgleich haben ihre Nachfolger den Klöppelkrieg zu der nationalen Heldenzeit erhoben.

Von diesen Tagen ab begann der Adel aus dem Land zu verschwinden, und heute sind auch seine letzten Namen von der Vergeltung übenden Zeit zerrieben. Damit besitzt das Land aber auch keine bodenständigen Vermögen mehr, und es fehlt ihm ein Zug von Kulturmöglichkeiten, die teilweise schließlich doch nur altkultivierte Herde verstrahlen können. Die nassauische Herrscherfamilie spielt im Leben des Landes so gut wie gar keine Rolle; sie ist den Luxemburgern fremd und kühl, gesellschaftlich wie politisch eine notwendige Überflüssigkeit, und umgibt sich außerdem auch nur mit ausländischen Elementen.

In den 1860er Jahren begann man die reichen Eisenminette-Lager im Süden des Landes auszubeuten und diese Schätze, die allein für sich heute ein Drittel der gesamten Eisenproduktion des deutschen Zollvereins (zu dem Luxemburg gehört) liefern, warfen im Verein mit der aus ihnen erstandenen Industrie viel Wohlstand ins Land, an dem sich die Bevölkerung nun langsam und bedächtig aufzurichten beginnt.

Aber es sind keine eignen Kulturwege, die da beschritten werden. Die unbeholfene Eckigkeit, die spröde Armut der Sprache, die in allen Kreisen gesprochen

---

* Diese Verdeutschung rührt von H. Schliep, der den im Dialekt etwas sinnlosen Text ins Angelsächsische übertrug und zu diesem Resultat kam. Sie ist seinem Buch „Ur-Luxemburg" entnommen, in dem er, auf die Heiligkeit der Sprache bauend, die Entwickelung des Landes schildert. Das Buch ist voll Phantasie, Lebendigkeit und weit über alles hinaus, was an derartigen Sachen in Luxemburg geschrieben wurde, wenn er andererseits auch von einer gewissen Abenteuerlichkeit nicht frei ist.

wird, nimmt von vornherein die Möglichkeit dieses ersten Instrumentes einer jeden Kultur. Dazu tritt aber eine ganz merkwürdige, völkerpsychologische Erscheinung auf: diese Luxemburger, die deutscher Abstammung sind, eine deutsche Sprache reden, zu über 90% deutsche Namen tragen, sich in ihrem wirtschaftlichen Leben auf Deutschland stellen, haben sich innerlich zur französischen Seite entwickelt. Das fette Frankreich lag ihnen mit lachendem Gesicht und einladend gerundeten Armen zur Seite, es brauchte ihre Leute. So wurde viel französisches Blut herüber geheiratet, viele Verwandtschaftsbänder mit Frankreich geknüpft. Schon Philipp von Burgund gab uns als offizielle Sprache die französische, seinen wunderbaren Claus Sluter behielt er leider in Dijon. Das Französische sonderte aber selbstverständlich einen Stock seiner Wörter und Satzformen in den deutschen Dialekt ab. Die Folgen von alledem:

Das deutsche „Gemüt" gibt es nicht bei uns, und die klugen Leute, die trotzdem davon haben, hüten sich wohl, jemals in einer luxemburgischen Gesellschaft es zu zeigen. So fehlt den Luxemburgern auch jedes Verständnis für deutsches Wesen. Es ist ihnen übertrieben, lächerlich und unsympathisch. Bismarck ist selbst für die meisten gebildeten Luxemburger ein zweifelhafter Schurke dunkler Mittelalterlichkeit.

Man lebt innen und außen so ziemlich wie in französischen Provinzstädten. Man liest seine geläufigen Dumas, Ohnets, Malots und wie sie heißen, läßt sich im Winter jede Woche einmal von einer guten Pariser Theatertruppe im Stadttheater ein Stück vorspielen, Sardou, Richepin oder Hennequin, auch mal Ibsen, ziemlich einerlei, lacht über die Toiletten der dunklen Schauspielerinnen, die auch mal dort auftauchen (mit Recht), behandelt den Besuch des Theaters in den beteiligten Schichten mit dem nötigen Ernst als eine erfreuliche gesellschaftliche Notwendigkeit. Die Musik blüht wie überall. Die Architekten beziehen ihre Klischees aus gallischen Musterbüchern, und als Schultze-Naumburg jüngst für den großherzoglichen Marstall Häuser seiner Art gebaut hatte, wollte man die großherzogliche Verwaltung durch Protest bewegen sie wieder abzureißen. Die Notwendigkeit einer neuen Wohnungsausgestaltung hat sich in Luxemburg noch nicht geltend gemacht. Die Damen geben sich in herkömmlicher Weise und mit der Unterstützung von Brüssel und Paris viel Mühe um ihre Toiletten, oft mit Erfolg; die Herren vernachlässigen sie gerne, umgedreht wie in Deutschland. Man geht oft nach Nancy, öfter nach Brüssel und Paris. Hinter dem Rhein von Bingen bis Koblenz hört Deutschland auf. Aber schon bei Trier hat die Gemütlichkeit ein Ende. Wein, hm, jawohl, aber diese preußische Küche! Denn die Luxemburger sind Gourmets, wie französische Provinzlinge. Man ißt in fast jedem Bürgerhaus viel und ausgezeichnet und französische Küche pur sang, und seit einiger Zeit ist es Sitte, besonders des Sonntags en famille in den Stadtrestaurants zu speisen. Der schönste Punkt von Deutschland ist das französische Restaurant von Moitrier in Metz. Ardenner Schinken ist eine Delikatesse, die, lesen wir bei Varron und Strabon nach, schon nach dem

alten Rom und Italien exportiert wurde. Die Öslinger Bauernhäuser lassen ihn oft jahrelang räuchern, daß er schmal und honiggelb, aber von einem festen, milden, schmelzenden Kern wird. Auf Krebse ist jeder echte Luxemburger stracksweg verrückt. Sie bereiten sie à la Luxemburgeoise, sagen sie, was in Wirklichkeit aber à la Française ist. Und wenn man in einem Restaurant sitzt und Krebse ißt, kann es einem geschehn, daß der kaum dem Namen nach bekannte Nachbar (in Luxemburg hält man nicht darauf, am Kaffectisch sich gegenseitig das Nationale zu kontrollieren) einem in den abgelegten Schalen herumwühlt, plötzlich wütend losschimpft: ob das Krebsessen sei! „Oh geh weg!", zugleich anfängt den „Carapaces" die Wände auszukratzen, und ebenso selbstverständlich wie grimmig und geringschätzig lächelnd das Erbeutete zu Magen führt. Wobei sich aber diese Art Gourmandise zur Hälfte mit einer andern Eigenschaft der luxemburgischen Gesellschaft mischt: mit der — man kann es nicht gerade Grobheit nennen — aber so ähnlich doch. „Richteweg!" sagt man im Dialekt dafür. Ich traf noch niemals eine Gesellschaft, wo es so ungezwungen zugeht, wie in Luxemburg; wo selbst auch die Damen mit einer größeren Ungewähltheit vom zynischen Standpunkt des aussuchen — dürfenden Männchens behandelt werden. Aber wie eine Kette greift so alles ineinander, daß sich hierin der Sinn des „Grobseins" in den Ring eines Instinkt-Skeptizismus schmiedet, der, wie ich schon erwähnt habe, zu unsern wenig zu schätzenden Nationalgütern gehört. Wohl aus dieser negierenden Anlage hat sich dann so etwas entwickelt, für das das Wort Witzelsucht noch zu viel auf „Witz" deutet. Davon ist jeder anständige Landsmann besessen, und die Sprache hat anscheinend eigens für sie die Wörter Schaus und Flautert gebildet.

Auf eine solche gesellschaftliche Grundlage baut sich eine auch nach französischem Muster geschaffene Politik, die in der Hauptsache, wie in jedem anständigen Land Freisinnigere gegen Unduldsame, das heißt Liberale gegen den Klerikalismus führt. Neuerdings arbeiten sich auch Sozialdemokraten mit Erfolg heraus. Die Politik ruft aber nicht allzuheftige Erscheinungen hervor, weil das Land doch allzusehr in einem breiten demokratischen Zug nivelliert ist, als daß große Gegensätze aufeinanderschlagend sonderliche Funken versprühten.

Zum Teil aus dieser Politik heraus — aber weniger aus einem allgemein durchgebildeten Kulturstand, als nur wegen der Schmalheit der Verhältnisse — plätschern die Brunnen, die gern zu Kulturflüssen anwüchsen. In der letzten Zeit geschieht's, daß häufig von Deutschen und Franzosen Vorträge über all die Fragen gehalten werden, die draußen unsere neue Zeit bewegen. Die einen werden liberal, die andern klerikal gehalten. Es haben sich jetzt auch zwei Zeitschriften gegründet. Alles auf einmal in einem modisch klingenden Springbrunnenstrahl. Eine klerikale Zeitschrift und eine andere. Die letztere, literarischere, heißt „Floreal", ist zweisprachig und gibt, wenn auch nichts anders, so doch einigen jungen Talenten das Mittel, ihren Zwang der „Flucht an

die Öffentlichkeit" zu befreien; ein wenig von dem Guten ihres Wirkens wird wohl auch bis ins Volk quellen. Solche Unternehmen haben einen schweren Stand. Sie müssen durchaus aus sich selbst funktionieren. Es ist keine Tradition als Grundlage unter ihnen, weil überhaupt erst seit etwa 80 Jahren die unfügsame und unmusikalische Heimatsprache zu künstlerischen Versuchen benutzt wird, und weil von allen diesen Versuchen wohl nur ein einziger etwas von Geblüt und von luxemburgischem Geblüt geschaffen hat — es ist ein Drama aus dem erwähnten Klöppelkrieg „De Schäfer vun Asselbour" von Batty Weber. Sonst hat das Land niemals jemanden hervorgebracht, dem der Schritt auf den Parnassos gelungen wäre, sei es in der heimatlichen, in der deutschen oder in der französischen Literatur. Auch keinen andern Künstler selbst nur dritter Ordnung. Dabei ist auffallend, wieviele Luxemburger sich der Malerei zuwenden. Aber meist halten sie den Kampf ihrer Studienzeit draußen nicht aus. Das Land öffnet ihnen, noch wenn sie nicht ausgereift sind, seine geruhigtern Fleischtöpfe als Zeichenlehrer oder dergleichen. Sie können nicht widerstehn und bleiben in ihrer Kunst schließlich am Wege liegen.

Und inmitten der Stillsatten und der unruhig Gährenden gehn, wie nirgends so viele, einsame Sonderlinge mit feinen Köpfen oder gramvollen Gesichtern und treten tagein tagaus immer nur vorsichtig neben die Schritte des Landes. Sie können lächeln oder einsam an heimlichem Gram verkümmern. Noch ein Fleckchen dieses Heimatlandes ist mit dem alten Gewebe einer Kultur ausbrodiert; ein kleines Städtchen, Echternach, an die Biegung eines grüngläsernen Flusses, die Sauer, geschmiegt. Es war einst das Rom des Landes, das heidnische, darnach das christliche, und seine alte Benediktinerabtei wirkte mehr als tausend Jahre lang. Dann zerschlugen die Franzosen um die Wende des 18. Jahrhunderts das Mönchswesen. Aber die alten Gefäße stehn noch. Die alten, weiten Abteigebäude in wundervoller Siedlungskraft mit tiefen, singend zauberischen Höfen, in denen Brunnen klingen und Pfaue spazieren. Die kühle Schönheit einer großen, zwischen Romantik und Gotik erstandenen Basilika lehnt sich an die zurückgezogen geschlossenen Bauwerke an. Weite Gärten mit Standbildern aus Stein, die sich im üppigen Tanz ihrer Renaissanceleiber drehn, in den Schatten von Obstbäumen geflüchtet, an denen kostbare, von den alten Mönchsgaumen kultivierte Aprikosen, Birnen und Pfirsiche reifen, füllen sich mit dem Singsang von schlanken Springbrunnensäulen, und im Grund über dem ordentlichen Prospekt der sorgsam umbordeten Beete streifen Steinterrassen, die lebensfrohe, musikalische Barockpavillons tragen. In einem kleinen Park lehnt sich das süße Kästlein eines Rokoko-Gartenhäuschens an die hohe Einschließungsmauer, und unter den Fenstern zieht das klare Hell der grünen Sauer. Auch in der Stadt stehn alte, feine Häuser mit hohen Treppen, mit einem reich sich abwägenden, geschmückten Fensterwerk, schauen aristokratisch einfach und kultiviert in die Gassen und Plätze. Ein Gerichtshaus legte sich bis vor kurzem noch auf einer

offenen Säulenhalle, knorrig und drohend wie eine Faust, aus einer Häuserreihe des geschweiften Marktplatzes heraus. Heute ist es leider süßlich vergotisiert und verschandelt. In breiten Talgründen, einst von den Villen vornehmer Römer erfüllt, liegen schöne Klosterhöfe. Ein Sommerschlößchen träumt mit sonderlichen Gartenhäuschen weiß und rot, fröhlich und fein, in einem stillen Waldtal der Gegend, und im Hang seiner weiten Wiesen an der Sauer verteilen sich alte Bosketts von hohen Tannen und andern Bäumen, wie Blumensträuße in französischen Vasen. In Felsen hat der Mönchsschalk arabische Schriften und Runen gelacht und genießt nun im Grab die nußknackerischen Anstrengungen der Archäologen. Römerdenkmäler blieben an einsamen Waldstellen. Dörfer tragen, wie Briefstücke schöne, schwere Siegel, die Pracht und Zier alter Klosterhäuser. Und das alles liegt in eine Landschaft gebettet, in der sich herb zergrabene steinerne Bergstirnen in weite, sehnsüchtig tiefe Fluchten geschlängelter Täler schlagen und ungeheuerliche, phantastisch zerklüftete Felsenstädte über einsamen Wäldern erstehn oder sich tief und jach in die Erde reißen. Wundersam!

Aber von der alten Abteikultur blieb inmitten dieser Landschaft eine Bevölkerung, die noch so sehr die laxe Lähmung ihrer dem Kloster ergebenen Ahnen im Blut trägt, daß sie das Gespött des Landes geworden ist. Schon ihre Sprache ist weich, träg und komisch. Und wenn die Echternacher in feierlichem Zug den Bischof an die Landstraße abholen gehn, so hat der Bischof schon lange in der Stadt gut gefrühstückt und wartet in der Basilika gerade auf die Konfirmanden. Die Familien, die es auf Ansehn und Vermögen in der Stadt gebracht haben, tragen keine luxemburgischen Namen und sind meist die Nachkommen der Fremden, die die Mönche vor einem Jahrhundert besonders als Baumeister ins Land gezogen haben.

Ein Erbe jedoch bewahren die lieben Echternacher treu. Die Springprozession ihres Heiligen Willibrord. Sie ist tausend Jahre alt, und ihr Ursprung wird auf mancherlei religiöse Übungen zurückzuführen versucht. Ich glaube aber, daß auch in ihr sich seltsam ein Stück Heidentum in unsere Zeit herübergelebt hat und daß sie, die zu Pfingsten und von der Bannmeile ins Innere der Stadt in einer Art Tanz geht, alte bacchantische Lenzzüge im Blut hat. Kurzum, jedenfalls fährt stets des Pfingstdienstags nicht nur das ganze Land, sondern noch eine beträchtliche, von überall herbeiströmende Fremdenschar nach Echternach, aber nicht etwa, um an der Prozession teilzunehmen, bewahre, nur wegen des Augenschmauses. Dann geht der Tanz unter tausend neugierig besteckten Fenstern los! Drei Schritte vorwärts, gleich einen wieder davon zurück! Man hält sich in langen Reihen an Taschentüchern. Zahllose verteilte Musikbanden spielen auf, Geigen, Guitarren, Trompeten, Trommeln, Flöten, Harmonikas ... eine alte, eintönig und schläfrig sich verknüpfende, kurze Melodie. An den Rändern der Prozession machen die „Lohnspringer", (d. h. die um Geld für andere Leute springen) das Geschäft etwas eiliger und

bloß in Hose und Hemd. Sie springen für je einen Franken je einmal den Weg. Veitstanz-Kranke brechen auf einmal mitten in den tanzenden Scharen zusammen und drehn das Weiße der Augen qualvoll nach außen. Schaum quillt um ihre gezerrten Mundwinkel auf. Aber um sie herum springt's weiter. Immer die Refrains der Litaneien: Hl. Willibrord bett' für uns! und immer die Melodie, zu der man zum Spott singt: Adam hatte sieben Söhn', sieben Söhn' hat Adam; sieben Töchter muß er haben, um sie zu bestaden (verheiraten)! Ein bißchen Blutschande, aber es ist ja aus der Bibel! Und die Leute sind schon ganz zerschlagen. Zwölftausend hüpfende Gesichter schauen gequollen, unbewußt und tierhaft glotzend in die Sonne. Musik ... weiter! Nun die hohen Kirchentreppen hinan; drei Stiegen hinauf — Kinder nicht ohne Müh' gehts in den Himmel ... Heiliger Willibrord bett' für uns! — wieder eine Stiege runter. Wie ein wasservoller Schwamm, den man dem Durstigen leis an die Lippe tupft und immer gleich wieder zurückzieht. Drei Stiegen hinauf ... eine runter. ...

Müssen die feinen, dicken, lachenden Mönche in Echternach sich an ihren Pfingstdienstagen ergötzt haben!

Die Linie/ von Henry van de Velde

Nur wenig Aufklärung besitzen wir über den Ursprung der Linie und noch bis vor kurzem blieb ihre Natur ungenau definiert. Es wäre ein großes Wagnis, das feststellen zu wollen, worüber selbst die gelehrtesten Psychologen eine Aufklärung vermieden haben: den genauen Zustand der Entwicklung des primitiven Menschen, und den Zeitpunkt, der mit der Geburt der ersten Linien zusammenfiel.

Wir lassen daher jede nur zu gewagte und subtile Hypothese und legen schnell die Unabwendbarkeit dieses Ereignisses dar! — Wie wir geschaffen sind, Finger an Händen und Füßen — Hände die sich am Ende der Arme bewegen — bewegliche Füße an den Beinen; Arme und Beine die sich spreizen, biegen und lebhaft gestikulieren. . .

Im primitiven Zustand werden diese Glieder noch viel lebhafter als im zivilisierten Zustand sich bewegt, gestoßen — in rezeptiven Materialien, in Sand, in Ton, gewühlt haben.

Da, so sagt uns unser gesunder Menschenverstand, mußte das Ding — die Linie — aus dem Kontakt entstehen!

Fast bis zur Periode des Unbewußtseins müssen wir zurückgreifen, um den Zeitpunkt zu erreichen, da der Mensch die erste Linie zog.

Bevor der Mensch zum Bewußtsein kam, gab es für ihn alles das, was wir beim Kinde sich entwickeln sehn, bevor es zum Bewußtsein gelangt: Bewegung, Gebärde, Schrei und Laut!

Und diese Fähigkeiten entwickeln sowohl der Urmensch als das Kind während der Periode des Unbewußtseins, bis zu einem relativ vorgeschrittenen Grad. Die Bewegung wiederholt und dehnt sich, die Gebärde wird geschmeidig und kühn, der Schrei ausdrucksvoll und modulationsfähig und der Laut versucht sich schnell an verschiedenen Rhythmen.

Sollte die Natur mit berechneter Grausamkeit dem Menschen solche Fähigkeiten verleihen und ihm gleichzeitig die Möglichkeit versagen, sich an den Gaben zu freuen und sich an die empfundene Freude zu erinnern? Sicher ist, daß der Mensch — sobald er zum Bewußtsein gelangt — mit Fähigkeiten begabt ist, deren Erkenntnis und bewußter Besitz ihn so entzückt haben würden, daß er sein ganzes Leben lang den heiligen Wiederschein dieses Entzückens und einer tiefen, unendlichen Dankbarkeit mit sich getragen hätte.

Der Mensch bewegt sich, gestikuliert, schreit und spricht — ohne diese Gaben mehr genossen zu haben, als die des Lebens selbst — ohne zu ahnen, daß ihm etwas Unerhörtes, Wunderbares geboten ward!

Linien — übertragene Gebärden — offenbare psychische Äußerungen, deren Primitivität die Nuancen beschränkte. So erkennen wir in der ersten Linie

ausschließlich Zustände äußerster Lebenskraft und Erregung, Zustände kindlicher Freude, rückhaltloser Lust. Sie zeugen von latenten Kräften, die in uns sind, durch plötzliches Verlangen gereizt und entfesselt, von Kräften, die ungeduldig sind, sich in Tat umsetzen zu können. Psychische Kräfte haben die Hand geleitet, die Hand, die mit einem ganz primitiven Werkzeug — Knochen oder Stein — bewaffnet war, ebenso wie natürliche Kräfte die Spitze des Grashalmes zur Erde gewendet haben, wo sie kleine Kreise in den Sand malt, — ebenso wie natürliche Kräfte den Fels erschütterten, der bei seinem Sturz sichtbare Spuren auf den Flächen, die er verwundete, zurückließ, — ebenso wie natürliche Kräfte jene kapriziösen und vergänglichen Arabesken im Wasser schufen. Die Kraft ist das Geheimnis des Ursprungs aller Kreaturen und aller Schöpfungen. Aber nur wenig Schöpfungen stehen in so direktem, nahem Zusammenhang mit ihrem Schöpfer, wie die Linie. Die Linie ist eine Kraft, die ihre Natur nicht verleugnen, ihrem Schicksal nicht entgehen wird. Linien — übertragene Gebärden — das ist das Wunder!

Zuerst versetzte es wohl nur in Erstaunen, auf diese Weise eine Wirklichkeit aus sich selbst heraus entstehen zu sehen, und schon im nächsten Augenblick muß der Mensch lebhafte Freude darüber empfunden haben, von einem Ding Besitz zu ergreifen, in das er einritzt. Die Freude, in das Material, dem er Spuren aufprägte, selbst einzudringen! Er wird erregt; zur Wiederholung angestachelt und zu neuen Versuchen gelockt, so bringt er die Linien in rhythmische Folge und die verschiedenartigen Ausdehnungen der Linien lassen die Dauer des Besitzes, ihre Unterbrechungen, den Freudentaumel und das Entzücken erkennen!

Nur mit dem Wesentlichsten ist dieser Vorgang zu vergleichen!

Nur mit jenen Vorgängen, die den Menschen entzückten, als er seine Kehle und seine Stimme gebrauchen lernte; als er merkte, daß er fähig war, das Gebärdenspiel seiner Arme und Beine den kadenzierten Bewegungen seines Körpers anzupassen.

Von diesen Vorgängen wußte der Mensch, bevor er die Linie erkannt hatte, wußte sie nach Belieben auszunutzen und sein Instinkt hatte ihn sofort gelehrt, auf welche Art und Weise er sich am intensivsten an ihnen berauschen konnte. Denn unsere Natur hat nun einmal den unwiderstehlichen Drang, sich einem beglückenden Rausch hinzugeben, jene Zustände auszukosten, in denen sich die höchste Lebenskraft offenbart, die uns schwindelnd in lichte Sphären tragen, in selige Regionen, in das goldschimmernde wesenlose All!

Seit seinem elementarsten Dasein berauschte sich der Mensch unbewußt an der Wollust seiner Bewegungen, seiner Gebärden und seiner Laute und je weiter er sich kulturell entwickelte, erlangte er die Wollust des Tanzes, des Gesangs, der Poesie! So sind also die Künste nichts weiter, als erhöhte Zustände physiologischer Fähigkeiten. Da drängt sich nun die Fähigkeit, Linien zu ziehen dazwischen und wurzelt sich ein. In der Wonnetrunkenheit der Er-

kenntnis seiner Fähigkeit, Linien zu ziehen, mußte es den Menschen zuerst dazu treiben, von der Linie eine ähnliche Wollust wie die des Tanzes, des Kampfes, der Liebkosung zu verlangen.

Und was der Mensch so von der Linie verlangte, das gab sie ihm in reichem Maße, setzte daran den ganzen Eifer ihrer jugendfrischen Kraft.

Die ersten Linien enthüllen uns alles, was wir über die Gebärden und die Tänze der Urvölker und Menschen wissen wollten: Gebärden, die sich gierig strecken, den Raum zu umschlingen, ihn an sich zu pressen, um ihn im nächsten Augenblick mit Kraft und Anmut von sich zu stoßen! Flüchtige Gebärden, schnell wie ein Schlag, wie stürmisches Liebkosen; weniger kadenzierte zarte Bewegungen, als leichte Sprünge; rings um den Gegenstand herum ein wilder, ausgelassener Reigen; ich werde später auf den Anlaß näher eingehen. Wären uns auch gar keine Spuren aus der primitiven Zeit oder der Vorgeschichte erhalten, so hätten wir die ersten Linien doch in unserem Innern wiederfinden können, wo sie jetzt noch den Gebärden entsprechen, die am leichtesten auszuführen sind und welche die geringste Anstrengung von dem sie erzeugenden Mechanismus verlangen. Dies ist ein Prinzip, das wir mit Recht bei den ersten Linien anwenden können, weil es auch für die ersten Bewegungen und Gebärden gilt.

Auf Anregung des Gehirns in Bewegung gesetzt, hat die Hand spontan, und beinahe unwiderstehlich, eine Linienfolge gezeichnet. Es gibt zwei Gründe dafür, daß es so gewesen, daß mehrere Linien gleichzeitig entstanden sind! Erstens scheint wirklich weniger Anstrengung nötig gewesen zu sein und ein geringerer Aufwand von Kräften, um eine Linienfolge zu ziehen, als um eine einzige Linie entstehen zu lassen. Und zweitens entspricht diese Linienfolge dem gebieterischen Verlangen nach Rhythmus, das wir in diesen Figuren unter der elementarsten Form erkennen.

Der Rhythmus prägte also der Linie die ornamentale Eigenschaft auf! An die Tatsache, daß die Aufeinanderfolge von Linien ein Ornament bilde, knüpft sich eine Offenbarung, um deren ganze Tragweite zu erfassen wir die Konzeption der Ornamentik auf das Agens zurückführen müssen, durch das der primitive Mensch das intensivste Entzücken genoß.

Die geringste Linienandeutung, die elementarste Wiederholung der Linien war für ihn ein Phänomen, dessen Erscheinen auf den Flächen, die er einen Augenblick vorher nackt gesehen, auf ihn wie ein Wunder wirkte. Wie ein Wunder, das er selbst soeben aus eigner Kraft vollbracht; durch Zauberkünste, die in ihm wohnen — die nie versagen; immer auf die Erregung, die er in sich spürt, reagieren werden! Die kindlich naive Sensibilität des primitiven Menschen wurde von dieser Zauberkraft betroffen und sein Bedürfnis nach Ausschweifung, nach Paroxysmus und extremen Taten brandschatzte die Macht der Ornamentik und der Linie. In der Primitivität oder der Vorzeit — (wir sind berechtigt, eine für die andere einzusetzen) gebietet also die Linie über

magische Kräfte, die sich in der Ornamentik steigerten, ebenso wie die Gebärden ihre Intensität und Kraft im Tanz steigerten! Durch feierliche Akte und Zeremonien mußten höhere Mächte zu Hülfe gerufen werden, um einen Gegenstand zum Leben zu erwecken.

Ebenso wie Tanz und Musik konnte die Ornamentik das Wunder vollbringen. Die Linie und das ursprüngliche lineare Ornament sind die Schrift der beschwörenden, wollüstigen Gebärden und Tänze. Sie führen uns die Zeremonie vor Augen, welche Gegenstände, die sich in einem inferioren Zustand befanden, emporhoben. Auch die Bedeutung der Tätowierung entstand aus diesem Gefühl. In diesen Zeiten verfügte somit die Linie und die lineare Ornamentik über Eigenschaften und Kräfte, welche die weniger ursprüngliche Sensibilität späteren Zeiten auf Darstellungen übertrug!

Von dem Augenblick dieser Verschiebung an besteht die ganze Geschichte der Ornamentik in dem Kampf um die Vorherrschaft zwischen den beiden Arten der Linie. Zwischen der Gemütslinie und der mitteilenden Linie. Es ist eigentlich mehr der Kampf zweier Neigungen, — der Neigung zum Taumel, zur Wollust und der Neigung, Dinge und Wesen abzubilden, von denen sich der Mensch umringt sah. Zwei, beim Menschen so ausgesprochene Neigungen, daß sie auf dem Gebiet, auf dem sie mit demselben Mittel — der Linie — kämpften, um den ausschließlichen Besitz derselben ringen mußten! In den Hang zur Wonnetrunkenheit, dem sich die Linie anfangs ungestört hingeben konnte, drängte sich nun das Bedürfnis der Darstellung und die fortwährende Suggestion, nachahmen zu müssen; drängte sich die enge, formelle Disziplin, der das Auge unterworfen wurde und die es zwang, bestimmte Richtungen einzuschlagen, ihre Ausdehnungen, Umwege und Unterbrechungen zu verfolgen, um so der Hand das zu übertragen, was das Auge den verschiedenen Vorbildern entnommen hatte; der Hand, die eine Sklavin geworden, ein Werkzeug, dem jede Freiheit genommen war. Nur innere Aufregungen Rhythmen und Kadenzen, die unser innerstes Wesen anfeuerten und erregten, konnten bis dahin die Linie und ihre Spiele erwecken. Eine diskrete stolze Wollust an dem Werk, das im Mysterium unserer Psyche gereift war, rief das Auge erst nachträglich herbei, damit es sich an dem Wunderwerk berauschen konnte.

In der linearen Ornamentik wollte das Auge nur an zweiter Stelle teilnehmen — nur nachdem die Bewegungen, die aus unserer inneren Erregung entstanden waren, die Geburt der Linie bewirkt hatten. Die Tätigkeit des Auges war indirekt und hatte nur den Zweck, uns mit dem zu erfreuen, was auch ohne dasselbe hätte entstehen können.

Ich fühle, daß ich mich auf gefährliches Gebiet wage und daß es nötig wäre diese Behauptung vorsichtiger aufzubauen!

Sie ist die letzte Konsequenz dessen, was ich vorauszusetzen wagte, die letzte Konsequenz dieser angedeuteten Definition der Linie: Sie sei eine übertragene Gebärde! Weitere ausführliche Auseinandersetzungen über diese Gedankennuancen könnten nur den Zweck haben, die Natur der Linie und die Rolle des Auges, die beim Übertragen der Gemütslinien eine vollständig andere ist, als diejenige, die das Auge beim Ziehen der Linien spielt, welche Zeichnungen und Ornamente bilden, denen Wesen und Dinge als Modell und Sujet dienen, noch genauer festzustellen.

Die Rolle des Auges bei diesen beiden Liniengattungen, die wir nach den Benennungen, welche die Psychologie für die Gebärden angenommen hat, „Gemütslinien" und „mitteilende Linien" nennen könnten, ist durch die verschiedenartigen Naturen, die den beiden Gattungen eigen sind, genau genug charakterisiert.

Die eine hat ein bestimmtes Endziel, strebt nach einer Vollkommenheit, die im voraus absolut festgesetzt ist und die ihre Erfüllung in der möglichst realen Darstellung naturalistischer Dinge sieht.

Die mitteilende Linie ist eine Kraft, die unser Wille beherrscht und lenkt wie der Reiter sein Pferd lenkt, wohin er will, seinen Schritt regelt und es zügelt in seinem Lauf. Der Wille zur Darstellung, der Wille zur Zeichnung treibt die Linie dahin wo er will, regelt und zügelt den Rest, den sie sich von ihrer Natur bewahrt hat.

Die Gemütslinie verfolgt ein unbestimmtes Ziel; verfügt frei über ihre Mittel und wird ihren vollkommnen Ausdruck in der Anwendung finden, die ihren Mitteln am genausten entspricht, in der überzeugendsten Bejahung ihrer Natur.

Sie ist eine Kraft, die spontan aus uns herausstrebt, die sich aufschwingt und zurückkehrt, fortgleitet und sich windet, die uns hebt und hinüberträgt in einen seelischen Zustand, wie sie Gesang und Tanz allein in uns erwecken können.

Es gehört wirklich Genie dazu, das Genie gewisser Rassen und das Genie einiger ungewöhnlich bedeutender Wesen, um den Willen zur Darstellung mit der eigentlichen Natur der Linie in Einklang zu bringen und das Genie kann in uns nur dann die Illusion erwecken, daß die beiden Linienarten denselben Ursprung hätten und demselben Ziel zustrebten, wenn sich der Wille zur Darstellung den Bedingungen, die die Natur der Linie stellt, unterwirft.

Selbst die Scharfsichtigsten könnten sich durch diese Schwindelei des Genies anführen lassen!

Eins sehen wir deutlich in den Meisterwerken der Zeichenkunst, das was diese Zeichnungen darstellen, ist nur eine Zugabe! Die Meisterwerke der Zeichenkunst offenbaren die Macht kraftvoller urwüchsiger Naturen. In die Schränke der Kupferstichkabinette schleudern sie Blitze, und in die Langeweile das Feuer ungezügelter bacchantischer Leidenschaften, die durch den Kontakt mit

der Linie, mit der wahren Natur der Linie, von neuem herrlich entzündet und entfesselt wurden.

In diesen Zeichnungen bricht der Sturm zurückgehaltener Leidenschaften aus; sie sind der Empörungsschrei der mitteilenden Linie gegen ihr Geschick.

Solange Ästhetiker und Ethnographen die einzigen waren, die dem Ursprung der Linie nachforschten, setzten sie sich beinahe über ihren Ursprung und ihre Natur in Einvernehmen.

Für sie war die Linie eine Erfindung des Menschen.

Sie behaupteten einstimmig, das instinktive Nachahmungsbedürfnis habe die Erfindung erzeugt. Die Wege, die der Mensch einschlug, um diese Erfindung zu verfolgen, setzen sie uns auf verschiedene Weise auseinander. Die Meinung — die Linie sei eine Erfindung des Menschen — befriedigte vollständig die einen und die Ansicht der Ethnographen, daß die Linie eine Art ideographischer Schrift gewesen sei, genügte den andern. Beide Auffassungen verleugneten vollständig die freie Natur der Linie und hielten sie in beständiger Abhängigkeit. Schon ehe diese Behauptungen unter dem Lichte eingehender psychologischer Nachforschungen ihren allgemeinen Wert einbüßen, ihre absolute Unwiderlegbarkeit verlieren mußten, wurde die Wahrscheinlichkeit der Behauptung der Ästhetiker und Ethnographen angezweifelt. Und zwar, als sich die Dokumente „rein linearer" Ornamente häuften, von Ornamenten, die gar nichts darstellten.

Das Problem der geometrischen Ornamente und der freien linearen Ornamentik wurde aufgeworfen, aber es wurden sofort Schlüsse gezogen, über deren Wert man sich noch nicht einig ist und die sich widersprechen. Semper schlug die Theorie der technischen Ornamente vor, d. h. die der mechanischen Unabwendbarkeit.

Diese Theorie bewilligte der Korbflechterei, der Weberei und den verschiedenen Behandlungsarten der Metalle die Vaterschaft über jene linearen geometrischen Ornamente, die sich bei allen Rassen des Altertums gefunden haben —, ebenso auch bei den wilden Völkerstämmen der Gegenwart, nur daß hier einige Variationen des Rhythmus vorkommen, die bei diesen Ornamenten die einzige Freiheit und das Feld der Phantasie bilden.

Trotzdem die Sempersche Theorie unanfechtbar erscheint, wurde sie nicht ohne Widerspruch angenommen. Es scheint, daß sie denjenigen unbequem war, die sich auf die Kraft des Nachahmungsinstinkts kapriziert hatten und die Ästhetiker und Ethnographen brachten es trotz alledem fertig, einen naturalistischen Ursprung für jene Linien zu finden, die wir aus sich selbst heraus entstehen sehen, — je nachdem der Weber seine Spule in wagerechter Richtung die senkrecht gespannten Fäden durchschießen läßt; je nachdem der Korbflechter seinen Korb flicht; — je nachdem der Schmied seinen Metalldraht auszieht und spiralförmig aufrollt.

Die Ethnographen halten an ihrer Behauptung fest, daß die Aufeinanderfolge der Rautenformen der geometrischen Verteilung der Schlangen-

hautflecke nachgeahmt sei, sie behaupten ferner, daß die symmetrischen Triangel eine Nachahmung der Fledermausflügel seien und die Damenbrettverteilung von Vierecken eine Kopie der geometrischen Disposition des Bienenstocks.

Die Ästhetiker ihrerseits versichern, daß die geschmeidigen aufgerollten Linien mykenischer Ornamente nichts anderes seien als eine Wiedergabe der Fangarme der Polypen, der Argonauten und Tintenfische. Und dieser Eigensinn, der Linie jede Natur, jedes eigene Leben absprechen zu wollen, wird von der orientalischen Arabeske behaupten, sie sei das kaleidoskopische Spiel der Rudimente natürlicher und greifbarer Dinge. Der Anteil der naturalistischen Darstellung scheint mir zu deutlich von demjenigen der rhythmischen und leidenschaftlichen Natur der Linie abgesondert zu sein, zu eingeschränkt in der mykenischen Ornamentik und zu absichtlich ausgeschlossen in der orientalischen Arabeske, als daß wir die umlaufenden Theorien annehmen könnten. Sie lassen auf diese Weise ganz außer acht, daß die Grundlage sowohl der einen wie der andern Ornamentik die Linie ist, daß sie diese Ornamente durchdringt und ihnen eine Struktur gibt, in deren leere Zwischenräume jener „horror vacui", der in der ganzen Geschichte der Ornamentik eine so überwiegende Rolle spielt, die vielfachen Reminiszenzen an naturalistische Dinge nachträglich einschob.

Die mykenische Linie und die Arabeske sind die Vorbilder der Linie, die nach einer Entwicklung strebt, in der sie ihre höchste Form — d. h. das Ornament durch ihre eignen Mittel offenbart! Sie sind die Vorbilder der neuen Ornamentik! Eine Linienstruktur, die rhythmisch und nach dynamischen Gesetzen aufgebaut war, schuf bei dem mykenischen Ornament Zwischenräume, in denen dann spontan andere Linien erschienen, die man erst nachträglich in naturalistische Wesen und Dinge umwandelte, erst nachdem die bestimmenden Kräfte der Linien, welche die leeren Zwischenräume geschaffen, ein abstraktes, rhythmisches Schema festgestellt hatten.

Ebenso ist das orientalische Ornament ein Produkt der frei entfalteten Eigenschaften der Linie. Die Perioden, in denen die wahre Natur der Linie siegte, kommen nur selten vor, und wollten wir die Linie nur während dieser Zeiträume betrachten, so würden wir gerade nur das über sie erfahren, was wir wissen müssen, um die Abkunft und Überlieferung festzustellen, durch welche die moderne Linie mit der primitiven oder prähistorischen, mit der griechischen Linie und mit der orientalischen Arabeske verbunden ist.

Denn das sind die Zeiträume, die Perioden der Herrschaft der Linie, die durch die Allmacht ihrer geweihten Eigenschaften regierte.

Streng genommen, würde es wohl genügen, die Linien in ihren glücklichen Perioden zu definieren! Aber ich möchte sie lieber nicht isolieren, sie nicht aus der großen Symphonie herausreißen, sie nicht von dem Hintergrund der

Kämpfe und Niederlagen lösen, von dem sich der spärliche, aber blendende Glanz der Wiederauferstehung abhob.

Ich denke also nicht daran zu leugnen, daß in den endlosen Perioden, in denen der sentimentale Hang zur Darstellung und das Bedürfnis der Symbole über die freie dionysische Natur der Linie siegten, daß während dieser endlosen Zwischenzeiten die Linie aufgehört habe zu existieren. Sie hört auf, als solche zu existieren.

Sie schleppt an einer geborgten Existenz, lebt von den Reflexen und dem Auffangen tausender von kleinen Leben, die da entstanden, wo der feindliche allmächtige Hang momentan unaufmerksam oder nicht zerstörungswütig war.

Diese Linie ist etwas abstraktes, das sich aus dem Vergleich mit den gesamten Dokumenten, die Nationen und Epochen hinterlassen haben, herausbilden wird und diese Linie, die wir dann nach jener Nation und jener Epoche der Geschichte benennen, wird uns ebenso zuverlässige Auskunft über die Gefühle und Charaktere, über die ganze Psychologie dieser Rassen und Zivilisationen geben, als die Geschichte selbst, die doch über tausend Forschungsmittel verfügt. Dieses Abstrakte hat bedeutenden Wert und Tragweite, weil es uns die Kurve liefert, die sich zwischen jedem neuen Ausbruch der eigentlichen Natur der Linie bildet, weil es uns über das fortwährende Arbeiten und das Auf und Nieder der Kräfte, die diesen Ausbruch hervorbringen mußten, Aufschluß gibt.

Die Linie, von der ich anfangs andeutete, daß wir sie im Erwachen der Menschheit und in der kaum festgestellten Aufeinanderfolge der menschlichen Fähigkeiten suchen müssen, diese Linie könnten wir feststellen, wenn wir in jene Zeiten, von der die Geschichte noch nichts weiß, alles das versetzen wollten, was uns die Ethnographie an Positivem über die Zwerge Afrikas berichtet hat, über die Buschmänner, die durch die Wüste von Kalahari irren, über die Eskimos und Feuerländer, die Botokuden in Brasilien und über die zahlreichen Völkerstämme Australiens.

Den Zwischenraum zwischen dieser Linie der Vorzeit und der ersten Linie der zivilisierten Welt, der mykenischen Linie, füllen die ägyptische, die assyrische und die persische Linie aus!

Die ägyptische Linie entlehnt ihren eleganten, erhabenen Manierismus dem ernsten gleichmäßigen Rhythmus des Horizonts der Sandebenen und der Ufer des unteren Nils.

Sie betont diskret ihre Kurven, geht niemals von einem gewagten Punkt aus, versucht sich nie in einer kühnen Richtung, sie ist ebensowenig akzentuiert, wie die Körper der Fellachen. Sie erweckt eine entnervende Sinnlichkeit, die dann nicht mehr losläßt. In ihrer ruhigen heiteren Schönheit erkennen wir die Disposition der Elemente, — das Wasser, den Himmel, die Gestirne, die nirgend so unabänderlich ist, wie auf der Erde der Pharaonen.

Stürmisch und grandios besitzt die assyrische Linie sonore Akzente, aus-

schweifende und zurückprallende Kurven. Sie wird von lasziven, blutgierigen Instinkten gequält. Sie ist gespannt und aktiv wie Segel, in die der Wind schlägt.

Die persische Linie ist gleichzeitig stolz und kleinlich; mit entlehntem Rhythmus und ohne Schwung. Eine Linie, die einer Berechnung preisgegeben ist, die mit Additionen operiert. Eine Linie, die sich viel mehr durch Zusätze, als durch Kontinuität fortsetzt.

Und damit erlischt die erste Dämmerung!

Dann ringt sich die mykenische Linie zur Freiheit, sie wirft den Ballast der Symbole von sich: die Lotosblumen, Papyrus, Sphinxe und Käfer, Löwen, Greife und geflügelte Stiere; aus der Quelle dionysischer Erregungen schöpft sie Kräfte, um den Alp abzuschütteln; sie findet die Mittel der primitiven Linie und ihre unverletzte Natur wieder. Sie gibt sich mit Übermut hin und ihre Gebärden sind Äußerungen reiner Freude und naiven Entzückens!

Die mykenische Linie bewegt sich wie das Wasser des Meeres, das Astarte anzieht und zurückstößt. Sie rollt sich auf und löst sich, dringt vor und zieht sich zurück wie die Tänzerpaare, die noch heute an Festtagen zur Akropolis hinaufsteigen.

Sie berichtet von allen Bewegungen und Gebärden der Körper, die kraftvoll und in Verzückung sind, in denen sich die gewaltige Natur der Gottheiten wiederspiegelt, deren nahe Abkömmlinge die Mykener sind; — von einer jungfräulichen Menschheit, die veredelt und fasziniert ist durch die Schönheit der Schauspiele einer Natur, die an keinem andern Ort so ergreifend und so vollkommen ist.

Alle Umwandlungen der griechischen Linie werden den Stempel der ergreifenden Vollkommenheit dieser Natur tragen.

Die Begeisterung und der Schwung veredeln sich nach und nach; die Linie wird eine elegante stolze Würde, wenn auch weniger spontan, weniger hingebend, zur Schau tragen. Die griechische Linie steigt mit der Sicherheit und der Überlegtheit eines Schwungs, der die Last ewiger Schneemassen in die Wolken hebt; den Schaum empörter Wogen ins Licht zerstäubt. Die griechische Linie spannt und wölbt sich mit derselben Sicherheit, wie der Hals eines edlen feurigen Pferdes. Und ebenso wie sie die Tempel und ihre verschiedenen Organe durchdrang und zum Klingen brachte, vermag sie menschliche Körper zu durchdringen. Die einen sowohl wie die andern werden von ihr in vibrierende Hymnen verwandelt und die magische Macht der Beschwörung, mit der die Linie begabt ist, kommt durch sie zu ihrem erhabensten Ausdruck.

Durch die kleinsten Ursachen sind Kaiserreiche gestürzt worden und die zartesten Wurzeln haben mächtige Felsen zerspalten. Das Akhantusblatt triumphierte über die erhabenste, klarste Verkörperung der Vernunft und der menschlichen ästhetischen Sensibilität!

Sein verwünschtes, untilgbares Blattwerk breitete sich mit seiner aufdring-

lichen Geistlosigkeit grade da aus, wohin sich ein Strahl von dem reinsten Feuer der Seele und des Geistes konzentriert hatte. Die griechische Linie befand sich jetzt in einem Zustand der Entartung, deren ganze Ausdehnung wir durch die Römische Linie erfahren werden.

Eine harte gewalttätige Linie, die römische Linie, die von dem schweren schnellen Rhythmus der Korsowagen und Festaufzüge, für einen Triumphmarsch geordnet, verlockt wird; die aber von geist- und poesielosen Zwischenfällen abgelenkt und in zuckende Stücke zerhackt wird. Sie geht mit steten, wiederholten Schlägen vor; — kleine Wellen, die griesgrämig gegen Felsen schlagen, oder aber sie schleicht sich zwischen hohle, entlehnte fremde Symbole, zwischen Wirklichkeiten, denen jede Intellektualität fehlt. Löwen und Greife. — Widder und Pferdeschädel. — Masken und Schilder!

Sie erstickt unter dem Überfluß an Blättern, die eitel zurechtgestutzt sind, zwischen denen Adler, Schlangen und Vögel sich in den leeren Raum teilen, in die Heuschrecken und Schnecken, Schmetterlinge, Blumen und Früchte, die der Willkür dieser Tiere preisgegeben und der Grund ihrer Streitigkeiten sind.

Die römische Linie — eine Dorffanfare! Und nun wissen wir, woher spätere Generationen das Vorbild zu all dem parvenühaften gewonnen haben und zu all dem besonders agressiv kleinbürgerlichen, das sie zur Schau getragen haben. Hierin leistete die vorangegangene Generation das Maximum, weil die Ausgrabungen von Pompeji uns mit ihren verderblichen Wirkungen überschütteten.

Zaudernd und sichtlich vergewaltigt; zwischen eine Anwandlung von Hieratismus und das Drängen einer Lasziviät geklemmt, die sich ihr heimlich unter den feierlichen Falten priesterlicher Gewänder nähern möchte, zeigt sich die byzantinische Linie. Sie ist null an der Stufenleiter, die zu den entbrannten Leidenschaften steigt, zu den prächtigen Windungen und Voluten, und die hinabsinkt zu jenen, die grade und erstarrt sind, eisig, steril.

Die romanische Linie — man merkt ihr an, daß sie erobert worden und doch wölbt sich ihr Stolz trotz des Drucks einer Disziplin, die sie fremde Symbole zu tragen, und zu benutzen zwingt. Ihre Gewissenhaftigkeit ist stärker als ihre Unabhängigkeits-Anwandlungen und die Kraft, von der sie sichtlich durchdrungen ist, wird sich gedulden müssen und warten, bis die allgemeine Krisis eine neue Richtung der europäischen Kultur festgesetzt und neue Kräfte und neue Nationen geordnet hat, um sich frei entfalten zu können.

Und in der gotischen Linie erwachte diese Unabhängigkeit. In ihr finden wir einen neuen Rhythmus, der dahineilt wie zusammengeballte Wolken, — der klirrt und klingt wie Bannerrauschen und Trompetengeschmetter, — wie rasselnde Rüstungen; der herniederfällt gleich Gewändern, die sorgsam tausend Falten um sich breiten; der wie Weihrauch unter düsteren Kirchengewölben schwebt. Tollkühn zieht sie — in der Architektur — Steine mit sich fort empor, zu schwindelnden Höhen. Sie steigt und steigt und bleibt ewig

unersättlich. Ihre Tollkühnheit ist jedoch nur scheinbar. Sie wird in ihrem höchsten Emporstreben sowohl wie in ihren scheinbaren Zusammenbrüchen durch eine solide Struktur gestützt und die Art und Weise, wie sie die Falten eines Gewandes oder wie sie die Stockwerke verteilt, flößt uns dasselbe Gefühl der Sicherheit ein, wie die Spitzengewebe der Dome. Die gotische Linie hat das System der Strebepfeiler in sich. Selbst in ihren ärgsten Übertreibungen richtet sie sich doch immer nach Konstruktionsgesetzen, die ihr Haltung und Gleichgewicht sichern.

Zum erstenmal seit der ägyptischen und der griechischen Linie singt die Linie wieder und ihr Gesang trägt die Seele zu der erhabensten Religiosität; aber zwischen der gotischen und der griechischen Linie besteht der Unterschied, daß die gotische Linie doch nicht durch die Wölbungen der Dome hindurch zu den Regionen zu dringen vermag, die die griechische Linie erreicht hat, die Regionen höchster Harmonie und Wonne.

Wölbungen lasten auf ihr wie die Wirklichkeiten des Lebens auf unserem Verlangen, auf unserer unnennbaren Sehnsucht nach dem Unbekannten, Unerreichbaren.

Majestätisch beugt sie sich dann wieder und klagt alle Dinge des Lebens an, die sie darzustellen versuchte und die mit ihrer ganzen Schwere auf ihr gelastet und ihren Schwung nach dem Himmel gehemmt haben. Die Linie der Renaissance kennt kaum solche Kümmernisse und verzettelt sich. Sie ist insofern verschiedenartig, als man die architektonische Linie, anders als die ornamentale, die ornamentale anders als die plastische Linie definieren müßte.

Ihr fehlt jede Einheit; sie zeigt widerstreitende Neigungen. Beide hängen ganz von der zufälligen Wiederauferstehung architektonischer Elemente und antiker Symbole ab.

Der Reichtum und die Sinnlichkeit der graphischen und plastischen Linie hingegen wahren das heilige Feuer der Urtugenden. In der Barock- und Rokoko-Linie erkennen wir die Phasen des verzweifelten Befreiungskampfes. Oder vielmehr, wir fühlen, daß alle diese Lebewesen, alle diese unbelebten Dinge, Symbole, Attribute bald erstickt sein werden, weil sie in einem Netz von Kräften gefangen werden, die sie verfolgen, bedrohen und erdrücken.

Die Ausgelassenheit der Barocklinie ist hinreißend und toll; sie trägt Faschingsgewänder.

Die Rokokolinie kokettiert mit Kraft und Stärke, sie weiß scheinbar kaum mehr, was mit ihnen beginnen. Das helle Lachen von Menuettweisen und Gavotten hat die mächtige sonore Stimme der Barocklinie ersetzt. Dem Spiel großer Wogen ist das Glitzern scharfer, vielfarbiger Facetten gefolgt, die die gepeitschte Wasserfläche eines Teiches runzeln. Wenn die Periode der Rokokolinie dem zweiten Karnevalstag entspräche, so würde sie in der kommenden Fastenzeit Muße genug finden, um sich zu erholen, um die Sünden, denen sie erlegen war, zu erkennen. Die Buße dauerte entsprechend lange: die Empirezeit — die prämoderne Zeit.

Die Linie schien wirklich noch einmal zugrunde gerichtet.

Die Beziehungen, die zwischen den Prinzipien und Grundlagen der orientalischen Architektur und Ornamentik einerseits und andrerseits denjenigen Grundlagen bestehen, auf denen sich die moderne Architektur entwickelt, blieben bis jetzt unaufgeklärt.

Diese Verwandtschaft, denn hier ist doch das den Kunsthistorikern so geläufige Wort „Einfluß" nicht am Platz — diese Verwandtschaft ist auffallend! Das Prinzip der rationellen und folgerichtigen Konstruktion, das Prinzip einer linearen und rhythmischen Ornamentik ist beiden gemeinsam! — Für heute genügt es nun festzustellen, daß sich der Orient die der Linie angeborenen Eigenschaften, die wir mit allem Eifer für die Architektur und Ornamentik wiedererobern wollen, stets zu erhalten und zu bewahren gewußt hat.

Die moderne Linie besitzt ebenso wenig greifbare, bestimmte Anfänge wie das, was wir „Modernität" nennen, da uns nur dieser Ausdruck zur Verfügung steht, um unsere Epoche vor den vergangenen Epochen zu kennzeichnen. In der Malerei und in der Zeichnung erschien die moderne Linie viel früher, als auf irgend einem anderen Gebiet.

Wären wir nicht zu jener Zeit so blind für die Schönheit gewesen, für die Schönheit und für die Eigenarten des unbedingt Notwendigen, das uns das Leben bot; wären wir nicht so unzugänglich gewesen für all das Neue, das unermüdliche Erfinder schufen, um uns das Leben leichter und angenehmer zu machen, um uns die Arbeit einfacher und die Ausnutzung lohnender zu gestalten, so hätten wir im realen Leben das finden können, wovon wir erst überrascht wurden, als wir es dargestellt sahen. Die Maler und Zeichner ließen uns unsere Zeit und ihre Physiognomie erkennen und es sind die Maler, die uns den ungewohnten neuen Aspekt so vieler Dinge — ja sogar der Menschen selbst — vor Augen führten. Es sind Maler — Erforscher einer neuen Welt, welche in der Welt, die uns ganz unverändert schien, eine andere, neue Welt fühlten, es sind Maler wie Guys; darauf Renoir und Degas, dann Seurat, die uns über die Linie aufgeklärt haben, die in der Hauptsache durch die Qualität ihres Rhythmus und ihrer Akzente mit den Linien der vergangenen Epochen brach.

Und so hatten uns Schriftsteller die Erkenntnis der wahren Moral gelehrt — der wahren Psychologie — der wahren Schönheit und der wahren Häßlichkeit des modernen Lebens. So hatten uns Dichter über die Art der Gefühle unserer Epoche, über den Grad der Subtilität unserer Gefühle Aufschluß gegeben.

Dadurch ist die Rolle des Künstlers deutlich charakterisiert. Er ist der Aufklärende, der Sehende. Alle Verantwortung dieses gewagten Unternehmens nimmt er auf sich und die Gefahren dieses Unternehmens mehren sich, sowie es sich darum handelt, der Welt zu verkünden, es sei eine Veränderung vor sich gegangen.

Das war zu allen Zeiten für jeden großen Künstler der Fall. An ihnen ist es zu verkünden, daß nichts mehr dem gleicht, was noch vor einer Stunde

war, daß der Anblick des Lebens von Stunde zu Stunde wechselt, daß sich das Aussehen der Wesen und Dinge ändert, — und daß sich selbst das, was unveränderlich zu sein scheint, doch noch wandelt, weil wir, die wir es betrachten, nicht dieselben bleiben. Das ist der Fall bei all denen, die erkannt haben, daß sich unsere Vorstellungen von der Farbe verändert hatten und daß unsere Vorstellung von der Linie, auf allen Gebieten, in denen sie ihre Wirkung ausübte, in Architektur, Konstruktion, Ornamentik, wechselte. Die Neckereien, denen jene ausgesetzt waren, kennen sie ja und wenn ich Namen nennen sollte, so müßte ich die ganze Liste der Neuerer in der Kunstgeschichte hersagen. Aber von einem, der mit ganz besonders deutlich charakterisiertem Vorbedacht sich speziell bemühte, eine Linie zu finden, deren Charakterzüge den neuen Bestrebungen unserer Zeit entsprächen, von ihm möchte ich doch einige Worte sagen. Seurat befreit als erster die Linie von den Eigenheiten des romantischen Rhythmus und der romantischen Akzentuierung. Seine Augen kannten kein Erinnern, ignorierten vollständig die gewohnheitsmäßige Art zu sehen, und so erschienen uns die Wesen und Dinge, die er auf seinen Bildern darstellte, mit einem Schlag neu und fremd. So neu und fremd, daß der Versuch Seurats Unwillen erregte. Das entrüstete Publikum weigerte sich, diese Wesen als Wesen anzuerkennen und wollte nicht zugeben, daß die Dinge, welche diese Wesen als Dekor umgaben, wirklich um uns herum so existierten. Die Herren betrachteten mit Schrecken die dargestellten Zylinder und die Überröcke; die Damen die Hüte, die Turnüren, die Sonnenschirme und das Aussehen dieser Wesen und Dinge im allgemeinen wurde als beleidigend erklärt. Diese feindliche Haltung des Publikums wurde durch das synthetische Prinzip der Linie Seurats und durch das im voraus bestimmte Gesetz, dem er die Konstruktion der Silhouetten seiner Figuren unterordnete, hervorgerufen. Eine augenscheinlich kalte überlegte Intelligenz hatte an dem System mitgewirkt, nach welchem sich der strenge Rhythmus seiner Schöpfungen richtete. Nirgend ist die intellektuelle Teilnahme an der Entwickelung der neuen Linie so uneingeschränkt, wie in dem Werk des Neo-Impressionisten.

Seurats Natur war ganz besonders auf strenge Intellektualität orientiert. Und dies machte ihn eine lange Tradition durchbrechen, — die Tradition des Pittoresken, im gewohnten Sinne, mit dem Zauber seiner Unordnung. Er setzte ihr eine neue Physiognomie der Wesen und der Dinge entgegen; seine scharfe, auf das wesentliche gerichtete, inneren Regeln unterworfene Vision der Welt, in welcher sich ihm die umwandelnde Kraft und die stete Gegenwart der Intelligenz offenbart hatten. Seurat ruft uns vorzugsweise die Aspekte der Welt vors Auge, in denen diese Intelligenz ordnend und gestaltend waltet, und diese Aspekte zerfallen in verschiedene große Gruppen, sei es, daß eine administrative und amtliche Intelligenz sie ordnet, sei es, daß die Intelligenz auf Prinzipien einer rationellen Konstruktion ausgeht, sei es endlich, daß sie eine Haltung im Leben in allen ihren Nuancen definitiv fixieren will, wie dies

das innerste, treibende Streben unserer Schneider und Schneiderinnen ist. Seine Vorliebe, solche Sachen darzustellen, die bis dahin niemals der Wiedergabe würdig erschienen waren: hohe Fabrikschornsteine, Leuchttürme, Metallkonstruktionen, Türme und Brücken, diese Vorliebe ist nichts anderes, als das Bedürfnis, etwas über die neue Linie in der Architektur zu erfahren, es ist die bewußte, zähe Nachsuche nach dem besonderen Rhythmus, den er offenbarte. Seurat stand also dem Gedanken nicht fern, der Linie eine wissenschaftliche Theorie anzuerkennen.

Ich würde unvollständig sein, wenn ich hier nicht feststellte, daß ebenso wie uns die Neo-Impressionisten die neue Linie in einem Augenblick gezeigt haben, da man sie weder in der Architektur, noch in der Ornamentik vermuten konnte, daß ebenso die plötzliche Offenbarung der japanischen Kunst in uns den Sinn der Linie erweckte. Die Offenbarung der japanischen Kunst machte unsere Künstlerseelen erbeben und wir kosteten das, was sie uns so plötzlich und unerwartet bot, rückhaltlos und entzückt aus. Wir fanden in ihr die Gefühle und geistigen Anregungen wieder, nach denen wir in der Musik, der Poesie und dem Tanz der verschiedensten Länder unermüdlich gesucht hatten.

Es bedurfte der Gewalt der japanischen Linie, der Gewalt ihres Rhythmus und seiner Akzente, um uns aufzurütteln und zu beeinflussen. Ihre rhythmische Kraft und Intensität mußte selbst diejenigen aufwecken, die am tiefsten eingeschlafen waren und die Offenbarung der Wunder, die aus einem verständigen Gleichgewicht zwischen der Unterordnung, die man in der Zeichenkunst von der Linie verlangen kann, und der Freiheit, die man ihr lassen muß, geboren wurden, war so überwältigend, daß sie uns wie das plötzliche Aufleuchten der Sonne erschien, nach langer Bergwanderung in schweren Wolken. Die japanische Linie war heilbringend. Ihr verwegner Mut und die Kühnheit ihrer Gebärde, die die unerwartetsten Augenblicke auswählt, um Akzente zu verteilen, der volle einschmeichelnde Rhythmus, der Gehirn und Seele mit sich forttrug wie Weihrauchwolken, die sich zu den Buddhas heben, alles das setzte uns in Erstaunen und dieses wunderbare Erstaunen fiel auf unser wiederaufgewecktes Verlangen, wie Regen auf Erdreich, das ausgedörrt ist und von dem Verlangen und der Begierde verzehrt, — endlich Früchte zu tragen.

Die neue Linie in der Architektur suchen, heißt Wasser in der Wüste suchen. Ich will nicht sagen, daß bisher in der Architektur noch nichts geschaffen worden sei, was Anspruch machen könnte, für die moderne Linie zu gelten. Ich will nur sagen, daß jene Denkmäler oder Gebäude, welche man eines Tages für die Vorläufer einer Architektur wird ansehen können, einer Architektur, welche einen genug bestimmten Charakter erworben haben wird, um sich zu behaupten, so selten sind, wie Oasen im Wüstensand.

Die neue Linie ist diesmal in einem Gebiet neu erstanden, das dem Gebiet erstaunlich ähnlich sieht, in dem sie in der Vorzeit geboren wurde; ich meine das Gebiet der Konstruktion. Da haben wir ein bedeutungsvolles Phänomen!

Ebenso wie die griechische Architektur aus der Holzkonstruktion hervorging, ein Ursprung, dessen Spuren sie trägt und von dem sie sich niemals ganz frei machen konnte, ebenso verdankt die Architektur unserer Zeit ihren Ursprung der Eisenkonstruktion. Sie ist hervorgegangen aus dem Geist des Konstrukteur-Ingenieurs. Die Linie der neuen Architektur sowohl als auch die Linie des Kunstgewerbes, dessen Wiedergeburt oder Erwachen dem Augenblick entspricht, da uns die neue Linie aufging, sind die Linien des Ingenieurs. Diese Linie können wir definieren!

Einerseits haben uns die Ingenieure genügend mit Konstruktionen, Maschinen und Gegenständen bedacht, die alle die besondere Natur und den besonderen Rhythmus der modernen Linie enthüllen. Andrerseits haben wir eine Ornamentik, deren beständige, normale Entwickelung von niemandem mit gutem Gewissen geleugnet werden kann, geschaffen. Beide dokumentieren sich in gleicher Weise: sie sind Kräfte, sind aus der Anschauung eines Kräftespiels heraus geboren, enthüllen in ihren untergeordnetsten Bestandteilen den Strom nicht intermittierender Kraft und Energie. Innerhalb des Kreises, der Kombinationen, in welchem die Naturkräfte sich geltend machen, gilt auch das Spiel der neuen Linie; diese Einschränkung charakterisiert sie: gibt ihr einen Stempel von Natur, der allem widerspricht, was die Linie, die Linien der vergangenen Epochen von Anormalem, im Sinne der Naturgesetze, von Willkürlichem gehabt haben.

Die der konstruktiven Linie innewohnende Kraft geht auf offenliegendere Ziele als die der ornamentalen Linie. Trotzdem spiegeln sich in ihren Kurven, in ihren Verschlingungen, in ihren Absätzen alle spontanen und reaktiven Wirksamkeiten der konstruktiven Linie.

Beide Linien werden sich in allen Fällen, bei jeder Gelegenheit, nach den wesentlichen Eigenschaften eines Dinges richten, das geschmeidig und elastisch und von einer Kraft erfüllt ist.

Eine bewußte Kraft, die ihrer selbst so sicher ist und so ungeduldig, ans Ziel zu gelangen, daß sie niemals erlauben wird, daß sich Fremdes zwischen ihren Ausgangspunkt und ihr Endziel schleiche, daß irgend welches Symbol eine Täuschung versuche oder die Tat für sich in Anspruch nähme, die allein ihr Wirken hervorzubringen imstande war.

Die Konstruktionslinie geht selbständig auf ihr Ziel los, begeistert sich für die Anstrengung, die sie machen, für die Last, die sie tragen, den Druck, den sie aushalten muß. Sie weigert sich, ihre Tätigkeit unter einer unmotivierten Überladung von Ornamenten zu verbergen; ihr Stolz verbietet ihr kategorisch jede andere Vollendung und läßt nur die zu, die sie in dem Ausdruck der Unabänderlichkeit ihrer Wirksamkeiten finden konnte — in den tausend Möglichkeiten des Raffinements, in denen unsere ästhetische Sensibilität keinem anderen Jahrhundert nachstehen sollte.

Diese Vollendung mag ganz normal, ganz gewöhnlich erscheinen, nichtsdestoweniger ähnelt sie keiner anderen so stark wie derjenigen, die die griechische

Kunst in ihren besten Zeiten erreichte. Sie setzt eine Konzeption der Formen und Dinge voraus, deren Silhouetten und Umrisse das ausdrücken, was jede Form, jeder Gegenstand Bestimmtes und Reales über seine Tätigkeit und seine Daseinsberechtigung zu sagen hat, ohne Beihilfe irgend welcher fremder Elemente. Diese Tendenz berechtigt uns gleichfalls zu der Hoffnung, daß wir eines Tages Werke schaffen werden, deren klare, richtige Konzeption ebensowohl die Anerkennung erzwingen wird, als die Werke, die das griechische Genie schuf.

Ein Genie, dessen Tugenden in der Klarheit, dem Ebenmaß und der Vernunft bestehen, — und um diese Eigenschaften herum strahlen tausend künstlich hervorgebrachte Wirkungen, die diese ganz gewöhnlichen Eigenschaften in erhabene, göttliche Gaben verwandeln.

Wir können die Linie, die ihren neuen Ausdruck in der Architektur und im Kunstgewerbe suchen wird, ihrem Schicksal getrost überlassen und mit Vertrauen ihrer Zukunft entgegensehen. Sie ist mit angeborenen Tugenden begabt, die sie der Eisenkonstruktion entnommen hat, dem gesunden Geist des Ingenieurs, der für sie einsteht und der sie eine Zeitlang gegen die Versuche der Sentimentalität beschützen wird, die der Linie seit ihrem Entstehen auflauert, um sie von ihrer Natur und von ihrem Schicksal abzulenken.

Dieser Linie stehen jene Kunstgriffe zur Verfügung, deren Geheimnis uns durch die Baumeister der griechischen Tempel enthüllt wurden. Die Schwellung der Säule, die unmerkliche Konvexität der Linie des Stylobat, die Kannelüren und die Neigung der Säulen geben uns Auskunft über die Raffinements und darüber, in welcher Richtung wir suchen müssen, um diejenigen Raffinements zu entdecken, die der Natur der Linie adäquat sind, und die uns helfen können, den Materialien, mit denen wir bauen, Möbel, Goldschmiedearbeiten und Schmucksachen verfertigen, den Anschein zu geben, als ob ihre Materialien weder Körperlichkeit noch Schwere besäßen und als ob Berechnung und Vernunft die permanente Suggestion ihrer abstrakten Natur abgelegt hätten.

Wollte ich an dieser Stelle von der neuen Ornamentik sprechen, von ihrem Ursprung, von dem Bedürfnis und dem Verlangen, durch das sie entstand, so müßte ich an diesen Gedanken der Entmaterialisierung anknüpfen.

Unter dem Einfluß des Gesetzes, das ich an anderer Stelle definiert habe, indem ich sagte, daß jedes Material beständig danach strebt, sich zu entmaterialisieren (und ich fügte noch hinzu, daß die Materialien zu diesem Zweck nicht immer die geeignetsten, gesundesten, wirksamsten Mittel brauchten) unter dem Einfluß dieses Gesetzes haben wir uns bemüht eine Linie zu verfolgen, die das Wunder vollbringen kann, die uns umgebenden Dinge sich heben, atmen und singen zu lassen; eine Linie, die das Wunder vermag, Arabesken entstehen zu lassen, in denen wir alle Zustände der Erregung, des Sehnens, der Trunkenheit und der Wollust der Musik und des Tanzes genießen können.

Geometrie/ Gedichte von Franz Karl Ginzkey

Punkt

Unsichtbar bin ich da. Es ist mein Sinn,
daß man im Glauben wisse, daß ich bin.
Was einzig Sinn und Seele gibt dem Staube,
enträtselt uns das Schöpfungswort: Ich glaube.

Wenn du mich glaubst, so bin ich plötzlich da,
und nichts geschah, was ohne mich geschah.
Ich bin zutiefst das Wesen aller Dinge
und alles Sein umwandelt mich im Ringe.

Quadrat

Vier Brüder, treu und bürgerlich gesellt
umgürten und umkanten meine Welt.
Im Scharfumgrenzten fühl' ich mich gesundet,
wo Harmonie mit Maßen sich bekundet.

Wie meine Vier mich Hand in Hand umschließen,
darf ich das Glück der herben Kraft genießen,
die sich harmonisch gibt, doch nicht zu reichlich,
denn alles Rundliche erscheint mir weichlich.

So kommt es wohl, daß ich zu lächeln weiß,
seh' ich den Allzurundlichen, den Kreis.
Er wirbt um mich. Doch bleib' ich ewig einsam,
denn zwischen ihm und mir ist nichts gemeinsam.

Tangente

Ich bin von Anbeginn. Mein Weg ist weit
und meine Sehnsucht heißt Unendlichkeit.
Nun ich an diesen Kreis geschlossen bin,
teilt sich mein Sein in Sinn und Widersinn.

Er, der da lächelt in Vollendungsglück,
wie kehrt er selig in sich selbst zurück.
Ihn quält kein Ziel, ihm ist kein Weg zu weit,
und jede Zeit ist ihm Unendlichkeit.

Mir aber bleibt es unermeßlich fern
das holde Ziel. Es eilt von Stern zu Stern.
Und früher nicht vollendet sich die Reise,
bis nicht Unendlichkeit sich schließt zum Kreise.

Kugel

In meiner Urform Adel roll' ich hin,
auch ich von einst, auch ich von Anbeginn.
Mir ward Vollendung also reich gespendet,
daß alle Schöpfung sich in mir vollendet.

Wer Raum und Tiefe nicht zu schauen weiß,
sieht mich als Kreis und immer nur als Kreis.
Der Wahrhaft-Sehende durchstaunt die Hülle,
er trinkt das Maß in wunderbarer Fülle.

In einem Punkt (und mehr bedarf es nicht)
ruht auf dem Irdischen mein Gleichgewicht.
Wär' ich nicht dort der Trägheit hingegeben,
ich löste mich zum seligsten Entschweben.

Taedium vitae/ Novelle von Hermann Hesse

Erster Abend

Es ist Anfang Dezember. Der Winter zögert noch, Stürme heulen und seit Tagen fällt ein dünner, hastiger Regen, der sich manchmal, wenn es ihm selber zu langweilig wird, für eine Stunde in nassen Schnee verwandelt. Die Straßen sind ungangbar, der Tag dauert nur sechs Stunden.

Mein Haus steht allein im freien Felde, umgeben vom heulenden Westwind, von Regendämmerung und Geplätscher, von dem braunen, triefenden Garten und schwimmenden bodenlos gewordenen Feldwegen, die nirgendshin führen. Es kommt niemand, es geht niemand, die Welt ist irgendwo in der Ferne untergegangen. Es ist alles, wie ich mir's oft gewünscht habe — Einsamkeit, vollkommene Stille, keine Menschen, keine Tiere, nur ich allein in einem Studierzimmer, in dessen Kamin der Sturm jammert und an dessen Fensterscheiben Regen klatscht.

Die Tage vergehen so: Ich stehe spät auf, trinke Milch, besorge den Ofen. Dann sitze ich im Studierzimmer, zwischen dreitausend Büchern, von denen ich zwei abwechselnd lese. Das eine ist die „Geheimlehre" der Frau Blavatsky, ein schauerliches Werk. Das andere ist ein Roman von Balzac. Manchesmal stehe ich auf, um ein paar Zigarren aus der Schublade zu holen, zweimal um zu essen. Die „Geheimlehre" wird immer dicker, sie wird nie ein Ende nehmen und mich ins Grab begleiten. Der Balzac wird immer dünner, er schwindet täglich, obwohl ich nicht viel Zeit an ihn wende.

Wenn mir die Augen weh tun, setze ich mich in den Lehnstuhl und schaue zu, wie die dürftige Tageshelle an den bücherbedeckten Wänden hinstirbt und versiegt. Oder ich stelle mich vor die Wände und schaue die Bücherrücken an. Sie sind meine Freunde, sie sind mir geblieben, sie werden mich überleben; und wenn auch mein Interesse für sie im Schwinden begriffen ist, muß ich mich doch an sie halten, da ich nichts anderes habe. Ich schaue sie an, diese stummen, zwangsweise treu gebliebenen Freunde, und denke an ihre Geschichten. Da ist ein griechischer Prachtband, in Leyden gedruckt, irgend ein Philosoph. Ich kann ihn nicht lesen, ich kann schon lang kein Griechisch mehr. Ich kaufte ihn in Venedig, weil er billig war und weil der Antiquar ganz überzeugt war, ich lese Griechisch geläufig. So kaufte ich ihn, aus Verlegenheit, und schleppte ihn in der Welt herum, in Koffern und Kisten, sorgfältig eingepackt und ausgepackt, bis hierher, wo ich nun festsitze und wo auch er seinen Stand und seine Ruhe gefunden hat.

So vergeht der Tag, und der Abend vergeht bei Lampenlicht, Büchern, Zigarren, bis gegen zehn Uhr. Dann steige ich im kalten Nebenzimmer ins Bett, ohne zu wissen warum, denn ich kann wenig schlafen. Ich sehe das Fensterviereck, den weißen Waschtisch, ein weißes Bild überm Bett in der

Nachtblässe schwimmen, ich höre den Sturm im Dach poltern und an den Fenstern zittern, höre das Stöhnen der Bäume, das Fallen des gepeitschten Regens, meinen Atem, meinen leisen Herzschlag. Ich mache die Augen auf, ich mache sie wieder zu; ich versuche an meine Lektüre zu denken, doch gelingt es mir nicht. Statt dessen denke ich an andere Nächte, an zehn, an zwanzig vergangene Nächte, da ich ebenso lag, da ebenso das bleiche Fenster schimmerte und mein leiser Herzschlag die blassen, wesenlosen Stunden abzählte. So vergehen die Nächte.

Sie haben keinen Sinn, so wenig wie die Tage, aber sie vergehen doch, und das ist ihre Bestimmung. Sie werden kommen und vergehen, bis sie wieder irgend einen Sinn erhalten oder auch bis sie zu Ende sind, bis mein Herzschlag sie nimmer zählen kann. Dann kommt der Sarg, das Grab, vielleicht an einem hellblauen Septembertag, vielleicht bei Wind und Schnee, vielleicht im schönen Juni, wenn der Flieder blüht.

Immerhin sind meine Stunden nicht alle so. Eine, eine halbe von hundert ist doch anders. Dann fällt mir plötzlich das wieder ein, an was ich eigentlich immerfort denken will und was mir die Bücher, der Wind, der Regen, die blasse Nacht immer wieder verhüllen und entziehen. Dann denke ich wieder: Warum ist das so? Warum hat Gott dich verlassen? Warum ist deine Jugend von dir gewichen? Warum bist du so tot?

Das sind meine guten Stunden. Dann weicht der erdrückende Nebel, Geduld und Gleichgültigkeit fliehen fort, ich schaue erwacht in die scheußliche Öde und kann wieder fühlen. Ich fühle die Einsamkeit wie einen gefrorenen See um mich her, ich fühle die Schande und Torheit dieses Lebens, ich fühle den Schmerz um die verlorene Jugend grimmig flammen. Es tut weh, freilich, aber es ist doch Schmerz, es ist doch Scham, es ist doch Qual, es ist doch Leben, Denken, Bewußtsein.

Warum hat Gott dich verlassen? Wo ist deine Jugend hin? Ich weiß es nicht, ich werde es nie erdenken. Aber es sind doch Fragen, es ist doch Auflehnung, es ist doch nicht mehr Tod.

Und statt der Antwort, die ich doch nicht erwarte, finde ich neue Fragen. Zum Beispiel: Wie lange ist es her? Wann war's das letzte Mal, daß du jung gewesen bist?

Ich denke nach, und die erfrorene Erinnerung kommt langsam in Fluß, bewegt sich, schlägt unsichere Augen auf und strahlt unversehens ihre klaren Bilder aus, die unverloren unter der Todesdecke schliefen.

Anfangs will es mir scheinen, die Bilder seien ungeheuer alt, zum mindesten zehn Jahre alt. Aber das taub gewordene Zeitgefühl wird zusehends wacker, legt den vergessenen Maßstab auseinander, nickt und mißt. Ich erfahre, daß alles viel näher beieinander liegt, und nun tut auch das entschlafene Identitätsbewußtsein die hochmütigen Augen auf und nickt bestätigend und frech zu den unglaublichsten Dingen. Es geht von Bild zu Bild und sagt: „Ja, das war

ich", und jedes Bild rückt damit sofort aus seiner kühlschönen Beschaulichkeit heraus und wird ein Stück Leben, ein Stück meines Lebens. Das Identitätsbewußtsein ist eine zauberhafte Sache, gar fröhlich zu sehen, und doch unheimlich. Man hat es, und man kann doch ohne es leben und tut es oft genug, wenn nicht meistens. Es ist herrlich, denn es vernichtet die Zeit; und ist schlimm, denn es leugnet den Fortschritt.

Die erwachten Funktionen arbeiten, und sie stellen fest, daß ich einmal an einem Abend im vollen Besitz meiner Jugend war, und daß es erst vor einem Jahr gewesen ist. Es war ein unbedeutendes Erlebnis, viel zu klein, als daß es sein Schatten sein könnte, in dem ich nun so lange lichtlos lebe. Aber es war ein Erlebnis, und da ich seit Wochen, vielleicht Monaten vollkommen ohne Erlebnisse war, dünkt es mir eine wunderbare Sache, schaut mich wie ein Paradieslein an und tut viel wichtiger als nötig wäre. Allein mir ist das lieb, ich bin dafür unendlich dankbar. Ich habe eine gute Stunde. Die Bücherreihen, die Stube, der Ofen, der Regen, das Schlafzimmer, die Einsamkeit, alles löst sich auf, zerrinnt, schmilzt hin. Ich rege, für eine Stunde, befreite Glieder.

Das war vor einem Jahr, Ende November, und es war ein ähnliches Wetter wie jetzt, nur war es fröhlich und hatte einen Sinn. Es regnete viel, aber melodisch schön, und ich hörte nicht vom Schreibtisch aus zu, sondern ging im Mantel und auf leisen, elastischen Gummischuhen draußen umher und betrachtete die Stadt. Ebenso wie der Regen war mein Gang und meine Bewegungen und mein Atem, nicht mechanisch, sondern schön, freiwillig, voller Sinn. Auch die Tage schwanden nicht so totgeboren hin, sie verliefen im Takte, mit Hebungen und Senkungen, und die Nächte waren lächerlich kurz und erfrischend, kleine Ruhepausen zwischen zwei Tagen, nur von den Uhren gezählt. Wie herrlich ist es, so seine Nächte zu verbringen, ein Drittel seines Lebens guten Mutes zu verschwenden, statt dazuliegen und die Minuten nachzuzählen, von denen doch keine den geringsten Wert hat.

Die Stadt war München. Ich war dorthin gereist, um ein Geschäft zu besorgen, das ich aber nachher brieflich abtat, denn ich traf so viel Freunde, sah und hörte so viel Hübsches, daß an Geschäfte nicht zu denken war. Einen Abend saß ich in einem schönen, wundervoll erleuchteten Saal und hörte einen kleinen, breitschultrigen Franzosen namens Lamond Stücke von Beethoven spielen. Das Licht glänzte, die schönen Kleider der Damen funkelten freudevoll, und durch den hohen Saal flogen große, weiße Engel, verkündeten Gericht und verkündeten frohe Botschaft, gossen Füllhörner der Lust aus und weinten schluchzend hinter vorgehaltenen, durchsichtigen Händen.

Einen Morgen fuhr ich, nach einer durchgezechten Nacht, mit Freunden durch den englischen Garten, sang Lieder und trank beim Aumeister Kaffee. Einen Nachmittag war ich ganz von Gemälden umgeben, von Bildnissen, von Waldwiesen und Meerufern, von denen viele wunderbar erhöht und paradiesisch

atmeten wie eine neue, unbefleckte Schöpfung. Abends sah ich den Glanz der Schaufenster, der für Landleute unendlich schön und gefährlich ist, sah Photographien und Bücher ausgestellt, und Schalen voll fremdländischer Blumen, teure Zigarren in Silberpapier gewickelt und feine Lederwaren von lachender Eleganz. Ich sah elektrische Lampen in den feuchten Straßen spiegelnd blitzen und die Helme alter Kirchentürme in Wolkendämmerung verschwinden.

Mit alledem verging die Zeit schnell und leicht, wie ein Glas leer wird, aus dem jeder Schluck Vergnügen macht. Es war Abend, ich hatte meinen Koffer gepackt und mußte morgen abreisen, ohne daß es mir leid tat. Ich freute mich schon auf die Eisenbahnfahrt an Dörfern, Wäldern und schon beschneiten Bergen vorbei, und auf die Heimkehr.

Für den Abend war ich noch eingeladen, in einem schönen neuen Hause in einer vornehmen Schwabinger Straße, wo es mir bei lebhaften Gesprächen und feinen Speisen wohl erging. Es waren auch einige Frauen da, doch bin ich im Verkehr mit solchen schamhaft und behindert, so daß ich lieber zu den Männern hielt. Wir tranken Weißwein aus dünnen Kelchgläsern, und rauchten gute Zigarren, deren Asche wir in silberne, innen vergoldete Becher fallen ließen. Wir sprachen von Stadt und Land, von der Jagd und vom Theater, auch von der Kultur, die uns nahe herbeigekommen schien. Wir sprachen laut und zart, mit Feuer und mit Ironie, ernst und witzig, und schauten uns klug und lebhaft in die Augen.

Erst spät, als der Abend beinahe vorüber war und das Männergespräch sich zur Politik wandte, wovon ich wenig verstehe, sah ich mir die eingeladenen Damen an. Sie wurden von einigen jungen Malern und Bildhauern unterhalten, die zwar arme Teufel, aber sämtlich mit großer Eleganz gekleidet waren, so daß ich ihnen gegenüber nicht Mitleid fühlen konnte, sondern Achtung und Respekt empfinden mußte. Doch ward ich auch von ihnen liebenswürdig geduldet, ja als zugereister Gast vom Lande freundlich ermuntert, so daß ich meine Schüchternheit ablegte und auch mit ihnen ganz brüderlich ins Reden kam. Daneben warf ich neugierige Blicke auf die jungen Damen.

Unter ihnen entdeckte ich nun eine ganz junge, vielleicht neunzehn Jahre alt, mit hellblonden, kinderhaften Haaren und einem blauäugigen, schmalen Märchengesicht. Sie trug ein helles Kleid mit blauen Besätzen und saß horchend und zufrieden auf ihrem Sessel. Ich sah sie kaum, da ging auch schon ihr Stern mir auf, daß ich ihre feine Gestalt und innige, unschuldige Schönheit im Herzen begriff und die Melodie erfühlte, in welche eingehüllt sie sich bewegte. Eine stille Freude und Rührung machte meinen Herzschlag leicht und schnell, und ich hätte sie gerne angeredet, doch wußte ich nichts Stichhaltiges zu sagen. Sie selber sprach wenig, lächelte nur, nickte und sang kurze Antworten mit einer leichten, hold schwebenden Stimme. Über ihr dünnes Handgelenk fiel eine Manschette aus Spitzen, daraus die Hand mit den zarten Fingern kindlich und beseelt hervorschaute. Ihr Fuß, den sie

spielend schaukelte, war mit einem feinen, hohen Stiefel aus braunem Leder bekleidet, und seine Form und Größe stand, wie auch die ihrer Hände, in einem richtigen, wohlgefälligen Verhältnis zu der ganzen Gestalt.

„Ach du!" dachte ich mir und sah sie an, „du Kind, du schöner Vogel du! Wohl mir, daß ich dich in deinem Frühling sehen darf."

Es waren noch andere Frauen da, glänzendere und verheißungsvolle in reifer Pracht, und kluge mit durchdringenden Augen, doch hatte keine einen solchen Duft und keine war so von sanfter Musik umflossen. Sie sprachen und lachten und führten Krieg mit Blicken aus Augen aller Farben. Sie zogen auch mich gütig und neckend ins Gespräch und erwiesen mir Freundlichkeit, doch gab ich nur wie im Schlummer Antwort und blieb mit dem Gemüt bei der Blonden, um ihr Bild in mich zu fassen und die Blüte ihres Wesens nicht aus der Seele zu verlieren.

Ohne daß ich darauf achtete, wurde es spät, und plötzlich waren alle aufgestanden und unruhig geworden, gingen hin und her und nahmen Abschied. Da erhob auch ich mich schnell und tat dasselbe. Draußen zogen wir Mäntel und Kragen an und ich hörte einen von den Malern zu der Schönen sagen: „Darf ich Sie begleiten?" Und sie sagte: „Ja, aber das ist ein großer Umweg für Sie. Ich kann ja auch einen Wagen nehmen."

Da trat ich rasch hinzu und sagte: „Lassen Sie mich mitgehen, ich habe den gleichen Weg."

Sie lächelte und sagte: „Gut, danke schön." Und der Maler grüßte höflich, sah mich verwundert an und ging davon.

Nun schritt ich neben der lieben Gestalt die nächtliche Straße hinab. An einer Ecke stand eine späte Droschke und schaute uns aus müden Laternen an. Sie sagte: „Soll ich nicht lieber die Droschke nehmen? Es ist eine halbe Stunde weit." Ich bat sie jedoch, es nicht zu tun. Nun fragte sie plötzlich: „Woher wissen Sie denn, wo ich wohne?"

„O, das ist ja gleichgültig. Übrigens weiß ich es gar nicht."

„Sie sagten doch, Sie hätten den gleichen Weg?"

„Ja, den habe ich. Ich wäre ohnehin noch eine halbe Stunde spazieren gegangen."

Wir schauten an den Himmel, der war klar geworden und stand voll von Sternen, und durch die weiten, stillen Straßen strich ein frischer, kühler Wind.

Anfangs war ich in Verlegenheit, da ich durchaus nichts mit ihr zu reden wußte. Sie schritt jedoch frei und unbefangen dahin, atmete die reine Nachtluft mit Behagen und tat nur hie und da, wie es ihr einfiel, einen Ausruf oder eine Frage, auf die ich pünktlich Antwort gab. Da wurde auch ich wieder frei und zufrieden und es ergab sich im Takt unserer Schritte ein ruhiges Plaudern, von dem ich heute kein Wort mehr weiß.

Wohl aber weiß ich noch, wie ihre Stimme klang; sie klang rein, vogelleicht und dennoch warm, und ihr Lachen ruhig und fest. Ihr Schritt nahm

meinen gleichmäßig mit, ich bin nie so froh und schwebend gegangen, und die schlafende Stadt mit Palästen, Toren, Gärten und Denkmälern glitt still und schattenhaft an uns vorüber.

Es begegnete uns ein alter Mann in schlechtern Kleidern, der nicht mehr gut zu Fuße war. Er wollte uns ausweichen, doch nahmen wir das nicht an, sondern machten ihm zu beiden Seiten Platz, und er drehte sich langsam um und blickte uns nach. „Ja, schau du nur!" sagte ich, und das blonde Mädchen lachte vergnügt.

Von hohen Türmen schollen Stundenschläge, flogen klar und frohlockend im frischen Winterwind über die Stadt und vermischten sich fern in den Lüften zu einem verhallenden Brausen. Ein Wagen fuhr über einen Platz, die Hufschläge tönten klappernd auf dem Pflaster, die Räder aber hörte man nicht, sie liefen auf Gummireifen.

Neben mir schritt heiter und frisch die schöne junge Gestalt, die Musik ihres Wesens umschloß auch mich, mein Herz schlug denselben Takt wie ihres, meine Augen sahen alles, was ihre Augen sahen. Sie kannte mich nicht und ich wußte ihren Namen nicht, aber wir waren beide sorgenlos und jung, wir waren Kameraden wie zwei Sterne und wie zwei Wolken, die denselben Weg ziehen, dieselbe Luft atmen und sich ohne Worte wunschlos wohl fühlen. Mein Herz war wieder neunzehn Jahre alt und unversehrt.

Mir schien, wir beide müßten ohne Ziel und unermüdet weiter wandern. Mir schien, wir gingen schon unausdenklich lange nebeneinander, und es könnte nie ein Ende nehmen. Die Zeit war ausgelöscht, ob auch die Uhren schlugen.

Da aber blieb sie unvermutet stehen, lächelte, gab mir die Hand und verschwand in einem Haustor.

Zweiter Abend

Ich habe den halben Tag gelesen und meine Augen schmerzen, ohne daß ich weiß warum ich sie eigentlich so anstrenge. Aber auf irgend eine Art muß ich die Zeit doch hinbringen. Jetzt ist es wieder Abend, und indem ich überlese, was ich gestern schrieb, richtet sich jene vergangene Zeit wieder auf, blaß und entrückt, aber doch erkennbar. Ich sehe Tage und Wochen, Ereignisse und Wünsche, Gedachtes und Erlebtes schön verknüpft und in sinnvoller Folge aneinander gereiht, ein richtiges Leben mit Kontinuität und Rhythmus, mit Interessen und Zielen, und mit der wunderbaren Berechtigung und Selbstverständlichkeit eines gewöhnlichen, gesunden Lebens, was alles mir seither so völlig abhanden gekommen ist.

Also ich war, am Tag nach jenem schönen Abendgang mit dem fremden Mädchen, abgereist und in meine Heimat gefahren. Ich saß fast ganz allein im Wagen und freute mich über den guten Schnellzug und über die fernen Alpen, die eine Zeitlang klar und glänzend zu sehen waren. In Kempten aß

ich am Büffet eine Wurst und unterhielt mich mit dem Schaffner, dem ich eine Zigarre kaufte. Später wurde das Wetter trüb und den Bodensee sah ich grau und groß wie ein Meer im Nebel und leisen Schneegerieſel liegen.

Zu Hause in demselben Zimmer, in dem ich auch jetzt sitze, machte ich mir ein gutes Feuer in den Ofen und ging mit Eifer an meine Arbeit. Es kamen Briefe und Bücherpakete und gaben mir zu tun, und einmal in der Woche fuhr ich ins Städtchen hinüber, machte meine paar Einkäufe, trank ein Glas Wein und spielte eine Partie Billard.

Dabei merkte ich doch allmählich, daß die freudige Munterkeit und zufriedene Lebensluſt, mit der ich noch kürzlich in München umhergegangen war, sich anschickte zur Neige zu gehen und durch irgend einen kleinen, dummen Riß zu entrinnen, so daß ich langsam in einen minder hellen, träumerischen und fremden Zustand hineingeriet. Im Anfang dachte ich, es werde ein kleines Unwohlsein sich ausbrüten, darum fuhr ich in die Stadt und nahm ein Dampfbad, das jedoch nichts helfen wollte. Ich sah auch bald ein, daß dieses Übel nicht in den Knochen und im Blut stecke. Denn ich begann jetzt, ganz wider oder doch ohne meinen Willen, zu allen Stunden des Tages mit einer gewissen hartnäckigen Begierde an München zu denken, als ob ich in dieser angenehmen Stadt etwas wesentliches verloren hätte. Und ganz allmählich nahm dieses Wesentliche für mein Bewußtsein Gestalt an, und es war die liebliche schlanke Gestalt der neunzehnjährigen Blonden. Ich merkte, daß ihr Bildnis und jener dankbar frohe abendliche Gang an ihrer Seite in mir nicht zur stillen Erinnerung, sondern zu einem Teil meiner selbst geworden war, der jetzt zu schmerzen und zu leiden anfing.

Es ging schon leis in den Frühling hinein, da war die Sache reif und brennend geworden und ließ sich auf keine Weise mehr unterschlagen. Ich wußte jetzt, daß ich das liebe Mädchen wiedersehen müsse, ehe an anderes zu denken war. Wenn alles stimmte, so durfte ich den Gedanken nicht scheuen, meinem stillen Leben Fahrwohl zu sagen und mein harmloses Schicksal mitten in den Strom zu lenken. War es auch bisher meine Absicht gewesen, meinen Weg allein als ein unbeteiligter Zuschauer zu gehen, so schien doch jetzt ein ernsthaftes Bedürfnis es anders zu wollen.

Darum überlegte ich mir alles Notwendige gewissenhaft und kam zu dem Schlusse, es sei mir durchaus möglich und erlaubt, mich einem jungen Mädchen anzutragen, falls es dazu kommen sollte. Ich war wenig über dreißig Jahr alt, auch gesund und gutartig, und besaß so viel Vermögen, daß eine Frau, wenn sie nicht zu sehr verwöhnt war, sich mir ohne Sorge anvertrauen konnte.

Gegen Ende März fuhr ich denn wieder nach München, und diesmal hatte ich auf der langen Eisenbahnfahrt recht viel zu denken. Ich nahm mir vor, zunächst die nähere Bekanntschaft des Mädchens zu machen und hielt es nicht für völlig unmöglich, daß dann vielleicht mein Bedürfnis sich als minder

heftig und überwindbar erweisen könnte. Vielleicht, meinte ich, werde das bloße Wiedersehen meinem Heimweh Genüge tun und das Gleichgewicht in mir sich dann von selber wieder herstellen.

Das war nun allerdings die törichte Annahme eines Unerfahrenen. Ich erinnere mich nun wieder wohl daran, mit wieviel Vergnügen und Schlauheit ich diese Reisegedanken spann, während ich im Herzen schon fröhlich war, da ich mich München und der Blonden nahe wußte.

Kaum hatte ich das vertraute Pflaster wieder betreten, so stellte sich auch ein Behagen ein, das ich wochenlang vermißt hatte. Es war nicht frei von Sehnsucht und verhüllter Unruhe, aber doch war mir längere Zeit nicht mehr so wohl gewesen. Wieder freute mich alles, was ich sah, und hatte einen wunderlichen Glanz, die bekannten Straßen, die Türme, die Leute in der Trambahn mit ihrer Mundart, die großen Bauten und stillen Denkmäler. Ich gab jedem Trambahnschaffner einen Fünfer Trinkgeld, ließ mich durch ein feines Schaufenster verleiten, mir einen eleganten Regenschirm zu kaufen, gönnte mir auch in einem Zigarrenladen etwas Feineres, als eigentlich meinem Stande und Vermögen entsprach, und fühlte mich in der frischen Märzluft recht unternehmungslustig.

Nach zwei Tagen hatte ich schon in aller Stille mich nach dem Mädchen erkundigt und nicht viel anderes erfahren, als ich ungefähr erwartet hatte. Sie war eine Waise und aus gutem Hause, doch arm, und besuchte eine kunstgewerbliche Schule. Mit meinem Bekannten in der Leopoldstraße, in dessen Haus ich sie damals gesehen hatte, war sie entfernt verwandt.

Dort sah ich sie auch wieder. Es war eine kleine Abendgesellschaft, fast alle Gesichter von damals tauchten wieder auf, manche erkannten mich wieder und gaben mir freundlich die Hand. Ich aber war sehr befangen und erregt, bis endlich mit anderen Gästen auch sie erschien. Da wurde ich still und zufrieden, und als sie mich erkannte, mir zunickte und mich sogleich an jenen Abend im Winter erinnerte, fand sich bei mir das alte Zutrauen ein und ich konnte mit ihr reden und ihr in die Augen sehen, als wäre seither keine Zeit vergangen und wehte noch derselbe winterliche Nachtwind um uns beide. Doch hatten wir einander nicht viel mitzuteilen, sie fragte nur, wie es mir seither gegangen sei und ob ich die ganze Zeit auf dem Land gelebt habe. Als das besprochen war, schwieg sie ein paar Augenblicke, sah mich dann lächelnd an und wendete sich zu ihren Freunden, während ich sie nun aus einiger Ferne nach Lust betrachten konnte. Sie schien mir ein wenig verändert, doch wußte ich nicht wie und in welchen Zügen, und erst nachher, als sie fort war und ich ihre beiden Bilder in mir streiten fühlte und vergleichen konnte, fand ich heraus, daß sie ihr Haar jetzt anders aufgesteckt hatte und auch zu etwas volleren Wangen gekommen war. Ich betrachtete sie still und hatte dabei dasselbe Gefühl der Freude und Verwunderung, daß es etwas so

Schönes und innig Junges gebe und daß es mir erlaubt war, diesem Menschenfrühling zu begegnen und in die hellen Augen zu sehen.

Während des Abendessens und nachher beim Moselwein ward ich in die Herrengespräche hineingezogen, und wenn auch von anderen Dingen die Rede war als bei meinem letzten Hiersein, schien mir das Gespräch doch wie eine Fortsetzung des damaligen und ich nahm mit einer kleinen Genugtuung wahr, daß diese lebhaften und verwöhnten Stadtleute doch auch trotz aller Augenlust und Neuigkeiten einen gewissen Zirkel haben, in dem ihr Geist und Leben sich bewegt, und daß bei allem Vielerlei und Wechsel doch auch hier der Zirkel unerbittlich und verhältnismäßig eng ist. Obschon mir in ihrer Mitte recht wohl war, fühlte ich mich doch durch meine lange Abwesenheit im Grunde um nichts betrogen und konnte die Vorstellung nicht ganz unterdrücken, diese Herrschaften seien alle noch von damals her sitzen geblieben und redeten noch am selben Gespräch von damals fort. Dieser Gedanke war natürlich ungerecht und kam nur davon her, daß meine Aufmerksamkeit und Teilnahme diesmal häufig von der Unterhaltung abwich.

Ich wandte mich auch, so bald ich konnte, dem Nebenzimmer zu, wo die Damen und jungen Leute ihre Unterhaltung hatten. Es entging mir nicht, daß die jungen Künstler von der Schönheit des Fräuleins stark angezogen wurden und mit ihr teils kameradschaftlich, teils ehrerbietig umgingen. Nur einer, ein Bildnismaler namens Zündel, hielt sich kühl bei den älteren Frauen und schaute uns Schwärmern mit einer gutmütigen Verachtung zu. Er sprach lässig und mehr horchend als redend mit einer schönen, braunäugigen Frau, von der ich gehört hatte, sie stehe im Ruf großer Gefährlichkeit und vieler gehabter oder noch schwebender Liebesabenteuer.

Doch nahm ich alles das nur nebenbei mit halben Sinnen wahr. Das Mädchen nahm mich ganz in Anspruch, doch ohne daß ich mich ins allgemeine Gespräch mischte. Ich fühlte, wie sie in einer lieblichen Musik befangen lebte und sich bewegte, und der milde, innige Reiz ihres Wesens umgab mich so dicht und süß und stark wie der Duft einer Blume. So wohl mir das jedoch tat, so konnte ich doch unzweifelhaft spüren, daß ihr Anblick mich nicht stillen und sättigen könne und daß mein Leiden, wenn ich jetzt wieder von ihr getrennt würde, noch weit quälender werden müsse. Mir schien in ihrer zierlichen Person mein eigenes Glück und der blühende Frühling meines Lebens mich anzublicken, daß ich ihn fasse und an mich nehme, der sonst nie wieder käme. Es war nicht eine Begierde des Blutes nach Küssen und nach einer Liebesnacht, wie es manche schöne Frau schon für Stunden in mir erweckt und mich damit erhitzt und gequält hatte. Vielmehr war es ein frohes Vertrauen, daß in dieser lieben Gestalt mein Glück mir begegnen wolle, daß ihre Seele mir verwandt und freundlich und mein Glück auch ihres sein müsse.

Darum beschloß ich, ihr nahe zu bleiben und zur rechten Stunde meine Frage an sie zu tun.

Dritter Abend

Es soll nun einmal erzählt sein, also weiter!

Ich hatte nun in München eine schöne Zeit. Meine Wohnung lag nicht weit vom englischen Garten, den suchte ich jeden Morgen auf. Auch in die Bildersäle ging ich häufig, und wenn ich etwas besonders herrliches sah, war es immer wie ein Zusammentreffen der äußeren Welt mit dem seligen Bilde, das ich in mir bewahrte.

Eines Abends trat ich in ein kleines Antiquariat, um mir etwas zum Lesen zu kaufen. Ich stöberte in staubigen Regalen und fand eine schöne, zierlich eingebundene Ausgabe des Herodot, die ich erwarb. Darüber kam ich mit dem Gehilfen, der mich bediente, in ein Gespräch. Es war ein auffallend freundlicher, still höflicher Mann mit einem bescheidenen, doch heimlich durchleuchteten Gesicht, und in seinem ganzen Wesen lag eine sanfte, friedliche Güte, die man sofort spürte und auch aus seinen Zügen und Gebärden lesen konnte. Er zeigte sich belesen und da er mir so gut gefiel, kam ich mehrmals wieder, um etwas zu kaufen und mich eine Viertelstunde mit ihm zu unterhalten. Ohne daß er dergleichen gesagt hätte, hatte ich von ihm den Eindruck eines Mannes, der die Finsternis und Stürme des Lebens vergessen oder überwunden habe und ein friedevolles und gutes Leben führe.

Nachdem ich den Tag in der Stadt bei Freunden oder in Sammlungen hingebracht, saß ich abends vor dem Schlafengehen stets noch eine Stunde in meinem Mietzimmer, in die Wolldecke gehüllt, las im Herodot oder ließ meine Gedanken hinter dem schönen Mädchen her gehen, dessen Namen Maria ich nun auch erfahren hatte.

Beim nächsten Zusammentreffen mit ihr gelang es mir, sie etwas besser zu unterhalten, wir plauderten ganz vertraulich und ich erfuhr manches über ihr Leben. Auch durfte ich sie nach Hause begleiten und es war mir wie im Traum, daß ich wieder mit ihr denselben Weg durch die ruhigen Straßen ging. Ich sagte ihr, ich habe oft an jenen Heimweg gedacht und mir gewünscht, ihn noch einmal gehen zu dürfen. Sie lachte vergnügt und fragte mich ein wenig aus. Und schließlich, da ich doch am Bekennen war, sah ich sie an und sagte: „Ich bin nur Ihretwegen nach München gekommen, Fräulein Maria."

Ich fürchtete sogleich, das möchte zu dreist gewesen sein, und wurde verlegen. Aber sie sagte nichts darauf und sah mich nur ruhig und ein wenig neugierig an. Nach einer Weile sagte sie dann: „Am Donnerstag gibt ein Kamerad von mir ein Atelierfest. Wollen Sie auch kommen? — Dann holen Sie mich um acht Uhr hier ab."

Wir standen vor ihrer Wohnung. Da dankte ich und nahm Abschied.

So war ich denn von Maria zu einem Fest eingeladen worden. Eine große Freudigkeit kam über mich. Ohne daß ich mir von diesem Feste allzuviel ver-

sprach, war es mir doch ein wunderlich süßer Gedanke, von ihr dazu aufgefordert zu sein und ihr etwas zu verdanken. Ich besann mich, wie ich ihr dafür danken könne, und beschloß ihr am Donnerstag einen schönen Blumenstrauß mitzubringen.

In den drei Tagen, die ich noch warten mußte, fand ich die heiter zufriedene Stimmung nicht wieder, in der ich die letzte Zeit gewesen war. Seit ich ihr das gesagt hatte, daß ich ihretwegen hierher gereist sei, war meine Unbefangenheit und Ruhe verloren. Es war doch so gut wie ein Geständnis gewesen, und nun mußte ich immer denken, sie wisse um meinen Zustand und überlege sich vielleicht, was sie mir antworten solle. Ich brachte diese Tage meist auf Ausflügen außerhalb der Stadt zu, in den großen Parkanlagen von Nymphenburg und von Schleißheim oder im Isartal in den Wäldern.

Als der Donnerstag gekommen war und es Abend wurde, zog ich mich an, kaufte im Laden einen großen Strauß rote Rosen und fuhr damit in einer Droschke bei Maria vor. Sie kam sogleich herab, ich half ihr in den Wagen und gab ihr die Blumen, aber sie war aufgeregt und befangen, was ich trotz meiner eigenen Verlegenheit wohl bemerkte. Ich ließ sie denn auch in Ruhe und es gefiel mir, sie so mädchenhaft vor einer Festlichkeit in Aufregung und Freudenfieber zu sehen. Bei der Fahrt im offenen Wagen durch die Stadt überkam auch mich allmählich eine große Freude, indem es mir scheinen wollte, als bekenne damit Maria, sei es auch nur für eine Stunde, sich zu einer Art von Freundschaft und Einverständnis mit mir. Es war mir ein festtägliches Ehrenamt, sie für diesen Abend unter meinem Schutz und meiner Begleitung zu haben, da es ihr hierzu doch gewiß nicht an anderen erbötigen Freunden gefehlt hätte.

Der Wagen hielt vor einem großen kahlen Miethause, dessen Flur und Hof wir durchschreiten mußten. Dann ging es im Hinterhause unendliche Treppen hinauf, bis uns im obersten Korridor ein Schwall von Licht und Stimmen entgegenbrach. Wir legten in einer Nebenstube ab, wo ein eisernes Bett und ein paar Kisten schon mit Mänteln und Hüten bedeckt waren, und traten dann in das Atelier, das hell erleuchtet und voll von Menschen war. Drei oder vier waren mir flüchtig bekannt, die andern samt dem Hausherrn aber alle fremd.

Diesem stellte mich Maria vor und sagte dazu: „Ein Freund von mir. Ich durfte ihn doch mitbringen?"

Das erschreckte mich ein wenig, da ich glaubte, sie habe mich angemeldet. Aber der Maler gab mir unbeirrt die Hand und sagte gleichmütig: „Ist schon recht."

Es ging in dem Atelier recht lebhaft und freimütig zu. Jeder setzte sich, wo er Platz fand, und man saß nebeneinander, ohne sich zu kennen. Auch nahm sich jedermann nach Belieben von den kalten Speisen, die da und dort herumstanden, und vom Wein oder Bier, und während die einen erst ankamen

oder ihr Abendbrot aßen, hatten andere schon die Zigarren angezündet, deren Rauch sich allerdings anfänglich in dem sehr hohen Raume leicht verlor.

Da niemand nach uns sah, versorgte ich Maria und dann auch mich mit einigem Essen, das wir ungestört an einem kleinen niederen Zeichentisch verzehrten, zusammen mit einem fröhlichen, rotbärtigen Manne, den wir beide nicht kannten, der uns aber munter und anfeuernd zunickte. Hie und da griff jemand von den später Gekommenen, für die es an Tischen fehlte, über unsre Schultern hinweg nach einem Schinkenbrot, und als die Vorräte zu Ende waren, klagten viele noch über Hunger und zwei von den Gästen gingen aus, um noch etwas einzukaufen, wozu der eine von seinen Kameraden kleine Geldbeiträge erbat und erhielt.

Der Gastgeber sah diesem munteren und etwas lärmigen Wesen gleichmütig zu, aß stehend ein Butterbrot und ging mit diesem und einem Weinglas in den Händen plaudernd bei den Gästen hin und wieder. Auch ich nahm an dem ungebundenen Treiben keinen Anstoß, doch wollte es mir im stillen leid tun, daß Maria sich hier anscheinend wohl und heimisch fühlte. Ich wußte ja, daß die jungen Künstler ihre Kollegen und zum Teil sehr achtenswerte Leute waren, und hatte keinerlei Recht, etwas anders zu wünschen. Dennoch war es mir ein leiser Schmerz und fast eine kleine Enttäuschung, zu sehen, wie sie diese immerhin robuste Geselligkeit befriedigt hinnahm. Ich blieb bald allein, da sie nach der kurzen Mahlzeit sich erhob und ihre Freunde begrüßte. Den beiden ersten stellte sie mich vor und suchte mich mit in ihre Unterhaltung zu ziehen, wobei ich freilich versagte. Dann stand sie bald da bald dort bei Bekannten, und da sie mich nicht zu vermissen schien, zog ich mich in einen Winkel zurück, lehnte mich an die Wand und schaute mir die lebhafte Gesellschaft in Ruhe an. Ich hatte nicht erwartet, daß Maria sich den ganzen Abend in meiner Nähe halten würde, und war damit zufrieden, sie zu sehen, etwa einmal mit ihr zu plaudern und sie dann wieder nach Hause zu begleiten. Trotzdem kam allmählich ein Mißbehagen über mich, und je munterer die andern wurden, desto unnützer und fremder stand ich da, nur selten von jemand flüchtig angeredet.

Unter den Gästen bemerkte ich auch jenen Porträtmaler Zündel sowie jene schöne Frau mit den braunen Augen, die mir als gefährlich und etwas übel berufen bezeichnet worden war. Sie schien in diesem Kreise wohlbekannt und ward von den meisten mit einer gewissen lächelnden Vertraulichkeit, doch ihrer Schönheit wegen auch mit freimütiger Bewunderung betrachtet. Zündel war ebenfalls ein hübscher Mensch, groß und kräftig, mit scharfen dunklen Augen und von einer sichern, stolzen und überlegenen Haltung wie ein verwöhnter und seines Eindrucks gewisser Mann. Ich betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, da ich von Natur für solche Männer ein merkwürdiges, mit Humor und auch mit etwas Neid vermischtes Interesse habe. Er versuchte den Gastgeber wegen der mangelhaften Bewirtung aufzuziehen.

„Du hast ja nicht einmal genug Stühle", meinte er geringschätzig. Aber der Hausherr blieb unangefochten. Er zuckte die Achseln und sagte: „Wenn ich mich einmal zum Porträtmalen hergeb', wird's bei mir schon auch fein werden." Dann tadelte Zündel die Gläser: „Aus den Kübeln kann man doch keinen Wein trinken. Hast du nie gehört, daß zum Wein feine Gläser gehören?" Und der Gastgeber antwortete unverzagt: „Vielleicht verstehst du was von Gläsern, aber vom Wein verstehst du nichts. Mir ist alleweil ein feiner Wein lieber als ein feines Glas."

Die schöne Frau hörte lächelnd zu und ihr Gesicht sah merkwürdig zufrieden und selig aus, was kaum von diesen Witzen herrühren konnte. Ich sah denn auch bald, daß sie unterm Tischblatt ihre Hand tief in den linken Rockärmel des Malers gesteckt hielt, während sein Fuß leicht und nachlässig mit ihrem spielte. Doch schien er mehr höflich als zärtlich zu sein, sie aber hing mit einer unangenehmen Inbrunst an ihm und ihr Anblick wurde mir bald unerträglich.

Übrigens machte sich auch Zündel nun von ihr los und stand auf. Es war jetzt ein starker Rauch im Atelier, auch Frauen und Mädchen rauchten Zigaretten, Gelächter und laute Gespräche klangen durcheinander, alles ging auf und ab, setzte sich auf Stühle, auf Kisten, auf den Kohlenbehälter, auf den Boden. Eine Pikkoloflöte wurde geblasen, und mitten in dem Getöse las ein leicht angetrunkener Jüngling einer lachenden Gruppe ein ernsthaftes Gedicht vor.

Ich beobachtete Zündel, der gemessen hin und wieder ging und völlig ruhig und nüchtern blieb. Dazwischen sah ich immer wieder zu Maria hinüber, die mit zwei andern Mädchen auf einem Diwan saß und von jungen Herren unterhalten wurde, die mit Weingläsern in den Händen dabeistanden. Je länger die Lustbarkeit dauerte und je lauter sie wurde, desto mehr kam eine Trauer und Beklemmung über mich. Es schien mir, ich sei mit meinem Märchenkind an einen unreinen Ort geraten, und ich begann darauf zu warten, daß sie mir winke und fortzugehen begehre.

Der Maler Zündel stand jetzt abseits und hatte sich eine Zigarre angezündet. Er beschaute sich die Gesichter und blickte auch aufmerksam zu dem Diwan hin. Da hob Maria den Blick, ich sah es genau, und sah ihm eine kleine Weile in die Augen. Er lächelte, sie aber blickte ihn fest und gespannt an, und dann sah ich ihn ein Auge schließen und den Kopf fragend heben, sie aber leise nicken.

Da wurde mir schwül und dunkel im Herzen. Ich wußte ja nichts und es konnte ein Scherz, ein Zufall, eine kaum gewollte Gebärde sein. Allein ich tröstete mich damit nicht. Ich hatte gesehen, es gab ein Einverständnis zwischen den beiden, die den ganzen Abend kein Wort miteinander gesprochen und sich fast auffallend voneinander fern gehalten hatten.

In jenem Augenblick fiel mein Glück und meine kindische Hoffnung zusammen,

es blieb kein Hauch und kein Glanz davon übrig. Es blieb nicht einmal eine reine, herzliche Trauer, die ich gern getragen hätte, sondern nur eine Scham und Enttäuschung, ein widerwärtiger Geschmack und Ekel. Wenn ich Maria mit einem frohen Bräutigam oder Liebhaber gesehen hätte, so hätte ich ihn beneidet und mich doch gefreut. Nun aber war es ein Verführer und Weiberheld, dessen Fuß noch vor einer halben Stunde mit dem der braunäugigen Frau gespielt hatte.

Trotzdem raffte ich mich zusammen. Es konnte immer noch eine Täuschung sein, und ich mußte Maria Gelegenheit geben, meinen bösen Verdacht zu widerlegen.

Ich ging zu ihr und sah ihr betrübt in das frühlinghafte, liebe Gesicht. Und ich fragte: „Es wird spät, Fräulein Maria, darf ich Sie nicht heimbegleiten?

Ach, da sah ich sie zum erstenmal unfrei und verstellt. Ihr Gesicht verlor den feinen Gotteshauch und auch ihre Stimme klang verhüllt und unwahr. Sie lachte und sagte laut: „O verzeihen Sie, daran hatte ich gar nicht gedacht. Ich werde abgeholt. Wollen Sie schon gehen?"

Ich sagte: „Ja, ich will gehen. Adieu, Fräulein Maria."

Ich nahm von niemand Abschied und wurde von niemand aufgehalten. Langsam ging ich die vielen Treppen hinunter, über den Hof und durch das Vorderhaus. Draußen besann ich mich, was nun zu tun sei, und kehrte wieder um und verbarg mich im Hof hinter einem leeren Wagen. Dort wartete ich lang, beinahe eine Stunde. Dann kam der Zündel, warf einen Zigarrenrest weg und knöpfte seinen Mantel zu, ging durch die Einfahrt hinaus, kam aber bald wieder und blieb am Ausgang stehen.

Es dauerte fünf, zehn Minuten, und immerfort verlangte es mich, hervorzutreten, ihn anzurufen, ihn einen Hund zu heißen und an der Kehle zu packen. Aber ich tat es nicht, ich blieb still in meinem Versteck und wartete. Und es dauerte nicht lang, da hörte ich wieder Schritte auf der Treppe, und die Türe ging, und Maria kam heraus, schaute sich um, schritt zum Ausgang und legte still ihren Arm in den des Malers. Rasch gingen sie miteinander fort, ich sah ihnen nach und machte mich dann auf den Heimweg.

Zu Hause legte ich mich ins Bett, konnte aber keine Ruhe finden, so daß ich wieder aufstand und in den englischen Garten ging. Dort lief ich die halbe Nacht herum, kam dann wieder in mein Zimmer und schlief nun fest bis in den Tag hinein.

Ich hatte mir nachts vorgenommen, gleich am Morgen fortzureisen. Dafür war ich nun aber zu spät erwacht und hatte also noch einen Tag hinzubringen. Ich packte und zahlte, nahm von meinen Freunden schriftlich Abschied, aß in der Stadt und setzte mich in ein Kaffeehaus. Die Zeit wollte mir lang werden und ich sann nach, womit ich den Nachmittag verbringen könne. Dabei fing ich an, mein Elend zu fühlen. Seit Jahren war ich nicht mehr in dem scheußlichen und unwürdigen Zustand gewesen, daß ich die Zeit fürchtete und verlegen

war wie ich sie umbringe. Spazierengehen, Gemälde sehen, Musik hören, ausfahren, eine Partie Billard spielen, lesen, alles lockte mich nicht, alles war dumm, fad, sinnlos. Und wenn ich auf der Straße um mich blickte, sah ich Häuser, Bäume, Menschen, Pferde, Hunde, Wagen, alles unendlich langweilig, reizlos und gleichgültig. Nichts sprach zu mir, nichts machte mir Freude, erweckte mir Teilnahme oder Neugierde.

Während ich eine Tasse Kaffee trank, um die Zeit hinter mich zu bringen und eine Art von Pflicht zu erfüllen, fiel mir ein, ich müsse mich umbringen. Ich war froh, diese Lösung gefunden zu haben, und überlegte sachlich das notwendige. Allein meine Gedanken waren zu unstet und haltlos, als daß sie länger als für Minuten bei mir geblieben wären. Zerstreut zündete ich mir eine Zigarre an, warf sie wieder weg, bestellte die zweite oder dritte Tasse Kaffee, blätterte in einer Zeitschrift und schlenderte schließlich weiter. Es kam mir wieder in den Sinn, daß ich hatte abreisen wollen, und ich nahm mir vor, es morgen gewiß zu tun. Plötzlich machte mich der Gedanke an meine Heimat warm, und für Augenblicke fühlte ich statt des elenden Ekels eine rechte, reinliche Trauer. Ich erinnerte mich daran, wie schön es in der Heimat war, wie dort die grünen und blauen Berge weich aus dem See emporstiegen, wie der Wind in den Pappeln tönte und wie die Möwen kühn und launisch flogen. Und mir schien, ich müsse nur aus dieser verfluchten Stadt hinaus und wieder in die Heimat kommen, damit der böse Zauber breche und ich die Welt wieder in ihrem Glanze sehen, verstehen und liebhaben könne.

Im Hinschlendern und Denken verlor ich mich in den Gassen der Altstadt, ohne genau zu wissen wo ich war, bis ich unversehens vor dem Laden meines Antiquars stand. Im Fenster hing ein Kupferstich ausgestellt, das Bildnis eines Gelehrten aus dem siebzehnten Jahrhundert, und ringsum standen alte Bücher in Leder, Pergament und Holz gebunden. Das weckte in meinem ermüdeten Kopf eine neue, flüchtige Reihe von Vorstellungen, in denen ich eifrig Trost und Ablenkung suchte. Es waren angenehme, etwas träge Vorstellungen von Studien und mönchischem Leben, von einem stillen, resignierten und etwas staubigen Winkelglück bei Leselampe und Büchergeruch. Um den flüchtigen Trost noch eine Weile festzuhalten, trat ich in den Laden und wurde sogleich von jenem freundlichen Gehilfen empfangen. Er führte mich eine enge Wendeltreppe hinauf in das obere Stockwerk, wo mehrere große Räume ganz mit wandhohen Bücherschäften gefüllt waren. Die Weisen und Dichter vieler Zeiten schauten mich traurig aus blinden Bücheraugen an, der schweigsame Antiquar stand wartend da und sah mich bescheiden an.

Da geriet ich auf den Einfall, diesen stillen Mann um Trost zu fragen. Ich sah in sein gutes, offenes Gesicht und sagte: „Bitte nennen Sie mir etwas, was ich lesen soll. Sie müssen doch wissen, wo etwas tröstliches und heilsames zu finden ist; Sie sehen gut und getröstet aus."

„Sind Sie krank?" fragte er leise.

„Ein wenig", sagte ich.

Und er: „Ist es schlimm?"

„Ich weiß nicht. Es ist taedium vitae."

Da nahm sein einfaches Gesicht einen großen Ernst an. Er sagte leise und eindringlich: „Ich weiß einen guten Weg für Sie."

Und als ich ihn mit den Augen fragte, fing er an zu reden und erzählte mir von der Gemeinde der Theosophen, zu der er gehörte. Manches davon war mir nicht unbekannt, doch war ich nicht fähig ihm mit rechter Aufmerksamkeit zuzuhören. Ich vernahm nur ein mildes, wohlgemeintes, herzliches Sprechen, Sätze von Karma, Sätze von der Wiedergeburt, und als er innehielt und beinah verlegen schwieg, wußte ich gar keine Antwort. Schließlich fragte ich, ob er mir Bücher zu nennen wisse, in denen ich diese Sache studieren könne. Sofort brachte er mir einen kleinen Katalog theosophischer Bücher.

„Welches soll ich lesen?" fragte ich unsicher.

„Das grundlegende Buch über die Lehre ist von Madame Blavatsky", sagte er entschieden.

„Geben Sie mir das!"

Wieder wurde er verlegen. „Es ist nicht hier, ich müßte es für Sie kommen lassen. Aber allerdings — — das Werk hat zwei starke Bände, es braucht Geduld zum Lesen. Und leider ist es sehr teuer, es kostet über fünfzig Mark. Soll ich versuchen, es Ihnen leihweise zu verschaffen?"

„Nein danke, bestellen Sie es mir!"

Ich schrieb ihm meine Adresse auf, bat ihn, das Buch gegen Nachnahme dahin zu schicken, nahm Abschied von ihm und ging.

Ich wußte schon damals, daß die „Geheimlehre" mir nicht helfen würde. Ich wollte nur dem Antiquar eine kleine Freude machen. Und warum sollte ich nicht ein paar Monate hinter die Blavatskybände sitzen?

Ich ahnte auch, daß meine anderen Hoffnungen nicht haltbarer sein würden. Ich ahnte, daß auch in meiner Heimat alle Dinge grau und glanzlos geworden seien, und daß es überall so sein würde, wohin ich ginge.

Diese Ahnung hat mich nicht getäuscht. Es ist etwas verloren gegangen, was früher in der Welt war, ein gewisser unschuldiger Duft und Liebreiz; und ich weiß nicht, ob das wiederkommen kann.

Politische Chronik/ von Theodor Barth

Die preußischen Landtagswahlen, die im Heumonat stattfanden, haben dem reaktionären Saatenstand keinen Schaden gebracht. Nach wie vor wird das Dreiklassenparlament die „Volksvertretung" des preußischen Junkertums sein. Auch das Zentrum hat gut abgeschnitten; sein Mandatsbestand ist auf rund hundert angewachsen. Selbst die Polen haben ein paar Sitze gewonnen. Der Liberalismus, wenn man Nationalliberale und Freisinnige unter diesem Sammelnamen zusammenfassen darf, war bisher schon schwach vertreten und wird noch um einige Mandate geschwächt in das neue Abgeordnetenhaus einziehen. Rein ziffernmäßig ist das Stärkeverhältnis der alten Parteien in dem neuen, um zehn Sitze vermehrten, Hause so unwesentlich verschoben, wie selten bei Neuwahlen nach Ablauf einer fünfjährigen Legislaturperiode. Trotzdem weisen diese Wahlen einen Charakterzug auf, der in das Bild des neuen Abgeordnetenhauses eine bedeutsame Abwechslung bringt. Zum ersten Male, seit dem Bestehen des Dreiklassenparlaments, ziehen einige Sozialdemokraten ein. Sie bilden noch nicht zwei Prozent der 443 Mitglieder des Abgeordnetenhauses: rari nantes in gurgite vasto. Sie werden vermutlich in den meisten Fragen, die zur Abstimmung kommen, auf der Seite der Freisinnigen zu finden sein. Da aber auch diese zusammen noch nicht drei Dutzend Köpfe zählen, so wird ihr Abstimmungsgewicht niemals merkbar in die Wagschale fallen. Die Bedeutung des Häufleins Sozialdemokraten ist daher ausschließlich eine demonstrative. Ihre Existenz in diesem Klassenparlament, das die Karikatur einer Volksvertretung darstellt, wirkt wie eine konstante Ironie. Wer aus Kyritz-Pyritz oder aus Neuseeland nach Berlin kommt und neben dem Panoptikum auch dem Parlamentshause in der Prinz Albrecht-Straße einen Besuch abstattet, wird eine wirksame Illustration des preußischen konstitutionellen Lebens vor Augen haben. Auf der äußersten Linken eine Handvoll Abgeordnete, welche die bei weitem zahlreichste politische Partei des Landes repräsentieren, und auf der rechten Seite anderthalbhundert „Volksvertreter", die ebensogut in einem Ständehause sitzen könnten: Vertreter der Feudalherrschaft, die Preußens wahre Verfassung ist. Bisher wurde die Harmonie dieses Klassenparlaments durch keinen Vertreter des Proletariats gestört. Das was man im Abgeordnetenhause die äußerste Linke nannte, war nach und nach zu einer immer zahmeren Genossenschaft geworden, die sich bemühte, dem Milieu nach den Gesetzen des mimicry sich anzupassen. In der Ära des Bülowschen Blocks war ihr dieses bis zur Vollkommenheit gelungen. Wollte man sich das Abgeordnetenhaus personifiziert denken, so müßte man sich einen satten Philister in Kanonenstiefeln vorstellen, oder einen Landjunker mit kirchlich-bureaukratischer Amtsmiene. Dieses auserwählte Glied der königlich-preußischen Staatsgesellschaft, jeder Zoll ein Subjekt der Gesetzgebung, wird

die sozialdemokratischen Eindringlinge nicht mit liebevollen Augen ansehen. Ihre Anwesenheit ist aber um so notwendiger, je unwillkommener sie ist. Schon allein als lebende Proteste gegen das elendeste aller Wahlsysteme können sie nützlich wirken.

Wie das Eindringen der Sozialdemokratie in den preußischen Landtag auf die Wahlrechtsreform einwirken wird, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Ich glaube, daß diejenigen Recht haben, die der Meinung sind, daß der Widerstand der preußischen Konservativen gegen jede ernsthafte Wahlreform durch die Wahl oder Nichtwahl von ein paar Sozialdemokraten in keiner Weise zu beeinflussen war. Diese Reform ist so lange aussichtslos, so lange die bürgerlichen Elemente des preußischen Volkes jener demokratischen Kardinalforderung gegenüber so apathisch bleiben, wie das bisher der Fall war. Der Verlauf der Wahlbewegung hat die preußischen Reaktionäre darüber völlig beruhigen können, daß der „Zwingburg" vom liberalen Bürgertum bisher noch keine ernsthafte Gefahr droht. Der Freisinn insbesondere hat bei diesen Wahlen kläglich versagt. Seit Jahr und Tag hatte er angekündigt, daß dieser Wahlkampf unter der Parole: das Reichstagswahlrecht für Preußen! stehen werde. Noch in dem Wahlaufruf der beiden freisinnigen Parteien erschien diese Forderung fett gedruckt; aber damit war auch die Energie erschöpft. Man glaubte, er werde ausziehen, um Wölfe und Bären zu jagen, gar bald aber sah man, daß sein Ehrgeiz sich daran erschöpfte, im nächsten Teich ein paar Frösche zu fangen. Kurz vor den Urwahlen schrieb die Kreuzzeitung: „Nicht großzügige Parteipolitik liegt dem Wahlkampf zugrunde, sondern öde Mandatsjägerei. Der Liberalismus, der angeblich mit seinen Grundsätzen lebt und stirbt, kehrt sich nur an taktische Gesichtspunkte." Das Urteil war hart, aber durchaus begründet. Wie ein Schiffbrüchiger, der sich an jeden Balken klammert, um das nackte Leben zu retten, so griff die Freisinnige Volkspartei nach jeder Wahlunterstützung, die ihr geboten wurde. Die Leitung dieser Partei zeigte sich bereit, mit allen Blockparteien, Nationalliberalen, Freikonservativen, Konservativen gemeinsame Sache zu machen; wenn ihr dafür irgendwo ein wackliger Landtagssitz in Aussicht gestellt werden konnte. Vor den Toren von Berlin verbündete sie sich sogar mit den rücksichtslosesten Konservativen, rettete den Wahlreformfeinden zwei sonst verlorene Mandate, und ließ sich für diesen Rettungsakt von den Konservativen mit einem Mandatstrinkgeld abfinden. Der Ekel vor diesem gesinnungslosen Treiben ist der ausschlaggebende Grund für die überraschende Tatsache, daß in Berlin, wo selbst seit Jahrzehnten sämtliche Landtagsmandate im sichren Besitz der freisinnigen Volkspartei waren, mit einem Schlage fast die Hälfte an die Sozialdemokratie verloren ging. Der Freisinn ist morsch und faul geworden, nirgends so sehr als in der Reichshauptstadt. Die Blockpolitik hat den Zersetzungsprozeß wesentlich gefördert.

Es ist lehrreich, die pathologische Entwicklung des Blockfreisinns zu be-

obachten. Die politische Existenzberechtigung des Freisinns lag in seinem Gegensatz zu den Polizeikonservativen, den Agrarkonservativen und den nationalistischen Konservativen. Indem man sich zu einem politischen Kartell mit diesen Gegnern zusammenschloß und zwar unter der Führung einer Regierung, die ausgesprochenermaßen auf der Seite dieser Gegner stand, verzichtete man tatsächlich auf die Geltendmachung demokratischer Grundsätze in der praktischen Politik. Man kann nicht zugleich jemandes Verbündeter und dessen Gegner sein. Die Idee war schlechthin absurd, in Preußen die Blockpolitik suspendieren zu wollen, die man soeben noch im Reich als der politischen Weisheit letzten Schluß gepriesen hatte. Nachdem man den freisinnigen Bären einmal den Blockring durch die Nase gezogen hatte, mußte er zur Belustigung der konservativen Herrschaften auch auf dem preußischen Wahlmarkt nach der Junkerpfeife tanzen. Er ist zum Gespött seiner Gegner geworden. Es gibt hier und da noch immer Illusionisten, die da glauben, der Freisinn werde sich bei der Reichsfinanzreform auf sich selbst besinnen, die Blockfesseln abstreifen und erneut eine liberale Politik treiben. Woher soll ihm aber die Kraft dieses Entschlusses kommen? Es ist der Fluch der Unterwürfigkeit, daß sie fortzeugend Unterwürfigkeit hervorbringen muß. Der Bülowsche Block ist auf der Voraussetzung aufgebaut, daß das herrschende agrarische Protektionssystem unangetastet bleibt. Das positive Mitarbeiten an einer durch den Block zu schaffenden Reichsfinanzreform konnte deshalb für den Freisinn nichts anderes bedeuten, als den Verzicht auf die Durchführung jener finanzpolitischen Grundsätze, die den Freisinn bisher ausgezeichnet hatten. Diesem logischen Zwange sich zu entziehen, dazu fehlt es der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft an Kraft. Ihr Bestreben wird schließlich nur darauf gerichtet sein, möglichst günstige Bedingungen für ihre Unterwerfung auch auf finanzpolitischem Gebiete zu erlangen. Da sie aber im voraus feierlich angekündigt hat, sie wolle weder einen Grund noch einen Vorwand liefern, sich ausschalten zu lassen, so werden selbst die Unterwerfungsbedingungen nur darauf hinauslaufen, der öffentlichen Meinung ein wenig Sand in die Augen zu streuen.

Die Reichsfinanzreform wird übrigens, obgleich der Widerstand der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft praktisch als ausgeschaltet gelten kann, eine sehr verwickelte Aufgabe bleiben, die durch die schleichende wirtschaftliche Krisis noch erheblich erschwert wird. Es sieht nicht so aus, als ob diese Krisis bis zum Ende dieses Jahres überwunden sein wird. Drohende Steuererhöhungen sind andrerseits nicht dazu angetan, die Genesung eines erkrankten Wirtschaftskörpers zu beschleunigen. Zumal dann nicht, wenn es wie bei uns in Deutschland gerade die täppischsten Hände sind, in denen das Schicksal der Steuerreform liegt.

Inzwischen tritt die Unzulänglichkeit unserer Regierungsvorsehung auch auf dem Gebiete der äußeren Politik immer deutlicher zutage. Die Italiener

wenden auf die deutsche Politik ihr Sprichwort an: molto fumo e poco arrosto, viel Rauch und wenig Braten. Ein ähnliches deutsches Sprichwort lautet: viel Geschrei und wenig Wolle. Beide kommen auf dasselbe hinaus und beide passen leider auf unseren Fall. Unsere auswärtige Politik ist beständig beflissen, neue Freundschaften anzuknüpfen, und das Resultat aller dieser Bemühungen ist die unverkennbar zunehmende Isolierung Deutschlands. Die diplomatische Mühle ist beständig im Gange aber sie liefert kein Mehl. An großen Worten und lautem Auftreten fehlt es nicht, aber man hat das unangenehme Gefühl, daß die anderen um so weniger zuhören, je lauter wir reden. With silence, nephew, be thou politic, läßt Shakespeare einen klugen Oheim seinem königlichen Neffen sagen. Nach diesem Rat handelt der Oheim und König Eduard VII. von England. Er erringt einen diplomatischen Erfolg nach dem andern, ohne jedes pompöse Geräusch. Selbst wenn er, wie jüngst den französischen Präsidenten Fallières, in London empfängt, oder dem Zaren Nicolaus in der Nähe von Reval eine Meeresvisite abstattet, so verläuft die Sache so diskret, wie das bei derartigen Hoffestlichkeiten nur immer möglich ist. Der englische König erträgt auch mit guter Manier das Mißvergnügen seines Volkes, wie es speziell bei seinem Besuch des Zaren recht deutlich hervortrat. Stets hat man dabei den Eindruck, daß die bei diesen Anlässen ausgetauschten Freundschaftsversicherungen nur rhetorische Verzierungen ernsthafter Vorgänge der Politik sind, während man bei uns in ähnlichen Fällen immer die Vermutung hat, daß die rhetorischen Ergüsse ernsthafte politische Akte ersetzen sollen.

Man würde übrigens weit über das Ziel hinausschießen, wenn man der diplomatischen Klugheit des englischen Königs Zauberkräfte zuschreiben wollte, die Deutschland ernsthaft zu bedrohen imstande wären. Die eignen Torheiten sind immer viel gefährlicher als die Weisheit der andern. Die realen Interessen der Völker sind schließlich ausschlaggebend, und an diesen realen Interessen finden auch die verwegensten Kombinationen königlicher Diplomaten ihre Schranken. Daß England den lebhaften Wunsch empfand, sich mit Rußland über asiatische Fragen gerade dann zu verständigen, als eben dieses Rußland auf den mandschurischen Schlachtfeldern die Grenzen seiner Macht kennen gelernt hatte, war nur allzu begreiflich. Die japanischen Siege haben in ganz Asien das Prestige Rußlands herabgedrückt und das Prestige des englischen Weltreichs gehoben. England konnte für friedliche Verhandlungen mit seinem Rivalen keinen besseren Zeitpunkt wählen. Einer freundschaftlichen Verständigung mit Frankreich stand geraume Zeit der französische Traum, den durch den Bau des Suezkanals begründeten Einfluß auf Ägypten zurückgewinnen, im Wege. Nachdem dieser Traum auch formell realem politischen Erwachen gewichen war, stand einer französisch-englischen Entente kein wesentliches, rivalisierendes Interesse mehr entgegen. Die auswärtige Politik Englands ist sowohl Rußland wie Frankreich gegenüber so augenscheinlich von

durchaus legitimen nationalen britischen Interessen diktiert, daß kein berechtigter Grund zu der Annahme gegeben ist, die eigentliche Spitze dieser englisch-russisch-französischen Entente richte sich gegen Deutschland. Daß keine englische Regierung, am wenigsten eine freihändlerisch-liberale, sich auf eine bloße Intriguenpolitik, bei der für England selbst garnichts zu holen ist, gegen Deutschland einlassen wird, darf man solange annehmen, wie die englische Politik von der öffentlichen Meinung des Landes kontrolliert wird. Diplomatische Finessen spielen heutigentages eine unvergleichlich geringere Rolle als der Zustand der öffentlichen Meinung. Die öffentliche Meinung Englands aber ist weniger als je auf politische Abenteuer erpicht. Das wird natürlich nicht verhindern, daß Sensationspolitiker immer wieder von Zeit zu Zeit mit dem Gedanken eines kriegerischen Konfliktes zwischen England und Deutschland spielen werden, ebenso wie es mit der Idee eines Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten geschieht. Derartige Entgleisungen der Phantasie sind den Herrschenden garnicht unlieb. Sie ziehen gerade politisch stark interessierte Kreise von der kritischen Betrachtung innerpolitischer Vorgänge ab. Wenn sich dann schließlich herausstellt, daß das befürchtete Unheil nicht eingetreten ist, so kann man diesen Ausgang auch noch auf das Konto der eignen staatsmännischen Besonnenheit buchen lassen. Die meisten Erfolge der Diplomatie liegen in der Einbildung der Draußenstehenden. Auf tausend gläubige Staatsbürger kommt eben noch nicht ein skeptischer Oxenstierna.

Während König Eduard VII. sich zur Meerfahrt nach Reval rüstete, konnte der englische Generalpostmeister Sydney Buxton mitteilen, daß vom 1. Oktober dieses Jahres an das Briefporto im Postverkehr zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika nicht mehr $2^1/_2$, sondern nur noch 1 Penny kosten werde. Der Einnahmeausfall, den diese Reform der englischen Staatskasse verursachen wird, ist für das erste Jahr auf rund $2^1/_2$ Millionen Mark veranschlagt. Diesem mutmaßlichen Einnahmeausfall steht eine sicher zu erwartende gewaltige Steigerung der internationalen Korrespondenz gegenüber; in weiterer Folge eine Steigerung des Handelsverkehrs und schließlich auch eine Befestigung der freundschaftlichen politischen Beziehungen zwischen den beiden großen Reichen. Die kleine nützliche Maßregel wiegt in ihrer realen Bedeutung ein Dutzend Monarchenbegegnungen auf. Deutschland wird kaum umhin können, dem Vorbilde Englands zu folgen. In Stephans guten Tagen hätte es die Initiative ergriffen. Herr Krätke läßt sich nachschleifen. Dafür ist er um so eifriger bemüht, Beamte seines Ressorts — auch wenn es nur Postärzte sind — zu maßregeln, sobald sie das Verbrechen begangen haben, einmal bei einer Reichstagsstichwahl einen Sozialdemokraten als kleineres Übel anzusehen. Deutschland in der Welt voran.

Rundschau

Der böse Traum der Koalitionen

Koalitionen über Koalitionen, begleitet von dem permanenten blinden Lärm der Presse. Jeder Tag gebiert neue, hinter den Maskeraden der Fürstenbesuche, an denen das Auge sich allmählich stumpf sieht.

Aber in dem ewig flüssigen Element der internationalen Politik gibt es keine absolut sicheren strategischen Stellungen. Ohne Koalitionen, Bündnisse, Ententen, Tripel-, Quadrupelallianceen können wir, obwohl die Epoche dynastischer Kabinettskriege glücklich hinter uns liegt, keinen Augenblick leben; und mit ihnen wird das Leben nicht leichter, sondern verwickelter. Bismarcks Genius brauchte diese Wahrheit nicht zu entdecken; aber er hat sie eingeschärft, wie er auch unter ihrer Tragik schwer gelitten hat,—durfte nicht auch Bismarck, wie der sterbende Machiavelli, von sich sagen: amo la mia patria più dell' anima?. Als es galt, zur Sicherung des 1870 Erreichten, zwischen Österreich und Rußland zu wählen, machte ihm, dem an das Glatteis der Diplomatik gewöhnten, der Gedanke an Koalitionen böse Träume; er litt, wie Graf Peter Schuwaloff von ihm sagte, unter dem cauchemar des coalitions. Seither hat sich der böse Zustand noch unendlich verschlimmert, weil fast sämtliche Staaten und Rassen in den imperialistischen Wirbel getrieben sind. Nach der von Rußland meuchlerisch erzwungenen Absetzung des Battenbergers (1886) war Bulgarien uns nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert; heute können die Vorgänge im dunkelsten Loch Afrikas unsre Heere und Flotten mobil, unsre Mütter beben machen. Bismarck hielt bis zuletzt an der Fiktion fest, Deutschland sei ein saturierter Staat. Darum war seine Politik eine europäische, waren die Motive seines Handelns kristallklar. Aber er übersah die unbarmherzig imperialistische Tendenz des Exportindustriesystems: die rasend schnell emporschnellenden Einfuhrüberschüsse — 1880 weist die Ausfuhr noch ein geringes Plus auf; 1898 beträgt der Einfuhrüberschuß rund 1,4 Milliarden, 1906 beinahe 1,7 Milliarden — und ihren Zusammenhang mit der Bevölkerungsflut auf verhältnismäßig winzigem Gebiet. Hier war keine Freiheit, hier war Notwendigkeit, aus der sich heute die bösen Träume der Koalitionen verhundertfachen. Jede neue Kombination der Parteien befriedigt daher noch weniger als die frühere, weil nur zeitweilig und nur scheinbar ihre Interessen sich decken; und jeder nächste Augenblick mag die Treulosigkeit, das Paktieren hinter dem Rücken des Freundes, des Bundesgenossen, des „glorreich Alliierten", zum Gebot der nationalen Selbsterhaltung, zur Forderung der nationalen Ehre machen. Daher wird die diplomatische Wahrscheinlichkeitsrechnung immer schwieriger, werden ihre Resultate immer ungewisser. Daher die dem Nichtsalsmoralisten Ekel einflößenden Bastardverbrüderungen zwischen Despotien und Republiken; Asiaten und Europäern; Romanen und Teutonen; Türken und Glaurs; Pazifisten (ist nicht der Flottenfanatiker Roosevelt mit dem Friedenspreis Nobels gekrönt?) und Militaristen; Aufklärern

und Dunkelmännern. Daher das Unvermögen sonst stärkster Intelligenzen und produktivster Geister, sich in diesem Gestrüpp von Lüge und Scheinwahrheit, von Rationalem und Irrationalem zurechtzufinden; ihr organisches Untalent zur Diplomatie. In dem Netz solcher Kombinationen strauchelt jeder aufrechten Ganges fähige Fuß; und mit Genugtuung sei in diesem Zusammenhange vermerkt, daß der instinktsichere John Bull für sie, aus dem Gefühl des Unbehagens, eben das Wort Strauchelbündnisse (entangling alliances) geprägt hat.

Wie ist's nur möglich, in diesem immoralistischen Klima zu leben? Die Diplomaten haben das Heilmittel gefunden: den Zynismus. Die schlechten hegen ihn aus Leere und Laster, die guten .. aus resigniertem Idealismus.

Die nationale Ehre

Von diesem ganzen Spiel nationaler Interessen, die sich aus Eigennutz und Berechnung suchen und vergeschwistern, abstoßen und verraten, ein Spiel sittlicher Kräfte zu sehen: das bringen immer wieder der durch keine Erfahrung zu erschütternde Glaube der Einfältigen und die in nationaler Voreingenommenheit befangene Katheder-historie fertig. Und so bleiben wichtige Teile des Volkes, vor allem gerade die Aristoplutokraten, in deren halb feudalen, halb kapitalistischen Händen sich die Verfügung über die Machtmittel des Staates befinden, dauernd im Stande politischer Unreife. Ihr Begriff der nationalen Ehre ist umdüstert. Welche Forderungen die persönliche Ehre an das Verhalten des einzelnen stellt, darüber herrscht im allgemeinen kein Zweifel; und über das Maß von Selbstzucht und Selbstbeherrschung, von Unterordnung unter die Gebote der guten Sitte, von Takt und Zartgefühl, von Höflichkeit und Dienstbereitschaft, das ein Mann von Ehre haben müsse, darüber befindet, selbst bei noch ungeklärten Vorstellungen, das Gefühl mit erfreulicher Instinktsicherheit. Von hier aus aber führt, scheint es, keine Brücke zu den wahrhaft sittlichen Bestimmungsgründen, die ein innerlich freier Mensch als für die nationale Ehre entscheidend anerkennen wird.

Welche Gefahren dieser wirre Zustand heraufbeschwören kann, zeigen eben wieder die sich immer mehr verdrösselnden Marokkohändel, bei denen die nationalen Interessen mit besonderem Eifer hütende Blätter (ich will sie nicht nennen) sich immer dreister zu dem Worte des brutalsten Zynismus bekennen: Wright or wrong, my country. Allerseits derb getadelt wird das (schon historisch gewordene) Ungeschick der deutschen Diplomatie. Aber anstatt zu sagen: Die nationale Ehre verlangt nicht von den Regierenden, daß sie gemachte Fehler durch Häufung von Unaufrichtigkeiten und Brutalitäten gutzumachen suche, sondern: daß sie einen Standpunkt wähle und festhalte, der stark ist und überlegen macht, weil er das Recht, den Nutzen, die Klugheit, die Richtung des geringsten Widerstandes für sich habe, sagen sie ... Man weiß, was sie sagen; weiß auch, daß sehr gebildete, sehr ehrliebende, im persönlichen Umgang tadellos saubere deutsche Männer ihre patriotische Pflicht sich von dieser Seite her vorschreiben lassen. Die nationale Ehre verlangt aber nur, daß wir von den möglichen Mitteln zur Selbsterhaltung und Selbstentfaltung solche wählen, die fördern, ohne die Zahl unsrer Gegnerschaften zu mehren. Gegen diesen elementaren Grundsatz politischer Klugheit verstößt jenes dummdreiste Prahlwort gröblichst; die mindestens unbequemen Koalitionen unter den übrigen Großmächten sind zum Teil die Folgen.... Übrigens ist aller dieser Wirrwarr nur möglich, weil der Glaube an die sittigende Mission des Völkerrechts, das aus der Idee der Völkersolidarität geboren wurde, erschüttert ist. Es hat den nationalen Eigennutz nicht eliminiert, sondern organisiert; es stellt für die internationalen Beziehungen nicht sittliche, sondern mechanische Regeln auf. Seine Ansprüche an die sittliche Qualität der Staatenvertretungen zerschellen an der eigenwillig festgehaltenen nationalen Souveränität, die sich nur dem größeren Zwange, nicht der Majestät der Gerechtigkeit und Humanität beugt. Das Erstarken der friedliebenden demokratischen Elemente unter den Kulturnationen hat daran bisher nichts zu ändern vermocht; denn nach wie vor wird die innere Politik von der äußeren her bestimmt, anstatt daß die Orientierung von innen nach außen erfolge.

Ist's darum erlaubt, als Hoffnungsschimmer erstarkender Völkereintracht den Protest zu betrachten, den die englischen Arbeitervertreter und Radikalen im Unterhaus gegen die als unsittlich empfundene Revaler Verbrüderung des Zaren mit dem konstitutionellsten aller Könige erhoben haben? Aus den Leuten spricht das alte, fromme Puritanerherz, gleichgültig, ob sie das Leben nach den Geboten der Bibel oder Herbert Spencers einrichten. Es ist nicht das internationale Proletarierherz, das sich in ihnen empört. Sie sprechen als Engländer zu Engländern, haben ein starkes Stammesgefühl, empfinden den Klassengegensatz zwischen arm und reich nicht entfernt so scharf wie ihre kontinentalen Genossen und dürfen darum mit wachsendem Recht im Namen der Nation sprechen und heischen. Die Antwort, die ihnen wurde, war auch keineswegs hoffährtig, sondern einlenkend und beruhigend. Aber . . es bleibt beim Alten. In den Augen der Staatsraison ist die Ehe zwischen Politik und Moral eine Zwangsehe; und die liberalen Regenten in Westminster, die ihr Gemeinwesen im Innern so mutig nach sittlichen Normen umzugestalten suchen, dürfen im Bewußtsein, der nationalen Ehre im zeitüblichen Sinn nichts schuldig geblieben zu sein, ihren Volksgenossen den Anblick eines anglo-russischen Bastardbundes getrost zumuten. „Gott" wird noch lange von der Arena der internationalen Wettkämpfe abwesend sein.

Carnegie und kein Ende

Ist über Andrew Carnegie nicht schon alles gesagt, was sich Ersprießliches über ihn sagen läßt? Nun kommt die endlose Flut der Wiederholungen, Verwässerungen, Selbstverständlichkeiten, die kleine Münze der Nachsprecher und Nachschreiber; kommt die Literatur, die den Sinn dieses in Dollarmillionen kristallisierten Vollbringens banalisiert. Diese papierne Behandlung verträgt der simple Mann nicht, der doch so ernst und würdevoll dem diesseitigen Leben gedient hat und im Alter erst recht dient. Denn nur der Geist hat die Eigenschaft, daß er den Geist ewig anregt; darum dürfen noch heute Berufene über Shakespeare oder Goethe ihr Schauen offenbaren. Aber über Carnegie? was läßt sich neues über Carnegie sagen?

Inwiefern sein Leben als Zeitsymbol gelten mag, ist nicht allzuschwer nachzuweisen. Erst die allerdürftigste Enge eines schottischen Weberdörfchens, die in dem Menschen von „langem, ungebrochenen" Willen den Erwerbstrieb mächtig aufstachelt. Dann die Verpflanzung nach dem technisch und kommerziell damals noch jungfräulichen Amerika, das der produktiven Findigkeit des zähen und klugen Burschen die Arena bietet, in der der Kaufmannsgeist noch im größten wirken kann, weil staatliche Regulative ihn nicht fesseln und der Erfolg allein noch den Wert der Handlung bestimmen darf. Endlich der Aufstieg in jene schwindelnden Höhen des (gar nicht mehr anschaulich vorstellbaren) Besitzes, der in keiner zivilisierten Menschengemeinschaft eine solche Herrschaft gibt über Menschen und Werte wie in dieser traditionslosen Heimat einer dämonisch rasenden Erwerbsgier. Wie weit bei solcher Laufbahn sich im Einzelfalle Verdienst und Glück, Genie und Skrupellosigkeit verknüpfen, um diesen Aufstieg zu erwirken, können wir wohl ahnen, oft doch auch in Europa, trotz verringter Maßstäbe, deutlich anschauen und nicht selten sogar nachrechnen. Ich wiederhole: bei solcher Laufbahn, die doch geradlinig ist und in den Kreis des Greifbaren, Quantitativen, Nützlichen fällt, während das unbegreiflich Dämonische erst dort anhebt, wo das Leben, wie nach Goethe bei Napoleon, in der Idee gelebt wird (Napoleon trachtet sie zu verwirklichen, konnte sie freilich „im Bewußtsein" nicht fassen). Es ist überflüssig, ja vulgär, alle bisherigen Maßstäbe, an denen die feinsten, die am meisten vorauseilenden Europäer menschliches Tun gemessen haben, angesichts eines Andrew Carnegie über den Haufen zu werfen und in Menschen dieser Art den letzten Sinn aller Kulturentwicklung zu sehen. Das menschlich Schöne dieses Lebens darf aber nicht geleugnet werden. Es ist sein Ende. Es fängt dort an produktiv zu sein, wo es, nach der Vulgärauffassung, aufhört es zu sein. Bis dahin, während der schaffenden, kapitalbildenden Mannesjahre, war es nur nützlich, jetzt wird es, bei verglimmernder Sonne, sitt-

lich; wobei, mit einem Male, das reiche Kapital mobil wird, das seine erzarme, aber demütig fromme puritanische Vorfahrenschaft ihm vermacht hat. Ob der Mann sich in seinem Gewissen beunruhigt fühlte, als er, über Voraussicht und Gebühr, die Dollarpyramide gen Himmel wachsen sah? Jedenfalls erstarkt das Gefühl, daß der Kollektivgeist an ihrer Entstehung Hebammendienste verrichtet haben muß. Er beginnt, sie als ein Fremdes, ihm von der Vorsehung Anvertrautes zu betrachten; nennt sie einen Trust, sich ihren Verwalter: ein Vorgang nicht ohne Weihe, der tief in das Gemütsleben des Puritaners leuchtet. Und nachdem er einmal diesen Gnadenweg beschritten hat, stehen seine Milliardärgenossen neben diesem Genie der philanthropischen Organisation als enge philanthropische Stümper. In bedrohlicherem Umfange als anderswo ist Amerika das Land der kulturfeindlichsten Snobrasse, öfter als anderswo ist dort wealth . . illth (um ein klärendes Wortspiel des visionären Ruskin zu brauchen). Das Wirken Carnegies wird darum vor allem dort als Vorbild dienen. Ob es aber das System rechtfertigt, das, durch seine Systemlosigkeit, das Flibustierregime solcher Snobs möglich macht, ist fraglich. Men: ja. Aber auch: measures.

Über den Schriftsteller ist noch ein Wort zu sagen. In Deutschland wurden bekannt und werden viel gelesen: „Des Kaufmanns Herrschgewalt" (The Empire of Business) und ein den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland, England und Amerika gewidmetes Bändchen in der von Cornelius Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur" (Marquardt & Co., Berlin). Neben seichtem Geplätscher und Geplauder steckt unleugbar viel Gescheites; und der religiös gefärbte Fortschrittsglaube wie die aufrichtige Friedenssehnsucht vergolden selbst die beträchtliche Masse von Banalitäten, die der Eisenmagnat im literarischen Gepäck durch die Welt schleppt. Sehr lesenswert sind die wirtschaftlichen Belehrungen; da spricht der Mann aus Erlebnis und beschämt damit manch berühmten Katheder-ökonomen, der in seiner s. g. Wirtschaftstheorie den Schutt seiner unfruchtbaren Dialektik ablädt. Daß Carnegie von der Produktivität des Handels und des Händlers eine hohe Meinung hat, ist begreiflich; ich fürchte nur: eine allzu hohe. Es ist, im besten Falle, eine Produktivität zweiten Ranges. Der Virtuos lebt von des schaffenden Künstlers Gnaden; die kaufmännische Vermittler- und Organisatorentätigkeit von dem Reichtum des technischen und wissenschaftlichen Genies. Die platte Nützlichkeit und Unmittelbarkeit der Zwecke dienen schließlich doch der Notdurft; und wenn der kaufmännische Spürsinn das Mögliche leistet, die schaffenden Kräfte der ganzen Erde in Kontakt zu setzen, so wird er reichlich gelohnt und soll nie vergessen, daß das Salz der Erde die Genien sind, denen wir alle Wärme, alle Schönheit, alle Erhebung über den Alltag, alle jene Güter danken, die dem Augenblick Dauer verleihen. Carnegie selbst wird dieser Skala der Werte immer mehr inne, es steckt in diesem wahrhaft tüchtigen Manne ein Stück rührender Demut vor den Offenbarungen des reinen Geistes; aber seine deutschen Verherrlicher machen aus seinen Äußerungen eine lehr- und lernbare Weltanschauung, aus seinen Überzeugungen Leuchten der Weltweisheit und fälschen dadurch den Sinn eines Lebenswerks, das keine Rätsel zu lösen gibt.

S. Saenger

In der Aula zu Toledo . . .

Entwicklung schließt für die von der Naturwissenschaft ausgehende Spekulation ein Ziel ein. Das Wort verlangt es gar nicht. Peer Gynt mit seiner Zwiebel trifft es viel richtiger.

Wie der Weg vom Urtierchen über den Menschen weiterlaufen soll, verraten uns diese Empiriker nicht, trotz ihres Von-selbst-bewußtseins. Vielmehr holen sie das durchgerittene ethische Ideal wieder hervor, einen Vollkommenheit-Typ, der reine Abstraktion ist, Adoption eines Wunschwertes gegen die sich unbequem aufdrängende Ist-Form „Zwecklosigkeit des Lebens". Woher dieser Rückfall in die alte theologische Praxis?

Es ist die gemeine Neigung des Durchschnittsmenschen, die Ist-Formen, die Phänomene, beweisbar zu machen. Auch die

Freude an der Entwicklung ist nur halb, kann man sie nicht vor den Karren Kausalität spannen. Die Zielloſigkeit der Wiſſenſchaft iſt unerträglich geworden, wie einſt die der reinen Gottesanſchauung und der pſychiſchen Phänomene Kunſt und Liebe unerträglich wurden. Und wenn das Phänomen aus ſich ſelbſt kein Woher und Wohin ergibt, ſo legt man ihm einen Zweck unter, einen Wunſchwert, und zwar am zuverläſſigſten das ethiſche Ideal, die immer wache Stimme der ewig Mißhandelten. Die Wiſſenſchaft muß ſich vor dem Pöbel rechtfertigen, indem ſie an der Verbeſſerung der Menſchheit arbeitet! Die Zerſtörung des Bildes der ewigen Dinge iſt immer ethiſcher Urſache.

Als man die Konſequenz der Natur entdeckte im Strafen und Rächen und der Gedanke an bewußte Nachhilfe in der Regeneration tatreif wurde, da band man aus der Religion eine ethiſche Rute, machte aus dem Notſchrei ein höheres Ziel und verdrehte die reine Weltanſchauung in ein menſchliches Pflichtenſyſtem. Die Moral, die innermenſchliche Angelegenheit, wurde der Geſamtnatur aufgeſchweißt. Seit Moſes windet ſich die gemarterte Menſchheit krampfhaft in dieſer Unmöglichkeit.

Indem Jeſus eine Löſung aus dieſer Feſſel durch das Gegengewicht der natürlichen Regeneration verſuchte, indem er ſie zur göttlichen Liebe erhob, geſchah dieſer das gleiche, wie der göttlichen Rache. Auch ſie lenkte die Erkenntnis von dem unzerſtörbaren Dualismus ab und machte die Freude am Phänomen, die reine Anſchauung zu einem Laſter. Das Fiasko der Religion, der Liebe iſt die natürliche Folge des Irrtums, die Iſt-Werte des Weltweſens mit den Wunſchwerten des Menſchenweſens zu identifizieren.

Nun kommt der Monismus und erneuert dieſen Geiſtesfrevel. Um die Entwicklungsphänomene, deren Annahme oder Nichtannahme doch eine Sache der leidenſchaftloſen Erkenntnis ſein ſollte, der Menſchheit als Bedürfnis aufzuſchwätzen, werden ſie zu einer ethiſchen Sache gemacht. Die Vorausſetzungen der Wiſſenſchaft werden gefälſcht, indem man ihnen ein Ziel einimpft. Anfänglich verſteckt ſich das ethiſche Ideal hinter der Anpreiſung der Entwicklungslehre als reiner Wiſſenſchaft. Allmählich wird ſeine primäre Rolle deutlicher und jetzt zeigt es ſich ohne Scheu und ſchleppt die Wiſſenſchaft als Dienſtmagd hinter ſich her.

Das Hauptargument des Monismus gegen die theiſtiſchen Religionen iſt das angebliche Walten einer die Natur ſittlich beſtimmenden Kraft außerhalb derſelben, der ſogenannte Dualismus. Wie ich ſoeben andeutete, iſt die Errichtung dieſes Gottes nur eine Folge des Hineintragens der menſchlichen Wunſchwerte in die Phänomene. Ob Juden und Chriſten dieſe ethiſche Leitung in ein räumliches Jenſeits verſetzen, oder die Moniſten ſie für immanent erklären; ob jene ihr befehlshaberiſche Formen geben oder dieſe die Form einer freiwilligen Unterordnung des Menſchen unter die Entwicklungsgeſetze — wenn drei dasſelbe tun, ſo iſt es dasſelbe. Alle ſuchen die gleiche Formung der Naturerkenntnis durch das menſchliche Moralgeſetz. Jene Religionen treiben Monismus im wahrſten Sinne des Wortes, und der wiſſenſchaftliche Monismus unterſcheidet ſich von ihnen allein darin, daß ſeine Perſonifikation anſtatt Gott Menſchheit heißt.

An dem wirklichen, das Weltweſen ausmachenden Dualismus gehen beide Parteien mit der in Urſache und Wirkung gleichen Blindheit vorüber. An dem Widerſtreit der Wunſchwerte und Iſtwerte, des Ideals und Phänomens, des Willens und der Vorſtellung, des Triebes und der Erkenntnis. Die Wunſchwerte ſind nichts, als die immanenten Formgeſetze des Willensphänomens Menſch, der mit ihnen, wie das Tier mit den ſeinigen ohne Berührung der anderen Weltſeite ſich völlig befriedigend ausleben kann. Die Hingabe an die andere Weltſeite iſt eine Entäußerung der Eigenformen des Willens, eine Entgegennahme des reinen Bildes ohne Einmiſchung von menſchheitlichen Angelegenheiten.

Der Vorwurf des Dualismus als grundſätzlicher Scheidewand zwiſchen Theismus und Monismus iſt, von dieſem an jenen gerichtet, ein lächerlicher Blindwurf. Die Moniſten ſchicken ſich an, die Naturwiſſenſchaft durch Verquickung der Entwicklungslehre mit der Moral zu einer Zuchtrute der Menſchheit zu machen, wie die ſtrafenden und wiederherſtellenden Tendenzen der Natur als göttliche Rache und Liebe dazu geworden ſind. Die Fälſchung

des Weltbildes, die Vergewaltigung der Natur, die beiderseitige Prostitution der Moral und der unmittelbaren Anschauung (Kunst, Philosophie und Wissenschaft umfassend) durch unziemliche Vermengung nimmt ihren ungebrochenen Fortgang. Der Streit zwischen Theisten und Monisten ist ein Konkurrenzkampf unter Gleichartigen.

In der Aula zu Toledo ...

Hermann Gottschalk

Prozesse

Es ist uns nicht um das Materielle der letzten, lauten Prozesse zu tun; wir haben uns, bei halber Kenntnis, nicht zur Parteinahme drängen lassen und wollen uns nun auch von der Überhebung frei halten, zu der alle Art von rückwärts gelesener Historie leicht verführt. Aber trotz aller Vorsicht wissen wir doch, daß es in jedem Komplex von Tatsachen den einen oder andern Punkt gibt, der ganz einfache, vom unmittelbaren Zweck losgelöste und gesunde Erwägungen anzuregen imstande ist; gewinnen wir daraus ein Apperçu, das einleuchtet, so haben wir, glaube ich, zur Klärung in zukünftigen Fällen mehr beigetragen, als wenn wir zu den gegenwärtigen Chorus machten.

Auf die Frage, ob der Rechtsanwalt Hau seine Schwiegermutter getötet habe, konnte bekanntlich nur eine Antwort von sehr großer Wahrscheinlichkeit, nicht eine von vollkommener Bündigkeit gegeben werden. Die Vorkämpfer für den Beschuldigten haben unter anderm darin eine wesentliche Lücke in dem Netze des Beweises gesehen, daß kein zu der ungeheuern Tat des Verwandtenmordes ausreichendes Motiv festgestellt sei. 75000 Mark, so hieß es, sind nicht die Summe, einen mit allen Salben geschmierten Mann wie Hau und der obenein in die amerikanische Küche hineingerochen hat, zu dem Leichtsinn eines Verbrechens zu treiben. Es fällt nicht schwer, sich einen Kerl einzubilden, der folgendermaßen räsonniert: Wenn ich — es fehlt mir eine halbe Million — nur 75000 Mark hätte! damit komme ich bis in den Dezember, und im Dezember ist die Ziehung der Lotterie. Taktisch war der Einwand schon darum schwach, weil man unter zwölf deutschen Geschworenen nicht zwei vermuten darf, denen 75000 Mark ein Pappenstiel wären. Jedoch uns interessiert hier nur der psychologische Irrtum, zu glauben, daß Psychologie irgendwie das Vikariat für Tatsachen übernehmen könne, — ein Irrtum, ebenso häufig, wenn auch nicht so gefährlich, bei Verteidigern wie bei Anklägern.

Niemand zweifelt, daß ein Mord, außerhalb der Sphäre des dumpfesten Intellekts und der ungehemmten Triebe, ein extremes Ereignis sei; dennoch versucht man immer wieder, dieses schaurig Irrationelle rationell auszumessen. Die psychologische Leimsiederei, wo die Tatsachen nicht von selbst zusammenhielten, hat Unheil genug angerichtet. Das Motiv zu einem Verbrechen sollte in der Konstruktion des Beweises höchstens eine sekundäre, immer unterm Verdacht stehende Rolle spielen. Psychologie ist ein Instrument, das nur mit viel Geist, ja mit Humor nutzbar angewendet werden kann, das also aus unserm öffentlichen Verfahren verbannt bleiben müßte. Zudem gibt es überall keine Tatsachen, mit denen sie sich nachträglich nicht ganz und gar einverstanden erklärte.

Merkwürdig war es, zu sehen, daß man im Volke sehr bereit war, die Bereicherung um 75000 Mark als kein zureichendes Motiv zum Morde zu erachten; man sah sich nach einem andern Täter um und war von der bewiesenen psychologischen Skrupulosität so sicher gemacht, daß man sich ein zweites Mal nicht mehr anstrengte. Was diesen andern Verdächtigten zum noch entsetzlichern Verbrechen hingerissen haben könnte, darüber glitt man mit Verlegenheiten hinweg. Das ist dasselbe Gelüst, die Lösung hinaus- und ins Ungewisse zu schieben, das die Küchenmagd durch hundert Groschenhefte sich hindurchfiebern läßt. Der Lynch- und der Kolportagekitzel sind die polaren Äußerungen einer und derselben pöbelhaften Form von Ungeduld.

Oben wurde eine Entschuldigung zurückgewiesen. Höchst fehlerhaft wäre es nun, zu folgern, daß damit die Beschuldigung

könnte verstärkt sein. Diesen Fehlschluß bewußt zu machen, ist kaum dümmer und roher, als ihn unbewußt nicht zu machen schwer und selten ist.

Novalis sagt: „Wir setzen und nehmen etwas willkürlich so an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigensinn ...., sondern aus instinktartigem Eigensinn, der ebenfalls in der Trägheit seinen Grund hat. Es ist ein äußerst bequemes Verfahren, sich aller Mühe des Forschens zu überheben und allem innern und äußern Streit und Zwiespalt ein Ende zu machen. Es ist eine Art von Zauberei, durch die wir die Welt umher nach unsrer Bequemlichkeit und Laune bestellen". Diese tagtägliche Ausschweifung einer prinzipiellen menschlichen Gebundenheit nennt der romantische Experimentator den „Positionsakt" (im Gegensatz zu einem von ihm festgestellten Annihilisationsakt); und er ist es, der die Unbirnigen möglichst schnell Partei ergreifen läßt. Er ist es, paradoxerweise, auch, der sie die Partei skrupellos wechseln macht. Was für ein Berlicke-Berlocke der Sympathiegespenster und Antipathieteufelchen haben wir in der um den Namen Hardens kristallisierten großen Affäre, mit immer wieder törichter Überraschnng, erlebt! Und selbst jetzt ist es nicht nötig, wenn sich das Geschmacksurteil — das ist unter Umständen ein ethisches Urteil hoher Ordnung — von Herrn Hardens Stil in allen Lebenslagen abwendet, daß wir an den Fürsten Eulenburg Sentiment verschwenden. Sonst kommt es doch wieder dahin, daß dieselbe Gemütsschwäche, die in diesem Augenblick seine Vergehen kleiner sieht, im nächsten sie pharisäisch übertreibt. Wir werden uns vor dieser Übertreibung bald zu hüten haben. Wenn wir uns zur öffentlichen Verhandlung alles bieten lassen, was in Artikeln der „Zukunft" steht, laufen wir Gefahr, zur verdienten noch die unverdiente Schmach auf den Scheitel eines gestürzten Menschen zu häufen. Laßt uns nicht hinhören, wenn des Fürsten Praxis der Verführung und Liebesanknüpfung in extenso beschrieben wird. Man könnte mit dieser Methode ja das legitimste Ehepaar der Provinz in seiner Stadt unmöglich machen. Was taten Sie nach dem Hochzeitsdiner? Dachten Sie während des Diners schon an das, was Sie nachher tun wollten? Dachten Sie auch vorher schon zuweilen lebhaft daran? Etwa gar während der Trauung? — wofür es in einem verrufenen Gedicht von Goethe ein Exempel gibt. Sie reisten ab? kamen in eine fremde Stadt? suchten ein Hotel auf? und so weiter. Mit einiger Geschicklichkeit kann dieses „Und so weiter" eine artige Folter werden und die darauf gespannte Ehefrau für lange Zeit hindern, sich den Blicken der Nachbarn auszusetzen. Womit gesagt sein will, daß im öffentlichen Verfahren geschlechtliche Dinge nur summarisch behandelt werden dürfen.

Auch Herrn Hardens Motive sollten uns in keinem andern als dem privaten Interesse von Wichtigkeit sein; schon darum, weil es kindisch ist, sie auf eine einfache Formel zu bringen. Gedanken und Taten sind einfache Dinge und taugen als solche zum Objekt für den urfetischistischen Instinkt des Urteilens und Richtens; das Anonyme mag seine Stätte wo immer haben, — es hat sie nicht in der Wissenschaft und nicht im Recht. Von hüben und von drüben sollte kein Wort mehr, weder das der Lobpreisung noch das der Verdächtigung, über die innersten Antriebe Hardens laut werden. Der Geschmack würde den Vorteil davon haben, vielleicht nicht kleineren die Gerechtigkeit.

In beiden Fällen hat die Presse — doch nein, in dem einen wurde ja das Kollektivum sehr empfindlich gekratzt; und siehe da! die mythische Patina hielt nicht. Es erwies sich wieder, daß nur ein nichtangeklagter Redakteur „die Presse" ist; der angeklagte ist ein Bürger, geboren dann und dann, verheiratet oder nicht verheiratet, und manchmal vorbestraft. „Die Presse" ist eine sittliche — o, mehr: eine heilige Institution; der Redakteur ist ein Beleidiger und wandert auf ein Jahr ins Gefängnis. Ist diese Antinomie auch nur ungefähr zu versöhnen? Wieviel Anteil hat der einzelne Bürger an dem Interesse, das an der Wohlfahrt des Volkes zu nehmen das Kollektivum Presse berechtigt und verpflichtet ist? Nur ein Festredner vermag die vielen Zehntausende, die in die Zeitungen schreiben, als

eingesetzte Altruisten gelten zu lassen; wir kennen ihre Begeisterung. Wir kennen ihre Entrüstung ad hoc, ihren guten Schlaf dabei und ihr „sattes Behagen". Trotzdem, Herr Staatsanwalt, geben wir zu bedenken, daß die behördliche Vokabel „der Amtsrichter" und die biblische „der Gerechte" auch keine Identitäten sind; und es wäre nicht ganz unlogisch, wenn der Redakteur von dem Kollektivum, zu dem er gehört, so getragen und geschützt zu werden verlangte, wie der Amtsrichter von dem seinen. Er kann es nur deshalb nicht verlangen, weil sein Kollektivum eine bei weitem schwächere Struktur hat; es ist nicht in genügendem Grade vorhanden; es ist mehr eine Ausrede als eine Tatsache. Mache man es zu einer Tatsache, und man wird kein Recht zu erbitten noch zu ertrotzen brauchen. Man konsolidiere sich durch Ehrengerichte und konstituiere sich zu einem Parlament, und man wird den Weg aus der Phrase heraus und zur wirklichen Macht finden.

Moritz Heimann

Technische Lektüre

Von meinem Fenster habe ich einen weiten Ausblick über das Land, über die Villen des lieblichen Seestädtchens Penarth, auf die Klippen am Meeresufer und auf die grünliche, hochwogende Flut des Bristol-Kanals bis zu der gegenüberliegenden Küste von Somerset. Nach langen Wochen voll Regen und Nebel endlich ein frostklarer Wintertag.

Von den Klippen hebt sich besonders eine schroff von dem blauen Äther ab, der hochaufragende Lavernock-Point. Ihm gegenüber taucht eine kleine Insel aus dem Meere hervor, der Flat-Holm. Und den Elektriker erfüllt ein Gefühl der Ehrfurcht im Anblick dieses Felsens und dieser Insel: Vor zehn Jahren ward hier eine Entscheidungsschlacht geschlagen im Kampfe des Menschen gegen die Natur, in dem Ringen des Geistes gegen die Materie, und ein Sieg ward hier errungen, einer der folgenschwersten in der Kulturarbeit: hier gelang es Marconi zum ersten Male, Botschaft von Land zu Land zu senden, ohne irgendwelche materiellen Hilfsmittel, allein durch planvolles Erregen und Auffangen von Ätherschwingungen.

In solcher Erinnerung kam ein Buch, welches von jener Großtat am Lavernock-Point ausgeht, hoch willkommen: Slabys „Glückliche Stunden".* Ein Feiertagsbuch in mehr als einem Sinne. Es stellt keine Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit und die schwere eigene Mitarbeit des Lesers; die Entdeckungsfahrten in den elektrischen Ozean lesen sich fast wie ein kühner Reiseroman, darin der Held alle Schwierigkeiten siegreich überwindet und wohlbehalten ans Ziel gelangt.

Der große Reiz dieses Buches liegt darin, daß es der vollkommenste Ausdruck für Slabys Meisterschaft ist — für seine Größe als Experimentator. Was früher der Hexenmeister war, ist heutzutage der geschickte Vorführer des wissenschaftlichen Schauversuches. Unsre Aufgeklärtheit findet an vorgespiegelter Zauberei kein Vergnügen mehr; wir verlangen, um unsern nach den Ursachen forschenden Geist zu befriedigen, in den Zusammenhang der Dinge hineinzuschauen, ja wir wünschen, daß das glänzende Experiment möglichst systematisch das Räderwerk des Weltgetriebes vor uns ablaufen läßt. Dies Buch ersetzt uns nun in stilvollster Weise den unmittelbaren Genuß von Slabys berühmten Experimentalvorträgen, uns gleichzeitig Schritt für Schritt in das interessanteste Gebiet der Elektrophysik einführend, in die Kenntnis der Beteiligung des theoretischen Äthers an elektrischen Erscheinungen und in die Nutzbarmachung solchen Wissens durch die Technik der Funkentelegraphie und -Telephonie.

Die schöne Darstellung dieser Schauversuche hilft denn auch über so manche Langwierigkeiten hinweg, welche bei jeder Entdeckungsfahrt unausbleiblich sind, selbst bei der in den elektrischen Ozean. Besonders die ersten vier Vorträge, die Grundideen von Spannung und Strom und die Verwandtschaft von Licht, Elektrizität und Wärme erläuternd und kaum andere Weisheit erhärtend

* Glückliche Stunden, Entdeckungsfahrten in den elektrischen Ozean. Gemeinverständliche Vorträge von A. Slaby. Verlag von Leonhard Simion Nachf., Berlin.

als solche, welche wir uns bereits seit Untersekunda an den Stiefelsohlen abgelaufen haben, sind nur durch die geniale Anordnung der Experimente von Bedeutung. Später empfindet der treue Mitreisende oft Ermüdung durch die vielfachen Wiederholungen, verursacht durch die Entstehungsweise des Buches, das aus Vorträgen im Laufe eines Jahrzehntes zusammengestellt ist; in der Einleitung zu jedem einzelnen dieser Vorträge soll der Zuhörer, der sich erst zu sammeln hat, an das bekannte kurz erinnert werden; dem Leser aber, der sich vor wenigen Minuten noch mit dem vorhergehenden beschäftigte, ist solches nur ein kleiner Dienst.

Doch gerade durch diese Entstehungsweise haben die letzten sechs Vorträge, welche die Funkentelegraphie und -Telephonie behandeln, einen eigenen, geheimen Reiz, uns aus den nächstliegenden Interessen in nachdenkliche Stimmung entrückend. Jedesmal, wenn eine neue Stufe in der Beherrschung dieser Materie erklommen war, hielt der Verfasser einen seiner Vorträge; so bringt das Buch in natürlichster Form die Entwicklung, welche die Wissenschaft des behandelten Spezialgebietes gehabt hat; und da mit Lessing den meisten von uns das Streben nach Wahrheit göttlicher erscheint als die Wahrheit selbst, berührt uns der unfreiwillig enthüllte Kampf des Hexenmeisters Slaby um die Wahrheit weit zauberischer als die Darstellung der Resultate. Welch ein Ereignis erscheint uns die Großtat von Lavernock-Point des Jahres 1897 im fünften Vortrage! Wie wechselvoll das Ringen um Beherrschung des Äthers im sechsten bis neunten Vortrage! Und schließlich, wie unerwartet der Erfolg im zehnten Vortrage vom Jahre 1907, die Erfindung des drahtlosen Fernsprechens. Dieser letzte Vortrag ist der schönste von allen, wie eine Vollendung des im Buche geschilderten Werkes. Dabei fällt noch ein zweites auf: die Emanzipation von Marconi, dem der fünfte Vortrag alle Ehren des Erfinders beweist, dessen Charakterbild aber im scharfen Wettbewerbe zu schwanken beginnt, fast bis zur unberechtigten Verkleinerung.

Die Feiertage sind vorüber. Noch ist der volle Betrieb hier an der Technik Front, in den elektrischen Anlagen von Wales' Kohlenminen, nicht wieder aufgenommen; aber ein gewisses Arbeitsbedürfnis macht sich bereits rege. Die mannigfachen Eindrücke des Slabyschen Werkes ringen nach Vertiefung, und besonders das Problem des Erfinders beschäftigt den sinnenden Geist. Ich greife zu einem andern Buche, A. du Bois-Reymonds „Erfindung und Erfinder".* Das Werk ist schon ein Jahr alt, aber nicht gebührend bekannt. Zudem sind gute, ganz neue Bücher rar zu einer Zeit, da die besten Männer durch die Hochkonjunktur der Industrie in praktischer Arbeit übermäßig beschäftigt sind.

Nach den Fahrten in den Ozean der Entdeckungen selbst treten wir die Reise in das entgegengesetzte Meer an, in den Geist des Erfinders. Die Welt der Dinge an sich baut sich wie das Gewölbe des Äthers über der silbern glänzenden Fläche eines Sees auf und projiziert in den klaren Grund die Welt der Erscheinungen hinein. Der See aber ist die Seele des Menschen. Nicht so frei ist der Zug, jetzt im schwerfälligen Stoffe, wie damals, als wir durch den lichten Äther dahinzogen, und der Widerstand der Materie macht es dem Tauchenden oft mühsam, in die Tiefen zu dringen. Indes liegt in den Abgründen unter den Wassern manches Edelgestein verborgen.

Von einer praktischen Frage geht der Verfasser aus, von der patentrechtlichen Seite der „Erfindung". Aber praktische Fragen verdichten sich unter der Hand des philosophierenden Mannes oft zu Problemen. Das kommt, weil neuschöpferische Kraft stets den Gegenstand über die engen Grenzen abstrakter Logik hinausdrängt. In den Kapiteln vom „Inventat" und der „Invention" finden wir uns noch in jenen einengenden Grenzen reiner Logik, welche den Begriff der Erfindung einzuschließen suchen, bis wir im Abschnitt vom „Erfinder" das Problem beim Schopfe gefaßt haben, die Psyche des Erfinders, des Mannes, der wie der Künstler Schöpfer und ihm kongenial ist. Das alles ist in Gründlichkeit erörtert und durch patentamtliche oder historische Statistik

* Erfindung und Erfinder, von A. du Bois-Reymond. Berlin, Verlag von Julius Springer.

erleuchtet und erinnert an den Experimentalvortrag mit der überzeugenden Beweisführung des glänzenden Versuchs. Eine derartige Bearbeitung patentstatistischen Materials erscheint mir neu und bemerkenswert. Einen gewissen dichterischen Schwung nimmt schließlich das fünfte und letzte Kapitel des Werkes, die „Wirkungen der Erfindung", darin eben dieser Erfindung die Erlöserrolle der Menschheit durch ihre werteschaffende Kraft zugewiesen wird.

Warum ist aber hier, beim Erlösungsproblem, des Künstlers gar nicht gedacht?

Es folgen Tage der Arbeit, und die Bücher sind beiseite gelegt. Der Geist kehrt von seinen Entdeckungsfahrten aus lichteren Welten zurück und beginnt wieder des Alltags mühselige Wanderung, mit beiden Füßen die harte, wirkliche Erde tretend. Die Erinnerung bleibt zwar, doch in deren rosigen Himmelsschein ragt wie ein schwarzer, wuchtiger Berg des Realisten Pessimismus. Hat Du Bois-Reymond die Perspektive seines eigenen Buches nicht gesehen? Die großen Erfinder, das sind die Schöpfer eines neuen Bedürfnisses — die Epigonen jeder Entdeckung sind die Pfadfinder, auf die eine oder andere Weise solches neues Bedürfnis zu befriedigen. Die Erfindung, welche also nichts entdeckt als bislang ungekannte Mängel, soll eine Erlöserin sein? Bloß weil sie immer größere Arbeiterarmeen beschäftigt, anpeitscht, immer andere Sehnsüchte zu stillen? Macht denn die Erweckung immer brennenderen Durstes glücklich? Nicht vielmehr durchaus unglücklich?

Du Bois-Reymond erwähnt rühmend einen Vorgänger, Max Eyth. Ich lese sein kleines Buch „Lebendige Kräfte"*, einer Sammlung von Novellen zu vergleichen, von denen manche höchst spannend ist. Zuerst lese ich den letzten Abschnitt, um dessentwillen das Buch in die Hand genommen ward: „Zur Philosophie des Erfinders", in welcher Philosophie wir manches im Keime entdecken, was bei Du Bois-Reymond zum breitastigen Baume aufgewachsen ist. Doch rasch geht es weiter zu den andern Abschnitten, die uns etwas trockner anmuten, „Die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens", oder „Die Binnenschiffahrt und Landwirtschaft", ein Vortrag, der im deutschen Kanalkampfe zur Jahrhundertwende entstanden ist, durch sein überzeugendes Beweismaterial gerade die Kanalgegner ad absurdum führend. Eine Gruppe von drei Vorträgen ist Ägypten gewidmet. „Das Wasser im Alten und Neuen Ägypten" ist ein Hohes Lied auf die werteschaffende Kraft der Ingenieurkunst, an einem Beispiel dargestellt, wie grandioser wohl kein zweites auf Erden gefunden werden kann. Dann folgt „Mathematik und Naturwissenschaft der Cheopspyramide", welche unverständlich wie ein Bild der Apokalypse in ihrer Ungeheuerlichkeit sich aufbaut und in den klaren Himmel unsrer Neuzeit finsteren Wesens hineinragt, daß wir staunend vor dieser aus vorgeschichtlicher Dunkelheit geretteten Sphinx dastehen und nach ihrem Geheimnis forschen — bis es einem gelungen ist, sie zur Antwort zu zwingen; und wir müssen gestehen, daß unser stolzestes Wissen nur Kinderkönnen ist gegen der Menschheit Urweisheit. Schließlich der glänzendste Vortrag der Sammlung, „ein Pharao im Jahrhundert des Dampfes", ein Drama nicht ohne erschütternde Wirkung, das Schicksal eines Mannes darstellend, welchen die Überzeugung von der Allmacht der ihm dienenden Technik zum Cäsarenwahnsinn, zum Untergang treibt, Schritt für Schritt, in logischer Folge, bis das Verhängnis, das unerbittliche, ihn trifft — sein übergroßes Vertrauen auf Menschenstückwerk hat ihn gerichtet und vernichtet.

Als Einleitung der Vorträge ist die „Poesie und Technik" an die Spitze gestellt. Bedürfen wir nach solchen Erlebnissen noch des Beweises, daß Kunst und Technik Schwestern sind, die beide aus dem gleichen Urquell der Schöpfung trinken? Die Erscheinungsformen mögen verschieden sein: sie sind aber nur verschiedene Bilder des gleichen dunklen Etwas, das den Menschen zu den olympischen Höhen hinaufdrängt.

Ein Schimmer der Verklärung leuchtet auf jeglichem Alltagswerke des Jahres; man braucht nur hinzuschauen.

Ludwig Brinkmann

* Max Eyth, Lebendige Kräfte, sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Kritik der Bühne

Der Mensch muß müssen! widerspricht Richard Wagner dem weisen Nathan — aus der tiefsten Erkenntnis seines eigenen Wesens. Man dürfte wohl in der Tat die Vollmenschen in zwei Klassen scheiden: die einen geben sich den Tagesbefehl ihres Lebens in bejahender, die andern in verneinender Form. Wenn auch die Sonderung sich füglich wieder aufhebt in der Ibsenischen Formel: der Mensch muß er selbst sein.

Nun, der Kritiker wie der Dichter Julius Bab — „Blut" heißt ja sein neuestes Drama! — das eben ist sein „Blut", das Kennzeichen seiner Wohlgeborenheit, daß er müssen muß, was immer er ins Werk setzt. Daß er jegliche geistige Sache um ihrer selbst willen tut, ob ihm auch eine äußere Veranlassung dazu geworden sei, mit dem Ernst, mit der Hingabe, mit der Treue gegen sich, die alles über den Zweck der Stunde hinaus zu einem Rang, zu einer Zierde, zu einer Dauerbarkeit erheben möchte.

Und in dem Bestreben, jeweilen der Aufgabe und dem Stoffe Genüge zu leisten mit allen vorhandenen Kräften, nimmt der gewissenhaft Eifrige seine Fähigkeiten in die Lehre und schult sie am Werke des Tages — für das Werk des Lebens. Oder käme es nicht dem Dramatiker zugute, dem Schöpfer von Charakteren, wenn der Kritiker zeitgenössischen Gestalten — wie jüngst einem Hugo von Hofmannsthal — die innere Form und Notwendigkeit aberschaut und das Gesetz erkundet, nach dem sie angetreten, — käme es nicht dem Dramatiker zugute, dem Verkünder offenbarer Geheimnisse, wenn der Kritiker, künstlerisch hellsehend und philosophisch scharfsehend zugleich, ein überraschendes geistvolles „aperçu" findet, eine neue Eingebung und Antwort darbietet auf die ewig wiederkehrende Frage: was denn ist Persönlichkeit?

Aus solchem Sinnen und Bemühen hervorgegangene Studien über das „Phänomen Bühne" hat Julius Bab nun durch ergänzende und verbindende Betrachtungen zusammengeordnet zu einem Ganzen, einer schriftstellerischen Einheit. Die einheitliche Wirkung dieses Buches („Kritik der Bühne", Oesterheld, 1908) sollen wir — das fordert er selbst — zum Wertmesser seiner Teile machen; sollen prüfen, ob die im Laufe der letzten Jahre da und dort vorgetragenen Gedanken über die verschiedenen Probleme des Theaters sich zur Vollständigkeit ründen vermöge der allen zugrunde liegenden „Anschauungen, die hoffentlich als Niederschlag eines persönlichen Erlebens kenntlich sind".

Und gewiß, die dreimal vier Aufsätze, vereinigt unter den Überschriften: das Drama, die Schauspielkunst, das Theater, stellen dar einen nicht bloß umfriedeten, einen schon mit schützenden Mauern umgebenen Bezirk und darin die wohlgefügten Fundamente, auf denen die Schauburg unserer Zeit könnte errichtet werden. Nicht könnte — nein, kann und wird! sagt manches verhalten-bestimmte Wort. Die da kopfschütteln wollen und die Grundlage nicht tragfischergenug finden —: nun ja, es gäbe Gelegenheit zu vielerlei Einwänden. Wer aber hier zum Widerspruch gereizt wird, lernt und gewinnt, denn nirgends reizt Unfähigkeit, überall nur Besonderheit der Erfahrung, darum der Ansicht, darum der Idee. Und Eigensinn muß eigener Sinn heißen, wenn ein Selbständiger redet.

Mit ihm zu rechten und zu ringen, bedürft' es eines geräumigen Kampfplatzes. Man braucht nur einige seiner — Herausforderungen anzudeuten: das „Zweigespräch" die eigentliche Lebensform des Dramas — die Schauspielkunst als Urkunst — die Theaterfrage eine politische Machtfrage ... Und stets ist der Denker und Kämpfer Bab schwer gerüstet.

Manchmal auch zu schwer gerüstet, zu sehr beherrscht von einer Vorliebe für das Rüstzeug der Schule, für eine unschön gemischte Katheder-sprache (integre Konstanz!), für das Abstrahieren und Systematisieren. Wir wollen dem Dichter Bab zurufen: But wherefore do nor you a mightier way make war — mit leichter, spielender, blitzender Klinge, die schneller zielt und nicht minder entscheidend trifft?!

Roman Woerner

Die Silhouette

Wie hat sich im Lauf eines guten Jahrhunderts der zierliche Schattenriß gewandelt! Den Urgroßvätern ist er die Befriedigung eines physiognomischen Bedürfnisses, das aus den Profillinien der Zeitgenossen ein Stückchen Seele einzufangen trachtet. Unsern Großvätern eine dilettantische Übung, die den Porträtbedarf schwärmerischer Freundschaften zu decken hat. Dann vernichtet ihn die Photographie, aber aus der Asche steigt eine holde Kleinkunst, der Schattenschnitt, der nicht mehr mühsam Kopflinien umreißt, sondern in freiem Phantasiespiel diese ganze sublunarische Welt in die Flächensprache der Schere zu bannen sucht. Konewka, der liebenswürdige Schwarzkünstler mit den abertausend Einfällen, wird ein Höhepunkt. An sprühender Laune, Schärfe des Blicks, Feinheit des Schnitts kommt ihm keiner gleich. Mehr als seine Veröffentlichungen dokumentiert das sein Nachlaß. Mit ihm ist der Silhouettenstil erschöpft, der alles in die Fläche projiziert, der sich auf den Kontur beschränkt, und seine hübschesten Wirkungen einzig durch das wohlberechnete Zusammenarbeiten von Schere und Stift erreichte. Darüber hinaus ist jetzt erst ein Künstler unserer Tage gekommen: der Königsberger Heinrich Wolff, ein prächtiger, frischer, packender Radierer, der in seinen Nebenstunden zur eigenen und seines Töchterchens Ergötzung köstliche Silhouetten schneidet. Was ihm unter den launigen, abends bei der Lampe erphantasierten Gebilden am liebsten war, hat er jüngst in einer Mappe zusammengestellt als Erzählungen einer kleinen Schere (Königsberg, Paul Aderjahns Verlag). Und diese ergötzlichen Blätter geben etwas ganz Neues, Eigenartiges, stilistisch Reizvolles, Entwicklungsträchtiges, sie geben den Impressionismus in der Silhouette.

Wolff hat sich als erster darauf besonnen, daß die Silhouette die Sprache der Schere ist; daß es ein anderes ist, ob das kleine Instrument durch vorgezeichnete Linien gefesselt wird oder ob es frei und ungebunden dem Fluge der Phantasie nachtanzt. Der Künstler zeichnet nicht vor; er improvisiert aus dem schwarzen Blatt heraus, folgt rückhaltlos dem Einfall der flüchtigen Sekunde, dem momentanen Reiz und gelangt so zu einer neuen persönlichen unmittelbaren Sprache. Seine Silhouetten bleiben nicht bei Linien- und Flächenkombinationen; sie erzielen verblüffende Raumillusionen, suggerieren plastische Körperlichkeit der Gestalten, perspektivische Vertiefung ganzer Landschaften. Fast nur durch den fein erwogenen Wechsel von Schwarz und Weiß.

Launig ist seine Schere und graziös, derb und elegant, voll Kaprize und krauser Keckheit; eine Fülle von Einfällen strömt ihr zu mit der gleichen Geschwindigkeit, in der ihr unruhig tänzelnder Gang dem schwarzen Papier die Abfälle abzwackt. Blätter voll zarter oder parodischer Märchenstimmung wechseln da mit erdhaft realistischen, Figurenspiele, die nackte und bekleidete Körper in wundervoller Bewegungsrhythmik zeigen, mit virtuosen bildhaften Szenen, deren Hintergründe erstaunlich tiefe Landschaften entbreiten. Alles täuscht diese Schere, eine rätselhafte Zauberin, uns vor: Raum, Farbe, Licht, Bewegung. Der Kleinkunst des Schattenschnitts hat sich hier eine neue, weite Welt eröffnet. Mußte sich ihr eröffnen, sowie ein Künstler unserer Tage zum erstenmal daran ging, Seh- und Fühlweise der Gegenwart, den Impressionismus, auf die Silhouette zu übertragen.

Franz Deibel

Kultur

ist die Verfassung, die man unbewußt seinen Trieben gibt, damit sie in Stärke beieinander leben. Sie verhindert, daß die Instinkte, auf Hinterwege wirkend, das Blut heimlich verschwären lassen oder daß einzelne Kräfte zu weit aufkommen und die andern vergewaltigen. Wo sich die Instinkte nicht von selbst diese ungezwungene Verfassung geben, kann man sie mit Gewalt, durch Moral und Gesetz eindämmen, sie wie knurrende Hunde in finstrer Ecke unter steter Angst halten; dennoch werden die Schornsteine des Landes rauchen, der Hans wird die Grethe freien, und wenn's not tut, wird die junge Mannschaft bewaffnet an den Grenzen stehen. Kultur ist zu alledem nicht notwendig. Kultur brauchen nur die, welchen das Unnötige das Notwendige ist.

Kultur ist unabsichtlich und sicher, darin gleicht sie der Natur. Sie will gerade das, was man am besten kann und hat die sublime Beschränktheit, es für das Wertvolle, das Adlige, bisweilen für das Göttliche zu halten; indem sie es in Symbolen gestaltet, schafft sie dem eigenen Adel Erinnerungsmäler, durch deren vollkommenen Ausdruck sie sich selbst und die Barbaren in anhaltender Bezauberung erhält. Die vollkommene Kultur gipfelt im Kult oder sie ist selbst nur die Ausstrahlung dieses glühenden Herdes. Die Götter sind die Tugenden eines Volkes, ihre Kulte seine symbolisch verdichteten äußersten Lebensakte.

Falls eine unglücklich eingeschleppte Jenseitsreligion eine abstrakte Gottheit und absolute Tugend imaginiert, setzt sich eine noch dichte Kultur meist ohne Empörung durch stillschweigendes Übereinkommen mit ihr auseinander. Stets der Natur ähnlich übergrünt sie nackte Mauern mit lockigem Gewächs und erstickt fremde Stämme unter den Blüten ihrer lebendigen Lügen in lautlosem Tod. Statt mit Disput in die pfäffische Kirchendumpfheit hinabzusteigen, verkapselt sie nazarenische Barbarei unter der süßen Weltlichkeit des Minnedienstes und dem Trotz der Rittertugend. Erst an ihrem Sterbelager erheben sich die fanatischen Erneuerer der „reinen" Lehre oder ihre „aufgeklärten" Bekämpfer, beide in ihrem Fanatismus oder ihrer Vernunft den spontanen und farbigen Symbolen der sterbenden Kultur gleich Feind. Eine Kultur stirbt, weil ihr Wert nicht in Worten ausgesprochen oder in Maßen festgelegt werden kann. Sie war ein Spannungszustand, auf den, wenn die Kräfte erschlaffen, eine Abspannung folgt. Desbalb sind alle Kultur„bestrebungen" sinnlos. Es gibt nur Kritik der Unkultur.

Kultur will und kann einen Volkskörper nicht gesund machen. Reformatoren und Apostel versprechen, wie schlechte Ärzte, Heilung von Krankheiten und streichen damit gewissermaßen die Gegenwart als Zeit der Vorbereitung, des Wartens, der Diät aus. Kultur ermöglicht, daß ein Volkskörper trotz und mit seinen Krankheiten eine Zeitlang intensiv leben kann. „Gesundheit" ist ein unfruchtbares und gar nicht erstrebenswertes Ideal. Kultur mag bisweilen einer abgeschnittenen Blume gleichen, deren Schönheit und Wert darum nicht geringer wird, weil sie kurzlebig ist.

Kultur macht bald durch ihre Künstlichkeit und bald durch ihre Natürlichkeit staunen, wie ein Garten, wo das Wachstum, gegen feindliche Zufälle geschützt, zu ganz besonderen Entwicklungen führt, wie ein Beet, das bald in seiner Regelmäßigkeit zum Widerspruch aufreizt, bald durch den aufgeschürten Feuerbrand seiner Tulpen bezaubert. Verteilung der Blumen in den Rasen wäre wertlos als „Programm" der Natürlichkeit. Sie könnte eine vorübergehende liebenswürdige Mode werden, bis man sich wieder der prächtigen Häufungen in Beeten erinnern wird.

Kultur entsteht aus dem Instinkt der Natur, sich gegen die zentrifugale Vielköpfigkeit der Individuen zu schützen, deren jedes sich für die Welt setzen und die andern zwingen möchte. So ist Kultur bewußtes Fördern des Natürlichen, gewaltsames Ermöglichen der Ungezwungenheit. Ihr Zweck heiligt die Mittel.

Man kann im Süden in trockenen Monaten ein Flußbett durch Geröll, Sand und Gestrüpp bis fast an die Öffnung der versiechenden Quelle hinaufgehen. Jeder sinkende Tümpel ist im Augenblick reicher an „Inhalt". Aber nach den ersten Regengüssen durchbraust die Quelle wieder das alte Bett und findet die Uferkanten wieder, die ihre Kraft grenzen, zähmen und verdichten. So gräbt Kultur den Instinkten ein Bett: Formen, die bestehen bleiben auch in Zeiten versiechenden Lebens.

Oscar A. H. Schmitz

Zufällige Konzerte

Ach wie auf Erden nichts, wie nichts auf Erden gleicht den Schauplätzen angenehmer Begebenheiten! Das Postamt war rot. Gleichfalls die Kirche machte kein Geheimnis aus ihren deutlichen Ziegelsteinfugen. Von da in den Kurpark reichten wenige Schritte. Und man erging sich in diesem ohne jegliche Verantwortung, dem Bewußtsein un-

gerechten Vorzugs fremd, wiewohl die vielfach krummen Wege so zeitverschwenderisch waren und die reichlichen Seelüfte darin eine ganz unverdiente Belohnung für uns Müßiggänger. Daran dachte man nicht; o die Schauplätze angenehmer Begebenheiten. Weil's mir damals gut, so richtig gut ging, fiel mir nie es ein, die Anlage dieses Parkes auf Steuern und Taxen, seine freundliche Abwechslung der Gebüsche, Wiesen und Bauminseln auf ermüdende Studien ausländischer Werke über Hortikultur, die Kinderfeste auf geschäftstüchtige Trucks der Badeverwaltung und Toiletten der Damen auf Berufspein ihrer Ehemänner zurückzuführen; kurz alles auf das ökonomische Prinzip. Sonst erscheint mir doch die Welt so gnadenlos betrieblich und zielbewußt, im Dunst des Arbeiten-Müssens, von Fabrikswaren besetzt. Damals jedoch bewegte sie sich liebenswürdig. Und als ich einmal, von irgendwelcher Bank aus ganz ferne Kurmusik zu hören bekam, verübelte ich dies niemandem, sondern ich hörte gut zu und staunte nur ... Das Stück, auf seinem Wege durch die Bäume her zu mir, hatte Blättergrün und Zweige, Tau, Sonnentupfen in seine Töne mitgenommen, sie wehten gefärbt und aufgefrischt. Das Herablassen einer Persienne im Hotelfenster links blinzte aus ihnen, mit den Spatzen des Sandwegs und mit dieser Vormittagsstunde in Südostbrise. Mein Herz klopfte. Wie ein hinter erglühender Luft bebendes Gebäude, wie ein Shawl in Bewegung, aus dem die eingewebten Metallstücke glänzen, standen die Akkorde vor mir, wie das Laforguische je ne sais quoi qui n'a de nom dans aucune langue, de même que la voix du sang... Indessen erkannte ich das Stück nicht, wiewohl es mir geläufig war. Ich ging zwischen seinen kontrapunktischen Stimmen wie zwischen Häuserfronten und es war wie in der Heimatstadt manchmal, wenn man aus einem neuen Durchhaus tritt oder von ungewohntem Standpunkt her beobachtet. Alles ist fremd und dennoch alles vertraut. Ich weiß, daß ich zu Hause bin und dennoch kenne ich mich nicht aus. So vergißt man auch bisweilen, aus Träumen nachts erwachend, die Lage der Fenster, die Wand am Bettrand, rechts und links im Dunkel. Jeden Augenblick kann die richtige Orientierung einfallen, mit einem Schlag alles ins gewöhnliche Licht ordnen, aber das zieht man in süßer Dual hinaus, absichtlich verwirrt man sich und ist in fremder Stadt, in fremdem Bett. Endlich längs eines Geigenlaufs schwinge ich mich in die Erkenntnis, daß ich die Meistersinger-Ouvertüre vor mir habe ... So wohlgetan hat sie mir schon lange nicht, seit ich vor Jahren mit ihr bekannt wurde, seit den ersten Entzückungen nicht mehr. Ich sitze da und, gerührt von jeder Modulation, danke ich dem lieben Gott für sie.

Manchmal überrascht mich so die Musik, wie aus einem freundlichen Hinterhalt, und das wollte ich sagen: dann findet sie die Seele ganz anders offen als im Theater oder in den zweckdienlichen Konzertsälen. Zufällig kommt sie, Wind trägt sie her und löscht sie aus, Sonne wie über die Alpen gießt sich über Melodien. Niemand bietet mir Programme an oder das mit einer harfenschlagenden Dame gezierte Titelblatt eines thematischen Leitfadens. Keine Vor- und Nebensitzenden, keine Presse, keine Bonbons, nicht Gucker, nicht Begeisterung, nicht gemachte Begeisterung und keine aus Furcht, die Begeisterung könnte gemacht erscheinen, gemachte Nicht-Begeisterung. So natürlich geht alles und nicht einmal stolz sein auf seine Natürlichkeit kann man. Man hat weder Zeit sich in Frack, noch aus Protest gegen Zeitvergeudung bei der Toilette nicht in Frack zu werfen. Einfach wird man vom Genuß attackiert, auf kurzem Wege vergewaltigt ...

Himmlisch! auf der Straße entzückt es mich, wenn ein Vorübergehender nicht ganz richtig die inniggeliebte Barcarole aus „Hoffmanns Erzählungen" pfeift ... Der Cafetier läßt seinen Phonographen loskniršchen, ich verliere die Zeitung aus der Hand, denn so süß wie nichts mischt sich in das Klappern der Tassen und in Geflüster von andern Tischen her die Arie der Tosca ... In einer fremden Stadt hörte ich einmal ein Bach-Präludium, sehr gut auf einem jedoch schlechten Klavier (die Töne knatterten so) vorgetragen. Nie werde ich vergessen, mit welcher Freude ich damals in das gegenüberliegende Haus trat und zu dem offenen Fenster hinaufhorchte. Ich hörte auch noch die Fuge an und ging dann in Glück meiner Wege... Begeistert bin ich für Nationalhymnen der Soldaten, die zufällig unter meinem

Fenster vorbei in die Schlacht marschieren ... für die angstvoll asthmatischen Klänge eines Leierkastens auf verlorener Landstraße, die an den Geruch doppelt gewärmten Dorfkaffees erinnern; der Mann beginnt zu kurbeln, wenn er uns von weitem herannahen sieht und zwar genau dort, mitten in einem Doppelschlag meinetwegen, wo er aufgehört hat, als er den Wanderer vor uns genügend weit mit seinen Tönen geleitet erachtete ... Ich liebe auch die städtischen Flageinetts, hohlflötend und scharf; die Musik alter Ringelspiele; Orchestrions mit Janitscharenmusik; wispernde Aristons mit ihren Stahlbürsten, die plötzlich vom Wäschekasten herab oder beim Öffnen eines Stammbuchs einem Glockenspiel ähnlich erklingeln; die Berlioz-Instrumentation der Straße zur Singstimme eines fensterputzenden Dienstmädchens ... Oder ich ziehe mit den Gabelzinken in gestehendes Fett der Schöpsenbratensauce Kratzrinnen, die ich dann zu wohnlichen Gassen mit Häusern, groß und klein, mit Verkehrshindernissen und Volk zu vergrößern weiß. Das bringe ich fertig. Ich vergrößere auch oft das Eßzeug in Gedanken, mache aus dem Tisch eine weite Ebene, beschneit infolge des weißen Tischtuchs, die Teller sind wie Gebirge, die Messer, Gabeln, Löffel wie silberblinkende Seen, sicher wie ein Glaspalast steht mitten in weiter Einsamkeit das Salzfaß. Dazu summe ich gewisse Schlußsätze von Brahms, zum Beispiel den aus der Cellosonate f-dur op. 99 oder aus dem Streichquartett (oder ist es ein Quintett?) G-dur. Er geht so ... Könnte ich ihn doch allen vorsummen, die mir nicht glauben wollen, daß er in diese traute, friedlich im Familienkreis dämmernde Kinderstuben-Vergrößerungsstimmung (ich nenne sie auch Knecht-Ruprecht-Stimmung, aber ich weiß nicht, warum, und ich denke dabei auch an Marktbuden am Abend und Spielzeug aus färbigem Holz) einzig schön hineinpaßt ...

Das sind so meine Vergnügungen.

Nun will ich, bitte schön, nur kein Programm daraus machen, keinen Antrag auf Umstürzung unsres gesamten Konzertlebens, keine Aktion mit dem Motto: „Aufgepaßt! Sie können sich noch retten! Es ist höchste Zeit, daß etwas für unsere Kultur geschieht!" ... Das liegt nicht in meinem Sinn.

Ich habe nur meine Notizen gesammelt, von deren Belanglosigkeit leider für das praktische Leben ich aufrichtig überzeugt bin, und gebe sie hier zum besten.

Max Brod

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Bildungsideale/ von Karl Scheffler

Halbbildung führt zum Selbstmord. Ich weiß nicht, von wem diese lapidare Formulierung stammt; aber ich erinnere mich des starken Eindrucks, den sie beim ersten Hören auf mich machte, weil sie mir zugleich durch ein aufregendes Erlebnis dramatisch kommentiert wurde. Ein Jugendfreund schoß sich eine Kugel in den Kopf, weil er sich mit unklaren Bildungsidealen beschwert hatte, die er auf die Dauer nicht zu tragen vermochte. Er hatte den großen Bildungshunger; aber sein Kopf war mittelmäßig, sein Herz nicht stark, sein Wille nicht durchaus rein und es fehlte ihm der einsichtige Berater. Das abstrakte Leben, das er gierig aus Büchern schöpfte, war stärker als seine jugendliche Vitalität. Zwei Leben sah der Unglückliche vor sich: das festtägliche der Bücher und das profane in der Werkstatt der Wirklichkeit; er begann vom Idealen und Realen zu sprechen, als von unüberbrückbaren Gegensätzen. Schließlich fand er keinen Ausweg mehr; „Balsam ward ihm zu Gift, aus der Fülle der Liebe trank er sich Menschenhaß". Sein Selbst entglitt ihm und er richtete die Waffe gegen sich, wie gegen den ärgsten Feind. Aber der Schuß war nicht tödlich, und nach einigen Wochen kehrte der Ärmste zu seiner Berufsarbeit zurück. Was nun aber schrecklicher war als der Versuch sich zu töten: fortan vergaß er alle seine höheren Bestrebungen, haßte heimlich seine alten Ideale, wurde ein peinlich korrekter, selbstgerechter Mensch, der sich nach außen mit der einst erworbenen Halbbildung drapierte, und entwickelte sich schnell zu einem materialistisch und selbst gemein dahinlebenden Allerweltsphilister, dem es nicht an höhnischer Bösartigkeit fehlte. Mit häßlicher Feindseligkeit wurde die alte Jugendfreundschaft zerbrochen.

Dieses Schicksal ist mir oft symbolisch erschienen. Zu Ähnlichem werden heute Viele getrieben, weil sie der Halbbildung garnicht ausweichen können, weil auf den Geist selbst der Schwächsten die tote Last eines die Lebensfreude erdrückenden

Wissens gelegt wird. Freilich ist es, selbst in diesen Jahren schrecklicher Schülerselbstmorde selten, daß Jünglinge sich in der durch das Mißverhältnis von Wissen und Verstehen, von Lernen und Begreifen, von Idee und Wirklichkeit erzeugten Verwirrung zum Sterben so leichtherzig anschicken, als ginge es zum Schlaf einer Nacht. Dafür aber grassiert um so stärker der geistige Selbstmord, der die Seele tötet und, an Stelle frohen Lebensgefühls, gemeinen Materialismus, korrekte Selbstzufriedenheit oder eitle Selbsttäuschung setzt. Es ist die offizielle Halbbildung, die der Staat heute von seinen vornehmsten Bürgern fordert, womit ein großes, reiches, arbeitsames und im Kern gutes Volk gegen sich selbst wütet. Was heute die Schule, die Gesellschaft, der Beruf an äußeren Kenntnissen fordern, ist, in all seiner abstrakten Einseitigkeit, so unnatürlich vielfältig, daß nur die Stärksten und Klügsten den Anforderungen ohne dauernden Schaden genug tun können. Und selbst sie werden nutzlos verwirrt, verlieren kostbare Jugendkraft und brauchen lange Zeit, um kritisch zu überwinden und wieder abzustoßen, was ihrer jugendlichen Empfänglichkeit und Unerfahrenheit gewaltsam oktroyiert worden ist. Der normal Veranlagte sieht sich durch die Bildungsforderungen in der Entwicklung gerade Dessen gehemmt, das für ihn und für die Allgemeinheit den meisten Wert hat: in der Ausbildung der selbständig freien Anschauungs- und Beurteilungskraft; seine Seele verkrüppelt, er macht einmal mehr aus der Not eine Tugend, preist als Reichtum, was pure Armut, als Freiheit, was niedrige Dienstbarkeit ist und wird so, ohne es zu wissen, zum Apostel schädlicher Zeitlügen. Geradezu gebrochen wird aber der geistig Schwache. Im besten Fall zeigen sich bei ihm die Wirkungen des lächerlichen Bildungsdrills als eine Art partiellen Wahnsinns; oder er weist die an ihn gestellten Zumutungen brutal zurück und wird zu einem Hasser aller Bildung überhaupt. Alle Bürger dieser Zeit, alle Stände und Berufe sind mehr oder weniger vom modernen Bildungswahn infiziert; und überall sehen wir darum toten Schematismus, sich spreizende Selbstgerechtigkeit, falschen Idealismus, verblendete Prinzipienreiterei, kurz, den seelischen Tod, trotz aller intellektuellen Akrobatenkunst.

Bis vor wenigen Jahrzehnten noch wurde das Kind unmerklich und darum nur um so nachdrücklicher zu dem Grad von Bildung hingeleitet, dessen es in seinem Stande, für einen bestimmten Beruf bedurfte. Eine traditionell anerkannte soziale Organisation sorgte dafür, daß Standeskonventionen, Berufsüberlieferungen und Familienkultur zu den wichtigsten aller Erziehungsfaktoren wurden. Der junge Adelige lernte das Beste seiner Lebensbildung nicht auf der Schulbank, sondern es flog ihm in der Atmosphäre der Kinderstube von selbst zu; ihm brauchte die Bildung und Gesinnung, die ihm als Soldaten oder Staatsmann nötig war, nicht eingedrillt zu werden, denn er atmete beides ein mit der Luft des Elternhauses. Ebenso bildete ein im Hause des Kaufmanns alles erfüllender Berufsgeist von früh an die Söhne und Töchter zu großbürgerlicher Gesittung; es determinierte ein selbstsicherer Hand-

werksſinn das Denken, Wiſſen und Meinen der Kinder im Hauſe des Handwerkers; und der Bauer übertrug, ohne alles pädagogiſche Bewußtſein, nur durch die Kraft ſeiner lebendigen Lebensform, auf ſeine ganze Umgebung den tiefen Sinn ſeiner Exiſtenz und die ſoziale Stimmung ſeiner Berufsideen. Die Menſchen lernten damals, was keine Schule lehren kann; ſie waren gebildeter im rechten Wortſinn, weil ſie feſt im begrenzten Kreiſe wurzelten und zur Tüchtigkeit in Einem ſtrenge angehalten wurden. Wer aber Eines ganz beherrſcht, der hält immer auch einen zuverläſſigen Maßſtab für das Ganze in Händen; zu ſeiner Tätigkeit drängt ſich, wie zu einem Symbol, alles Leben. „Eines recht wiſſen und ausüben gibt höhere Bildung, als Halbheit in Hundertfältigem." Beſſer als heute verſtanden einander die Stände und Berufe, weil Jeder das Selbſtgefühl hatte, das eine produktiv machende Bildung gibt, ſei ſie noch ſo eng umzirkelt; und im gegenſeitigen Geltenlaſſen erſt reifte der Geiſt ſozialer Kultur. Es gab mehr Analphabeten und viel weniger Kenntniſſe als heute; aber es gab trotzdem mehr Bildung.

Denn was heißt gebildet ſein? Doch gewiß nicht, eine Summe wohlaſſortierter Kenntniſſe aufſpeichern und ſich eitel mit den neueſten Erkenntniſſen drapieren, die die Enkel ſchon in der Fibel finden werden. Was das ſchöne Wort Bildung umſchreibt, kann man nicht auswendig lernen; man muß hineinwachſen. Sich bilden heißt, die leicht ins Grenzenloſe zerfließenden Inſtinkte und Gedanken in eine Form zwingen, heißt lebendig wachſen „nach dem Geſetz, wonach du angetreten", nach der Naturbeſtimmung, der man nicht entfliehen kann und dem höheren Drange genug tun, den die Natur in Jeden gelegt hat. Rechte Bildung macht, während ſie erworben wird oder doch bald danach, Schritt um Schritt produktiv; ſie iſt ein Sammeln von Beſtätigungen für vorhandene Ahnungen, ein frohes Jaſagen bei jeder neuen Erkenntnis, als hätte man dieſe längſt ſchon im Gefühl getragen. Gute Erziehung kann nichts anderes tun als auf Das hinweiſen, wonach der Schüler leiſe oder laut fragt, wofür er innerlich reif und bereit iſt; ſie iſt nicht ein gewaltſames Vollſtopfen mit Lehrſätzen, Tatſachen und Worten. Wer ſich bildet, der denkt und erfährt noch einmal die in der Geſchichte niedergelegte Menſchheitserfahrung. Wie das Embryo in dem Zeitraum vom Tage der Empfängnis bis zur Stunde der Geburt die Phaſen gewiſſermaßen ſymboliſch repetiert, die der menſchliche Organismus in hunderttauſenden von Jahren durchmachen mußte, bis er wurde was er iſt, ſo geht jeder Menſchengeiſt, während er ſich zur Selbſtändigkeit entfaltet, zur Hälfte unbewußt, durch viele Phaſen der Menſchheitsempirie. Und das Fazit dieſes Abwandelns der Welterfahrung, dieſer Bewältigung und Unterwerfung der Vergangenheit: das iſt die eigentliche Bildung. Ihre Aufgabe iſt es, die Perſönlichkeit bei jedem Schritt mit ſich ſelbſt bekannt zu machen und ihre Leiſtungsfähigkeit zu ſteigern; ſie macht ſehend, weil ſie das Individuum zwingt, die innere und die äußere Welt fortwährend miteinander zu vergleichen. Niemals darf

Bildung Selbstzweck sein, immer nur Stufe und Mittel zur Selbständigkeit; niemals darf sie des Schmucks oder des Besitzes wegen gesucht werden, sondern nur als Nahrung. Was der Jüngling sammelt, das sei dem Manne Baumaterial. Das höchste Ziel aller echten Erziehung ist: Ehrfurcht zu wecken, aus dem Menschen ein Organ des Lebens zu machen, alle Schrankenlosigkeit zu zügeln, aber stets auch zur höchsten Leistung zu spornen. Bildung erwerben heißt, sich selbst sozial empfinden; sie ist das Bewußtsein vom Zusammenhang der Menschen untereinander und mit der ewigen Natur. Wenig kommt ihr auf das Was an, alles auf das Wie. „Die größte Menge von Kenntnissen ist, wenn nicht eigenes Denken sie durchgearbeitet hat, viel weniger wert, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erst durch das allseitige Kombinieren dessen, was man weiß, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man sein eigenes Wissen sich vollständig an und bekommt es in seine Gewalt." Der Autodidakt kann gebildeter sein als ein paar Doktoren aller Fakultäten, wenn er Herr der Qualität ist, wo Jene nichts besitzen als Quantität.

Die Deutschen sind ein Volk von Bildungshungrigen. Ihre Weltbürgersehnsucht, ihre philosophischen Anlagen machen sie auf ein Weltwissen begierig, das sie so leicht genial erscheinen läßt wie problematisch. Kein anderes Volk besitzt in seiner Dichtkunst als ein dominierendes Werk solch hohes Lied der Selbsterziehung, wie „Faust" es ist. Und nirgend sonstwo hätte der Bildungsroman so konsequent zu einer eigenen Kunstgattung gemacht werden können, wie in Deutschland. Der größte Deutsche der neuen Zeit, Goethe, hat während seines unendlich reichen Lebens nichts getan, als sich selbst immer erzogen, an sich selbst gebildet. Er war nicht Dichter oder Gelehrter des Dichtens und Wissens wegen; Poet, Naturforscher, Minister, Berghauptmann, Theaterdirektor, Architekt und Maler war er, weil er sich des Wirklichen von allen Seiten bemächtigen wollte. Und indem er es mit so fromm heiterer Gründlichkeit tat, wie Wenige vor ihm, wurde er immer aufs neue produktiv, verwandelte sich ihm die Erfahrung gleich in ein ursprünglich Neues. In Wilhelm Meister hat er sich uns selbst dargestellt und zugleich den Deutschen, wie er sein soll und wie er in den glücklichsten Augenblicken ist. Was Wilhelm Meister will, denkt und handelt, läuft immer darauf hinaus, durch Erlebnisse Erfahrung zu erkaufen, sei es durch Glück oder Leid, sich selbst zu suchen, während er sich hingegeben mit den Dingen beschäftigt, keinen Umweg zu scheuen, niemals vorurteilsvoll festgelegten Zielen zu folgen, sondern vom Irrtum selbst die Blume der Lebensweisheit zu pflücken, den Fehler zu nützen, daß er zur Wohltat wird und den materiellen Vorteil immer für den idealen fahren zu lassen.

Heute will nun dieselbe Nation, deren innerstes Wesen in dieser Gestalt symbolisiert worden ist und trotzdem sie eben jetzt den Namen Goethes so laut im Munde führt, von solcher Art Bildung nichts mehr wissen. Nie war der Deutsche

vielleicht mehr auf Kenntnisse versessen als heute. Aber es ist nicht eine produktive Bildung, die er meint, sondern eine äußerliche, die sich selber Zweck ist und darum über eine gefährliche Halbheit nur selten hinauskommt. Die Ursachen dieses Zustandes, der zu einer nationalen Gefahr geworden ist, sind in einer an sich edlen Anstrengung zu suchen, schädliche aber unausweichliche Zeitverhältnisse zu überwinden; Verhältnisse, wodurch die natürlichen Bildungsquellen verstopft worden sind, so daß die Lebenden gezwungen sind, sich nach künstlichen Brunnen umzusehen. Mit der Aufhebung vieler sozialer Grenzbestimmungen, mit der Erschütterung der Standeskonventionen und Arbeitstraditionen ist die Möglichkeit fast geschwunden, lebendige Bildung innerhalb eines Gesellschafts- oder Berufskreises zu erringen. Es gibt kein Bürgertum mehr in dem Sinne wie früher, kein Handwerk, und kaum noch einen Adel; keine Zunftgedanken, keine innere Standeszusammengehörigkeit, weder unumstrittene ethische Berufsgesetze noch wohltätig wirkenden gesellschaftlichen Zwang. In unserer Ära einer allgemeinen „Freiheit", unter der Herrschaft des alleinseligmachenden Kapitals, ist das Lebensfeld ohne Ausnahme Allen zum Wettkampf freigegeben worden; die mißgeschaffene Idee von der physischen Gleichheit hat Herrschaft erlangt und die letzten Schranken einer sozialer denkenden Vergangenheit werden mit dem Eifer des schlechten Gewissens weggeräumt. Aus den dunkelsten Niederungen der jäh vergrößerten, durcheinander flutenden Nation ist in wenigen Jahrzehnten eine riesige Menge heterogener Volkselemente emporgestiegen, die mit unverbrauchter Kraft und rohem Begehren viel Bestimmungsrecht an sich gerissen hat. Die Demokratisierungsidee der Zeit ist bisher nur materialistisch begriffen worden. Wo sich sonst der Familiensinn durch Generationen bei geregelterer Zuchtwahl entwickelte und eine Lebenskultur, eine geistige Atmosphäre schuf, da sehen wir heute aus Zufallsbegegnungen sich geistig, sozial und sogar national ganz fern Stehender die Familie hervorgehen, sehen willensstarke Barbaren aus dem Dunkel des Demos auftauchen, Reichtum und Macht an sich reißen und Sippen gründen, die in den Söhnen und Enkeln dann schon wieder degenerieren. Überall ist ein planloses Kommen und Gehen, ein Drängen und Kämpfen, ein Emporstreben und Herabstürzen; und nirgend findet sich im Übergang die Ruhe und Sicherheit, die die Kulturpflanze Bildung zum Gedeihen braucht.

In diesem Wirrwarr hat sich die moderne Gesellschaft nach einem Mittel umgesehen, um die Würdigkeit und Fähigkeit des Einzelnen wenigstens äußerlich beurteilen zu können. Da der angeborene und anerzogene Traditionsadel — jener Adel selbst im Handwerk, im Bauern- oder Arbeiterstande — kaum noch zu finden ist, so fordert man, im richtigen Instinkt, daß ein Volk, das nichts mehr auf soziale Gradwerte gibt, aufhört eines zu sein, ein anderes, deutlich nachweisbares Diplom. Und man glaubt es gefunden zu haben, mit der Frage nach der kontrollierbaren Bildung. Die Summe des akademischen Wissens, der durch Schule und Examen bestätigten Kenntnisse ist es nun, was die verloren

gegangene Persönlichkeits-, Standes-, Berufs- und Familienkultur ersetzen soll. Bildung heißt das Wappen, das Jeder tragen muß, der gewisse Grenzen auf dem Wege nach oben passieren will; sie ist die Standarte, die über den Zinnen des demokratischen Kapitalismus flattert. Die Frage lautet nicht mehr: was bist du innerhalb deines Kreises als produktive Kraft? sondern: kannst du mit äußerer Bildung deiner wenn auch usurpierten gesellschaftlichen Stellung den Schein der Legitimität verleihen? Zur Stärkung dieser Tendenz kommt hinzu, daß sich die Bildungsmöglichkeiten in unserm Jahrhundert außerordentlich vermehrt haben. Die Forschung hat ungeheuer viele Tatsachen angehäuft, Schulen, Zeitungen und Bücher haben sie in diesem Lesejahrhundert, wo die Lektüre das geistige Handeln ersetzen muß, verbreitet, der Weltverkehr hat das Fernste zum bequemen Besitz jedes Einzelnen und die allgemeine Demokratisierung hat alles Wissen publik gemacht. In demselben Maße wie die Gefühlskraft darniederliegt, bemächtigt sich der Intellekt mit regem Eifer alles Dessen, was der mit Hilfe allzu konsequenter Spezialisierung zusammenscharrende Weltfleiß an Wissensdaten aufhäuft. Man glaubt schon zu besitzen, was man nur weiß und verwechselt dies Sammeln von Kenntnissen mit ihrem Erleben.

Betrachtet man, was heute von Lehrern und Schülern, Gelehrten und Kaufleuten, Künstlern und Politikern, Armen und Reichen, Müßigen und Fleißigen gewußt werden muß, um die Karriere zu sichern und was unverändert weiterzugeben Tausenden Lebensberuf ist, so kommt man zu dem erschreckenden Schluß, daß drei Viertel davon als Halbbildung bezeichnet werden müssen. Als Halbbildung, trotz der oft erstaunlichen Gehirnleistung. Denn Halbbildung ist schließlich alles Wissen, das nicht schöpferisch 'zu neuen Taten, zu edlerer Kultur benutzt werden kann und seiner selbst wegen gepflegt wird. Und schon spüren wir auch die schrecklichen Folgen aller Halbbildung. Wie viele unserer „Gebildeten" — ein Wort, das seinem heutigen Sinne nach nur in dieser Zeit gebräuchlich werden konnte — haben sich denn noch Ursprünglichkeit bewahren können! Sind doch gerade unsere Vielwisser in der Regel mehr Larven als lebendige Seelen, Menschen ohne Phantasie und Anschauungslust, ohne wahre Ehrfurcht und vor allem ohne Liebe. Der wirklich Gebildete, die charaktervolle Persönlichkeit steht abseits von der Majorität der gut Gedrillten, boykottiert und verfehmt; er befindet sich zu ihr in demselben problematischen Verhältnis, in dem der rechte Künstler zur akademischen Berufskunst steht.

Aus einem Instinkt der Selbsterhaltung, um den barbarischen Materialismus dieser Zeit zu kaschieren, wird diese ungeheure Bildungslüge wie nach allgemeiner Übereinkunft aufrecht erhalten. Anders wenigstens ist es nicht zu erklären, daß ein mündiges Volk, das eine ruhmvolle Geschichte hinter sich und unendliche Möglichkeiten vor sich hat, die Herrschaft des toten Wissens, der leblosen Empirie duldet und das lebendige Volksgenie vom Schulbegriff ersticken läßt, daß es nicht mehr den Ehrgeiz hat, „aus der Kenntnis der

Sachen das Wort für die Sachen zu finden, sondern den Irrtum begeht, durch die Kenntnis des Wortes das Verständnis der Sachen einzubüßen".

Wo man glaubt, schlechterdings alles lehren zu können, muß vor allem der Schule ein unnatürlich großer Einfluß eingeräumt werden, muß der Lehrer als einer der wichtigsten Staatsbürger erscheinen. Darum wird auch heute dem Schulmeister ein Respekt entgegengebracht, der sich seltsam genug mit der leisen Geringschätzung verträgt, der der Berufspädagoge nie ganz ausweichen konnte und die ihn dem Volke von je ein wenig zur komischen Figur gemacht hat. Der Instinkt, der dieser letzten Empfindung zugrunde liegt, ist natürlicher als jenes Respektsgefühl. Denn die Überschätzung des Lehrers und seiner Tätigkeit ist auch schon ein Bildungsprodukt. Der deutsche Schulmeister, von dem noch immer gerühmt wird, er hätte die letzten großen Kriege gewonnen, ist heute durchaus als eine Gefahr für den lebendigen Kulturgedanken zu betrachten; und um so mehr, je heftiger er sich seinen pädagogischen Leidenschaften hingibt. Den Begriff Schulmeister im weitesten Sinn genommen. Denn er ist heute nicht nur in der Schule zu finden, sondern ist über das ganze Land verbreitet, über alle Berufe und Gesellschaftskreise. Jeder Deutsche fast hat in dieser bildungswütigen Zeit was vom Schulmeister an sich. Das ist eine Reaktionserscheinung jener Weltbürgersehnsucht, jenes Philosophentriebes: in einer Zeit, wo der aufs Ganze gerichtete Drang sich produktiv nicht genug tun kann, will er wenigstens wissen, was er nicht leben kann, sein Universaltrieb verwandelt sich in ein kosmopolitisch gerichtetes Begriffsleben, in moralisch pädagogische Leidenschaft. Die Lust am Gesetzmäßigen und Synthetischen schrumpft zur Freude am Systematischen, die Ehrfurcht vor der Notwendigkeit wandelt sich zum Interesse am Regelrechten. Nichts tut der pädagogisch eifernde Geist nun lieber, als sich in fremden Vollkommenheiten zu spiegeln, allgemeingültige Prinzipien aufzustellen, zu organisieren und zu disziplinieren; und er glaubt selbst ein Muster zu sein, wenn er theoretisch Muster aufstellt. Eben jetzt triumphiert der Schulmeister über das ganze deutsche Volk. Er weiß alles und ist durch keinen Einwand in Verlegenheit zu setzen, denn er hat durchaus studiert mit heißem Bemühn. Er kommt dem faustischen Peer Gynt sogar bei den Pyramiden als Dr. Begriffenfeldt entgegen; er ist überall da wo man ihn nicht braucht, mit seiner Logik, mit seinen Definitionen, Methoden und „einschlägigen Kenntnissen".

Wie erscheint er aber in aller Glorie erst auf seinem eigensten Gebiet, in der Schule, als ein Selbstherrscher aller Jugend. Und führt doch eigentlich ein mitleiderweckendes, erbärmliches Leben. Jahr für Jahr dasselbe Pensum, Schritt vor Schritt denselben Weg immer noch einmal. Er setzt bestenfalls sein eigenes Leben dafür ein, damit Andere es zu etwas bringen; das heißt: er verzichtet für sich selbst darauf ein Handelnder und sich lebendig hinauf Entwickelnder zu sein. Nur für die Anderen ist er da; aber weit entfernt, damit dem Idealen ein Opfer zu bringen, verdient er sich eben da-

durch den leisen Spott aller Tätigen. Denn gerade sein Mangel an Aktivität macht ihn ungeeignet auch als Erzieher. Wahrhaft belebend und belehrend wirkt nicht das Wort des Resignierten, sondern das Beispiel des sich selbst kräftig Entwickelnden. Lehren und Erziehen: das ist eine herrliche Aufgabe. Der Trieb sich mitzuteilen, vom Wissen, von der Erfahrung der Jugend abzugeben, ist dem Menschen eingeboren. Aber es ist so grausam wie dumm, die Arbeitsteilung zu weit zu treiben und zu fordern, der Lehrende solle sich selbst vollständig aufgeben und nur für Andere da sein. Wer von früh bis spät nichts tut als unterrichten, muß notwendig geistig und seelisch verkrüppeln. Man sorgt nie besser fürs Allgemeine, als wenn man für das eigene wohlverstandene Interesse sorgt. Fruchtbare Lehre findet der Schüler nur, wenn er der Lehrling eines Mannes ist, der nach irgendeiner Richtung produktiv wirkt und nebenbei von seinen Kenntnissen abgibt. Jeder Schüler sollte im wesentlichen ein Lehrling, jeder Lehrer, bis zu gewissen Graden wenigstens, ein Handelnder und lebendig Mitwirkender sein. Berufsschulen wären darum unendlich wertvoller als unsere Gymnasien und Realschulen mit ihrer abstrakten, automatischen Allerweltsbildung. Gelehrtenschulen, Soldatenschulen (die wir bereits haben, da der Soldatenstand der einzige noch ist, der sich in seiner wohltätigen Umgrenztheit dem Bildungsidealismus hat entziehen können), Handwerkerschulen, Kaufmannsschulen, Industrieschulen, Landwirtschaftsschulen, Kunstschulen usw., die vom zehnten oder zwölften Jahr ab die Erziehung des Knaben übernehmen und in der Berufsbildung eine allgemeine Bildung geben: sie nur könnten die verderblichen Fehler unserer Drillanstalten vermeiden und die gefährliche Macht des Schulmeisters brechen, der achtungswert ist durch seinen Fleiß, Pflichteifer und seine Bedürfnislosigkeit, schädlich aber durch sein trockenes Philistertum und durch die Verkinderung seines ganzen Wesens.

Der Staatsbürger ist heute gehalten, seine Kinder dem dürren, selbstherrlichen Bureaukratismus des Schulmeisters und dessen Systemen auszuliefern; ingrimmig muß er und tatlos zusehen, wie die lieben jungen Seelen verbogen und verbildet werden. Er muß es dulden, daß die zarten Geister in die Maschinerie hineingezogen werden, die wir Schule nennen, worin alles unendlich kunstvoll gefügt ist, die von Jahr zu Jahr schneller und komplizierter läuft, aber eigentlich nur um ihrer selbst willen da ist und kaum eine Mühle der lebendigen Kultur zu treiben vermag. Zu wandelnden Enzyklopädien macht die Schule ihre Zöglinge ohne Unterschied. Knaben, die einst Techniker werden wollen, müssen sich vorbereiten, als sollten sie Philologie studieren, künftige Naturforscher werden mit Religion, angehende Künstler mit Mathematik und junge Kaufleute mit Griechisch und Latein gefüttert. Das gleiche Wissensmaß ist Vorschrift für Alle. Das Examen ist der Endzweck aller Anstrengung; darüber hinaus wagt man kaum zu blicken. Der Unterricht basiert im wesentlichen auf dem „Auswendiglernen"; ein prächtiges Wort, das seine Kritik in sich selbst trägt. Vokabeln, Geschichtszahlen, die Größe der Länder nach

Quadratkilometern, chemische Zeichenverbindungen, algebraische Formeln, Regeln der Grammatik: so geht es fort durch alle Fächer, bis der Zögling das Examen bestanden hat, das er als Sprungbrett zu einer bürgerlichen Karriere beaucht. Dann geht er davon und vergißt so schnell wie möglich die Hälfte seiner Kenntnisse, die er nun nicht mehr braucht. Die Eltern, denen an einer „sicheren Versorgung" ihrer Kinder liegt — o, diese feigherzige „sichere Versorgung", die die ganze Nation bureaukratisiert und zu einer Schaar blasser Lebensfürchter macht! — werden ganz von selbst in den Dienst des Schulsystems gezwungen. Der krankhafte Schulehrgeiz wird ins Haus verpflanzt. Es herrscht eine Nervosität, die den Frieden des Heims fortwährend gefährdet; Eltern und Lehrer reizen sich gegenseitig zu immer größerer Härte. Aus jeder kleinen Verfehlung wird ein Drama gemacht, aus der Unfähigkeit ein verzweifeltes Unglück und das Kind wird systematisch um das Recht seiner Jugend betrogen. Alles im Namen der „Zukunft" und der Bildung. Eltern und Lehrer wollen natürlich nur das Beste ihrer Kinder; aber welch lächerliche Pedanterie, welche stumpfsinnige Grausamkeit erfährt das Kind nicht vom ersten Schultage an! Trotz ihrer profunden humanistischen Bildung stehen Oberlehrer als Psychologen sehr oft auf dem Niveau von Unteroffizieren, bei denen sich Spuren von Cäsarenwahnsinn zeigt. Oft kommen die Kinder mit Ideen, Vorschriften, Strafen und Zensuren nach Hause, daß ein verständiger Vater nicht weiß ob er lachen oder fluchen soll und dem Kinde mühsam verbergen muß, welche Verachtung ihm, dem Tätigen, dieser muffige Schulirrsinn einflößt. Der subaltern denkende, autoritätsgläubige Vater aber sinkt andachtsvoll vor Schulmeisters Lebensmoral nieder. Er schimpft seinen Sprößling, wenn der Lehrer schon getadelt hat, und prügelt ihn, wenn die Schule schon gestraft hat. Wie? dieser Junge, der soviel Geld kostet, der das Abiturium machen und, ungefragt, Marineoffizier oder sonst etwas sozial Angesehenes werden soll, um einen Schimmer auch auf das kleinbürgerliche Dasein des Herrn Rechnungsrat Michel zu werfen, will die Fürsorge nicht einsehen? Den Stock her! Erkenntnis, verstehende Liebe, Psychologie: wo gäbe es dergleichen noch in der Familie oder in der Schule! Eltern und Lehrer: die Einen sind in der Regel ebenso große Esel wie die Anderen. Bleiben es trotz all ihrer Modernität, trotz ihrer gemeinsamen „Unterrichtsreformen". Es klingt ja sehr gut: „Zusammenarbeit von Schule und Haus", „Erziehung durch die Kunst", oder gar „Individuelle Behandlung". Die „Zusammenarbeit" besteht darin, daß die Schule für das Geld, das sie empfängt, ihre Arbeit nur halb leistet und teure Nachhilfestunden fordert, um ihr Programm — man höre: Programm! — durchführen zu können. „Erziehung zur Kunst", oder „durch die Kunst" sollte besser Erziehung zum Dilettantismus auch in der Kunst lauten, zur künstlerischen Halbheit, zur Ehrfurchtslosigkeit, zu noch mehr Bildung. Und was die „individuelle Behandlung" betrifft, so wäre ein Lehrer, dem sie bei fünfzig

Schülern gelingt, als Psychologe mehr als ein Ibsen oder Dostojewskij. Der Schulmeister ist der allerletzte, der psychologisch individuell urteilen könnte. Dazu fehlt es seinem Stubenwissen allein schon an lebendiger Erfahrung. „Im allgemeinen sind alle Lehrerurteile über ein Individuum falsch und voreilig". Sind es von je gewesen. Zudem ist aber diese ganze liberale Rederei von der individuellen Behandlung, während die verschieden Begabten doch nach wie vor dasselbe Pensum absolvieren müssen, Unsinn. In der Schule kann und soll nur die Regel herrschen, der sich jeder Schüler zu fügen hat. Es kommt nur darauf an, wie diese Regel beschaffen ist; ob sie nämlich der Extrakt eines allgemein Menschlichen, eines lebendig Notwendigen ist, so daß jedes Kind gewinnt, indem es sich ihrem Zwange fügen lernt.

Wo ist ein großer und schöpferischer Mensch in dieser Zeit, der seiner Schulzeit nicht fluchte! Rechten Vorteil vom Schuldrill haben nur die kalten Naturen, die ihre Leere mit den dargebotenen Kenntnissen anfüllen. Auf sie, die Mittelmäßigen, ist das System eigentlich zugeschnitten, „also auf Die, deren Früchte nicht sehr in Betracht kommen, wenn sie reif werden. Ihnen werden die höheren Geister und Gemüter zum Opfer gebracht, auf deren Reifwerden und Früchtetragen eigentlich alles ankommt. Auch darin zeigen wir uns als einer Zeit angehörig, deren Kultur an den Mitteln der Kultur zugrunde geht." Der Jüngling entdeckt heute so spät erst seinen wahren Beruf, er verfällt so oft dem folgenschweren Irrtum falscher Berufswahl, weil seine natürlichen Neigungen und Interessen von der Wucht der allgemeinen Bildung bis zum zwanzigsten, ja dreißigsten Jahre oft niedergedrückt werden. Ganze Scharen junger Männer verbluten an den grausamen Bildungsidealen der Zeit. Wohl gibt es schöne, unvergeßliche Stunden auch in der Schule. Es kommt vor, daß sich der Genius der Begeisterung sogar in die öden Klassenräume verirrt, daß dem Lehrer warm ums Herz wird, wenn er die hundert fragenden, zukunftsahnenden Augen auf sich gerichtet sieht und daß er Worte des Lebens findet. Aber diese Augenblicke müssen naturgemäß selten sein; sie lassen um so härter nur die Marter des Systems empfinden.

Was die Schule beginnt, setzt das Leben konsequent fort. Mit dem Drang nach lebendiger Schönheit, mit schöpferischen Trieben betritt der Jüngling die ihm heiligen Hallen der Kunstschule; und verbildet, ohne wahre Ehrfurcht und im Besitz handwerksmäßiger Äußerlichkeiten verläßt er sie, wenn ein guter Instinkt ihn nicht vorher fliehen heißt. Als Ziel aller Mühe wird ihm ein Bildungsideal gezeigt. Was dem Gymnasiasten das Griechische und Lateinische, das ist dem Kunstjünger die antike Kunst. Was erst den Mann, der das Leben der Erscheinungen durchaus kennt, beschäftigen sollte, um es gleich in neue Anschauungen dann zu verwandeln: das tief verborgene mystische Leben hellenischer Kunst, das wird in der Akademie als Übungsaufgabe dargeboten. Wie die Schule sich erdreistet, Charaktere bilden zu wollen, was nur das Leben kann, so erkühnt die Akademie sich, zu dekre-

tieren, wie der Kunstlehrling das Schöne zu empfinden und zu begreifen habe. Auch sie überschreitet ihre Kompetenz; und indem sie das tut, bricht sie die Phantasie, Selbständigkeit und Energie des Strebenden. Sie gibt ein System anstatt lebendiger Handwerkserfahrung und Dogmen statt der Mittel zur Freiheit. Als Ideal wird das jungfernhafte, theatralische Griechentum des Gymnasiums gezeigt. Die Renaissancemenschen wußten aus den Lehren der Antike etwas Kolossales zu machen, und selbst unsere Großeltern noch konnten sich aus griechischen Überlieferungen ein Kunstgewand zu lebendigem Bedarf zurechtschneiden; das Geschlecht unserer Tage aber hat sich mit seiner langweiligen Griechomanie geradezu geistig kastriert. Doch mit der Antike hat es nicht einmal sein Bewenden. Wir sind so gebildet, daß wir schlechterdings alle historischen Stile kennen und so ideal, daß wir nichts Höheres wissen, als sie alle zu imitieren. Wohin diese armselige Bildungsprotzerei in der Kunst, dieses Prunken mit äußerlichen Kenntnissen führt, zeigt ein Gang durch die Straßen der Großstadt. Ein Steinbaukasten, der die Formen aller historischen Stile enthält: das ist unsere Baukunst.

Wie die Schule für die Mittelmäßigen, so ist die Akademie für die fleißigen Berufsdilettanten da. Nichts haßt und fürchtet der Kunstschulmeister mehr als das ursprüngliche Genie. Auf eine Bureaukratisierung der Kunst zielt das akademische System ab, dessen kräftigste Stützen der Professor, der Kunstgeheimrat, der Baubeamte und Kunstgelehrte sind und dessen Produkt der Brotkünstler ist, der sich willig dem Kommando der Gesellschaft unterwirft. Lehrer und Schüler treiben mit heiterster Unbefangenheit eine schändliche Hurerei mit der Allerweltsdirne, die sich frech als Göttin der Schönheit vorstellt, ohne daß man sie gleich immer entlarven könnte. Der Erfolg der Künstler dieser Art gründet sich zum großen Teil auf den Stolz, den der Betrachter empfindet wenn er sich schauend seiner Kenntnisse, seiner Bildung bewußt wird. Der Historien- und Allegorienmaler setzt beim Publikum bestimmte historische Kenntnisse voraus, der Architekt wendet sich an das Stilwissen des Betrachters, und der Bildhauer verläßt sich auf die Schulerinnerungen seines Publikums, wenn er seinen gräcisierten Fadaisen allegorische Bedeutung verleiht. Der Bildner gilt schon für bedeutend, wenn er nur an einen bedeutenden Alten denken macht. Sei es, daß er Szenen aus Shakespeares Dramen oder aus der Odyssee malt, oder indem er charakteristische Formen großer Meister, die Epidermis ihrer Kunst kleinlich wiederholt. Denn die Autorität, wie immer an sie erinnert werde, ist dem in jedem Fall epigonischen Bildungsidealismus sankrosankt.

Nicht nur auf die Kreise akademischer Kunst ist dieser Widersinn beschränkt. Man findet ihn auch im Rausch der „falschen Idealisten", in den Machwerken Derer, die sich die Ideale von irgendwo herab kommandieren lassen und in den Arbeiten solcher Künstler, die das Ideale nur als Mittel zum Geschäft benutzen. Sogar in die Werke ernster moderner Künstler drängt sich der Bildungsidealismus. Er ist, zum Beispiel, in dem wissenschaftlichen Stolz,

ein laufendes Pferd genau so zu sehen und wiederzugeben, wie die Momentphotographie es als „richtig" beweist; eine unkünstlerische Freude an Kenntnissen ist in den Lichtbrechungstheorien der Pointillisten; Bildungseitelkeit blickt aus den Darbietungen moderner Tänzerinnen hervor, die tanzend etwas Begriffliches geben; und da der Bildungskünstler so gut wie auf die Kenntnis der Antike, auch auf sein Verständnis für Nietzsche oder Darwin stolz sein kann, so ist selbst das hohe, ernste Kunstwollen eines Klinger — nicht zu reden von Erscheinungen wie Sascha Schneider, Melchior Lechter usw. — nicht frei von der pädagogisch-philologischen Tendenz unserer Zeit.

In den Wissenschaften, die nicht unmittelbar für wirtschaftliche Interessen tätig sind, sieht es nicht viel besser aus. Es ist eine seltsame Zeit! So stark, phrasenlos und unternehmend in allem Materiellen; und zugleich so bereit, sich im nicht unmittelbar Nützlichen, in den unwägbaren Dingen des Lebens mit Redensarten abspeisen zu lassen! Die Ursache ist vielleicht, daß die Deutschen der letzten Jahrzehnte zu glücklich in ihren wirtschaftlichen Unternehmungen gewesen sind. Was das neue Reich eigentlich jetzt politisch regiert und wirtschaftlich organisiert, ist nicht die höhere Staatsidee, sondern die materielle Arbeitstüchtigkeit des Volkes. Es können im Ideellen die gefährlichsten Fehler begangen werden: die für sich selbst sprechenden Erfolge in Allem, was wägbar, meßbar, kontrollierbar und unmittelbar zweckvoll ist, haben jeden Irrtum bisher wieder wett gemacht. Das wird aber nicht lange mehr geschehen; die Zeit ist nicht fern, wo die steile Aufwärtsbewegung nachlassen, die „Kurve des Erfolges" wieder sinken und die Untüchtigkeit in allem Ideellen sich dann rächen wird. Auch in den Wissenschaften, die nicht, wie die Chemie, die Elektrotechnik oder die Ingenieurwissenschaften, dem Wirtschaftlichen dienen und in dessen Organisationen hineingezogen worden sind, wird es sich dann zeigen, wie viele schädliche Ursachen, deren Wirkungen noch ausstehen, aus falschem Bildungsidealismus, in dieser Zeit aufgehäuft worden sind.

Welche Opfer fordert doch das Bewußtsein des Wissens im ärztlichen Beruf! So selten wie der selbständig geniale Künstler ist heute der Arzt aus innerem Beruf, der zum Studium der Medizin aus der schönen Leidenschaft zu heilen gelangt und der seine Praxis weder kaufmännisch noch mit albernen Mandarinengebärden übt. Gar zu gering wird in dieser Zeit, die den „Gebildeten" gehört, Das geachtet, was erst den großen Arzt macht: das Genie, als Diagnostiker kausale Zusammenhänge richtig zu erkennen oder doch zu ahnen, und die Fähigkeit, aus Erfahrungen erst das Entscheidende zu lernen. Den meisten Ärzten genügt es, auf Stempelpapier den Nachweis vorzeigen zu können, daß ihre Kenntnisse zum Medizinieren ausreichen. Das gut bestandene Examen scheint ihnen Beweises genug. Bleiben sie dann gar mit Hilfe der Literatur auf der „Höhe der Wissenschaft", so wüßten sie nicht, was ihnen zu tun noch übrig bleiben könnte. Sie sind als Rezeptschreiber, Operateure und Diagnostiker immer Herren der letzten Erfahrungen

und werden vom Publikum ihrer Titel und Würden, ihrer Bildungsmacht wegen nach Gebühr bestaunt.

Auch der moderne Jurist ist als Staatsanwalt, Rechtsanwalt und oft leider auch als Richter nur wenig mehr als ein kalter Paragraphenjongleur, der im Stolz auf seine Kenntnis aller einschlägigen Gesetze gar zu leicht vergißt, daß angstvolle Menschenschicksale seinem Bildungsidealismus schutzlos ausgeliefert sind. Nirgend tötet die akademische Korrektheit so sehr alles liebende Verstehen des Allzumenschlichen, wie in der Juristerei. Gerade heute, wo das Recht in gewandelter Zeit einer gründlichen Erneuerung harrt und mit vielen erstarrten Formen sich behelfen muß, wo es also mehr denn je lebendig empfindender, klar sehender Männer bedürfte, wird das leere Wissen besonders schädlich empfunden. Über die sich drängenden Probleme setzt der Bildungsjurist mit dem Springstock des Wortes hinweg. Er wird Artist des Wortes, ein Dialektiker, ein Rabulist, ein Virtuose darin, eine Sache immer von verschiedenen Seiten zu betrachten, je nach dem Standpunkt, auf den die Karriere ihn gestellt hat; und in der Freude an seiner Geschicklichkeit geht das höhere, das dienende Interesse unter. Damit geht aber auch der Sinn für rechte Objektivität verloren, die Fähigkeit psychologischen Erkennens und somit natürlich auch die wahre Gerechtigkeit.

Überall ist es das Charakteristikum des Bildungsidealismus, daß er das Individuum zurückhält, bis zur Tiefe der Berufsgedanken vorzudringen. So kommt auch der Philosoph, der es als Professionist und Universitätsprofessor ist, fast nie zur Philosophie durch die Übermacht jenes tiefen religiösen Erstaunens vor den Wundern der Natur, vor dem bloßen Dasein von Welt und Leben, das jedem Menschen bis zu gewissen Graden eingeboren ist, sondern durch das Studium der alten Philosophen. Alles schon Gedachte zu kennen, aus den Lehrsätzen zu kompilieren, eklektizistisch daraus ein scheinbar Neues zusammenzubauen und ein Ragout aus allen Garküchen der Philosophie für höhere und neue Wahrheiten zu halten; das ist der Ehrgeiz des philosophischen Bildungsidealisten. Ihm ist das Philosophieren nicht eine bestimmte Form des Willens, sondern ein Wissen um Das, was wahrhaft große Geister gedacht haben.

Niemals wird es dem Theologen, der ein wahrer Gottesmann ist, einfallen, mit seinem Wissen zu prunken und Kenntnisse für etwas Anderes als Mittel zum Zweck zu halten. Alle äußere Bildung wird ihm klein erscheinen im Verhältnis zur Idee, die er vertritt. Wo aber gibt es diesen Gottesmann noch in unsern protestantischen Kirchen? Wie macht sich der Bildungsidealismus doch gerade auf der Kanzel breit, und um so mehr, je aufgeklärter der Pfarrer ist. Der Kanzelredner hat den Ehrgeiz des Virtuosen und des Gesellschaftsmenschen. Fürs gemeine Volk ist der Talentlose gut. Der literarisch gewandte Schönredner, der geistreiche Kauseur, der Charakterspieler allein erklettert die Kanzeln der Hofkirchen. Da kann er die Raketen seiner Bildung steigen lassen, vergessend, daß er im Hause Gottes aus Eitelkeit die ärgste aller Sünden, die wider den Heiligen Geist, begeht.

Wie der Theologe seinen Witz an Textvergleichungen und gelehrten Deutungen verschwendet, so ergötzt sich der Philologe, indem er dicke Bücher über den Sinn irgendwelcher gleichgültiger Urkunden schreibt, oder indem er in jahrelanger Mühe ein paar Daten richtigstellt, die für das lebendige Begreifen der Geschichte unwesentlich sind. Sein Fleiß ist Diebstahl am Leben, weil die geleistete Arbeit als vergeudet gelten muß. Dennoch dünkt dieser moderne Alexandriner sich besser als tausende von ehrlich sachlichen Arbeitern, die mit geringerem Wissen dem Ganzen zu dienen bestrebt sind. Immerhin sitzt er unbeachtet am Schreibtisch; sein Studiengenosse aber, der Lehrer, tritt anmaßend in das Leben als ein Bildner der Jugend, seinen toten Bildungsdünkel weitergebend und ihn über das ganze Land verbreitend, wie eine ansteckende Krankheit.

Ueber das ganze Land. Man blicke nur auf den Komplex, den wir Politik nennen; man wird auch dort die Bildungsideale regieren sehen. Der Staatsmann in hohen und höchsten Stellungen unterwirft sich ihnen und der verwaltende Beamte. Hochgebildet sind sie alle; aber zum Geschäft des Regierens sind sie meist nicht mehr begabt wie der Akademieprofessor zur schöpferischen Kunstarbeit. Kluge Lebenspsychologie, unverbildeten Wirklichkeitssinn und Mutterwitz trifft man beim höheren Staatsbeamten fast garnicht mehr; denn wo diese Eigenschaften sich zeigen, da wird ihr Träger von den Kollegen malträtiert wie der Kanarienvogel von den Spatzen. Als Resultat tritt uns überall der Sieg der Systematik, der Theorie, der Wortgläubigkeit und der äußeren Korrektheit entgegen. Innerhalb der politischen Parteien ist es nicht anders. Die Gouvernementalen jeder Richtung stützen ihre Überzeugungen mehr auf historische Kenntnisse als auf lebendiges Zeitgefühl, sie sind Utopisten der Vergangenheit, wie unsere Sozialdemokraten Zukunftsutopisten sind. Denn die Ideen der Sozialdemokratie vom Zukunftsstaat und vom Gang der historischen Entwickelung sind ja auch Früchte eines seltsamen Bildungsidealismus. Anstatt reale politische Arbeit zu verrichten, gibt sich diese millionenstarke Partei der Armen — und diese Erscheinung ist deutscher als irgendeine andere — der selbstgefälligen Täuschung hin, ihre politische Bildung sei tiefer als die der andern Parteien. Niemand kann stolzer auf sein Wissen, auf sein junges Erkennen und seine logischen Beweiskonstruktionen sein, als der deutsche Sozialdemokrat. Autodidakten sind fast immer mehr oder weniger Bildungsidealisten. Aber wenn es in diesem Falle auch etwas Ergreifendes hat, den Arbeiter sich fanatisch um ihm neue Kenntnisse bemühen zu sehen, so ist doch nicht zu verkennen, wie sehr die nützliche Arbeit durch solche Bildungsutopie gelähmt wird und wie sehr zur Phrase die politische Idee dadurch wird, die einem lebendigen Gefühl, einem starken Willen einst entsprungen ist. Ähnliches gilt von den bis zur Verzweiflung romantischen Zielen unserer Anarchisten. Diese Leute sind keineswegs durchweg rohe Massenmörder, sondern versonnene, vergrübelte, einseitige Bildungsidealisten, sehr eigen auf ihr

autodidaktisch erworbenes Wissen und theoretisch bis zum Bombenwerfen. Auch die Partei der irgendwie abschattierten Liberalen bleibt von der Zeitkrankheit nicht verschont. Zu ihr gehört der ganzmoderne Bildungsphilister, der über alle letzten Kulturerrungenschaften wohlunterrichtet ist, den Darwinismus, Atheismus, Demokratismus oder ein anderer Ismus stolz auf sich selbst machen und der die Erscheinungen des politischen Lebens entweder materiell zweckvoll oder nach dem Fraktionsideal beurteilt, nicht aber sachlich nach Ursache und Wirkung.

Diese Bildungsideen, die über die engen Horizonte der Parteiwelt nicht hinausblicken, treffen nun in den Publikationsorganen der Politik, in den Zeitungen aufeinander. Und wie der Diener die Allüren des Herrn immer nachahmend übertreibt, so wird der fraktionelle Bildungsidealismus in den Gazetten ins Groteske übersteigert. Ist die Wissensgeste unserer Beamten, Staatsmänner und Parlamentarier streng genommen oft schon verkappte Halbbildung, so erscheint die Halbheit in der Presse fast ohne Schleier. Daß die Zeitungen oft von sachlich nur halb Orientierten oder von Autodidakten geschrieben werden, wäre kein Fehler, wenn nur öfter ein Wille, eine lebendige Lebensidee oder die geniale Intuition die Feder führten. Es wird aber demselben Schematismus der Halbbildung, der in den Blättern so oft bekämpft wird, in den Journalen selbst eine Stätte bereitet. Man achte doch auf das Konventionelle der meisten Urteile, auf den Eigensinn, womit an Prinzipien festgehalten wird und auf die innere Verantwortungslosigkeit, die überall zum Vorschein kommt. Nur die Halbbildung auch konnte Das hervorbringen, was mit treffender Verachtung Zeitungsdeutsch genannt wird. Die Bildung für Alle, die Feierabendbildung selbst im Hinterhaus: dieser Grundsatz der Zeit, dieses demokratische Ideal ist es, in dem die Zeitung wurzelt. Das Bildungsideal ist geschäftlich, ist industriell geworden. Es gibt keine volle Wahrheit und keine reine Lüge, sondern immer ein vom Interesse bereitetes Gemisch von beiden. Das Gespenst der Zeitungsbildung hebt sich aus dem Getriebe der Zeit empor, in all seiner schäbigen Schrecklichkeit. Die Folge ist, daß die sozialen Klüfte noch tiefer werden, daß alle politische Feindschaft sich verschärft und daß immer mehr jener Kulturzustand in Frage gestellt wird, den schaffen zu helfen jede Zeitung immer ihrem Programm nach entschlossen ist. Im gesellschaftlichen Verkehr sehen wir alle diese Bildungsidealismen getreulich sich abspiegeln. Sie werden von den Umgangsformen gewissermaßen stilisiert. Wie auf den Arbeitsgebieten der Zeit der sachlich Denkende, der mehr auf das Sein als auf den Schein Blickende vor den Bildungsbeflissenen zurückstehen muß, so schätzt man ihn auch im Gesellschaftlichen nur gering. Er wirkt im Salon nicht dekorativ genug, er ist nicht bequem, nicht biegsam und stört den Ton der Kreise, deren Ehrgeiz es ist, von Allem etwas zu wissen. Etwas Literatur, Theater, Malerei, Musik, Politik, Wissenschaft oder Technik; Dilettantismus in Allem und Jedem, sogar in der Moral und der Religion. Unter

diesen Umständen kann die Geselligkeit nicht wahrhaft geistreich sein, weil zum Witz, zum Esprit rechte Bildung und Lebenskenntnis erforderlich sind; sie kann weder natürlich, noch aristokratisch, noch sinnlich reich sein, weil die falschen Prätentionen sie daran hindern. Sie kann auch nicht intim sein, weil auf ihrem Jahrmarkt der Eitelkeiten weder das Sachliche noch das Herzliche einen Preis haben. Je größer der Zirkel ist, desto besser läßt sich das Planlose kaschieren; darum wird kaum noch der kleine Kreis kultiviert. Man spricht ungern über Sachen, aber leidenschaftlich gern über Personen, man klatscht, weil nichts Wesentliches zu sagen ist. Jeder sucht sich und sein Wissen vorteilhaft zur Geltung zu bringen und es stirbt darum die feine Kunst des Zuhörens ganz aus. Da ein lebhaftes Gefühl das Schickliche nicht von selbst findet, tritt der Schematismus der Umgangsform in Herrschaft. Der „gute Ton" wird angedrillt und Jeder wacht darüber, daß er sich gut zu benehmen wisse. Es gibt eine Menge von Formalien, die beachtet sein wollen, aber selten nur begegnet man der lebendigen Form, weil diese eine Persönlichkeit voraussetzt. Jene Formen aber entspringen nicht einem sozialen Willen der Gesellschaft und wirken darum nicht wie etwas stilvoll Notwendiges, sondern sie werden vom Bildungsideal eklektizistisch aus dem Umgangston vergangener Zeiten und fremder Völker gewonnen, ähnlich wie schlechte Kunstformen aus alten Kunstwerken gestohlen werden.

Unter solchen Umständen können Güte des Herzens, Reinheit der Gesinnung nicht geachtet werden; solche Eigenschaften erwecken eher Mitleid. Vor allem leidet darum die Frau unter der Tyrannei eines gesellschaftlichen Bildungsidealismus, der nur die „Dame" kennt. Will die Frau sich behaupten, so muß sie laut und auffallend werden. Das Resultat ist ein aufdringliches, emanzipiert oder kokottenhaft dilettantisches Weiberwissen, dem als Kontrast das feminin säuselnde geistige Stutzertum der Männer gegenübersteht, sind schnellfertige Urteile, konventionalistische Redensarten, Freude an der Ausländerei und grausame Verständnislosigkeit allem Unmittelbaren gegenüber. Auch die Mode, die heute so gehirnlos wechselnde, ist ein Kind des Bildungsidealismus. Sie herrscht an der Stelle, wo einst der Stil regierte, ihre vergänglichen Werte nehmen den Platz ein, der früher echten Kulturwerten gehörte.

Der Einzelheiten ließen sich noch viele zeigen; das Angeführte genügt aber um zu beweisen, daß das neue Reich in seinen idealen Gebieten überall fast vom Bildungsphilister bewohnt und regiert wird, während es wirtschaftlich doch so gewaltig emporstrebt. Wir leben inmitten erstaunlich gehäufter Zivilisationswerte, die uns jedes aufs Materielle gerichtete Gelüste zu befriedigen erlauben; aber während ein Verein nach dem andern „zur Verbreitung von Volksbildung" gegründet wird, hungern wir nach gemeingültigen Kulturformen. Der deutsche Staatsbürger, dessen Geburt vom Standesamt registriert, der richtig getauft, geimpft, revacciniert und konfirmiert worden ist, der vom sechsten bis zum neunzehnten Jahr die Schule besucht, sein Examen bestanden, und sein Jahr abgedient hat, der Student, Doktor und mehr noch

geworden ist, Reserveoffizier und Hauptmann der Landwehr, der niemals mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist, seine Steuern immer prompt bezahlt hat mit Anstand die gesellschaftliche und geistige Uniform seiner Jahrzehnte trägt, kurz mit dessen Bildung alles in wohlgefügter Ordnung ist: die Macht der rechten, der produktiv machenden Bildung kennt er kaum. Für ihn ist der „Faust" nicht geschrieben, ihm hat Wilhelm Meister nicht gelebt und nicht der „grüne Heinrich", nie ist ihm das symbolische Menschendasein Goethes, nie die Welt der Antike zum Erlebnis geworden, er war nicht revolutionär bevor er konservativ wurde, in ihm war nichts zu gären und darum auch nichts zu klären. Die lebendigen Entwickelungsgedanken schlägt er nieder mit einem „es gehört sich" und begeht so geistigen Selbstmord in der schmerzlosesten und anständigsten Form die es gibt.

Deutschland wird nicht werden, was unsere Sehnsucht daraus machen möchte, bevor allgemein eine Bildung Platz greift, in der das Wissen sich gleich auch in Taten, das Begreifen in Handeln umsetzt. „Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich sein, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen". Kenntnisse und Formen sind gut, denn ohne sie vermag man nicht zu danken und sich nicht auszudrücken. „Wer aber bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viele und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt den Besten." Worauf es ankommt, ist die Zeichen und Formen lebendig zu machen, zu notwendigen Werkzeugen einer Gefühlskraft, die sich durch nichts vom Produzieren zurückhalten läßt. Das höchste Ziel wahrer Bildung besteht darin, das ganze Volk bis in's letzte Glied genial zu machen. Genial auf jeder Stufe, im Handwerk und in der Kunst, in der Wissenschaft und Politik, in der Werkstatt und im Tempel. Die Zeitalter der Antike, der Gotik, der Renaissance waren genial in dieser Weise. Was sie wußten, war Stück für Stück erlebt worden. Uns ziemt es, nicht weniger zu wollen, als was die Geschichte uns symbolisch in diesen großen Zeitaltern vor Augen stellt. Nur müssen wir auch bereit sein, das tausendfältige Lebensgenie im Kleinen und Großen durch eine Selbsterziehungsmethode zu erwerben, wie unser größter Selbsterzieher zu innerer Kultur sie vor hundert Jahren schon formuliert hat:

„Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem Jeden. Beides muß, wie Ein- und Ausatmen, sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte Eins ohne das Andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden."

***

Das graue Haus/ Roman von Herman Bang

(Fortsetzung)

Seine Exzellenz hatte sich an seinen Tisch vor die Briefe gesetzt. Der dritte, den er nahm, fiel ihm wieder aus der Hand. Dann stand er auf, drehte die Schlüssel in beiden Türen um und setzte sich wieder. Das Gehen wurde ihm etwas schwer, aber es war ja auch schon spät am Tage für Seine Exzellenz. Er nahm wieder den dritten Brief, und mit einem Messer durchschnitt er das Kuvert. Seine Hände zitterten nicht mehr, und die Brille hatte er abgerissen, so daß er mit seinen bloßen Augen las:

Lieber Papa. Thorsholm, den 26. Februar.

„Ich danke für die letzten Schreiben, die in meine Hände gelangt sind, und die, wie gewöhnlich, kurz waren. Ich habe Papa oft gebeten, wenn Du nicht selbst schreiben kannst, was verständlich ist, dann meinem Sohne Fritz zu diktieren, der, wenn sein Herr Kammerdiener seine Arbeit beendet hat, sicherlich über die Zeit dazu verfügt. Was die Dinge angeht, die er dabei ganz sicher erfahren würde, so hat sein Vater nichts zu verhehlen, wofern nicht Papa wünschen sollte, daß er der Prachtband mit Goldverschluß bleibt, der er durch Papas Fürsorge geworden ist, ich weiß nicht in welcher Absicht. Die beigelegten Beträge sind eingetroffen, reichten aber, wie Papa verstehen wird, nicht aus für die angegebenen und in Frage kommenden Ausgaben, ohne daß ich nicht selbst und mit Anwaltshilfe weitere Auswege wählen müßte. Aber daran bin ich ja gewöhnt, und ich werde um Mamas willen und um der Meinen willen den Kampf nicht aufgeben, so schwer er auch ist."

Die vorgeschobene Unterlippe Seiner Exzellenz zitterte — zum zweiten Male —, aber er las weiter:

„Papa schreibt: Von Deinen Erklärungen will ich verschont bleiben. Wenn ich auch sehr wohl Papas Wunsch kenne, verschont zu bleiben, zum wenigsten von allem, was mich betrifft, so muß ich doch diesmal Papa mit ein paar Erklärungen zur Last fallen, die ich Papa bitten muß zu lesen, da die Lage sich kaum mehr halten und nicht länger verheimlichen lassen wird, nicht einmal vor Mama, trotz meinen Anstrengungen. Ich habe, wie Papa weiß, mir niemals eingebildet oder geglaubt, daß ich irgendwie Begabung oder irgendwelches Talent für die Landwirtschaft hätte. Aber nachdem ich während einer Operation, die Papa mißlang, ohnmächtig geworden war und Papa erklärt hatte, daß sein Sohn nicht Arzt werden könne, wenn er es nicht vertrage, Blut zu sehen, ging ich den Weg, den Papa wohl für den dienlichsten hielt, natürlich auch deshalb, weil er in den ersten Jahren, während Bruder Fritz und Frau Stella sich im Auslande aufhielten, damit Fritz die Übersetzung von Papas Schriften fördern konnte, weniger kostete. Jedenfalls wußte Papa ja besser als alle, was das heißen will, einen großen Namen zusammen mit einer

Tätigkeit zu erben, und es stand bei Papa zu entscheiden, was für mich das Rätlichste zu sein schien, selbst wenn ich meiner Lust zur ärztlichen Wissenschaft entsagen und Landmann in schwieriger Zeit werden mußte, aber wenigstens eine Stellung einnahm, in der ich dem Ansehen Papas nicht hinderlich war. Es ist leider überflüssig, von den Gütern zu reden, deren Ankauf Papa ja trotz allen meinen Bitten fortwährend hat durch Glud gehen lassen, der auch Annebygaard kaufte, kurz bevor er Etatsrat wurde. Doch in Papas Verhältnis zu ‚Konferenzrat' Glud werde ich mich nicht einmischen, obwohl dieses Verhältnis, was Papa vielleicht einräumen wird, von Anfang bis zu Ende über mich ausgegangen ist, indem ich vier Jahre, nachdem ich Annebygaard bekommen hatte, Thorsholm übernehmen mußte, dessen Hauptgebäude ebensoviel zur Restauration erforderte, wie die ganze Kaufsumme betrug, bevor Mama da wohnen und zum wenigsten im Sommer ein wenig Friede haben konnte. Wenn mich dagegen Papa eine Pacht hätte übernehmen lassen, — aber eine Pacht war natürlich weniger passend für einen Jägermeister —, so hätten doch die Mittel, die Papa meinte mir bewilligen zu dürfen, ausreichen können und wären mit einem Male gegeben worden, wodurch ich freier gestellt gewesen und wodurch vor allem die arme Mama nicht einer täglichen Plage und Angst um mich und die Meinen preisgegeben worden wäre. Doch Papas bekanntes weites Herz hat ja immer viele gefunden, denen er gibt und gibt."

Die Hand Seiner Exzellenz erbebte wie mit einem Ruck, und die Adern an seinen Schläfen waren geschwollen wie geknüpfte Stricke, aber er las weiter. Es war jemand an der Türklinke. „Wer ist da?" rief er. „Seine Exzellenz liest die Post", sagte Georg im Gange zu dem Vater, der die Klinke losließ. „Ihre Gnaden klingelt", sagte der Vater, und Georg ging. Ihre Gnaden hatte schon zweimal auf die Silberschelle auf ihrem Tische geschlagen, während die Gesellschaftsdame mit ihrer gefügigen Stimme fortfuhr, aus der aufgeschlagenen Zeitung „Wohnungen" vorzulesen, ohne innezuhalten: „Herrschaftliche Wohnung, elf Zimmer, alle Bequemlichkeiten. Fredericiagade 16, zweites Haus von der Bredgade aus. Näheres beim Portier." „Wo war das?" fragte Ihre Gnaden. Die Gesellschaftsdame gab Antwort. „Ja, wenn es einem gelänge, eine Beletage zu bekommen," sagte Ihre Gnaden: „aber Hvide sagt ja, er kann die Treppen nicht vertragen. Weiter." Die Gesellschaftsdame las wieder: „Herrschaftliche Wohnung, zehn Zimmer, Anrichtezimmer, Badezimmer usw., Beletage. Bredgade 60. Näheres beim Portier." „Da hat Legationsrat Duus gewohnt", sagte Ihre Gnaden, und sie setzte hinzu, die Legationsrätin sei in der Wohnung gestorben, und Ihre Gnaden schenkte den Wohnungen, aus denen ihr Todesfälle bekannt waren, keine Beachtung. „Sonst wäre es da schön."

Georg war eingetreten. „Legen Sie mir die Decke um," sagte sie, und als Georg sich gebückt hatte, um die Decke um ihre Knie zu legen, sagte sie, während die Gesellschaftsdame weiterlas: „Wo ist Seine Exzellenz?" Georg,

der mit den gekrümmten Fingern über die Decke strich, sagte: „Seine Exzellenz liest die Post"; und indem er den Kopf hob und Ihre Gnaden ansah, setzte er hinzu, und dabei warf er plötzlich die Lippen auf, so daß seine beiden einzigen Zähne sichtbar wurden — sie glichen den Nagezähnen einer Ratte —: „Es war ein Brief vom Herrn Jägermeister dabei." Georg verbarg mit der Lippe wieder seine beiden Zähne und stand auf. „Er kann gehen", sagte Ihre Gnaden, die an ihrem Geldbeutel herumfingerte und auf einmal mit dem Taschentuche ihre Schläfen trocknete, die feucht geworden waren.

Die Gesellschaftsdame hatte aufgehört zu lesen. „Warum lesen Sie nicht mehr?" fragte Ihre Gnaden und hörte nicht, was das Fräulein antwortete. Plötzlich sagte sie: „Holen Sie Sophie"; und hielt mit einem Griff ihrer Hand die Mantille, während sie ohne Stütze durch die Räume in das Schlafgemach ging. Sie hatte ihre Schatulle geöffnet und saß, die Hände im Schoße, vor einem kleinen Holzschrein, der auf der Klappe stand, als Sophie in das Schlafgemach trat, wo die Gardinen herabgelassen waren und halbe Dunkelheit herrschte. „Der Jägermeister hat geschrieben", sagte sie mit heiserer Stimme. „Ja", antwortete Sophie, deren schwarze Haubenbänder unterm Kinn vorstanden wie ein paar dunklere Schatten im Dunkel. Ihre Gnaden bewegte die Hände übereinander: „Ich muß wissen, was er schreibt", sagte sie. Es war ein paar Augenblicke still im Dunkeln. „Ihre Gnaden sollten warten," sagte dann Sophie. „Ja", antwortete Ihre Gnaden und rührte sich nicht. Und sie fragte nach dem Essen für das Diner, und hinten aus dem Dunkel heraus nannte ihr Sophie Gericht auf Gericht. „Das kann wegfallen", sagte Ihre Gnaden und unterbrach die Dienerin, die eben ein Zwischengericht nannte. Sophie wollte antworten, doch sie sagte: „Er merkt es nicht. Er weiß nie, was er ißt." Sophie nannte das Dessert: „Dann verlangst du Geld," sagte Ihre Gnaden. „Ich habe gestern Geld bekommen." „Das hat er vergessen", sagte Ihre Gnaden. „Ich habe es von Georg bekommen", sagte Sophie, die immer noch im Dunkeln stand. „So hol es dir von Exzellenz selbst, wenn Georg meldet", sagte Ihre Gnaden, und es war ein Befehl.

Sophie blieb noch stehen, obwohl nicht mehr gesprochen wurde. Die Gedanken Ihrer Gnaden waren anderswo, oder sie waren ganz dorthin gewandert, wo sie die ganze Zeit lang gewesen, während ihr Gesicht fast wie verzerrt war von Schmerz oder von Ekel, wobei ihre dünnen Lippen ihre Fülle wiederzubekommen schienen: „Aber ich," sagte sie, „ich werde gequält und ich muß zahlen, wie ich seit vierzig Jahren hab' zahlen müssen", und sie schlug mit der Hand zweimal gegen die Schatulle. Sophie antwortete nicht, sondern sah auf das Gesicht ihrer Herrin, — sie hatte alles längst verstanden. „Aber kein Mensch kennt Hvide", sagte Ihre Gnaden, deren Lippen wieder schmal geworden waren wie immer; und sie erhob die Hand, daß die Dienerin gehen könne.

Als die Tür geschlossen war, nahm Ihre Gnaden einen Schlüssel hervor

und öffnete den Schrein, der vor ihr stand. Mit der Hand zählte sie ihre Banknoten, ohne sie aufzunehmen, und indem sie sie gegen den Boden des Schreines hielt. Die Mantille hatte sich gelöst. Sie fiel nieder von ihrem Rücken, nieder über den Stuhl und zu Boden, so schwer, als wäre sie von Eisen gewesen.

Es klopfte an die Türe — und noch einmal: „Wer ist da?" rief Ihre Gnaden, die den Schrein geschlossen hatte und Kraft genug besaß, selbst die Mantille von der Erde aufzunehmen und umzulegen. „Das Frühstück ist fertig, Ew. Gnaden", sagte die Gesellschaftsdame in der geöffneten Türe. „Ich komme." Ihre Gnaden ließ sich von dem Fräulein stützen, indem sie die Zimmer durchschritt. Während Georg am mittleren Tische das Frühstück anrichtete, riß Seine Exzellenz die Türe zu seinem Zimmer auf. Ihre Gnaden und die Gesellschaftsdame hatten ihre Augen zu gleicher Zeit erhoben und schlugen sie wieder zu Boden. „Ich soll grüßen", sagte er, und seine Stimme war ganz ruhig. „Von wem?" fragte Ihre Gnaden, während die Gesellschaftsdame, die die Schultern in ihrem Lehnstuhl zusammendrückte, die Gabel nicht aus den Augen ließ, die in der Hand Ihrer Gnaden zitterte. „Von Hans." Es war ein paar Augenblicke still. Seine Exzellenz stand am Fenster. „Was schreibt er?" fragte Ihre Gnaden, die sich fortwährend zum Essen zwang. „Wie gewöhnlich." Es war, als würden die Pupillen Ihrer Gnaden größer, während sie fortwährend die Exzellenz betrachtete, dessen Gesicht sie von der Seite sah. „Und die Kinder?" sagte sie. „Es geht ihnen gut." Die Exzellenz war fünf Schritt gegangen. „Gesegnete Mahlzeit, Hvide", sagte Ihre Gnaden und reichte beide Hände, deren Linie an den Handgelenken noch immer schön war, ihrem Manne hin. Er ergriff sie, und hastig neigte er sich und küßte sie auf die Stirn, mit genau derselben Bewegung, mit der er zu essen pflegte. Ihre Gnaden fuhr fort zu lächeln. „Er kann abnehmen," sagte sie zu der Gesellschaftsdame. „Du ißt nicht genug," sagte Seine Exzellenz. „Das tun andere, Hvide", sagte Ihre Gnaden, und ihre Stimme hatte sich etwas verändert. Georg verbeugte sich vor Ihrer Gnaden mit einer Karte auf einem Teller. „Es ist Harriette", sagte sie. „So. — Lassen Sie die Marschallin eintreten."

Georg öffnete die Tür, und Frau Harriette trat ein, in Samt und Pelzwerk gehüllt. „Morgen, Tante;" sie küßte Ihre Gnaden auf die Stirn, „ja, da habt ihr mich." Mit strahlendem Gesicht ging sie auf die Exzellenz zu: „Guten Tag, Onkel Hvide." „Guten Tag, mein Freund", sagte er und berührte flüchtig die Wange der Marschallin mit seinen Lippen, als habe er sie gestern noch gesehn und als existiere zwanzigjährige Abwesenheit nicht für ihn. „Wie ich mich darauf gefreut hatte, dich zu sehen", sagte die Marschallin und fühlte sich plötzlich verwirrt, oder ihr war, als werde es leer irgendwo in ihrem Herzen. „Wir haben uns auch darauf gefreut, dich zu sehen," sagte Ihre Gnaden und bot mit der Hand Frau Harriette einen Stuhl, „und du

bist ganz dieselbe." „Dieselbe . . ." Es war, als ob dieses Wort den Ausdruck in die Augen der Marschallin zurückrief, von wo er ein paar Sekunden lang wie verschwunden gewesen. „Ach ja," sagte sie, „es könnte so aussehen, wenn man im Überzeug steckt." Und die Marschallin begann, in konversierendem Tone von ihrer Reise zu sprechen und von Wien, und plötzlich sagte sie: „An dich habe ich Grüße, Onkel Hvide", und sie nannte ein paar große Kollegen in Österreichs Hauptstadt. Die Exzellenz sagte: „Töten die immer noch?" „Ja." Lachend sagte er: „Das ist auch meine einzige Beschäftigung geworden;" und vielleicht halb in einem andern Gedankengange — denn der Ausdruck in seinem Gesicht war verändert — setzte er hinzu: „Wir töten, und wir werden getötet." „Was sagst du?" fragte Ihre Gnaden, deren Augen, sobald sie nicht sprach, wie suchend rings im Zimmer umherliefen. „Wir sprechen von Wien", sagte Seine Exzellenz, sich erhebend. „Und du schreibst immer noch, Onkel Hvide", sagte Frau Harriette, und während fast derselbe Glanz in ihre Augen trat wie vorher, als sie zur Tür hereingekommen war, setzte sie hinzu: „Wie rührend das war, daß du an mich gedacht hast mit allen deinen Büchern." Ihre Gnaden lächelte plötzlich und unterbrach dann ihr eigenes Lächeln. „Ja," sagte sie, „Hvide denkt an all seine Freunde."

Und, als ein paar Augenblicke verstrichen, ohne daß jemand sprach, begann Ihre Gnaden, vom Bischof Martensen zu sprechen, während Georg auf dem Teller zwei Visitenkarten überbrachte, die beim Pförtner abgeliefert worden waren, und die Marschallin sagte: „Tante, kann ich ein wenig frühstücken bei dir?" Auf einen Blick Ihrer Gnaden sagte Georg, sich verbeugend: „Herr und Frau Hvide gehen soeben zu Tisch." „Dann lauf' ich hinein zu ihnen," sagte die Marschallin und küßte wiederum die Tante auf die Stirn, bevor sie ging.

Das Gesellschaftsfräulein hatte sich in dem kleinen Wohnzimmer an ihre Arbeit gesetzt, dicht hinter die geöffnete Tür. Sie nähte viele und ganz winzige Flicken aneinander zu großen Decken, Flicken an Flicken. Ihre Gnaden hatte ihre Mantille am Halse gelockert, und sie fragte Seine Exzellenz: „Wirst Du Hans antworten?" Aber er hörte es nicht. Ihre Gnaden fragte nicht mehr.

Seine Exzellenz war hineingegangen. Unbeweglich, mit Augen, die wohl kaum etwas sahen, starrte er vor seinem Tische vor sich hin, auf die Bilder des Geschlechts oder auf die leere Wand . . . „Nein, Harriette, Harriette" — und die Mutter sprang auf, als die Marschallin ins Speisezimmer kam —: „bist du es?" Sie küßte die Marschallin zweimal. „Fritz, wir müssen ihr sofort ins Gesicht sehen," sagte sie und führte Frau Harriette zum Fenster hin. „Ja, du gleichst dir noch", sagte die Mutter und küßte sie wieder. „So wie du", sagte die Marschallin und lächelte. „Ja," sagte die Mutter, „ist es nicht seltsam, daß es Menschen gibt, die sich nie verändern können?" „Und auch du bist derselbe, Fritz," sagte die Marschallin. Sie war zwei Schritte

vorgegangen, und es war möglich, daß nur das veränderte Licht sie ein klein wenig blasser erscheinen ließ, während sie dem Vater die Hand reichte. „Willst du zu essen haben?" sagte die Mutter: „ah, du, wir haben heute Empfang und Gäste zu Tisch." Und sie klingelte. Die Marschallin wußte von dem Diner; sie sollte es ja selbst mitmachen. „Aber was ist das für ein Diner?" fragte sie. „Ich weiß nicht", sagte die Mutter, während sie sich zu Tisch setzten; „es ist ein Galadiner für den Grafen Eck, der abreist . . . Wohin soll er doch?" fragte sie den Vater. „Nach Anhalt," sagte der Vater, „im Auftrag der Krone."

Ein junger Mann kam herein und reichte die Koteletts herum. Er war groß und sehr schlank und trug die Livree der Hvide, die ihm so stramm saß, daß man glaubte, man müsse seine Rippen sehn können. „Was ist das für ein Armenier?" sagte die Marschallin, als er hinausging. „Es ist der Diener meines Neffen", sagte der Vater. „Ah." Die Marschallin legte die Hände in den Schoß: „wie herrlich ist es doch, daß man nach Hause gekommen ist." „Und herrlich, daß man dich zu sehen kriegt", sagte die Mutter und umfaßte ihren Teller mit beiden Armen. Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Als du reistest, waren wir jung"; und ein plötzlicher Schatten fiel über ihr Gesicht in dem Moment, als sie schwieg. „Ja", sagte die Marschallin, „da waren wir jung." Sie lächelte einen Augenblick: „Wie war es wunderschön zu Hause." Wieder schwieg sie. Und dann sagte sie mit groß geöffneten Augen: „Wißt ihr, was ich nie vergessen kann? Wie der Rasen so grün war daheim. Der herrliche, herrliche Rasen", sagte sie. „Und der Hopfengarten", sagte die Mutter und öffnete kaum ihre Lippen dabei.

Und sie begannen, von allen denen daheim zu sprechen, vom Pastor und seiner langbeinigen Tochter; vom Gutsverwalter und den rothaarigen Mädels, die immer gleiche, aus einem Stück genähte Kleider trugen, und von der Allee, die zum Gute hinaufführte, und wo sie immer auf Stelzen gingen. „Herr Gott," sagte die Marschallin, „der alte Anders, unser Lakai, der ist also tot." „Aber er zitterte doch auch schon am ganzen Körper, wenn er unsre Stelzen halten sollte." Frau Harriette lachte: „Ja, da saßen sie, der Anders und der Jens." „Jeder vor seinem Hause gleich bei der Einfahrt", sagte die Mutter. „Und keiner konnte sie von da wegbringen", setzte sie hinzu. Die Marschallin und die Mutter lachten beide, und die Marschallin hob ihre Arme: „Nein, denn sie starben ja nie, und ihnen den Abschied zu geben, das wagte keiner. Aber Herrgott," sagte sie und ihr Gesicht änderte seinen Ausdruck, „wie sie doch geweint haben bei Papas Begräbnis."

Alle drei schwiegen sie einen Moment, bis die Mutter anfing zu lachen: „Aber Harriette, weißt du noch, wie Jens in Storskoven dein weißseidenes Kleid mit der Char-à-banc-Türe einklemmte." „Ach ja, das Weißseidene," rief Frau Harriette, — „und Mama hatte nicht haben wollen, daß ich es anzog." „Gott, wie wurde es in Fetzen gerissen", sagte die Mutter. „Ja." „Du sprangst

ja vom Wagen herunter, gerade als Jens die Türe zuschlug ... und pardautz! war das Kleid in zwei Fetzen ..." Die Marschallin lachte und lachte. Die Mutter mußte sich ins Zimmer stellen, um zu zeigen, wie sie nachgeschleppt hatten, die beiden Fetzen. „Es war gräßlich", sagte Frau Harriette, und plötzlich zeigte sie auf den Tischaufsatz und fragte: „Was sind das für Blumen?" „Die sind gewiß von Aalbygaard", sagte der Vater. „Sie sind so schön." „Aber sie müssen weggenommen werden," sagte die Mutter, „ehe sie fallen." Der weiße Schnee der Blumen fiel schon nieder auf das Tuch. „Aber," sagte die Marschallin, die mit den Gedanken an die Blumen fertig war und zum Gute zurückkehrte, „Jens saß doch am besten zu Pferde. Ja, wie er saß, mit gespreizten Beinen und die Augen steif geradeaus." Die Mutter lachte, und Frau Harriette lachte mit. „Aber, du," sagte sie, „das war ja auch, weil er den Keller unter sich hatte." „Du himmlischer Vater, was da draufging von Papas gutem Portwein." Die Marschallin und die Mutter fuhren fort, von den alten Tagen zu sprechen, und es war, als strahlten die Jugenderinnerungen aus ihren Gesichtern: „Jens war stolz, wenn er auf dem Braunen hinter dem Stammherrn daherhumpelte." Der Vater sagte: „Berry war ein prächtiges Tier", und sein Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck an, als säße er noch auf dem schönen Halbbluthengst. „Nein, aber Stella, weißt du noch," sagte die Marschallin, „wie Papa böse wurde, damals, als du alle Pferde verstellt hattest rund herum in den Ständen im Stall." „Das war doch noch schlimmer, als sie im Roggenfeld waren", sagte die Mutter, die ihren Stuhl halb ins Zimmer hineingeschoben hatte. „Ja, als du sie losmachtest und sie alle sechzehn über die Koppel setzten, in den Roggen hinein und sprangen und fraßen und wieherten und dahinflogen, — und Stella stand mitten in all dem Roggen und schrie und schwenkte ihren roten Schal wie toll, als Papa mit dem Stammherrn gerannt kam." Die Marschallin war ganz erschöpft von der Erinnerung. „Aber wie wunderschön du ausgesehn hast," sagte sie zur Mutter, und indem ihre Augen wieder die Blumen in dem Aufsatze streiften, sagte sie, „ja, sie fallen." Das Gesicht des Vaters war unbeweglich geworden, als ob nach und nach aller Ausdruck darin schwände. „Und als du Rosenbraut warst," fuhr Frau Harriette fort, „es war gerad in dem Jahr," — die Marschallin sah zum Vater hinüber — „wo du von Bonn nach Hause kamst ... als alle Knechte und Mägde in französischen Trachten waren; o, wie sie aussahen, als sie durch die Ehrenpforte heraufkamen. Das Stubenmädchen Margrethe war ganz vorn, in grünem Leibchen mit roten Bändern ... Aber du wurdest Rosenbraut", — die Marschallin begann zu lachen —: „Nein, wie war der Stammherr verliebt. Weißt du noch, Fritz, er betrank sich am Abend vor lauter Verliebtheit." Frau Harriette lachte noch und änderte dann mit einem Male den Ton: „Wie ich dich noch vor mir sehe, Stella, in dem Augenblick, wo du gekrönt wurdest, mitten auf dem grünen Rasen." „Unter der Blutbuche", sagte die Mutter. Sie hob das lächelnde Gesicht zum Vater auf

und hatte plötzlich den Kopf wieder gesenkt. Der Vater saß aufrecht da. Sein Gesicht war dem Licht des Fensters zugewandt, wie ein Spiegel ohne Bild. Die Marschallin sprach weiter.

Das Gesicht der Mutter war weiß geworden. Mit leicht zusammengekniffnen Augen, wie jemand, der einen äußersten Gedanken zu Ende denkt, starrte sie vor sich hin auf die weißen Blumen auf dem Tische und sah sie plötzlich, wie sie fielen, nieder auf das Tuch, Blatt für Blatt, und wie sie nach dem Fall einschrumpften an den Rändern. Die Marschallin sprach noch immer von den Erinnerungen an Zu Hause. „Ja, das war damals", sagte sie. „Ja, damals", sagte die Mutter. Der schlanke Diener setzte — mit beständig niedergeschlagenen Augen — die Spülschalen vor. „Na," sagte Frau Harriette, die seine schlanken Hände betrachtet hatte, „er pflegt sich." Sie nahm ihr Glas Madeira. „Prosit, Fritz", sagte sie. „Prosit, Harriette", antwortete der Vater und lächelte. „Ja, du bist dir gleich geblieben", sagte sie und sah auf sein Gesicht. „Wie du", antwortete der Vater. Die Marschallin sah plötzlich — und kaum eine Sekunde lang ging ein seltsames und flüchtiges Zittern über ihr Gesicht — das Grübchen in seinem Kinn, das Grübchen, das zum Vorschein kommen konnte, wenn er einem Weibe zulächelte. „O nein," sagte sie, „die Jahre hinterlassen bei uns allen ihren Staub im Gesicht." Der Vater stieß seinen Stuhl zurück, so daß die Mutter zusammenfuhr. „Ja, Mahlzeit", sagte sie und reichte der Marschallin ihre beiden Hände. „Küße die Hand", antwortete die Marschallin, und langsam führte sie die schönen Hände der Mutter zu ihren Lippen auf. Der Vater wollte keinen Kaffee trinken, und die Mutter und die Marschallin rückten ans Fenster hin. Sie saßen eine Weile beide schweigend da, nachdem der Vater gegangen war. Dann sagte die Marschallin, und sie fuhr gleichsam auf aus ihren Gedanken heraus und sah von Wand zu Wand: „Aber daß es so weitergehen kann . . ." „Was?" fragte die Mutter. „Das Ganze", entfuhr es Frau Harriette. Doch die Mutter hatte es gewiß nicht gehört oder sie vielleicht nicht verstanden, und die Marschallin, die durch diese oder jene Gedankenverbindung auf Baron Brahes gekommen war, sagte: „Es ist doch furchtbar mit Emmely, wie schlecht es ihr geht." „Mit wem?" „Emmely Brahe . . . Aber hat Onkel Hvide dir das nicht gesagt?" „Nein", sagte die Mutter und bekam plötzlich einen ganz roten Kopf.

Der Diener kam herein, und indem er den armenischen Kopf neigte, meldete er, der Wagen der Frau Marschallin sei gekommen; und Frau Harriette fragte die Mutter, ob sie nicht mitfahren wolle: sie habe nur ein paar Besuche zu machen. „Ja, dann kann ich im Wagen sitzen bleiben", sagte die Mutter, und sie gingen in die Zimmer hinein, um Adieu zu sagen. „Denk' dir, Harriette, diese Geduld", sagte die Mutter und machte eine lässige Handbewegung nach den Flicken der Gesellschaftsdame hin. Die Gesellschaftsdame war von ihrer Arbeit aufgestanden. „Es kommt doch immer eine Art Decke heraus", sagte sie. „Ja, schließlich," sagte die Mutter. Sie gingen ins Wohnzimmer zu Ihrer

Gnaden, deren Gesichtsausdruck hastig wechselte, als sie kamen, — und sie gingen weiter, hinein zu Seiner Exzellenz. „Ja, Adieu, Onkel Hvide." „Nun gehen wir, so lange, bis wir wiederkommen", sagte die Marschallin und legte beide Hände um seinen Kopf und küßte ihn. Seine Exzellenz rührte sich nicht: „Adieu."

Sie fuhren die Straße entlang, als die Marschallin sagte — ihr war, als fühlte sie noch durch ihre Handschuhe hindurch die Marmorkälte des Kopfes Seiner Exzellenz —: „Aber Onkel Hvide ist alt geworden." „Das ist vielleicht heute nur", sagte die Mutter. „Warum?" Die Mutter antwortete nicht. Sie betrachtete den fallenden Schnee, bis sie plötzlich sagte: „Ja, wenn man weit fortreisen könnte." „Weit fort?" Die Marschallin wandte die Augen der Mutter zu und schlug sie wieder nieder, — wie mit einem Ruck. „Weit fort", wiederholte sie, und es sah fast aus, als ob ihre Lippen zitterten unter dieser oder jener unwiderstehlichen Gemütsbewegung: „Es bleibt, wie es ist, du", sagte sie. Die Mutter sah weit hinaus über den Schnee. „Ja," sagte sie und schloß auf einmal die Augen, „warum sollte es wohl anders werden?" Beide schwiegen sie nebeneinander, während der Wagen durch die Straßen hinfuhr; dann hielt er an, und die Marschallin stieg aus. Die Mutter blieb im Wagen sitzen. Die schweren Lider fielen halb über ihre schmerzlich starrenden Augen herab. Frau Harriette kam zurück, und sie fuhren wieder, als die Mutter halb rief: „Da ist Hans." Sie hatte einen Herrn im Pelz gesehen, der in den Wagen hineinsah und hastig den Kopf wieder fortzog. „Ist er hier?" fragte die Marschallin und wandte den Kopf rasch. „Ah nein, das ist ja unmöglich," sagte die Mutter, „er hat ja heute geschrieben." Sie saßen eine Weile. Und die Marschallin sagte: „Ist es immer noch nicht anders mit Hans?" „Gewiß ist es eher schlimmer." Die Marschallin nickte. „Ich hatte es ja gehört", sagte sie mit einem Seufzer.

Der Wagen hielt vor dem Portale der Exzellenz, und die Mutter ging hinein. „Sagen Sie nur, ich wäre gekommen", sagte sie zu Georg, als geöffnet wurde, und sie ging in ihre Zimmer hinauf. Georg schloß die Türe der Exzellenz. Ihre Gnaden schlummerte schon in ihrem Stuhle, drinnen im Wohnzimmer. Die Gesellschaftsdame machte sich lautlos mit ihren Flicken zu tun. „Ah ja, ah ja", stöhnte Seine Exzellenz im Schlafe. Der schlanke Diener, der die hellblauen Ärmel zurückgeschlagen hatte, stellte langsam Kristallschalen auf den Tisch im Speisezimmer. Die Tür ließ er stehen, während er ab- und zuging. Die Bornholmer Uhr holte langsam aus zu Minute auf Minute. „Ah ja, ah ja", stöhnte die Exzellenz. Das alte Holzwerk des Hauses warf sich hie und da, als ob es klage in der Stille. Die Mutter war in ihr Zimmer gegangen. Die Hände im Schoße, saß sie vor einem aufgeschlagenen Buche, ohne zu lesen. Arkadia rumorte wieder im Zimmer des Vaters. Die drei Kommis steckten die Köpfe aus ihrem Kellerfenster wie Kettenhunde, die die heiße Zunge aus ihrem Hundehause heraushängen lassen. Johann ging

aus und ein im Dunkel des Stalles. Der Einbeinige streckte sein Stelzbein nach dem Mittagsschläfchen und stieg aus seinem Kellerloche auf. Er fing an, den neuen Läufer die Treppe hinauf zu befestigen. Die Hammerschläge gegen das hohle Holz tönten ins Haus empor, Schlag auf Schlag. Georg erwachte auf seinem Stuhl an der Tür und ging hinein. „Es ist zwei Uhr", sagte er und blieb auf der Türschwelle stehen. Seine Exzellenz drehte den Kopf, er hatte halb versteckt in der geschlossenen Hand einen Brief: „Bringen Sie mir den Rock." Georg tat es, und während er bei den Armen behülflich war — Georg merkte, daß Seiner Exzellenz die Arme schwer waren — streifte er mit den Augen die Schublade, in die der Brief gelegt worden war und verzog sein Gesicht. „Bist du es", sagte Seine Exzellenz, der mit einem Stoße die Schublade zugeschoben hatte, als er die Mutter eintreten sah. Sie hatte die Exzellenz einen Augenblick und von der Seite betrachtet. Dann ging sie hin, neigte sich mit hastiger Bewegung und, während beider Augen sich trafen für die Dauer eines Moments, küßte sie seine Wange. „Na, na, Mädel", sagte er und entzog sich ihr, und die Mutter stand schon in der Tür zum Wohnzimmer, als er sagte: „Was sind das für Leichen, die aus den Särgen auferstanden sind?" Die Mutter lachte und sagte: „Es ist noch keiner gekommen."

Der Diener hatte die Flügeltüren zurückgeschlagen, so daß alle Räume geöffnet waren. In das innerste Zimmer fiel die Sonne herein und schien auf den erhobenen Stab eines silbernen Merkur. Ihre Gnaden, die sich, einen Handspiegel in der Hand, von der Gesellschaftsdame die Diamantbrosche Nikolajs I. am Halse befestigen ließ, sagte zur Mutter: „Setz' dich doch, Liebste." Die Augen der Mutter waren auf einen Anton Melbye gefallen, dessen grüne, salzige Wogen plötzlich im Sonnenlicht vorfluteten, und sie sagte: „Wie hübsch das ist", und ihr Gesichtsausdruck wechselte. „Ja," antwortete Ihre Gnaden, die es jedesmal irritierte, als würde sie bestohlen, wenn eines von den Bildern der Wände zu einer Ausstellung verliehen werden mußte; „es ist prächtig, wenn man es zu Hause hat." Und als die Gesellschaftsdame gegangen war, fragte sie und sah die Mutter an: „Hast du mit Hvide gesprochen?" „Fast nichts, Großmama. Ich bin ja ausgewesen." „Ja, ich auch nicht", sagte Ihre Gnaden und rückte mit den Händen unruhig auf dem Tische hin, bis sie kurz darauf sagte: „Und dann haben wir dazu heute das Diner." „Ist das nicht gut?" sagte die Mutter, „das zerstreut Großpapa immer." Ihre Gnaden senkte den Kopf mit einem Seufzer. „Ja," sagte sie, „Hvide kann ja immer das Denken bleiben lassen, wenn er nur will." Die Mutter antwortete nicht.

Der Vater, der durch die Zimmer hereinkam, blieb vor ein paar Flakons mit Wein stehen und fragte den Diener: „Was ist das für Madeira?" Der Schlanke verbeugte sich: „Ihre Gnaden haben Ordre gegeben." Der Vater lüftete einen Augenblick den Glaspfropfen und führte die Flasche ans Gesicht. „Es ist besser, wenn Sie sich von Georg einen trockneren geben lassen," sagte er. Der Livreemensch verbeugte sich von neuem, ohne sein Gesicht zu bewegen.

Seine Exzellenz schlug die Portieren zu seinem Zimmer zurück und sagte: „Zieh die Gardinen vor.“ Die Mutter erhob sich und zog die Gardinen vor, so daß es halbdunkel im Zimmer wurde, als zwei Stiftsdamen eintraten, zwei Schwestern, von denen die älteste Hofdame bei Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Marianne gewesen war; bei Tische nahmen sie nebeneinander Platz und hielten sich sehr gerade unter ihren Kapothüten, die sich wie Diademe auf ihren Köpfen aufbauten. Sie überbrachten, während beständig beider Münder in Bewegung waren, tausend Grüße vom Schlosse und fanden es doch herrlich, ein wenig Stadtluft zu atmen, und entzückend, daß die Mutter gerade zu Besuch, und herrlich, daß die Exzellenz nach wie vor gesund wäre. „Immer derselbe“, sagte der eine der Kapothüte. „Uns geht es gut“, sagte Seine Exzellenz — alles Sprechen über sein Befinden war ihm zuwider — und ging auf den Kammerherrn Urne zu, einen kleinen Herrn, schmächtig und mit gestutztem Bart, mit dem Aussehen eines Generals, und vor dem „Verluste“ Oberpräsident in Kiel. „Ich wollte dich doch sehen, lieber Freund,“ sagte der Kammerherr, „wo ich von Ensomhed in die Stadt gekommen war.“ Der Vater, der sich vor dem kleinen Manne verbeugt hatte, ging mit ihm in das nächste Zimmer, wo der Kammerherr, der ein paar eigentümliche Handbewegungen hatte wie jemand, der es gewohnt ist, Verhandlungen zu leiten, von einigen Weinstöcken erzählte, die Seine Majestät König Georg — „wirklich mit viel Güte“, sagte er — ihm von den griechischen Inseln verschafft hatte und die der Kammerherr in Bedbäk, auf Ensomhed, in Treibhäuser umzupflanzen versuchte. „Man kann ja nie wissen,“ sagte der Kammerherr, „ob man sie nicht auf Spalier ziehen könnte. Und ob man hierzulande nicht eine Traubenart gewinnen könnte.“ Der Vater hatte daheim im Bereich des „weißen Hauses“ in einzelnen Jahren viele Trauben erzielt. „Und es gibt ja Zeiten,“ sagte Kammerherr Urne, der in dem eignen Gedankengange blieb, „wo man nicht arbeitet.“

Die Arbeit des Kammerherrn bestand darin, seine Erinnerungen aus der Dienstzeit in den Herzogtümern niederzuschreiben, und er hatte eben eine Erinnerung aus dieser Zeit im Kopfe, als die Mutter dazukam, und er kehrte zu den Trauben zurück. „Wir haben auch viele Trauben zu Hause, Kammerherr,“ sagte die Mutter, „aber ich zerquetsche sie Tine auf den Kopf, wenn ich sie abpflücke.“ Und beim Gedanken an Tine und die Traubenbüschel lachte sie so laut, daß es durch die Zimmer hinklang. „Das ist Stella“, sagte Ihre Gnaden, die den Kopf in ihrem Stuhle gesenkt hatte. „Ja, Sie sind ja drüben im Lande geblieben“, sagte der Kammerherr. „Ja,“ erwiderte der Vater, „wir hielten es für unsere Pflicht.“ Die beiden Stiftsdamen, die den Kristallschalen gründlich zusprachen, die der Hellblaue auf silbernem Tablett herumreichte, sprachen vom russischen Krieg in der Türkei, der sie ganz in Anspruch nahm. „Denn wir auf dem Schloß, das sage ich dir, Marie,“ sagte die Jüngste, „wir haben buchstäblich in den Begebenheiten *gelebt*.“ Die Ältere fiel ein: „Ja,

die unglückliche kaiserliche Familie." „Ja," sagte Ihre Gnaden, die sicherlich zerstreut war, — es war, als ob der Ausdruck ihrer Augen die ganze Zeit ihren Worten nicht folge —: „Ihre Majestät die Königin hat in dieser Zeit viel durchgemacht." „Aber es hat ja, das gebe ich zu, Abende gegeben," sagte die Schwester Hofdame zur Hofjägermeisterin Eichwald, „wo ich zu Charlotte Amalie gesagt habe, wenn sie las, nun müsse sie aufhören, denn von den schrecklichsten Dingen bleibt man heutzutage in den Zeitungen nicht verschont. Und es endete sage und schreibe damit, daß man in der Nacht dalag und Blut in den eigenen Betten sah."

Das Fräulein brach plötzlich mit den Schlachtfeldern ab und sagte zur Hofjägermeisterin in einem Tone, als frage sie nach dem Wetter: „Wie geht es Ihrem Herrn Vater?" Frau von Eichwald, die eine geborene Glud war, dankte: dem Konferenzrat gehe es einigermaßen, und sie erhob sich halb, auf Seine Exzellenz zu, der an den Tisch kam. „Wir reden vom Kriege", sagte sie und setzte sich wieder; der viele Brokat machte ihre Bewegungen ein wenig ungelenk. Seine Exzellenz schob die Schultern vor. „Die Entwicklung erfordert ja ihre Schlachtopfer", sagte er. Ein stockdünnes, ganz weißes Männchen, mit rastlos auf- und abgehenden Fingern, die vom Durchsehen der Arbeiten eines berühmten Vaters krumm geworden waren, sagte von einem Stuhl am Fenster her: „Ich wußte nicht, daß Onkel Hvide an die Entwicklung glaubte." Die Exzellenz lachte. „Nein," sagte er, „aber ans Schlachten glaube ich." Die beiden Damen aus Vallö machten eine Bewegung mit den Köpfen wie ein paar alte Hühner, die einen Guß Spülwasser in die Augen bekommen, während Seine Exzellenz sich einem Herrn mit Stelzfuß zuwandte, der soeben eingetreten war. „Wissen Sie, Baron, warum man die Türken totschlägt?" sagte er. Der Baron wandte sein achtzigjähriges Kadettengesicht der Exzellenz zu: er wußte es nicht. „Ich auch nicht," sagte Seine Exzellenz, „vielleicht sind die Leute, alles in allem, das vernünftigste Gesindel auf Erden. Sie haben wenigstens im Laufe der Jahrhunderte sich darauf beschränken gelernt, ihre Pfeifen in Ordnung zu halten." Der Baron lächelte freundlich, so daß man alle seine weißen und eingesetzten Zähne sah, und sagte, er habe selbst in seiner Sammlung ein paar Wasserpfeifen. Der Baron, der das eine Bein bei einem Grenzgefecht gegen die Schweden verloren hatte in den Tagen, als Christian der Achte König von Norwegen war, hatte eine so wunderliche Figur wie ein Siebzehnjähriger, der zusammengeschrumpft war. Er ging auf Herrn Fritz zu, vor dem soeben sein taillenschlanker Diener einen Augenblick Halt gemacht hatte. „Befiehlt der Herr Madeira", sagte der Diener etwas zu hastig zu dem Baron. „Danke," sagte der Baron, „ich pflege gerade jetzt auf den Glockenschlag mein Glas Madeira zu genießen;" und er nahm ein Glas, worauf er wieder Herrn Fritz den Kopf zuwandte, — auch sein Kopf hatte Knabenfassen, aber war ganz klein geworden, — indem er sagte: „Wie steht es?" Und ohne auf Antwort zu warten, fing er an, in seinem gleichsam abgenutzten Norwegisch

Herrn Fritz anzureden, — der Baron redete überhaupt am liebsten mit ganz jungen Menschen, gleich als ob die ganze eigne Entwicklung Halt gemacht hätte an dem Tag, wo er das Bein verlor, — er erzählte von etwas Merkwürdigem, das er in seiner Zeitung von den Wilden im Stillen Ozean gelesen hätte: wie sie Feuer anmachten.

Herr Fritz blieb mit gesenktem Kopfe stehen, bis ihn der Baron plötzlich ansah und mit den Wilden anhielt, um durch das Zimmer zu gehn, die runden Augen unverwandt auf das Glas in seiner Hand geheftet, mit dem nicht zu schwanken sein Ehrgeiz war. „Fritz", rief Ihre Gnaden, und Herr Fritz ging durch das Zimmer auf die Großmutter zu, neigte den Oberkörper ein wenig vor ihr, während er sie anhörte, und ging dann weiter, ins nächste Zimmer, wo Gräfin Schulin mit Sohn und Tochter in Lehnstühlen saß und mit einem rotblonden und breiten Gutsbesitzer aus ihrer Gegend sprach. „Lieber Freund," sagte Frau Schulin zu dem Gutsbesitzer, „ich wollte es ja doch haben, daß Francis hier gewesen sein sollte, jetzt wo er zu Hause war ... Es ist doch immer eine Erinnerung, wenn er alt wird, und kein Mensch weiß ja, wie lange es dauert." Als sie plötzlich Fritz sah, sagte sie lauter und mit etwas gerötetem Kopfe, — während Fritz und Graf Francis, der sich erhoben hatte, einen Augenblick einander mit einem Blicke maßen, ähnlich etwa dem, mit dem zwei Damen bei der Ankunft vor einem Diner gegenseitig die Toilette betrachten —: „Ihr Herr Vater ist ja in der Stadt." Herr Fritz hatte plötzlich, — was seine einzige Bewegung war, — seine Augen erhoben. „Ja", sagte er. „Ja, wir sahen ihn soeben, als wir herfuhren ...." Sie sprachen von der Universität in der Schweiz, wo Graf Francis studierte, während seine Mutter plötzlich zu lachen begann. „Ja," sagte sie, „Francis spricht ein so elendes Däniſch ... Aber, lieber Rottböll, was soll er auch hier, wenn er sich nicht gerade für Landwirtschaft interessiert." Der Gutsbesitzer, dem der Rock unter den Achseln etwas zu eng war, was er die ganze Zeit spürte, sagte: „Nein, heutzutage weiß eigentlich Unsereiner nicht, was er mit den eignen Kindern anfangen soll." Und die Gräfin, die ihren Gedankengang weiterverfolgte, sagte: „Nein, niemand ist, wie auch mein Mann sagt, offen gestanden, so überflüssig wie wir." Alle Zimmer hatten sich gefüllt, und von allen Ecken her sprach man. Durch alle Stimmen hindurch hörte man die Marschallin lachen. „Nein, Onkel Hvide, du bist zu schlimm," sagte sie, und sie blieb bei der Mutter und dem österreichischen Gesandten stehen, während Seine Exzellenz auf zwei Herren zuging, die an einem Fenster standen und von der Landsthingswahl in Varde sprachen, wo vorgestern ein Mann der Linken gewählt worden war. „Ist es nicht gleichgültig?" sagte Seine Exzellenz. Doch der eine Herr sagte: „Ich glaube eben, die Gefahr liegt darin, daß die Linke an den Wänden entlang in die andre Kammer vordringt." Seine Exzellenz lachte. „Ich glaube, es ist gleichgültig", sagte er. „Hierzulande werden wir niemals Parteien bekommen und immer nur eine Partei haben, die Nationalliberalen, die den Namen

wechseln. Der Tag kommt noch, wo sie sich auch die Radikalen nennen und doch," — Seine Exzellenz machte eine Bewegung, als trockne er seine Fußsohle an dem Teppich, — „dieselbe Familie bleiben." Der zweite Herr lächelte. „Man kennt die Paradoxa Seiner Exzellenz", sagte er. „Wahrheiten, die man nicht hören will, nennt man Paradoxa," sagte Seine Exzellenz, „aber es wird hierzulande niemals Politiker geben, man wird sich mit den Rednern begnügen. Bekämen wir einmal einen Staatsmann, wir ließen ihn hängen." Der erste Herr sagte: „Ew. Exzellenz sind streng gegen uns aktive Arbeiter"; und legte einen kleinen Nachdruck auf „aktive". Der Blick Seiner Exzellenz hatte den Sprecher gestreift: „Ja," sagte er, „ich habe lange gelebt." Und er fuhr fort: „Wir hatten einen General — und er hob plötzlich die Hand und wies auf ein Bild des Generals de Meza hin, das in goldnem Rahmen auf einem Tische stand —, „er war mein Freund, und ich weiß, was er gelitten hat."

Die Mutter, die immer noch bei der Marschallin und dem österreichischen Gesandten stand, hatte die Handbewegung der Exzellenz gesehn und sagte aus einer plötzlichen Gedankenverbindung heraus: „Der alte Urne ist hier, Harriette"; und in demselben Moment fiel ihr Auge auf das Gesicht des Vaters, der in dem nächsten Zimmer, lächelnd, daß man die Lachgrübchen in seinen Wangen sah, über das junge und frische Fräulein Schulin gebeugt stand. „Wollen Sie mich nicht vorstellen", sagte der Gesandte, und sie gingen alle drei auf den Kammerherrn Urne zu, der mit dem Sohn des berühmten Vaters sprach. „Ich hatte noch nie die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden", sagte der Gesandte und verbeugte sich. Der Kammerherr neigte das graue Haupt. „Ich lebe jetzt ja so für mich", sagte er. Der Gesandte erzählte, daß er seinerzeit Mitglied einer österreichischen Kommission in den Herzogtümern gewesen sei, und, als Seine Exzellenz dazukam, sagte er: „Ich war auch in Schleswig im vorigen Jahre — im vorigen Sommer — — in Flensburg und auf Düppel. Die Stätten wirkten", sagte Graf Clary etwas langsamer, „recht niederschlagend auf mich." „Ja," sagte der Kammerherr, dessen Lippen sich nicht ganz seinem Willen fügten, „wir leben ja im Schatten der alten Schanzen." Die Mutter und die Marschallin sahen den Gesandten an, während er sagte: „Im Schatten? Sie irren sich, Herr Kammerherr, die Gewehrfeuer von Düppel werden die Geschichte durchleuchten." Seine Exzellenz hatte zugehört. Dann sagte er, — und sein Gesicht war ganz verändert, und er glich einer Säule, wie er so da stand —: „Vielleicht." Und eine Sekunde darauf setzte er hinzu: „Vielleicht sind es die Feuer der Ehrensalven über unserm Grabe." „Exzellenz," sagte der Gesandte, „können nicht so wenig an Ihr Volk glauben." „Ich spreche nicht vom Volke," sagte er, „ein Volk lebt lange und so gut es kann. Nur die Geschlechter, sie sterben, und nur ihre Arbeit können wir beurteilen." Ein Ausdruck der Bewegung strich hin über das Gesicht des Kammerherrn, während der Gesandte sagte: „Exzellenz haben recht." Und die Marschallin, die nach einem Gesprächsstoff suchte, sagte nach Verlauf von ein paar Augenblicken: „Stella, geht es

der Generalin Rye gut", und Seine Exzellenz ging zurück durch die Zimmer, wo ein siebzigjähriger Lyriker mit sehr großer Hemdenbrust und langen Haaren neben Ihrer Gnaden Platz genommen hatte.

Seine Exzellenz ging in sein eigenes Zimmer hinein und schloß hinter sich zu. Sophie stand drinnen in einem Winkel: „Was will sie?" sagte er. Sie wollte, sie wollte gerne Geld haben. „Für Ihre Gnaden", stammelte Sophie hastig. „Hm", sagte Seine Exzellenz. Ein Schatten war über sein Gesicht gegangen, während die Scheine aus der Schatulle auftauchten, und plötzlich, als er sie der Dienerin reichte, sah er ihr ins Gesicht hinein: „Wer sind die Hausdiebe hier im Hause?" Sophie hatte das Gefühl, als sei sie festgenagelt an die Diele, auf der sie stand, und sie spürte ihr Herz wie einen Hammer. „Gehen Sie", sagte Seine Exzellenz. Und sie ging. Seine Exzellenz schloß die Klappe und stützte sich mit den vorgestreckten Armen einen Augenblick auf die Schatulle. Dann ging er hin und verschloß die Tür und setzte sich in seinen Stuhl ....

Ihre Gnaden wandte den Kopf einen Augenblick von dem Poeten fort, der von H. C. Andersen und von Erinnerungen von Nyssö sprach, und fragte die Mutter, die mit Frau Harriette vorbeiging, — es war beständig derselbe Ausdruck von Anderswosein in den Augen Ihrer Gnaden: „Wo ist Hvide?" „Großpapa ist hier", sagte die Mutter und suchte selbst mit den Augen Seine Exzellenz, während der österreichische Gesandte Platz nahm; er sprach über Frau von Eichwald weg, die sich fortwährend an der Seite Ihrer Gnaden hielt, — er redete von Gastein. „Wo Ihre Gnaden so viele Male gewesen sind", sagte der Gesandte. „Wir sind im vorigen Jahr dagewesen", sagte Frau von Eichwald. Der Gesandte wartete eine Sekunde, aber Ihre Gnaden rührte sich nicht, um Frau von Eichwald vorzustellen. „Und so viele Erinnerungen hinterlassen haben", sagte der Gesandte. Frau von Eichwald war sehr bleich geworden und hatte mit den Lidern ein plötzliches Aufzucken ihrer grauen Augen verborgen. „Mein Vater", fuhr der Gesandte wieder fort, „hat, wenn er von seinen Jugenderinnerungen sprach, oft von Ihrer Gnaden gesprochen. Gewiß gibt es schöne Weiber in Dänemark, pflegte er zu sagen", schloß der Gesandte und verneigte sich vor Ihrer Gnaden, ein wenig vor Frau von Eichwald her. Ihre Gnaden lächelte. „Man schmeichelt so leicht in Österreich", sagte sie, doch mit den Augen folgte sie der Mutter, die die Türe der Exzellenz erfaßt und gefühlt hatte, daß sie verschlossen war. „Aber was ist nur, Stella," sagte die Marschallin, als die Mutter die Türklinke losließ, „du bist ja ganz bleich." „Nichts", sagte die Mutter, und indem sie plötzlich mit der Hand über die Stirne strich, sagte sie: „Mir kommt es so vor, als ob die Luft voll von Unglück wäre." Und während sie auf einmal anfing zu lachen, sagte sie zu dem Sohne der Berühmtheit, der hinter ihr in einer Ecke stand: „Glauben Sie an Daten?" Der Sohn blieb mit offenem Munde stehen. „Ich, Kandidat, hasse alle Achtzahlen",

sagte die Mutter. Der Kandidat versuchte zu lachen, aber die Mutter sagte „Ja, achten Sie einmal darauf. Eine Achtzahl ist den Eisen ähnlich, die man dem Verbrecher um die Knöchel legt." „Ja," sagte der Sproß der Berühmtheit, der sich gefaßt hatte, „es ist ja an und für sich merkwürdig, wie oft man bestimmte Daten an das Leben berühmter Männer geknüpft findet." Der Kandidat verbreitete sich weiter über das Thema. Im Leben seines Vaters gab es nicht weniger als fünf Siebzehnzahlen, die wirklich eine Rolle für ihn gespielt zu haben schienen. „Aber," schloß der Kandidat, „man soll sich natürlich hüten vor derlei Aberglauben." „Denn wohin würde der führen?" sagte der Kandidat.

„Aber wo ist nur die teure Exzellenz", sagte eine Dame plötzlich sehr laut und pflanzte sich breit in den Stuhl zu Ihrer Gnaden, den der Dichter soeben verlassen hatte. Es war die Frau Etatsrätin Mouritzen, die durch eine verkehrte Türe vom Entree aus hereingekommen war, — es war eine Sitte der Etatsrätin, in den Wohnungen ihrer Bekannten verkehrte Türen zu benutzen, — und alle Zimmer durchsegelt hatte. „Wo ist der teure Mann", wiederholte sie zu Ihrer Gnaden und setzte hinzu, ebenso laut wie das übrige: „Man ist doch immer besorgt um ihn, wenn man ihn nicht sieht", und die kurzen, von Ringen funkelnden Finger fielen nieder in ihren Schoß. „Hvide kommt auf der Stelle", sagte Ihre Gnaden, und, als habe sie erst in demselben Moment die Hofjägermeisterin gesehen, stellte sie auf einmal Frau von Eichwald und Frau Mouritzen dem Gesandten vor, der sich verneigte.

Sophie ging in die Küche. Es kam ihr vor, als hebe sie beim Gehen die Beine sonderbar hoch in die Luft. Es ertönte ein Schlag auf die Tür, als sie eintrat! „Wer ist es?" rief sie. Und die Küchenglocke schnarrte, ehe sie öffnete. „Ich bin's", sagte der Jägermeister, der in der Türe vor ihr stand, in seinem Pelz. „Der Herr Jägermeister?" Sophie glaubte, umfallen zu müssen. „Ja, ich bin's", sagte Hans Hvide und ließ sich klatschend auf einen Stuhl niederfallen, wie etwas, worin kein Leben ist. „Herr Jägermeister, Herr Jägermeister"; Sophie blieb mit zusammengepreßten Händen vor ihm stehen, und plötzlich sagte sie: „Nun wird's ganz toll." Und ohne es zu wissen, — ihr Gesicht hatte die Farbe des Küchentischs angenommen, — schlug sie die Tür zum Anrichtezimmer zu, wo die Küchenjungfer die Schüsseln garnierte. „Ja, nun kracht es", sagte der Jägermeister. Sophie antwortete nicht. Es war, als stöhne sie wie die Uhr. „Ich werde mit dem Alten sprechen", sagte der Jägermeister und wollte aufstehen. „Wir haben Freitag", sagte Sophie. Hans Hvide lachte. „Sehen Sie, ob er drinnen ist", sagte er. „Ja", sagte Sophie und blieb stehen. „Sehen Sie, ob er drinnen ist", sagte der Jägermeister wieder. „Ja." Sie fing an zu gehen. Und auf einmal sagte sie und machte die Augen auf, die sie die ganze Zeit geschlossen gehalten hatte: „Kann ich dem Herrn Jägermeister nicht etwas geben?" Hans Hvide, der schon aus dem Halse roch, sagte: „Ja, bringen Sie mir ein Glas." Sie lief durch den Gang,

in das Speisezimmer hinein, und ergriff eine Karaffe. Sie goß den Wein in ein Wasserglas. Es war nichts anderes zur Hand. „Da, Herr Jägermeister", sagte sie. „Ich danke", sagte Hans Hvide und hatte das Glas geleert. Sophie stieg hinauf. Sie sah alles so deutlich, die Wände und die Türen und die Rahmen der Fenster — alles, bevor sie die Türe der Exzellenz aufklinkte. Seine Exzellenz saß noch an seinem Tische. „Er ist da", sagte Sophie, als sie zurückgekehrt war. „Es muß also sein." Der Jägermeister stand auf. „Ach, Herr Jesus", sagte Sophie, die ihm ins Gesicht sah, während sie seine beiden Hände umfaßte, die kalt waren wie die einer schwitzenden Leiche. „Ja", sagte er. „Ich bin's", sagte er, als er die Türe der Exzellenz geöffnet hatte. Seine Exzellenz drehte den Kopf. „Ich habe dich erwartet", sagte er. „Das ist ja gut," antwortete der Sohn, der zitterte, „ich brauche Geld." „Kommst du je aus einem andern Grunde?" sagte die Exzellenz. Man hörte die Stimmen aus den anderen Zimmern. „Ich komme, wenn es nötig ist", sagte der Sohn. „Wie kann es nötig sein, Geld zu schaffen, wenn du deine Schornsteinschlote verpfändest?" sagte Seine Exzellenz. „Das verschlägt nicht", sagte der Sohn. „Was verschlägt?"

Seine Exzellenz war aufgestanden. Ein Toter schien sich erhoben zu haben. „Es ist aus. Ich will nicht mehr", sagte er. Draußen wurden Türen aufgerissen und Türen zugeschlagen, und auf dem Gange tönten Schritte. Es war, als lebten in den beiden Menschen nur die Augen. „Es kann nicht aus sein." „Es soll." „Es sind Wechsel." „Ich bezahle sie nicht." „Du mußt." Die Worte fielen Hieb auf Hieb. „Ich tu es nicht." „Du mußt." Drinnen wurde mit den Stühlen gescharrt, und die Leute erhoben sich. „Warum?" sagte Seine Exzellenz. „Weil es dein Name ist." Seine Exzellenz begriff nicht und verharrte auf dem Platz, wo er stand. „In deinem Namen geschrieben", sagte der Sohn, dessen Stimme unkenntlich geworden war. Ein Moment verging, und Seine Exzellenz fiel halb vornüber, wie jemand, der in den Rücken getroffen worden ist, und schon hatte er sich wieder erhoben. „Über wieviel?" sagte er. „Dreißigtausend." Seine Exzellenz rührte sich nicht. Der Tisch erbebte unter seinem erbebenden Arme. „Dreißigtausend", sagte der Sohn wieder, als habe Seine Exzellenz es nicht gehört. Und als es immer noch still blieb, sagte er in Angst und machte drei Schritt — die Exzellenz rührte sich nicht —: „Hast du sie nicht?" und der Schweiß lief nieder auf dem blutlosen Gesicht. „Du sollst sie bekommen", sagte Seine Exzellenz. Er war zum Sitzen gelangt in seinem Stuhl. Es rüttelte an der Tür nach dem Gange, die Hans Hvide verschlossen hatte. „Exzellenz, Exzellenz," rief Georg, „Seine königliche Hoheit." „Ich komme", antwortete die Exzellenz, und er wandte einen Moment dem Sohne sein Gesicht zu, — es war, als seien für eine Sekunde Leiden und Leben von neunzig Jahren darein gegraben —. „Ich komme", sagte er wieder.

Georg ließ die Türe fahren. Hans Hvide hatte den Kopf gesenkt, aber

gereizt wie ein Tier, das gepeitscht wird, vor den Augen des Vaters, hob er ihn wieder und sagte: „Ja, warum hast du nie genug gegeben, als du imstande dazu warst? Warum?" Und in plötzlicher Wut lief er hin und faßte die Exzellenz bei der Schulter. „Warum?" schrie er. Seine Exzellenz antwortete nicht. Die Lider waren zugefallen über seine Augen. Hans Hvide lachte. „Weil du dich hast bezahlt machen wollen", rief er, und wie wenn er selbst erstarrte in demselben Moment, als die Worte fielen, ließ er die Schulter Seiner Exzellenz los und blieb eine Sekunde stehen; dann brach er in Tränen aus. „Du kannst gehen", sagte Seine Exzellenz, dessen Stimme wieder den alten Klang besaß. Hans Hvide war gegangen.

Seine Königliche Hoheit erhob sich von dem Stuhl neben Ihrer Gnaden und näherte sich, während alle Stimmen mehr gedämpft klangen, dem Vater, den Zylinderhut in der Hand. „Aber wo ist eigentlich die Exzellenz?" sagte er und ging ein paar Schritt auf die Tür Seiner Exzellenz zu. Der Vater neigte den Kopf. „Es ist ein Patient bei ihm, Königliche Hoheit", sagte er, der die Stimme des Bruders durch die Türe erkannt hatte. Und wie durch einen Zufall rührte sein Ellbogen an den Knoten der Portiere, so daß die schwarze Sammetgardine mit dem Wappen der Hvide plötzlich niederfiel und vor der Tür hing wie eine Wand. „Ja, Hvide ist unermüdlich", sagte Seine Königliche Hoheit und lächelte. „Euere Königliche Hoheit werden verzeihen", sagte Seine Exzellenz und schob die Portiere beiseite. „Es ist der Nimmermüde, den wir ehren", sagte Seine Königliche Hoheit und nahm die Hand der Exzellenz. Und Seine Königliche Hoheit sprach scherzend von einem Großkreuz, das kürzlich Seiner Exzellenz von Seiner Königlichen Hoheit Bruder in Griechenland verliehen worden war. Seine Königliche Hoheit zog den Kammerherrn Urne ins Gespräch, und der Kammerherr sagte, — während alle anderen sehr leise zu sprechen begannen und ein leerer Raum im Zimmer entstand um Seine Königliche Hoheit, die Exzellenz, den Kammerherrn und den Kadetten herum, — in bezug auf seine Arbeit, es sei die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Herzögen und dem Throne, die Schwierigkeiten bereite. Seine Exzellenz, der möglicherweise nicht zuhörte, sagte: „Ja, Königliche Hoheit, uns Alten sind nur die Erinnerungen geblieben." „Ja, das Werk hat Seine Majestät sehr interessiert", sagte Seine Königliche Hoheit, und indem er sich dem Kadetten zuwandte, sagte er: „Und wie steht es mit Ihrem Befinden, Herr Baron?" Der Achtzigjährige verbeugte sich und sagte: „Invaliden dürfen nicht klagen, Königliche Hoheit." „Ja," sagte Seine Königliche Hoheit, während das schwindende Licht vom Fenster her ihn und die drei Greise traf, deren Gestalten sich abhoben von den Streifen mit dem Wappen der Hvide, „wenn man nur eine starke Konstitution hat." „Ja," sagte Seine Exzellenz und ließ die Hand auf die Schulter des Kadetten niederfallen, „das sind die Reste vom alten Norwegen." Seine Königliche Hoheit begann, vielleicht ein klein wenig schroff, eine Runde zwischen den Damen und wandte

sich an die Marschallin, die er von Wien her kannte, und er sprach von den neuen Museen und von Prag. Seine Exzellenz, der sich rings in der Stube umgesehen hatte, sagte plötzlich, — nachdem er zuerst einen Augenblick die dicken Augenbrauen hochgezogen hatte: „Frau von Eichwald kommt eben von dort, Königliche Hoheit." Seine Königliche Hoheit, der unwillkürlich den Hut ein wenig dichter an sich gedrückt hatte, wandte den Kopf der Hofjägermeisterin zu und sagte: „Ist der Hofjägermeister in der Stadt, gnädige Frau?"

Auf einmal war es ganz still geworden in den Zimmern. „Nein, Königliche Hoheit," sagte die Hofjägermeisterin, und neigte sich sehr tief, „mein Mann ist auf Egehöj." Es entstand eine Pause, bis Seine Königliche Hoheit sagte — die Etatsrätin Mouritzen hatte sich vorgedrängt, gleich hinter Frau von Eichwald und bewegte sich so lebhaft, daß der unterste und üppigste Teil ihres Rückens Poppes Decke herabriß —: „Ja, Wien ist eine schöne Stadt." Die ziemlich abgerissenen Worte hörte man durch drei Zimmer hin, während Seine Königliche Hoheit sich Ihrer Gnaden zuwandte zum Abschied. Seine Exzellenz begleitete Seine Königliche Hoheit hinaus.

Alle begannen auf einmal wieder zu sprechen, und die Mutter, die an Stelle Ihrer Gnaden Seine Königliche Hoheit zur Tür begleitet hatte, kehrte zur Gräfin Schulin zurück, die mit den beiden Stiftsdamen von Jörgen, dem Verlobten der Komtesse, sprach, und die, als ihre beiden Kinder sich entfernt hatten, sagte: „Jörgen will ja absolut heiraten jetzt." „Will er?" sagte die eine Stiftsdame, und die andere setzte hinzu: „Ja, das will der Bräutigam doch immer." „Aber," fuhr die Gräfin fort — und die Mutter, die dem Vater mit den Augen gefolgt war, er ging zwischen den jungen Frauen einher wie ein Gärtner zwischen seinen Blumen, hörte plötzlich zu — „es scheint mir nun eigentlich keine Eile zu haben. Junge Menschen sind immer alt genug, Kinder zu bekommen, aber sie werden nicht alt genug, bis ihre Kinder anfangen, alt zu werden." Die Mutter sah die Gräfin an und hatte die eine Hand an ihre Brust geführt: „Wie wahr das ist", sagte sie, und ihre Lippen blieben leicht geöffnet, als sie gesprochen hatte, wie bei jemand, der erstaunt ist. Die eine der Stiftsdamen, von denen keine etwas verstanden hatte, sagte: „Ihr lieben beiden, es ist, wie ich so oft zu Charlotte Amalie sage, wenn wir so für uns sind und Umschau unter unsern Bekannten halten: ohne Risse geht es nie ab." Frau Schulin lächelte und sagte: „Es ist etwas daran. Was sagen Sie?" wandte sie sich an die Mutter. Die Mutter fuhr zusammen. „Ich dachte nach", sagte sie. „Ja," sagte Gräfin Schulin, immer noch zur Mutter oder ein klein wenig wie zu sich selbst, „ich bin ganz sicher nicht sehr scharfsinnig, und Gott weiß, wie man es werden sollte, aber da ist wohl immer eins oder das andre, worüber man lange nachgedacht hat . . . Und ich glaube, daß eine Frau erst wirklich verloren hat in der Ehe, wenn sie für ihren Mann nicht länger das Weib ist, der weibliche Mensch." Die Mutter hatte genickt, — wie eine Statue nicken würde, wenn sie den Kopf bewegen

könnte. „Ja, das glaube ich", sagte die Gräfin, aus ihrem Gedankengange heraus.

Seine Exzellenz, den sie schon hinten an der Tür hatten lachen hören, trat in ihre Nähe und blieb plötzlich vor Graf Francis stehen, der in einem andern Lehnstuhle mit fortgesetzt gleichgültiger Miene gesessen hatte, das schöne Rassehaupt in die schmale Hand gestützt, und der sich jetzt erhob. Seine Exzellenz lachte noch immer. „Worüber lachst du, Onkel Hyide?" fragte die Gräfin. „Über seine Jugend", sagte die Exzellenz, den in den letzten fünf Minuten plötzlich die sturmgewaltige Heiterkeit gepackt zu haben schien, die vor einem Menschenalter der Schrecken der Kandidaten am Examenstische zu sein pflegte. „Ja, denke dir", sagte die Gräfin, „er wird erst vierzig Jahre, wenn wir in ein andres Jahrhundert übergehen." „Ein andres Jahrhundert", sagte Seine Exzellenz und machte eine Bewegung mit seinen Lippen, als stoße er einen Mund voll Rauch aus. „Hm," sagte er, „die Muskeln der Menschheit bleiben dieselben und werden dieselbe Arbeit tun." Er ging weiter und kam in die Nähe des Stuhls, auf dem Ihre Gnaden saß, und sie streckte ihre etwas feuchte Hand liebkosend nach ihm aus: „Ich habe immer solche Angst, wenn ich dich nicht sehe." Ihre Gnaden schlug die Augen auf zu Seiner Exzellenz, und er setzte sich, schroff, auf einen Stuhl, den Arm über der Stuhllehne Ihrer Gnaden. „Du hast viele Gäste heute", sagte er. „Ja, mein Freund. Aber" — und Ihre Gnaden sah der Exzellenz wieder in die Augen — „du bist abgespannt." „Mir", sagte er — in seiner Stellung, wie er dasaß, war etwas, das an ein ruhendes Tier aus dem Raubgeschlecht während der Paarungszeit gemahnte —, „mir geht es gut", sagte er. Die Etatsrätin Mouritzen, die drüben bei der Marschallin und Frau von Eichwald saß, sah zu Ihrer Gnaden und Seiner Exzellenz hinüber und sagte plötzlich, mitten hinein: „Ja, Gott, wie selten — bekommt man so eine Ehe zu sehen." „Aber," fuhr sie fort mit einer sprunghaften Verbindung — die Etatsrätin sprach immer so laut, daß sie ihre Gedanken eigentlich nicht vor der Mitwelt verbarg —, „wunderlich ist es, daß keins von den Kindern sein Genie geerbt hat."

Die Marschallin, die, ebenso wie die Mutter, den Vater betrachtet hatte, der soeben über ein paar junge Töchter vom Landadel gebeugt stand, sagte: „Fritz hat sicherlich . . . Genie geerbt." Die Etatsrätin behielt den Mund offen. Die Marschallin sagte, indem sie ihr Lorgnon bewegte und im voraus über die Worte lachte, von denen sie wußte, daß sie vielleicht nicht verstanden werden würden: „Das Genie, das jetzt aus seinem Gesichte leuchtet." Seine Exzellenz, der mit Hochehrwürden gesprochen hatte, einem Manne, der in langer Erbfolge eine Kirche zusammen mit einer hochkirchlichen Erscheinung überkommen hatte, und der sich nun Ihrer Gnaden näherte, — Seine Exzellenz kam hin zur Mutter und sagte: „Wovon sprecht ihr?" „Wir sprachen von Genies", sagte die Marschallin. „Genies, Genies", sagte Seine Exzellenz. „Die Genies, Mädel, sind nur die Käfige um die größten Tiere." Die Mar-

schallin lachte: „Du stürzest heut' alles, Onkel Hyide." „Nein," sagte Seine Exzellenz, dessen Gesichtsausdruck wechselte: „ich verteile nur die Plätze." „Übrigens," sagte die Marschallin, die fortwährend lächelte: „sprachen wir eigentlich über die Liebe." „Ja", fuhr die Etatsrätin schroff dazwischen, die jetzt die Worte der Marschallin von vorher verstanden hatte. „Die Liebe", sagte die Exzellenz, und einen Augenblick warf er seinen allzu massigen Mund auf. „Die Liebe? Die Menschen bekommen nie gesunde Begriffe, eh' nicht all' die zierlichen Schmuckworte aus der Sprache herausgehobelt sind." Die Marschallin lachte immer noch, Seine Exzellenz aber, der sich halb umwandte, sagte, als fege er etwas weg: „Und übrigens weiß ich auch nicht, warum ihr soviel verlangen wollt von den Ururenkeln der Affen. Oder was meinst du?" fragte er nach der Mutter hin. „Ich," sagte die Mutter — und ihre Worte schienen keinen Zusammenhang zu haben mit allem, was gesagt worden war, — „ich glaube, man muß die Menschen freigeben." „Sie machen sich frei", sagte Seine Exzellenz und ging weiter. „Die teure Exzellenz ist so munter heute", sagte Frau Mouritzen und bewegte leicht den Kopf; und als habe ihre Nase plötzlich dieses oder jenes gewittert, sagte sie auf einmal: „Was ist hier passiert?" „Nichts, wovon ich wüßte," antwortete die Marschallin, die bei ihren Worten die Augen zum Gesicht der Mutter erhoben und sie hastig wieder entfernt hatte. Und sie fragte nach einer merkwürdigen Perleneinfassung an einem Medaillon, das halbversteckt unter dem Kinn der Etatsrätin hing. „Das muß sehr alt sein", sagte sie. „Ja, es ist ein historisches Stück." Die Etatsrätin nahm das Medaillon ab: „Es hat Marie Antoniette gehört." „Mouritzen hat die Beweise," sagte die Etatsrätin: „Aber wir haben das Stück aus Frankfurt." „Ja," sagte die Marschallin, die mit dem Medaillon zwischen den Fingern dasaß, „solche Dinge machen ja heutzutage so viele Wege." „Ja es ist sonderbar," sagte Frau Mouritzen, und sie fügte hinzu — wenn die Etatsrätin von dem Medaillon sprach, so sprach sie so merkwürdig in einem Zuge —: „das Pastell stellt den Dauphin vor." „Es ist apart, wie die Brillanten gefaßt sind", sagte die Marschallin und kniff die Augen zusammen, wie die Kenner tun. „Heutzutage", sagte sie und sah unwillkürlich auf Ihre Gnaden hinüber, während die Hofjägermeisterin ihrem Blicke folgte: „faßt man ganz anders ein." „Ja," sagte Frau von Eichwald — und ihre Lider verdeckten wieder ein hastiges Aufblitzen in ihren Augen, wie vorher, als sie mit dem Gesandten neben dem Stuhl Ihrer Gnaden saß, „das wäre interessant zu sehen." Und indem sie ging, sagte sie: „Ihre Gnaden wird nicht böse sein." Frau von Eichwald beugte sich über Ihre Gnaden und bat — sie sprach sehr weich — ob sie die Einfassung vergleichen dürften. Ihre Gnaden hatte ein wenig nervös Kaiser Nikolajs Brosche erfaßt, beinahe als wollte sie sie verbergen. „Es wird kein Schaden daran kommen," sagte Frau von Eichwald lächelnd und mit derselben Stimme. „Natürlich", sagte Ihre Gnaden, und Frau von Eichwald nahm die Brosche ab. Die Marschallin

hatte beide Kleinodien in der Hand und hielt sie empor gegen das Licht. „Der Unterschied ist deutlich", sagte Frau von Eichwald. Die Marschallin hatte die Juwelen jäh vom Lichte entfernt, und während sie die Brosche in der halbgeschlossenen Hand hielt, sagte sie: „Russische Brillanten, gnädige Frau" — die Marschallin betonte das „gnädige Frau" — „sind immer ganz eigentümlich gefaßt." „Danke", sagte sie und war selbst gegangen, um Ihrer Gnaden die Brosche anzustecken, mit ein wenig zitternder Hand.

Die Etatsrätin brach auf, und Frau von Eichwald sprach mit Seiner Hochehrwürden, der sie bat, dem Herrn Konferenzrat für die Leuchter zu danken. Der Konferenzrat hatte ein paar Altarleuchter in seiner Kirche vergolden lassen. „Und sie wirken so schön an ihrer heiligen Stätte", sagte Seine Hochehrwürden. Die Marschallin war zu der Mutter zurückgekehrt: „Du bist so schweigsam heute." Die Mutter stand an den Fensterrahmen gelehnt — sie sah aus wie ein Wandrer, der sich auf endlosem Wege an einen Baum lehnt, — und sagte: „Ich habe so vieles durchdacht in den letzten beiden Stunden." Frau Harriette stand einen Augenblick da, und dann sagte sie: „Aber zuweilen spricht man, um zu verbergen, daß man nachdenkt." Und indem sie sich umwandte, sagte sie und zeigte flüchtig hinüber auf den jungen Herrn Fritz, der im Hintergrunde des Zimmers in dem halben Dämmerlicht an einen Ebenholzschrank gelehnt stand: „Ist das der Sohn von Hans?" „Ja." Die Marschallin fuhr fort, ihn zu betrachten. „Ihn vergißt man nicht", sagte sie und machte eine kleine Pause nach jedem Wort. Und als der österreichische Gesandte hinzutrat, um zu fragen, ob sie gehen sollten, neigte er den Kopf in der Richtung nach dem jungen Hyde hin. „Haben Sie ihn gesehen?" fragte sie. „Ja," sagte der Gesandte und betrachtete den jungen Herrn Fritz, der auf dem schlanken Körper den antiken Kopf gegen den Ebenholzhintergrund neigte, „er ist schön wie ein Grabmal." „Das ist wunderbar," sagte die Marschallin, die leicht zusammengefahren war, „ich stand gerade und dachte darüber nach, daß er eigentlich eine gesenkte Fackel in der Hand haben sollte." „Ja, wir müssen fort", sagte sie, und der Gesandte ging, um sich zu verabschieden, als der Sohn der Berühmtheit dazukam, er wollte gern einem jüngern Professor in vergleichender Sprachwissenschaft ein altes Porträt zeigen, eine Silhouette, die am Fensterrahmen hing, und die Geheimrat Goethe seinerzeit dem Vater Seiner Exzellenz während eines Besuchs in Weimar verehrt hatte. „Das alte Bild", sagte die Marschallin, die das Bild herabnahm. Sie wurde dem Professor vorgestellt und fuhr fort: „Ja, Weimar ist ein entzückender Ort . . . ich war noch vor zwei Jahren dort. Ich begleitete meinen Mann, er sollte bei einer Art Regierungsjubiläum repräsentieren."

Und sie sprachen weiter von Weimar und von Goethe. Seine Exzellenz hatte sich in dem andern Zimmer auf einen Stuhl vor den Kadetten gesetzt, und plötzlich war er in sich zusammengesunken. Mit völlig leeren Augen saßen die beiden Greise da — mitten unter den Sprechenden — und starrten ein-

ander an. Die beiden Stiftsdamen, die endlich gehen wollten, kamen am Bauer des Papageis vorüber. „Sieh mal den Vogel, Anna Frederikke", sagte Charlotte Amalie und steckte ihren ringbesetzten Finger zu dem Vogel hinein. Poppe wurde wütend und hackte auf den Finger ein, so daß die Stiftsdame leicht aufkreischte, während Poppe mit ausgebreiteten Flügeln schrie: „Fortuna fortis, fortuna fortis." „Was sagt das Tier, Charlotte Amalie?" Seine Exzellenz erwachte jäh. „Es ist Lateinisch", sagte er und stand auf. Seine Exzellenz ging an der Hofjägermeisterin und an Seiner Hochehrwürden vorbei und hörte Seine Hochehrwürden sagen: „Ja, den Menschen wird es immer ein Bedürfnis sein, nach oben zu schauen." „Ganz recht, Hochehrwürden," sagte Seine Exzellenz: „lassen Sie sie nach oben schaun. So werden sie nie die eigene Person gewahr." Er wandte sich zur Hofjägermeisterin: „Deinem Vater geht es recht schlecht", sagte er. „Ja, leider," antwortete die Hofjägermeisterin. Es flog ein barsches Lächeln über das Gesicht Seiner Exzellenz beim Tonfall in den Worten der Frau von Eichwald. „Haltet ihm Gemütsbewegungen fern," sagte er, „wenn euch sein Leben lieb ist." Seine Exzellenz trat zu der Gruppe am Fenster und fing den Namen Goethe auf, während die Gäste, die sich alle zum Aufbruch rüsteten, sich erhoben und wie in großem Kreise im Zimmer Aufstellung nahmen, das Gesicht Ihrer Gnaden zugewandt, hinter deren Stuhl der linienschlanke Diener eine Standlampe gerückt hatte, die er soeben anzündete. „Goethe, ja," sagte Seine Exzellenz, „er trieb es wohl so weit, wie ein Mensch es vermag." „Sich selbst wie einen Gott verehren" — Seine Exzellenz lachte —: „und ein Recht dazu haben, wenn er sich an den anderen maß —" „Fortuna fortis", schrie der Papagei. Der Gesandte, der ein paar Abschiedswendungen an Ihre Gnaden richten wollte, griff das Wort Weimar auf und sprach von dem großherzoglichen Hause: „Ein treffliches Geschlecht", sagte der Gesandte.

Ihre Gnaden, die im Lichte der Lampe saß, lächelte plötzlich: „Ich habe nie", sagte Ihre Gnaden — und einen kurzen Moment war das Gesicht Ihrer Gnaden wie verwandelt, während die tiefen blauen Augen erstrahlten — „so schöne Männer gesehn wie die Prinzen vom Hause Weimar." Eine Röte wie von zwei blutenden Blitzen schoß hin über das Gesicht Seiner Exzellenz, — Seine Exzellenz schien ein Flüstern hören zu können, wenn Ihre Gnaden die Sprechende war. „Ja," sagte Kammerherr Urne, der bei den andern stand, die fortfuhren, von Goethe zu sprechen, „am liebsten von allem hätte ich Goethes Begegnung mit Bonaparte gesehn." „Das waren unvergeßliche Tage, die in Weimar," sagte Ihre Gnaden zu dem Gesandten. Die Augen Seiner Exzellenz zuckten zu Ihrer Gnaden hinüber wie funkelnde Feuer, und mit einer zwecklosen Armbewegung durch die Luft, als zerre er an einer unsichtbaren Fessel, sagte er, als Antwort, zu Kammerherr Urne: „Ja, die zwei haben einander auch verstanden. Bonaparte wußte Bescheid. Er gab der Triebfeder Flügel und las den Zusammenhang auf dem Grunde seines Glases". Die

Marschallin, die soeben zu Weihnachten durch die Fürstin Metternich eine Sammlung von Trinkgläsern Bonapartes erworben hatte, wurde rot wie Blut, und einen Moment sprach niemand, bis Seine Exzellenz, nachdem er einen Blick auf die Silhouette geworfen hatte, sagte: „Und was bleibt übrig von einem Goethe?" Und er sprach, als risse er unsichtbare Gewächse aus der Erde mit allen ihren Wurzeln: „Erst ein paar Bücher, dann ein Buch . . . dann ein Name und schließlich einmal nur ein paar Buchstaben, deren Form keiner mehr zu deuten vermag." Der Sohn der Berühmtheit, der blieb, wo er war, und der alle andern berühmten Erinnerungen haßte und alles, was Erinnerungen ähnlich sehen konnte, sagte: „Aber Goethes Gespräche kann ich nicht ausstehn."

Alle waren im Begriff aufzubrechen. Graf Francis Schulin verneigte sich vor Ihrer Gnaden in leerer Ehrfurcht, während die beiden Stiftsdamen von der andern Stuhlseite her eine halbe Verbeugung machten. „Fortuna fortis", schrie der Papagei in ständiger Wut. „Das ist Altleuteschnack", schloß der Sohn der Berühmtheit. Der schlanke Diener öffnete die Tür und schloß sie wieder, aufrecht, mit niedergeschlagenen Augen, wie ein Hüter des Hauses. Seine Exzellenz hob den Kopf jäh und stand kerzengerade da. „Der Altleuteschnack, mein Lieber," sagte er zu dem Sprößling der Berühmtheit, „hat ein Jahrhundert erraten."

Der Poet, der einen von den Politikern angehalten hatte wegen Staatsstipendien, näherte sich der Exzellenz zum Abschiede (unter der Lampe neigte Ihre Gnaden unablässig den Kopf, aufrecht, mit den Brillanten Nikolajs I. am Halse, einem Götzenbilde nicht unähnlich), und der Dichter, der das Wort Jahrhundert aufgriff, sagte, mochte nun gerade sein Tiefsinn dazu ausreichen oder mochte er sich vielleicht nur einen Abgang sichern wollen: „Ja, Exzellenz, was bleibt übrig von einem Jahrhundert?" Die Mutter hatte sich Ihrer Gnaden genähert und stand im Licht der Lampe da mit ihrem weißen schönen Antlitz. Seine Exzellenz lachte, und mit einem plötzlichen Blick, der das ganze Zimmer umfaßte und von drinnen aus dem dunkeln Nebenraume den zusammengesunknen Kadetten auffing wie eine ferne Ruine, sagte er: „Wir sind übrig geblieben." Und er lachte noch einmal auf.

. . . Der Gesandte fuhr zusammen mit Frau Harriette. Er sprach von Herrn von Bismarck und von Östreichs betrüblicher Stellung während der Krise. Plötzlich sagte er: „Sie hören nicht zu." „Nein, mein Freund, verzeihen Sie." Und kurz darauf sagte die Marschallin: „Wenn man die Freunde seiner Jugend zwanzig Jahre lang nicht gesehen hat, so kann es dies und jenes zum Nachdenken geben." „Sicherlich", sagte der Gesandte, und kurz darauf sagte er, indem er zum Fenster hinaussah: „Dieser alte Mann ist aufrichtig wie ein Verzweifelter." Frau Harriette drehte hastig den Kopf nach dem Gesandten hin: „Ja", sagte sie und nickte. Und sie sprachen nicht mehr, bis der Gesandte ausstieg. Als der Wagen wieder weiterfuhr, führte die Marschallin plötzlich hastig den Muff an ihr Gesicht, sie brach in Schluchzen aus.

(Schluß folgt)

Frauenherrschaft/ von Lucia Dora Frost

Wenn die Frau nur Gleichberechtigung beansprucht, und nicht Herrschaft, so fordert sie entweder mit schlechtem Gewissen mehr als ihre geheime Selbsteinschätzung ihr zugesteht, oder verbirgt darunter mit gutem Gewissen ihr Streben nach Herrschaft. Der erste Fall gehört in die Sozialpathologie, der zweite ist ernsthafter und interessanter. Was will die Frau, wenn sie Herrschaft will? Was kann sie wollen? Und was berechtigt sie vor dem Manne?

In jeder Leistung, die Spezialbegabung und Arbeitsfähigkeit erfordert, ist die Frau dem Mann für alle Zeiten unterlegen. Hier ist keine Hoffnung auf Entwickelung bis zur Ebenbürtigkeit. Die Natur hat das männliche Geschlecht begünstigt. Da es an generativer Leistung spart, hat es Überschüsse, den Luxus freier Kräfte. Es war von jeher variabler; es wurde schweifender; es bildet noch heute neue Fähigkeiten aus, die zwecklos sind, aber sich neue Zwecke schaffen. Die spontane Entwickelung, das dringende Suchen der ungebundenen Kräfte, die Schnellkraft, die Künstlerschaft: das ist den Frauen im ganzen versagt; sie erben und gebären. Dieser Teil des Frauenproblems ist unlösbar. Aber ist der Mann damit zur Herrschaft befähigt? Oder ist ihm dieser Überschuß gerade hinderlich?

Die Frau als die Gebundene und Einheitliche ist klüger als der Mann. Diese Tatsache wurde einst weniger bestritten. „Nichts schärft das Auge des Menschen mehr, als wenn man ihn einschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer", sagte Goethe. Und noch Nietzsche gestand in besonnenen Stunden den Frauen beweglicheren und schärferen Verstand zu und sprach ihnen nur Gefühl und Leidenschaft ab, die er für den Mann beanspruchte. Erklärt hat er es mit ihrem Mangel an Macht. So fällt jedem zur Erklärung sein Lieblingsbegriff ein, dem einen Macht, dem andern Beschränkung. Das deutet auf die Schwäche in der männlichen Intelligenz: sie ist ungleich betont. Er entwirft sich die Realität von einem Punkte aus, in einer gewaltsamen Perspektive. Seine Überschüsse beherrschen ihn, die ungebundenen Kräfte steigen ihm zu Kopf, als Bewußtsein, als Suchen nach einem Ziel; sie stürzen sich auf eine Idee, einen Vorsatz, einen Vorhalt, den man ihm bietet (er läßt sich erziehen: das ist merkwürdiger als er glaubt), auf ein Prinzip, auf irgend einen Lappen von Begriff oft nur; sie machen ihn objektiv, sachlich interessiert, heldenhaft (sein bewußtes Sonderinteresse ergreift Partei gegen seinen ganzen übrigen Menschen: das ist objektiv, sachlich, heroisch); aber sie betäuben damit seinen Instinkt, verrücken sein natürliches Zentrum. Das ist bald lächerlich, bald erhaben. In Südwest soll im Gefecht ein Geschütz zurückgelassen werden. „Ich will bei meiner Kanone sterben", ruft der Geschützführer und bleibt, mit einem Kanonier; im nächsten Augenblick fällt er; vom Boden kommandiert er Feuer; der Kanonier zögert, weil der Rückstoß dem unbeweglich dicht hinter

dem Geschütz Liegenden den Garaus machen muß; „verfluchter Kerl, zieh doch ab; ich bin ja doch gleich tot!" ruft er. Was denn auch geschieht. Man gehe sparsam mit Rührung um. Derartiges passiert tausendfältig, wenn auch nicht immer so prägnant. Wenn ein Biologe einen Grund angeben soll für die „unerfreulichen Zustände unseres modernen Staatslebens", so erklärt er sie „daraus, daß die meisten Staatsbeamten eben Juristen sind, Männer von ausgezeichneter formaler Bildung, aber ohne jene gründliche Kenntnis der Menschennatur, die nur durch vergleichende Anthropologie und monistische Psychologie erworben werden kann, — Männer ohne jede Kenntnis der sozialen Verhältnisse, deren organische Vorbilder uns die vergleichende Zoologie und Entwickelungsgeschichte, die Zellentheorie und Protistenkunde liefert." Wenn das komisch ist, so ist es doch männlich. So handeln sie, so denken sie. Auch Haeckel kann nicht ohne seine Kanone leben. Und auf die gleiche Frage würde jeder seine Idee präsentieren. Auch auf jede andere. Sie wissen auf alles eine Antwort, aber immer dieselbe. Das Sonderinteresse blendet; die Einseitigkeit wird dem Verstand zum Verhängnis; der Mann ist prädestiniert zum Parteimann, zum Fanatiker, zum Besessenen, zum Berufsmenschen (nicht die Arbeitsteilung hat ihn einseitig gemacht, sondern seine Einseitigkeit hat die Arbeits- und Berufsteilung ermöglicht). Zum Höchsten und zum Dummsten ist er befähigt, zu Idiotismen und zu Heroismen. Einmal weinen, einmal lachen wir darüber. Im Grunde ist es immer dasselbe: die Männer sind Exzentriks.

Der Frau fehlt diese Exzentrizität des Überschuß-Begabten. Sie ist runder, allgemein-menschlicher, ohne dominierende Fähigkeiten, ohne überwuchernde Begriffe, ohne die Fragmente aus einer andern Welt (der des Überflüssigen, des Willkürlichen, des Schönen). Zielloſigkeit, für den Mann ein unhaltbarer oder unerträglicher Zustand, bedeutet für sie ruhige Harmonie. Darin hat ihre Geringschätzung ihren Grund. Man vermißt in ihr das sachliche Interesse, die Fähigkeit, für eine Sache mit Ausschluß aller übrigen ein Leben lang zu arbeiten, auf einer Oase in der Wüste der Interesselosigkeit zu leben. Gerade die großen Einseitigen verfielen am leichtesten der Misogynie. Denn für das, was sie aneinander am höchsten schätzten, die absolute Hingabe an eine Sache, hatte die Frau am Ende wohl immer ein Kopfschütteln; sie sah darin eine unintelligente Verschobenheit der Urteilsfähigkeit, eine Kalamität, im besten Fall ein unabwendbares Übel, eine kleine Manie als Zugabe, die man hinnehmen und im übrigen überwachen müßte; sie konnte nicht das Störende und Zerstörende der Sachlichkeit, der Künstlerschaft übersehen, hielt sich lieber als an die Sache an die Person, die immer vollständiger ist als ein Werk, und verlor niemals so ganz die Fühlung mit der Gesamtheit der Realität. Sie verachtet nicht die Klugheit, wie es der Mann im Innersten tut, und im entscheidenden Augenblick beweist. Sie braucht auch nicht den Willen zur Dummheit, um zu einem starken Charakter zu kommen, und fürchtet nicht, vom Wissen

gelähmt zu werden. Da ihr Intellektualgefühl von keinem Ziel tyrannisiert wird, also unverletzt ist, so hielt sie sich auch in der begrenzten Welt der Wahrheit und Notwendigkeit; es lag für sie kein Zwang vor, sich in der Welt der Irrtümer, die viel breiter und kultivierter ist als die des Wahren, zu tummeln; die lehnte sie einfach ab, ließ sie still auf sich beruhen, nahm sie nicht ernst. Deshalb orientierte sie sich leichter. Und so hat sie Notwendigkeit in sich, weil sie keinen Willen hat, ist klüger, weil sie talentloser ist.

Eignet sich unter diesen Umständen der Mann zur Herrschaft, oder ist die Frau, ihrer Natur nach, nicht mehr dazu befähigt? Tatsache scheint, daß der Mann bisher seinen Beruf zum Herrschen nicht bewiesen hat. Die Stellen der Herrschenden waren fast immer schlecht besetzt, schlechter jedenfalls als alle anderen, so daß dem Geschichtsbetrachter die Menschheit im ganzen wie ein feuriger Strom erscheint, der sich führerlos durch die Jahrtausende wälzt; leuchtend, zuckend, strahlend und verzehrend bietet er herrliche Schauspiele, nur nicht das des Beherrschten. So drängt sich die Frage auf, ob der Mann seiner Natur nach überhaupt nach Herrschaft streben kann. Herrschaft ist Aufrechterhaltung der Ordnung, Erhaltung eines ruhigen Zustandes. Aber was liegt ihm an Ordnung, was an Ruhe, was an Zuständen, die ein Minimum von Bewegung gestatten? Soll er sich in eine Lage wünschen, wo er seiner Natur Gewalt antun muß? Er will Freiheit, er will wirken; seine Klugheit wendet er an, um in eine Situation zu kommen, wo er die Klugheit von sich werfen kann, wo es erlaubt ist, rücksichtslos zu wirken, in Kampf, in Handgemenge, in eine Notwehrsituation. Denkt er an Herrschaft, so meint er Tyrannei: Macht, oder eine grandiose Befriedigung einer grandiosen Eitelkeit. Und selbst die hemmendsten Begriffe weiß er noch so auszulegen, daß sie ihn auffordern, loszuschlagen. Besseres als im Herrschen scheint er in der Schaffung von Organisationen geleistet zu haben, die jedem seinen Platz anweisen und jeden hemmen. Aber wer hat diese furchtbaren Zwangsmaßregeln erfunden, die harten Gesetze, die Strafen von vollendetem Raffinement, die unaufhörliche Mühsal der Vernunft, das System von Schrecken auf, unter und über der Erde? Es waren jedenfalls nicht die männlichsten Männer; Priester und Staatsmänner, oft notorisch unvollständige Männer, wie beispielsweise so viele der byzantinischen Juristen und Beamten, denen Europa manches schuldet. Oder es waren gewesene Männer. Ja, durch die ganze Geschichte geht es wie die stillschweigende Anerkennung des Grundsatzes: nur ein Eunuch könne über Männer herrschen. Die Kirche ist solch ein Versuch, der ewigen Störungs- und Zerstörungswut der Männer Schach zu bieten, die Macht des Schwertes und des Werkzeugs durch eine Macht des Geistes zu fesseln. Aber der echte Mann sträubt sich gegen solche Organisation. Noch Kant litt an Misologie. Der Mann will Raum. Er will Wirkung.

Die Frau will Ordnung. Sie liebt den geschlossenen Raum, den Kreis, die Insel. Sie baut nicht, sondern baut aus. Ihre Klugheit ist erhaltend

und vorsorgend, aber nicht erwerbend. Sie fühlt sehr wohl, daß nur in Zuständen sich ihre Fähigkeiten entfalten können. Sie erkennt daher alles an, wenn es sich einordnet; aber ihr Instinkt ist unerbittlich gegen den, der die Ordnung stört. „Ungerechtigkeit" findet sie erträglicher als Unordnung. Unbegrenzte Möglichkeiten entzünden den Mann, aber beunruhigen die Frau. Wo immer man ihr freie Hand ließ, war ihre erste Handlung, den Raum der Wirksamkeit abzugrenzen, die Außentüren zu schließen. Darum konnte sie in den alten, gefestigten Reichen Asiens zur Herrschaft berufen werden, und in Ägypten; darum kann China eine Kaiserin ertragen und jedes andere saturierte und von außen nicht gefährdete Reich. In dem abgeschlossensten Lande, Tibet, hat die Frau Geltung und Rechte wie sonst nirgends auf der Erde. Und immer sind es Inseln und abgelegene Staaten, wo die Frau an Einfluß gewinnt. Aber unmöglich ist ihre Herrschaft da, wo sich Staaten bilden, in den Zeiten der großen Verschiebungen, in Zeiten, wo ein Reich gegründet wird, Gleichgewichte gestört und neue hergestellt werden müssen, wo jeder aggressiv ist und jeder verliert, der nur erhält. Das sind die Zeiten des Mannes. Da ist Staatskunst Geschäftsvergrößerung. Da herrscht der Abenteurer, der Unternehmer, der Künstler und Schöpfer. Kam unter solchen Verhältnissen eine Frau zur Herrschaft, so hat sie versagt. Ihr Mangel an Aggressivität wurde ihr zum Verhängnis. Die Kaiserin Irene ist mit all ihrer gewandten Klugheit an diesem Mangel gescheitert. Sie war ein echtes Weib und, wenn auch durchaus emanzipiert, ohne pathologische Aggressivität. Die Marquise von Pompadour unterschied sehr wohl zwischen Kriegen, die sie um der Ehre wegen führen ließ, und solchen, die sie um der Existenz Frankreichs wegen führte, wie den mit England; trotzdem brachte sie das für diesen nötige Maß von Offensive nicht auf, was ihrer Weibesnatur Ehre macht, Frankreich aber Schaden brachte. Und Elisabeth, die erfolgreichste Frau der Weltgeschichte, war es nur deshalb, weil England gerade seine letzte Besitzung auf dem Kontinent verloren hatte, weil sie auf Expansion verzichten durfte, die Abwehr leicht war, und sie sich ganz dem Ausbau und der Ordnung im Innern widmete. Die Ordnung der Welt hinterließ sie ihrem Lande als Vermächtnis. Sie schuf nur ein Vorbild.

In was für einer Zeit wir aber leben, darüber können Zweifel kaum möglich sein. Die technische Ausnutzung und Erschließung der Erde, die ja erst zum kleinsten Teil durchgeführt ist, hat gewaltige Verschiebungen und Spannungen zur Folge. Ganz andere Rassen und Typen kommen nach oben, ganz andere Nerven und Fähigkeiten werden begünstigt. Neue Gesinnungen und Denkweisen treten auf oder bereiten sich vor. Die Verhältnisse der Nationen sind im Fluß und in stärkster Abhängigkeit untereinander. Jedes Volk wittert Zukunft oder Gefahr. Im Innern sind alle Schranken fortgeräumt. Tor und Türen stehen offen. Das gleiche Recht ist proklamiert: damit ist die Ordnung einstweilen aufgehoben. Alles ist erlaubt dem Kühnen. Uralte Deter-

minanten sind gelöst, Staatskörper desorganisiert, ein Chaos soll eine neue Welt gebären. Die Erde ist noch einmal den schöpferischen Kräften des Mannes preisgegeben. Vielleicht zum letztenmal. Er nutzt die Gelegenheit aus; mit Inbrunst. Dabei sind wir überflüssig.

Wir verfügen nicht über befruchtende Kräfte. Und unsere Klugheit trägt uns nur bis auf den Punkt, wo wir die Ungunst der Lage sehen. Genau seit dem Beginn der neuen Zeit, seit der großen Revolution, sinkt unser Einfluß, unsere Schätzung; und beides mag wohl noch weiter sinken. Die Revolution hat ja erst angefangen. Was uns nicht liegt, steht hoch im Kurs; was uns gemäß ist, wird nicht verlangt. Wir sind nicht zeitgemäß. Die Zeichen sind nicht zu verkennen. Gleich dem unsern sinkt der Einfluß des Priesters; auch der Staatsmann alten Stils sitzt im gleichen Wagen, der Mann des Zustands, der die Kunst übte, einen Status zu erhalten, nach einem Kriege, den status quo ante wieder herzustellen, als ob nichts geschehen wäre, als ob überhaupt nichts geschehen könnte. Es kennzeichnet den Gang der Zeit, daß alles, was den Boden unter den Füßen verliert, männlicher zu werden versucht. Wir hören „männliches Christentum" predigen und sahen die Wissenschaft dadurch Ansehen gewinnen, daß sie den männlichen Lieblingsbegriff des Kampfes in die Naturlehre einführte und die Ordnung sacht hinausleitete. Und welche Fortschritte hat erst der Staatsmann in der Vermännlichung gemacht! Er ist Gründer geworden, Unternehmer, er ist sogar national geworden. Verstehen wir heute noch, daß Nietzsche unerhört neu war mit der Forderung, daß die männlichsten Männer „herrschen"?

Es wäre verwunderlich, wenn die Frau unter diesen Umständen nicht auch versuchte, sich zu vermännlichen. Sie spürt die ungünstige Atmosphäre, die geringere Schätzung, die um so mehr drückt, als sie unwillkürlich ist. Aber sie deutet den Druck, der auf ihr lastet, falsch. Sie klagt den Mann an, sie glaubt sich seit Urzeiten in Sklaverei und meint, daß sie erst jetzt erwache. Und damit kommt sie zu dem ungeheuerlichen Schluß, daß sie sich entwickeln müsse, ja, daß die Entwickelung ihr günstig sei; und sie sucht sich nun nach den Schätzungen der Zeit zu bilden. Folgen wird das wohl haben; erfolgreich kann es nicht sein. Vermännlichung des Weibes, wenn sie gelingen könnte, wäre jedenfalls das Gegenteil von Frauenherrschaft und Frauengeltung.

Einsichtiger und von ihrem Instinkt sicherer geführt sind die Frauen, die Besserung von stationären Zuständen erwarten: die Freundinnen des Friedens, die Pflegerinnen internationaler Beziehungen. Ihre Bestrebungen haben einen richtigen Sinn, wenn sie von der Einsicht ausgehen, daß auch in den inneren Verhältnissen alle Klugheit überflüssig, alle definitive Ordnung unmöglich ist, solange die äußeren nicht geregelt sind. Denn das Charakteristische unserer wie aller gärenden Zeiten ist, daß sich die innere Politik der äußeren unterordnen muß, eine Beziehung, die in der nationalen Parole zum Ausdruck kommt. Man mag ein Problem der inneren Politik zu Ende denken, welches

man will, immer steht am Ende ausschlaggebend das große Hindernis der internationalen Verhältnisse, (und hinter den internationalen die technischen). Das müßte sogar noch viel mehr berücksichtigt werden, und wird wahrscheinlich auch noch viel mehr in den Vordergrund treten. Wie denken sich aber die Friedensfreundinnen die Pazifizierung? Es ist doch schwer, zu verkennen, daß beispielsweise schon die Einigung Europas (das bedeutet der europäische Friede) nur durch europäische Kriege zu erreichen ist. Wem das zuzugeben unmöglich ist, wer die Voraussetzungen für weibliche Herrschaft mit weiblichen Mitteln erreichen will, ist zwar deswegen höchst achtens- und liebenswert, geht aber der Schwierigkeit aus dem Wege und ist eben nicht vollzugsfähig.

Über unfruchtbarer Predigt, aussichtloser Nachahmung und optimistischen Konjekturen sollte man nicht die Lage verkennen. Wenn alles in Transformation ist, und die Zeit auch nach uns die Hände ausstreckt, so müssen wir uns und unsere Lebensbedingungen wahren. Es gibt Dinge, die nicht transformiert werden dürfen, wenn das Leben für die Frau einen Wert haben soll. Paßt man nicht auf, so kommen auch sie unter die Räder. Hier haben wir eine Aufgabe. Den Rohbau der neuen Ordnung können wir nicht schaffen, nur die Männer antreiben, daß sie damit fertig werden, ehe die Nerven sie verlassen; aber wir müssen zusehen, daß wir ihn einst wohnlich einrichten können und das durchaus Notwendige hinüberretten. Geben wir uns statt dessen auch an die Zeit hin, so weiß niemand schließlich mehr, wofür eigentlich gebaut wird.

Herrschen und gelten können wir für lange Zeit noch nicht. Kommt die Insel Erde einmal in den Zustand, in dem die englische Insel zur Zeit Elisabeths war, so können wir unsern Platz einnehmen. Was bis dahin die Hauptarbeit bildet, ist nichts für uns. Es ist Manneszeit. Moloch herrscht. Auch unsere Zeit wird kommen, auch Tanit wird herrschen; und länger. Ob damit nur gewonnen wird, ist eine andere Frage. Unschätzbares wird vermutlich aus der Welt verschwinden.

Aus den Briefen des jungen Stendhal an seine Schwester Pauline

Meine gute Pauline, Generalstabsquartier Mailand, den 28. Sept. 1800.*

ich komme eben von einem Balle zurück, auf dem ich mich zu Tode gelangweilt habe, und nun will ich mit Dir plaudern, damit ich dann mit meinen Gedanken bei Dir einschlafen kann. Alles um Dich herum ist mir so teuer. Ich sage zu mir selber: In dieser Stunde ist sie gewiß in Claix**, mit Felicie, Karoline und Gaëtan. Nach einem glücklichen Tage wird sie eben zur Ruhe gehen und bis zum Einschlummern genießt sie das Glück einer reinen, von den großen Leidenschaften freien Seele. Ach, wenn die Menschen hier um mich mir einmal ein paar Augenblicke wahren Glücks schenken, so heben sie das durch tausend häßliche Momente schnell wieder auf.

Du hast mir in Deinem allzukurzen Briefe geschrieben, Du wolleſt Dein Spinett nach Claix schaffen lassen, und so denke ich mir, Du spielst häufig darauf. Und dann sehe ich Dich im Geiste durch die kleine Gartenpforte schlüpfen, um im Weinberge Beeren zu naschen. Hand in Hand mit dem kleinen Gaëtan schreitest Du wieder herab. Ein andermal gehst Du mit Papa nach Doyatières spazieren. Du bewunderst von da aus den reizenden Blick auf das Land von Claix, in der Ferne die Alpenhöhen und drunten das tiefe Tal.

Schreibe mir, was Deine Kaninchen machen, ob es einen Hund im Gute gibt und ob die Bienen gedeihen. Schreibe mir auch, ob Du hin und wieder ein Buch liest, und teile mir die Gedanken mit, die Dich beim Lesen überkommen. Auf alles das müßte die liebe Pauline eigentlich einen langen Brief schreiben, aber wenn sie mit ihrer Riesenschrift eine halbe Seite zustande gebracht hat, dann bildet sie sich ein, wunder was für einen Brief geschrieben zu haben, einen wie sie Herr von Causet, der ehemalige Bischof von Grenoble, zu schreiben pflegte, dessen Bibliothek aus sieben oder acht Quartbänden bestand.

Deine Lektüre, vorausgesetzt daß Du wählerisch bist, wird Dich bald bis zur Schwärmerei fesseln und zur wahren Lebensanschauung geleiten. Die Bücher, eine unversiegbare Quelle der feinsten Genüsse, die sind es, die uns die Seele stark machen und ihr die nötige Fähigkeit verleihen, das Genie zu erkennen und anzubeten. Dann weitet sich die Welt, alle Schranken fallen, die Seele wird frei und sie erfaßt und liebt immer mehr.

Aber ich rede da eine fremde Sprache, von der ich wünsche, Du lernteſt sie bald.

Meine liebe Pauline. Paris, ... 1803.

Nun, wie geht es Dir? Mir nicht besonders gut. Ich glaube, ich habe

---

* Beyle war wenige Tage zuvor Dragonerleutnant geworden. Er ist damals siebzehn Jahre alt, die Briefempfängerin fünfzehn.

** Im elterlichen Landgute Furonières bei Grenoble.

mich tüchtig erkältet. Ich habe ein bißchen Fieber. Hier herrscht eine Höllenhitze, so was wie 26 Grad. Sie ist urplötzlich gekommen.

Schreibe mir unverzüglich, sobald Du diesen Brief empfangen hast. Ich brenne darauf, etwas Neues von Dir zu hören. Ich meinerseits, ich habe gar nichts zu berichten, aber ich will Dir dafür die Kopie von einem Porträt senden, vom Porträt der liebreizendsten Pariserin, so wie es sich ein höchst geistvoller Mann gezeichnet hat. Es soll für Dich eine Art Vorbild sein. Beachte aber gar wohl: Nachahmung besitzt nie Grazie. Du mußt die Seele Luziles haben, dann hast Du auch ihr äußeres Wesen, und dieses Wesen entzückt alle Welt.

Ich beginne meine Predigt.

Luzile ist fünfundzwanzig Jahre alt. Sie hat eine Gestalt, in der Antike gesucht, etwa wie Antinous ins Weibliche übertragen. Der köstliche Reiz ihrer Gesichtszüge beruht darin, daß sich in ihnen allezeit eine entzückende Seele widerspiegelt. Nun haben geistig hervorragende Frauen zumeist die oder jene bestimmte Art, ihren Geist zu zeigen, verlieren aber dabei ihre Natürlichkeit. Luzile hingegen redet ungezwungen, fast verträumt. Man möchte glauben, sie denke mühelos; was sie spricht, entgleitet ihr wie unbewußt. Es liegt etwas Kühles, Ernstes, Sicheres in ihrer Rede. Ganz ebenso muß ihr seltsamer Charakter sein.

Es gibt andere Frauen, die absichtlich nur feingestimmte Dinge vorbringen, Dinge, die man nicht gleich versteht, und obendrein in einem Tone, der das Gesagte noch subtiler macht. Wieder andre geben sich Mühe, lebhaft und funkensprühend zu erscheinen. Ich weiß nicht, ob Du in Grenoble alle diese Spielarten beobachten kannst; hier in der großen Gesellschaft finden sie sich.

Alles das ist weibliche Ziererei. Luziles Worte sind von derlei Kleinkram frei. Das Ursprüngliche ihrer Gedanken klingt offen und natürlich aus ihrer Rede. Es fällt ihr gar nicht ein, irgend welche bestimmte Art von Geist zu zeigen, und doch besitzt sie den Geist, der alle Arten in sich schließt.

Es gibt keine schöne Frau, die nicht mehr oder minder den Wunsch hätte zu gefallen. Hieraus entstehen jene kleinen Koketterien, die einem sagen: Schau auf mich! Derlei Affereien verschmäht Luzile; ihr Stolz und ihre Eigenliebe erlauben es ihr nicht, sich soweit zu erniedrigen. Sie würde schamrot werden, wenn sie jemandem gefiele, der sich sagen dürfte: Sie hat mir zu gefallen getrachtet! Und doch ist gerade deshalb alle Welt von ihr entzückt; man schätzt ein Lächeln von ihr höher als die deutlichsten Komplimente einer andern Frau.

Sie ist eine schöne Seele, dabei herzensgut, aber das lobt man im allgemeinen nicht an ihr. Für ihre Schönheit besitzt sie zu viel Verstand. Die kleinen Seelen können ihr zwar nicht abstreiten, daß sie ein hervorragendes Geschöpf ist, aber sie sagen, ihre Schönheit sei der Spielball ihres Geistes. Den meisten Männern sind ja Frauen, die gutmütige dumme Schafe sind,

lieber als kluge Feen. Man findet sich mit ihnen leichter ab. Wenn sie von den Frauen geliebt wird, so liegt das daran, daß Luzile jede Rivalität nicht nur anerkennt, sondern geradezu ins Licht rückt. Man könnte sagen: schöne Kinder kommen zur Venus und tanzen vor ihr um den Kranz der Grazie.

Zu diesem ihrem herrlichen Herzen, von dem Luzile tausend Beweise gegeben hat, zu ihrem erlesenen Verstande gesellt sich eine starke, mutige und entschlossene Seele, eine jener Seelen, die hoch über dem Alltagsleben thronen, groß und stark genug, um allen menschlichen Zufällen zu trotzen.

Zuguterletzt ist sie wohlunterrichtet. Das heißt, das raunt man sich in der Gesellschaft heimlich zu. Genau untersucht hat es keiner. Man weiß es bloß, weil sich in ihren klugen Worten zuweilen eine wissenschaftliche Tiefe offenbart.

Dieses vollendete Geschöpf ist die Gattin eines Mannes, den die Revolution emporgebracht hat. Die Politur seiner Erscheinung ist Luziles Werk. Es wird als Auszeichnung empfunden, zu ihren Freunden zu gehören, man ist eitel darauf, mit ihr bekannt zu werden, und es gehört zum guten Ton, mit ihr zu plaudern.

Siehst Du, meine liebe Pauline, so kannst Du eines Tages auch sein.

Paris, den 12. April 1804.

Donnerwetter! Ich will mal ordentlich loswettern. Ich stehe Tantalusqualen aus. Das soll mir aber eine Lehre sein. Ich muß wirklich sagen: Es ist auf keinen Menschen Verlaß. Man soll doch lieber alles selber besorgen! Natürlich und ganz zweifellos habt Ihr meinen Koffer noch dort, bloß um irgend eine Kleinigkeit noch hineinzupacken. Aber bedenke doch nur, man soll die Leute auf ihre Fasson lieben und nicht auf die seine. Ich hatte Johann befohlen, den Koffer schleunigst zur Post zu schaffen.

Ich bin hier noch ganz und gar nicht in Ordnung. Ich vertrödle meine Zeit, weil ich meine Studienpläne im Koffer liegen habe. Ich muß ganz so systematisch arbeiten wie Du; das ist der einzige Weg, um Fortschritte zu machen. Ich will wenigstens die letzten paar Momente ausnutzen. Ich muß doch einen Beruf ergreifen und sehe nur den militärischen vor mir. Es ist ein traurig Ding, eines Vorurteils willen sein ganzes Leben zu verfehlen. Ich werde wieder Soldat werden. Von allen Berufen langweilt mich der noch am wenigsten.

Ich hätte eine Gelegenheit, mich in gewisser Beziehung unabhängig zu machen, freilich müßte ich dann ein andres Joch auf mich nehmen. Man hat mir gerade heute nahegelegt zu heiraten. Die, um die es sich handelt, ist achtzehn Jahre alt, hübsch, groß und wohlgewachsen. Sie besitzt vorläufig 300 000 Franken, in zehn Jahren eine halbe Million. Ich bin in der Familie beliebt, man hat da sogar eine nach der guten Seite übertriebene Meinung von mir. Aber ich gehe nicht ins Netz. Zwar wäre ich dann reich, aber doch so recht ein Sklave der Konvenienz. Ich besäße ein schönes Haus, aber dabei vielleicht nicht das winzigste Stübchen, wo ich Alfieri und Corneille in Ruhe lesen könnte.

Und trotzalledem beunruhigt mich dieser Antrag. Immer wieder muß ich daran denken, wie süß es wäre, wenn ich nicht mehr abhängig wäre. Wenn was aus der Sache wird, werde ich Fräulein von Nardon die Bedingung stellen, daß wir vier Monate im Jahre auf Reisen gehen.

Unterwegs habe ich die Bekanntschaft eines vierunddreißigjährigen Mannes gemacht, der sehr gebildet und sehr reizsam ist. Ich habe eine wahre Freude an seiner Gesellschaft. Er kommt aus Italien, wo er sieben Jahre gelebt hat, und geht nach Holland. Wir sprechen viel über Alfieri, Monti, Pindemonte, Cesarotti, und ich fühle, daß ich Italien leidenschaftlich liebe.

Sobald ich meinen Koffer habe, werde ich anfangen, jeden Abend zu arbeiten. Erholen will ich mich, indem ich meine Genfer Reise beschreibe. Tausend Grüße an jedermann und besonders an meine gute [Groß-]Tante [Elisabeth]. Ich weiß, Gaëtan studiert fleißig; Karoline soll ihm bald die Lettres persanes [von Montesquieu] geben.

Meine liebe Pauline. Paris, den 17. Messidor XII [6. Juli 1804].

Dein Brief hat mir die größte Freude bereitet. Darum beantworte ich ihn auf der Stelle, obwohl ich nur schlechtes Papier zur Hand habe. Gutes kann ich mir erst kaufen, wenn ich vom Essen zurückkomme, aber dann würde ich Dir erst morgen vormittag schreiben. Vielleicht störte mich auch irgendwer und ich käme gar erst in vier oder fünf Tagen zum Schreiben.

Gleichwohl ist der heutige Tag schlecht gewählt, Dir zu antworten. Denke Dir, heute haben wir den 17. und der Vater hat mir noch nichts für den Messidor geschickt. Dadurch bin ich genötigt, Schulden zu machen, und das stimmt mich nicht gerade froh. Und wenn ich das nicht recht bin, dann bin ich auch nicht recht liebenswürdig. Und da ich das wiederum nicht bin, so erlebe ich es, daß andere Vorteile einheimsen, die eigentlich für mich bestimmt waren. Du siehst, ein Unglück kommt selten allein. Zum Glück habe ich mich nach zwei Tagen einfach geoffenbart. Man macht sich über mein Unglück lustig und ich lache mit.

Ich merke, daß ich ins Schwatzen gerate. Aber glaube mir, in der Situation, die ich mir einst so ersehnt habe: jung, frei und dabei in Paris, wandelt es mich alle Tage an zu weinen. Man darf nicht daraus schließen, Leben sei Leiden, nein, nur das: daß der Mensch ein mangelhaftes Geschöpf ist. Die Mehrzahl der kleinen Alltagserlebnisse stimmt uns nur dann verdrießlich*, wenn

* Ennui ist hier unübersetzbar; es bedeutet nicht bloß Langeweile oder Verdrossenheit oder Melancholie, das Wort ist häufig gleichbedeutend mit mal de siècle. Mit Recht sieht Baron Seillière in seinem geistvollen Buche „Die romantische Krankheit" in dem ennui Stendhals und seiner Gefühlsgenossen nur einen modisch veränderten Namen immer derselben Erscheinung, die nach einander: Laune, vapeurs, Empfindsamkeit, Weltschmerz, Pessimismus geheißen hat und heutzutage, stärker auftretend, Neurasthenie genannt wird.

wir es zulassen, daß sie uns verdrießen. Überlege Dir das einmal ordentlich. Wenn du ein Junge wärst, so würde ich meinen, Du seist bestimmt, ein großer Mann zu werden. Diese Vorahnung eines höheren Zustandes, diese wehmütige Sehnsucht nach einem imaginären Glück, das stellt sich in der Jugend aller wahrhaft großen Menschen ein. Das berichten sie uns selbst. Shakespeare, Corneille, Molière, Jean-Jacques Rousseau haben das durchgemacht. Alfieri bekennt ausdrücklich: „Die gründlichste Mißstimmung hat mich dazu getrieben, Tragödien zu dichten. Die erste Seite schrieb ich, bloß um mich zu trösten, an der zweiten empfand ich schon Genuß, bei der dritten geriet ich ins Fieber. Die Liebe zur Kunst entflammte mich. Seitdem ist sie mein ganzes Glück. Ich setzte mir als Ziel, das Höchste zu schaffen."

Durch Freunde Alfieris ist uns überliefert, daß er sich im Jahre 1775 mit Selbstmordgedanken trug; das war um die Zeit, als er seine erste Tragödie, die Kleopatra, schrieb. Er war jung, schön, reich, begabt, aber alles das kettete ihn nicht: seine große Seele war für die Liebe zu Höherem geboren; er ist einer der größten Modernen geworden.

Ich gebe Dir den Rat, suche doch einen Trost in der schönsten Wissenschaft, die es gibt, im Studium der Menschen. Vergiß dabei eins nicht. Die Schulmeister haben uns die Wissenschaften verleidet, sie schrecken die wirklich klaren Köpfe, die Positivisten, davon ab. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Ich empfinde keine Reue, nicht Griechisch gelernt zu haben, aber ich empfände welche, wenn es keine Schulmeister gäbe. Die haben mir's verekelt. Diese Tröpfe preisen am göttlichen Homer gerade das bißchen, was man eigentlich an ihm tadeln könnte. Aber wir verlieren uns in den Wolken.

Du beklagst Dich ob einer Sache, die ich öfters erfahren habe. Du mußt Dir immer wiederholen: Wer unter den Menschen leben will, der muß ihren Freuden seinen Tribut zollen. Wer nicht mitlacht, wo alles lacht, der wird ein andermal ausgeschlossen. Obendrein amüsiert man sich manchmal schließlich selber auf seine Art, wo man sich erst nur dazu gezwungen hat.

Dein Brief ist wirklich ganz allerliebst. Ich kenne wenige Frauen, die so nett schreiben wie Du. Willst Du den Grund davon wissen? Weil Du nicht künstelst. Du nimmst die Worte, die Deine Gedanken möglichst genau ausdrücken. Und darin besteht eben die ganze Kunst des Schreibens. Pflege diese köstliche Fähigkeit sorglichst. Sie beseelt das Leben. Der beredte Mensch ist der Herrscher der Herzen.

Seit ich von Dir Abschied genommen habe, habe ich viel gegrübelt. Die Reise hat mich auf allerhand Gedanken gebracht, und noch mehr meine neuen Bekanntschaften. Ich bin heiter geworden, ich, der ich so gräßlich trübsinnig war. Weißt Du, was mich gewandelt hat? Daß ich nicht mehr mit Felix Faure zusammen wohne. Nichts ist gefährlicher als Kameradschaft mit einem trübseligen Menschen. Ich sage Dir das ganz unter uns; ich habe es auch Bigillion nicht gesagt, weil sich Faure ärgern würde, für trübselig zu gelten.

In diesem Jahre sehe ich das Leben mit ganz andern Augen an. Ich bin ein heiterer und ein um vieles besserer Mensch geworden. Mante, der treffliche Philosoph, hat mir das gesagt.

Aber, um nach all dem Schwatzen ins Blaue hinein auf diesen Punkt zurückzukommen: Studiere den Menschen am Menschen und nicht in Büchern. Bedenke, daß beinahe alle, die über die Menschen schreiben, schlechte Laune haben. Es sind Unglückliche, geborene Melancholiker, Greise, die der Jugend grollen, weil sie an ihren Freuden keinen Teil mehr haben. Solche Schilderer gönnen den Menschen nichts, weil sie ihnen kein Vergnügen machen. Im Grunde genommen ist die gute Gesellschaft höchst ergötzlich. Die Kinder der Welt sind heiter, alle Moralisten aber trübe Gesellen. Du wirst finden, die Menschen sind besser als ihr Ruf. Und selbst die Schlimmen kannst Du durch Schmeicheleien unschädlich machen. Aber solche Ratschläge brauche ich einer Frau eigentlich nicht zu geben. Das wissen sie von Geburt an.

Lies Molières Les Amants magnifiques. Das ist die beste Schilderung der guten Gesellschaft. Da siehst Du, wie man sie am Zügel hat. Bemerke übrigens, wie sich die Sitten seit Ludwig dem Vierzehnten vervollkommnet haben. Was damals höfisch war, ist heute in zweitausend Pariser Bürgerhäusern gang und gäbe. Alles vervollkommnet sich. Lies also viel Molière. Da hast Du die Welt, in der Du eines Tages leben mußt. Man spricht in ihr ein ein wenig verändertes Französisch. Das ist der ganze Unterschied.

Paris, den 7. Juli 1804.

Es gibt eine Tugend in dieser Welt, von der ich Dir gestern ein praktisches Beispiel vorgeführt habe, das ich Dir heute erläutern will. Man nennt sie Klugheit. Ein schöner Name! Man kann sie aber auch Falschheit nennen. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch eines Briefes erinnerst, in dem ich Dir gesagt habe, daß man in der Welt Anerkennung findet, je mehr man sich in den Mund der Leute zu bringen weiß. Überall sein bringt einen in den Geruch, alles zu wissen. Dinge, die man eben erst erfahren hat, muß man als alte Weisheit zum besten geben. Das vermehrt das Ansehen.

Die Geschichte von T..., die Du mir geschrieben hast, wußte ich wohl oder ahnte sie wenigstens. Aber ich wußte nicht, daß der Vater gegen den Helden dieses Romans ist. Unser Vater hatte es mir aber eben geschrieben. Nach meinem Briefe hast Du nun vielleicht geglaubt, ich wüßte es schon wer weiß wie lange. Vielleicht hast Du Dir gesagt: Warum hat er mir das nicht früher mitgeteilt, da er es doch offenbar schon lange gewußt hat? Wie viel andre Dinge mag er da nicht noch wissen? Der Mensch weiß auch wirklich alles.

Siehst Du, das sind die Machenschaften der schönen Tugend namens Klugheit. Es soll das erste und letztemal gewesen sein, daß ich sie gegen Dich angewendet habe. Ich wollte Dir ein Beispiel von der Durchtriebenheit geben, von der die Gesellschaft voll ist, aber es ist mir nicht recht gelungen.

Das ist immer so, wenn man gegen einen Menschen falsch ist, den man sehr lieb hat. Du mußt eine gewisse Verlegenheit und sogar ein wenig Trockenheit gegen Ende meines Briefes wahrgenommen haben. Ich habe Dir nicht alles geschrieben, was ich dachte. Ich war darauf bedacht, mich nicht zu verraten. So geht es eben zärtlichen Gemütern, wie wir welche sind. Trockne Menschen sind immer trocken. Sie müssen immer dieselben sein, da ihnen das Herz niemals überfließt. Ein Beispiel kannst Du an Helvétius sehen. Er gehört zu jenen kalten Seelen. Sein Stil bleibt sich sein ganzes Buch hindurch immer gleich. Jetzt erkenne ich seine großen Irrtümer. Und vielleicht ist alles Gute in seinem Werke Wiederholung aus Larochefoucauld, Duclos, Vauvenargues, Hobbes und Locke. Von all den Genannten ist Hobbes der Größte. Er war Engländer und hat um 1640 geschrieben.

A propos: Trübe Denker, diese Engländer. Schwatzhafte, kühle Leute. Sie haben nur einen einzigen großen Mann, Shakespeare, einen wahrhaft göttlichen Menschen.

Italienisch lerne ja. Aber ich habe doch keinen Lehrer, wirst Du sagen. Lern es von selber. Lerne diese schöne Sprache, in der Dante, Boccaccio, Ariost, Tasso, Alfieri, Goldoni, Metastasio, Machiavell und so viele andre geschrieben haben. Schlage im erhabenen Dante, in der Übersetzung von Rivarol, die Geschichte Ugolinos im XXXIII. Gesang auf. Das ist das Furchtbarste, was je gedichtet worden ist. Selbst der göttliche Homer hat nichts an die Seite zu setzen. Es ist das Höchste im Schrecklichen. Glaube mir, ausgenommen bei Shakespeare und Milton, findest Du bei keinem englischen Dichter ähnlich schöne Verse wie die neunzig dieser überirdischen Stelle.

In der italienischen Sprache lebt Frohsinn; in der englischen Dichtung habe ich einen Hauch davon nur in Heinrich dem Fünften von Shakespeare gespürt. Wenn man Boccaccio, Ariost, Goldoni in den Händen hat, muß man oft aufhören zu lesen, sonst kommt man vor Lachen um. Das in toskanischer Mundart Geschriebene ist das Prächtigste.

Eben finde ich eine Definition des Lächerlichen. Lächerlich ist das Benehmen eines Menschen, der dasselbe will wie wir, aber aus dem Geleise kommt. Das Gefühl, etwas voraus zu haben, und der Wahn, es könne uns nie fehlen, läßt uns den andern auslachen.

Paris, den 12. Juli 1804.

Man ist nur dann auf die Menschen zornig, wenn man allzusehr auf sie gerechnet hat. Rousseau war sein ganzes Leben lang unglücklich, weil er einen Freund suchte, wie es ihrer vielleicht seit den Tagen Homers kein Dutzend gegeben hat. Was uns beide anbetrifft, so glaube ich, daß Du nie einen besseren Freund finden wirst als mich. Wenn wir einmal alt sind, werden wir vielleicht zusammen wohnen und acht Monate im Jahre in Paris und vier in Claix zubringen. Wenn mich der Zufall leidlich vermögend machen

sollte, dann kaufe ich mir ein kleines Schloß in der Nähe von Mailand, in jener köstlichen Landschaft, in Canonica an der Adda, zwischen Mailand und Bergamo. Dort würden wir ab und zu hausen, in den beiden Frühlingsmonaten.

Das sind sehnsüchtige Träume. Erinnere Dich dereinst daran und Du wirst sehen, ob wir anders geworden sind.

Paris, den ... August 1804.

Du schreibst mir nicht, obwohl Du den ganzen Tag Dein eigener Herr bist. Ich dagegen, der ich genötigt bin, mir zum Arbeiten die Augenblicke zu stehlen, ich schreibe Dir immer. Das ist kein Vorwurf, nur eine Ermahnung. Gib mir einen sechs Seiten langen eingehenden Bericht über Deine Beschäftigungen. Gaëtan hat mir ein Tagebuch über seine Lebensweise geschickt. Es hat mich stark interessiert. Bedenke, wenn ich das Nämliche von Dir bekäme!

Schicke mir flink drei oder vier naturalistische Charakterstudien. Schildere peinlich genau und füge die Schlußfolgerungen hinzu. Diese Methode nennt sich Analyse. Sie ist trefflich.

Setze es durch, daß man beim Buchhändler Falcon abonniert. Wenn er Shakespeare* hat, ist er ein Hauptkerl. Hat er ihn nicht, so werden ihn andere haben. Lies Shakespeares Tragödien. Und gleichzeitig Humes Geschichte. Du hast keine Ahnung, wie fesselnd das ist. Gaëtan mag Romane und Gedichte lesen. Sieh zu, daß Du welche auftreibst. Ich lese mit Vergnügen alle vier Wochen einen Roman. Das schüttelt die Seele durch. Lies die Romane des Abbé Prévost. Sie spiegeln die Welt wieder. Aber vergiß nie dabei, daß in den Romanen die Geschehnisse wertlos sind. Sie erregen Spannung, das ist alles. Je eher man sie vergißt, desto besser. Was man hingegen nicht vergessen soll, das sind die Charaktere.

Bitte Dir vom Großvater die Geschichte der Philosophie von Gérando aus. Ich selbst habe sie nicht gelesen. Ich weiß von diesem Werke nur, daß am Verfasser zweierlei niederträchtig ist: sein Stil und sein Herz. Berichte mir, ob er Dir Spaß macht. Gestalte Deine Lektüre möglichst bunt.

Ich habe heute vor Tisch das Leben Voltaires von Condorcet gelesen. Der literarische Teil daran ist wertlos. Condorcet ist nicht feinfühlig genug, um einen Dichter beurteilen zu können. Sonst ist die Biographie gut.

An der Philosophie des Helvétius entdecke ich immer neue Irrtümer, und zwar an der Hand meiner Tagebücher. Ich lese darin und frage mich: Wenn Dir das und das gestern passiert wäre, welche Gefühle hättest Du dann erlebt? Ich gebe mir Mühe, dabei ehrlich zu sein. Das ist wertvoller als alle Bücher, denn das sind Naturstudien. Wende Du dieselbe Methode an.

Lebe wohl. Antworte recht ausführlich. Schreibe mir schleunigst einen langen Brief, recht viel Einzelheiten aus Deinen Erlebnissen. Ich bin in Sorge um Dich. Schreibe mir regelmäßig alle Donnerstage.

---

* In der bekannten Übersetzung von Letourneur.

Weißt Du, das Lachen ist die Folge der plötzlichen Erkenntnis eines Erfolges unsrer Eitelkeit. Die plötzliche Aussicht auf ein Glück im Gebiete einer andern Leidenschaft gewährt uns das Lächeln des Genusses. Wer die Wahrheit liebt, der findet das Leben häufig zum Lachen komisch. Da hast Du das ganze Geheimnis. Prüfe Dich, worüber Du lachst!

Paris, den ... August 1804.

Die Sitten beeinflussen die Wirkungen der Leidenschaften. Beide wandeln sich fast alle fünfzig Jahre. Unter Sitten verstehe ich jede Handlung, die eine Reihe von Menschen vollbringt, wobei sie bestimmte Anschauungen von gut und böse, ehrenhaft und entehrend, lächerlich und großartig, anständig und unanständig zur Tat werden läßt. Die jeweiligen Leidenschaften geben einer Zeit das Gepräge. Wer also irgend eine Epoche verstehen will, muß in erster Linie ihre Sitten studieren.

Ganz streng genommen hat jede Stadt ihre eigenen Sitten, wiederum in jeder Stadt jeder Gesellschaftskreis die seinen, und schließlich jeder einzelne Mensch. Das ist tatsächlich so. Somit könntest Du in Frankreich, wo es augenblicklich dreißig Millionen Menschen (Individuen) gibt, dreißig Millionen verschiedener Sitten annehmen. Aber diese individuellen Sitten fallen durch ihre Ähnlichkeiten in Gruppen zusammen. Die Mehrzahl der Bewohner einer Stadt hat über die nämliche Tat ungefähr die nämlichen Gedanken. Das Studium unsrer zeitgenössischen Sitten und ihrer edelsten Blüten genügt zu einem erfolgreichen Leben. Das Sichvertiefen in die Sitten früherer Jahrhunderte ist nichts als bloß eine neugierige Liebhaberei.

Jedes Volk hat seine besonderen Sitten. Es gewährt Genuß, den Ursitten der verschiedenen Völker nachzuspüren, beispielsweise der Spanier, der Deutschen, der Franzosen, der Engländer, oder den Sitten dieser Völker im vierzehnten Jahrhundert oder im Quattrocento oder im laufenden Säkulum.

Wenn zum Beispiel heute, am so und so vielsten Thermidor des Jahres XII, ein geistvoller Mann einer Spanierin in ihrem Lande gefallen will, so wird er allnächtlich unter ihren Fenstern ein Lied anstimmen und sich auf der Gitarre begleiten. In der Lombardei dagegen muß man die Umworbene zu Ausflügen auf einem der Seen oder nach Landsitzen einladen, wo eitel Freude herrscht. Bei einer Französin schließlich sucht man in ihrem Hause eingeführt zu werden und läßt kein Mittel unversucht, seinen Witz vor ihr zu entfalten und ihrer Eitelkeit so viel wie möglich zu huldigen.

In den beiden letzten Ländern kenne ich die Sache aus eigener Anschauung. Angenommen, es stimmt auch mit dem dritten, dann siehst Du drei gegeneinander recht verschiedene gleichzeitige Zustände. Ein Mann, der einer Dame in Frankreich den Hof machen wollte wie einer in Spanien, würde sich dem Gespött aussetzen, und da lächerliche Menschen armselige Eroberer sind oder — mit andern Worten — unfähig zu schmeicheln, so würde der Betreffende kein Glück haben.

Ich halte die französischen Sitten für die vollkommensten, die existieren, aber ich kann mir sehr wohl andre noch bessere denken, die vielleicht in vier oder fünf Jahrhunderten herrschen werden. Da sich die Sitten im allgemeinen stetig vervollkommnet haben, so weit zurück wir sie kennen, (bis zu den Zeiten Homers,) so werden sie niemals aufhören, sich weiter zu vervollkommnen.

Es gibt also zweierlei, was man kennen lernen und somit beobachten muß: 1) Die Leidenschaften, sozusagen die Kraft, die ein Mensch, der sein Glück in einer Sache versucht, einzusetzen imstande ist, um zum Ziel zu gelangen; 2) Die Sitten oder das, was die Menschen nacheinander für gut, böse, lächerlich, schön, anständig, unanständig, grausam, sanft usw. gehalten haben.

Ein Beispiel. Der tragische Dichter kann der gründlichen Kenntnis der Sitten entbehren. Er braucht nur eine leise Ahnung von einem Kulturideal zu haben und kann doch eine gute Tragödie schaffen. Er schildert die Wirkung der Leidenschaften unter Menschen, die ihren Zielen zustreben, ohne weder das Lächerliche noch irgend etwas anderes zu fürchten. Racine verrät in seiner Andromache nur eine schwache Vorstellung von den wirklichen griechischen Sitten. Kaum deutlicher malt Corneille in seinen Römerdramen die römischen Sitten oder im Cid die spanische Ritterzeit. Selbst Shakespeare leistet in dieser Hinsicht nichts.

Ebenso wie dem Tragödiendichter die Kenntnis der Sitten beinahe ganz entbehrlich ist, so kann der Komödiendichter die Kenntnis der Leidenschaften fast völlig entbehren. Man findet eine ziemlich geringe Kenntnis der Leidenschaften in Molières Les Précieuses ridicules, einem Stück, dessen Komik auf das Publikum, für das es geschrieben war, auf das allerstärkste gewirkt hat. Heutzutage ist es veraltet. Man spürt Molière nur noch an der energischen Charakteristik und an der sceneggiatura, wie Alfieri das ausdrückt.

Die Sitten wandeln sich, nicht die Leidenschaften, wohl aber ihre Ausdrucksmittel. Da sich die Leidenschaften nicht ändern, so können gute Tragödien nie veralten. Je mächtiger die Leidenschaft im Herzen eines Menschen treibt, um so zeitloser wird die Wahrheit seiner Gedanken. Alfieris Oreste wird in fünftausend Jahren, falls er überliefert wird, genau so erhaben sein wie heute.

Die Komödien dagegen veralten, weil das Kulturelle in ihnen altmodisch wird. Sie geben in erster Linie ein Abbild der Sitten und nur in zweiter Linie der Leidenschaften. Somit altern nur wenige Elemente in ihnen nicht. Die Eitelkeit, die in den Frauengestalten der Femmes savantes ihr Unwesen treibt, wird immerdar existieren, aber die Art und Weise, wie diese Eitelkeit befriedigt wird, ist zeitlich verschieden. Ebenso gibt es die Ehrsucht, die den Tartuffe antreibt, auch heute; zuweilen verfällt sie auch in unseren Tagen auf das nämliche Mittel (die Heuchelei), um vorwärts zu kommen. Streber sind zu allen Zeiten mehr oder minder Scheinheilige. Denke an Cromwell, der mit der Bibel in der Hand den Thron bestieg, aber im Kreise seiner Günstlinge darüber spöttelte. Der Tartuffe wird darum heute häufiger gespielt als die Femmes savantes. Er ist interessanter geblieben.

Meine liebe Pauline, da hast Du vier Seiten Philosophie, die ich statt in mein Tagebuch mal auf Briefpapier geschrieben habe. Ich habe den Drang in mir, neue Wahrheiten zu finden, und der Weg dahin geht durch: viel Beispiele. Wer das unterläßt, verfällt in Utopien. Man phantasiert, und die es anhören, lachen einen aus. So ist es Buffon und Montesquieu ergangen, und selbst Rousseau ist nicht ganz frei von diesem Fehler.

Aber lassen wir das beiseite. Schreibe mir recht oft. Hilf mir, die Sitten und Leidenschaften der Provinz kennen zu lernen. Schildre mir die Sitten im Institut von Fräulein Lassaigne. Ich muß Beispiele haben, viel Beispiele, viel Tatsachen. Schreibe schnell hin wie ich, ohne lange nach den Worten zu suchen. Das höchste Lob, selbst für den Schriftsteller, das ist in diesem Jahrhundert die Einfachheit. Schicke mir also viel, recht viel Tatsachen. Du wirst mir damit den feinsten Genuß bereiten; Du wirst mir behilflich sein, meine Narrheiten zu kurieren. Im vergangenen Jahre bin ich ein rechter Tor gewesen. Ich habe es gemacht wie so mancher andre, ich habe die anderen Menschen nach mir selber beurteilt. Ich habe die Eitelkeit nicht mit in die Rechnung gebracht. Jetzt erkenne ich diese Leidenschaft endlich, die in Frankreich so allgemein ist. Die erste Wirkung dieser glücklichen Erkenntnis ist die, daß ich meine Deklamationsstudien abgebrochen habe. Die zweite: ich lasse die Liebe.

Nimm es also auf Dich, mich die Frau kennen zu lehren. Ich verlasse mich dabei sehr auf Dich. Fang unverzüglich an. Tatsachen! Tatsachen! Greif irgend einen Namen aus der Luft: Fl..... du C... zum Beispiel: Superba. Stelle mir eine Liste auf und beginne dann. Wenn ich nicht schon zu alt oder wenn ich reich wäre, so würde ich mich unter irgend einem Vorwand in einem Institut aufnehmen lassen. Das ist der rechte Ort zum Menschenstudium. Man lebt da zu eng mit Leuten zusammen, als daß sie (im allgemeinen) die Kraft hätten, sich zu verstellen. Ich weiß nicht, was dabei herauskäme. Das würde mir Ersatz für meine deklamatorischen Stunden bieten. Ich würde es bis zur Manie treiben. Bei meinen schauspielerischen Studien war ich schon mit Leib und Seele dabei. Aber ich habe mich an schönen Gemälden ergötzt, jetzt sehe ich mir die Natur an.

Ich lese zehn Stunden am Tage. Gestern bin ich erst um acht Uhr zum Essen gegangen. Ich lese Lhouvets [?] Französische Geschichte, im ganzen 299 Seiten in Oktav und großartig geschrieben. Diese Passion tröstet mich in allem meinen Leid. Sie ist göttlich. Ich bin noch spät abends froher Laune, wenn ich heimkomme, müde der Welt, die ich beobachtet habe.

Aber ich merke, daß ich in den Fehler leidenschaftlicher Menschen verfalle, ich mache einen Heiligen aus mir.

Einzelheiten über Deine Bekannten, schnell, schnell, schnell!

Paris, den 8. August 1804.

Ich bin mit der Gesellschaft ausgesöhnt. Schon sehe ich in der Ferne

eine neue Gesellschaft, bestehend aus wirklichen Männern und höheren Frauen. Die hier ist voll von Irrtümern, aber sie ist ein vorzügliches Ackerland für das Glück. Wir müssen nur guten Samen hineinsäen. Wie emsig habe ich gesucht nach diesem guten Ackerlande!

Glückliche Weise wissen, daß die ungeheure Uberzahl der Menschen aus Hang zum Neid Sklaven der Mißstimmung sind. Darum leben jene im Verborgenen. Das ist das Geheimnis ihres Glückes. Wir, die wir das unschätzbare Gnadengeschenk besitzen, Enthusiasten zu sein, wir müssen versuchen, die Leidenschaften auszurotten, von denen wir im voraus wissen, daß sie keine Befriedigung gewähren, die dagegen läutern, die unsere Sehnsucht stillen können. Dann haben wir das große Glück. Aber der Paß in dieses Land erheischt: viel Geist, d. h. einen Kopf voll von Wahrheiten, und insbesondere Kenntnis der Menschen und seiner Leidenschaften. Beobachten wir also. Das wird unsere Seele sensibel machen, und ohne Sensibilität gibt es kein Glück.

Jean-Jacques [Rousseau] hat sich in der Gesellschaft ennuiiert und er hat mir den Blick getrübt. Endlich bin ich von meiner Mißstimmung genesen. Lies die Briefe dieses großen Mannes, aber denke daran, daß er dauernd mißgestimmt ist.

Teile mir mit, was Du liest. Schicke mir doch vier oder fünf weibliche Charakterstudien. Damit machtest Du mir ein großes Vergnügen. Schreibe mir recht oft. Zum Teufel, was treibst Du eigentlich? Bist Du verliebt? Das wäre eine große Torheit! Hüte Dich vor einer Liebesheirat! Wenn Du einen geistig bedeutenden Mann heiratest, wirst Du nicht glücklich werden. An Deiner Stelle würde ich mir einen ehrbaren, leidlich reichen, geistig nicht an Dich heranreichenden Mann wählen.

Meine liebe Pauline, Paris, den 21. August 1804.

ich hätte Dich hier recht nötig. Es gibt Augenblicke, wo die Seele, müde der Arbeit, Liebe sucht, mehr und mehr in den Gegenständen ihrer Sehnsucht aufgeht, sich ganz auf sie beschränkt und um alles in der Welt in ihrer Nähe weilen möchte. Seit ein paar Tagen habe ich solch' sentimentale Anwandlung, die viel zu häufig für mein Glück wiederkehrt. So lange die Seele kalt ist oder nur mäßig bewegt, ist Paris die Stadt des Glückes, aber sobald ich weich werde, sehne ich mich nach Grenoble samt allem seinen Ungemach. Ach, daß ich Dich nicht zusammen mit noch einem anderen Wesen hier haben kann! Wie groß wäre mein Glück, wenn ich die Abende in Eurer Mitte verbringen könnte, fern von allen Ränken und Sorgen der Welt! Daß ich keine Familie um mich vereinen kann, wie ich mir denke, daß es eine geben könnte! Ich fürchte, wir werden unsere Jugend wohl nie recht auskosten, und so wird uns die Zeit der Liebe entrinnen, ohne daß wir sie und ihr Glück voll genossen haben, und erst, wenn unsere entkräfteten Seelen nur noch schwach empfinden, erst dann werden wir zusammen leben können.

Ganz insgeheim will ich Dir sagen, daß ich heute, am 3. Fructidor, meine erste Deklamationsstunde bei Larive, dem berühmten Tragöden, gehabt habe. Nicht, um mich mit dieser Kunst noch richtig zu beschäftigen, nein, aber die Ärzte haben mir Zerstreuung angeraten. Sie haben mir gesagt, ich ginge an der Melancholie zugrunde, wenn ich nichts dagegen machte. Ich gehe zusammen mit Martial Daru hin, den wir hinfüro Pacé* nennen wollen.

Heute vormittag war ich also dort; um elf kam ich zurück, um zu arbeiten, aber nichts fesselte mich. Ich fühlte Sehnsucht, bei geliebten Menschen zu sein, mit ihnen zu plaudern, sie an meine Brust zu drücken, statt über der Erkenntnis neuer Wahrheiten zu grübeln. Ich nahm Romane vor, aber sie erschienen mir alle albern und schwülstig statt zärtlich. Ich wollte in der Neuen Heloise lesen, aber ich kenne sie auswendig. So habe ich dann meinen Tag mit Träumereien verbracht, und jetzt will ich in die Komödie gehen, um mich zu zerstreuen. Mein Seelenzustand, dieses Übermaß an Zärtlichkeit, drückt mich nicht. Er wäre ein wirkliches Glück, wenn ich zu irgendwem sagen könnte: Ich liebe Dich! Aber ich sehe hier nur Geister oder Halbseelen. Alle die kleinen Mädchen hier öden mich an; ihre Zärtlichkeit ist nichts als Koketterie und einstudierte Anmut. Es ist nichts Freies, Natürliches, Kraftvolles an ihnen. Alles was ich liebe, ist in Grenoble oder achtzig Meilen

---

* Stendhals — wie wir hier sehen — frühe Vorliebe, die Menschen und Orte seiner Erlebnisse und später immer häufiger sich selber hinter tausend Masken zu verstecken, ist bekanntlich nach und nach zur Manie ausgeartet. Es gibt bisher keinen Biographen Beyles, der nicht von solchen Mystifikationen mehr oder minder dupiert worden wäre. Selbst der kluge Arthur Chuquet, der nüchternste Darsteller dieses wundervoll bunten Menschenlebens, ist, man möchte beinahe sagen, in gerechter Strafe für die reichlichen Pedanterien seiner Stendhalmonographie (Paris 1902), ein Geprellter des genialen Pierrot. Andere haben ihm zu viel, Chuquet allzuwenig geglaubt. Man wird dem Verfasser von Le Rouge et le Noir ein Gnadengeschenk des Schicksals niemals entreißen können: das seltene Glück, das allen Dichtern widerfahren sollte, daß die Nachwelt seinen Erdengang nicht in photographischen Nachbildern vor Augen hat, sondern (aller Philologenspürerei zum Trotz) in der Hauptsache nur in fragmentarischen Selbstporträts einer witzigen, spielenden Dichterlaune, die den realen Tatsachen gegenüber Dichtung und Wahrheit aus demselben Farbentopf gemalt hat. Aber dieses entschieden romantische Element, bizarr genug an einem wahren und scharfen Seelendarsteller, der sich und anderen so grausam in die Herzenstiefen geleuchtet hat, berechtigt den Literarhistoriker dennoch nicht, ihn zum reinen Romantiker zu stempeln, wie das unter anderen Georg Brandes tut. Als echter Vorläufer spottet Stendhal der Klassifizierung, vielleicht bis man auch die noch glücklich freien Seelen des zwanzigsten Säkulums säuberlich rubriziert haben wird. Arthur Schurig.

von hier. Und nur an Dich kann ich schreiben; die andre hat mich vielleicht vergessen. Das ist es, was mich melancholisch macht. Mitten in meinen Träumereien habe ich doch ein Mittel gefunden, ihr zu schreiben. Was wird sie aber von meinem Briefe denken? Wird sie darauf antworten? Liebt sie wirklich keinen andern? Mir fährt ein guter Gedanke durch den Kopf: ehe ich nach Grenoble komme, werde ich inkognito in die Stadt gehen, wo sie weilt, und mich an ihr satt sehen. Der Plan ist romantisch, aber er wird mir viel Vergnügen machen und niemandem schaden. Ich sehe nicht ein, warum ich ihn nicht ausführen sollte. Ich werde mich daraufhin etwas aufs Sparen legen. Sie wird höchst erstaunt sein, wenn sie mich auf ihrer Abendpromenade im Stadtpark unter den dämmernden Bäumen erblickt.

Was gibst Du in Grenoble an? Langweilt man sich immer noch so die Nachmittage? Was tust Du? Berichte mir viele Einzelheiten aus Deinem Leben. Siehst Du die Fräuleins M . . . öfters? Bedenke immer, daß die Liebe ein göttliches Ding ist, nur müßt Ihr sie beim Heiraten aus dem Spiele lassen. Tausend Beispiele beweisen mir das Tag für Tag. Die Vernunftehe ist die beste. Sonst wäre ich längst verheiratet.

Mein Liebchen. Paris, den . . . . . 1804.

Du wirst die Welt voll von trocknen Seelen finden, voll von Menschen, die niemals in ihrem Dasein einen Augenblick der Traurigkeit erlebt haben, jener feierlichen Traurigkeit, die wir beide so oft an uns erfahren haben. Der Durchschnittsmensch ist eben nur zwei Leidenschaften gegenüber empfindlich: der Eitelkeit und der Geldgier. Aber uns andern, uns sensiblen Seelen, passiert es häufig, daß wir eines uns zufällig widerfahrenden Eindrucks willen weinen.

Soeben, als ich mir das Papier zu diesem Briefe holte, führte mich mein Weg durch eine Gasse, benannt Brennesselgasse — und zwar mit Fug und Recht, denn kein Mensch kommt ihr zu nahe. Auf ihrer einen Seite dehnt sich die majestätische Galerie des Museums, riesig hoch und riesig finster. Die Gasse selbst ist eng und still; auch auf der gegenüberliegenden Seite ragen die Häuser hoch in die Höhe.

Dort bin ich einer etwa vierzigjährigen, vor Elend ergrauten Frau begegnet, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Sie sang ein Lied und bettelte dazu. Ihr Anblick im Verein mit dem düsteren Eindruck, den schon die Gasse auf mich machte, rührte mich. Ich horchte hin und vernahm ein derbes Soldatenlied. Das ging mir ins Herz und trieb mir die Tränen in die Augen. Ich verdoppelte meine Schritte, und erst auf dem Pont Royal fiel mir ein, daß ich dem Weibe nichts gegeben hatte. Gewiß gibt es in Paris eine Unmasse von Schwindlern, denen man kein Almosen zu reichen braucht, wenn man nicht gerade ein Millionär ist. Daß ich aber dieser armen Mutter nichts gegeben hatte, das tat mir unendlich leid. Und hinterher kam es mir erst recht zum Bewußtsein, daß mir ihr Gesang die Augen darum tränenfeucht gemacht

hatte, weil ich beobachtete, daß der wüste Text ihres Liedes in den Herzen ihrer Zuhörer gerade das Gefühl vernichten mußte, dem die Frau milde Gaben zu verdanken hoffte. Jede Mutter, die sie mit ihrem Kinde auf dem Rücken dahintrotten sah, bekam Mitleid mit ihr, weil sie sich sagte: Wer weiß, ob's mir eines Tages nicht auch so schlecht geht! Sobald sie aber ihr Lied verstand, verstummte das Mitleid. Nein, sagte sie sich nun, niemals werde ich so verdorben sein. Dieses Weib ist unbedingt schlecht, ihr Lied beweist das, und zweifellos nur weil sie schlecht ist, hat sie so tief sinken können.

Sieh, so stark beeinflußt der Verstand das Herz. Das heißt: tausend Menschen in Paris hätten dasselbe innerliche Erlebnis durchmachen können, aber vielleicht waren keine vier darunter, die ihre Gefühle analysiert haben. Viele wären dazu gar nicht fähig gewesen; den meisten war die Szene an und für sich schon zuwider.

Noch in andrer Richtung führt Dir diese Geschichte die Macht des berechnenden Denkens vor die Augen. Dieses Weib wollte die Mildtätigkeit anrufen; ihre Gebärde war zweckmäßig; daß sie das Kind auf dem Rücken trug, war trefflich; nur ihr Lied war schlecht gewählt. Es hätte einen rührseligen Text haben müssen. An diesem geistigen Minus scheiterte das Ganze.

Mein Liebchen! Paris, den ..... 1804.

Dein Brief hat mich recht betrübt. Ich werde dir einen Tag um den andern schreiben, um dich auf andere Gedanken zu bringen. Heute schreibe ich an Papa, um mich bei ihm für die 204 Franken zu bedanken, die er mir eben geschickt hat und die mir gar nicht gelegener kommen konnten: seit acht Tagen laufe ich nämlich mit einem Loche im Schuh herum, vor das ein mit Tinte schwarz gemachtes Fleckchen zu praktizieren, mir Heidenmühe verursacht hat. Ich habe Schulden in der Pension, wo ich esse und wo man mich eigentlich gar nicht weiter kennt. Dem Pförtner bin ich auch was schuldig. Dann meinem Schneider, der mir alle Vormittage seine Aufwartung macht. Meine Taschenuhr ist längst versetzt. Seit vierzehn Tagen habe ich mich nirgends blicken lassen, dieweil ich keinen roten Heller in der Tasche hatte. Ich habe Herrn Daru* vernachlässigt, den General Michaud, Fräulein Duchesnois. Alles in allem genug Anlaß, um zu verzweifeln!

Ach wo! Ich bin nie vergnügter gewesen! Ja, vor drei Jahren hätte mich das ganz aus dem Häuschen gebracht. Aber seitdem bin ich vernünftig geworden. Das Leben des mächtigsten Menschen, den es je gegeben hat, Alexanders

---

* Graf Pierre Daru, der verdienstvolle Generalintendant der Großen Armee, dem deutschen Literaturfreund dadurch bekannt, daß er der berühmten Unterredung Napoleons und Goethes als dritter beigewohnt hat. Daru ist ein Vetter und Protektor Beyles. Trotz seiner enormen dienstlichen Tätigkeit ist er als Übersetzer des Horaz und Verfasser einer mehrbändigen Geschichte Venedigs zu nennen.

des Großen, ist im Grunde nicht anders als das des geringsten Kleinbürgers: in beiden heben sich ein paar genußreiche Momente hell ab vom endlosen Einerlei, wo nur der Weise sagen kann, er sei glücklich. Wer nicht weise ist, der langweilt sich und ist unglücklich.

Die Langeweile ist nur verzeihlich in Deinem Alter, wo man noch nicht gelernt hat, ihr aus dem Wege zu gehen. Älter geworden, ist der Mensch, der sich langweilt, ein Tor, seinen Mitmenschen eine Last, und infolgedessen von aller Welt gemieden. Man braucht heute nur ein Körnchen Langerweile zu haben, die Menschen um einen herum nehmen es wahr und meiden einen. Morgen hat man schon eine gehörige Portion und übermorgen doppelt so viel. Allmählich wird man ungenießbar. Ich habe alle diese Phasen durchgemacht.

Der Mensch hat verschiedene Mittel gegen die Langeweile.

Die Hauptsache: man muß sich körperliche Bewegung schaffen. Das ist das allersicherste Mittel. Also habe ich mich häufig auf einen Gaul gesetzt. Ich habe Gelegenheit gesucht, Duellzeuge zu sein. Schließlich habe ich mich für irgendwas begeistert. Die Leidenschaften vertreiben einem immer die Langeweile. Ohne sie ist man stumpfsinnig.

Aber diese Lebensregel muß ein wenig erläutert werden. Irgend ein Schriftsteller hat sehr hübsch gesagt: Die kleinen Liebeleien, (die, die vierzehn Tage, vier Wochen dauern,) machen das Leben reizvoll, die großen Leidenschaften ersticken es. Ich will Dir sagen, daß ich den Beweis an mir selber gefunden habe. Ich nehme mich häufig selber zum Exempel, denn ich bin doch der Mensch, dessen Herz ich am besten kenne.

Der innere Mensch zerfällt in zwei Teile, in das Herz, den Mittelpunkt der Leidenschaften, und den Kopf, den Mittelpunkt der Berechnungen und Urteile. Zur ungefähren Kenntnis seines eigenen Herzens kann man mit einiger Aufrichtigkeit gelangen. Hingegen muß man ganz und gar nicht hochmütig sein, um seinen eigenen Verstand zu erkennen, und da man das immer ist, so kann man sich hierin kein rechtes Urteil bilden. Somit hat man in gewisser Hinsicht recht, wenn man sagt, es sei sehr schwer, sich selber zu kennen.

Paris, den . . . . . 1804.

Seit vier Wochen versuche ich, weniger empfindsam zu sein. Ich habe hier manche betrübte Stunde erlebt, insbesondere wegen der beiden Adelen. Und dann kommt es mir vor, als wolle mich der Vater durch Aushungern fassen. Ich werde gezwungen sein, Schulden zu machen. Alles das stimmt mich traurig. Ich habe mich nach Möglichkeit zerstreut. Zunächst habe ich den Heiteren gespielt, schließlich ist mir dies in Fleisch und Blut übergegangen.

Ich habe das Lachen und seine Wirkungen studiert. Das ist so schwierig, daß außer Hobbes noch kein Philosoph darüber geschrieben hat. Die kleinen Autoren machen das gewöhnlich so: was sie nicht erklären können, das übergehen sie rasch. Anders geniale Geister. Sie sind freimütig. Ich komme

allmählich dahinter, daß Helvétius mehr zu den Erstgenannten gehört. In seinem Buche stehen vortreffliche Dinge, aber sie sind nicht von ihm, sondern größtenteils von Hobbes, Vauvenargues, Larochefoucauld und anderen.

Also was ist das Lachen? Was ist lächerlich? Was ist ein Witz? Eine Kapitalfrage, schwer zu beantworten. Wem man sie stellt, der pflegt mit einem Beispiel zu kommen, statt zunächst auf die Sache selber einzugehen. Das Lachen ist eine plötzliche Entladung der Selbstliebe, hervorgerufen durch die jähe Erkenntnis der eigenen Überlegenheit angesichts einer, an einem anderen Menschen entdeckten, von uns selbst bereits überwundenen Schwäche. Wir lachen über unsre eignen Dummheiten, die wir im vergangenen Jahre begangen haben.

Einen Witz machen heißt, in pointierten Worten eine Absurdität an den Pranger stellen.

Es hat mir Mühe gekostet, diese beiden Definitionen aufzustellen. Über alles, was ich um mich sah, machte ich mir Gedanken. Diese Zerstreutheit wirkte lächerlich. Auf an mich gerichtete Fragen gab ich dummes Zeug zur Antwort. Man lachte mich aus. Und gerade dadurch erkannte ich den Grund des Lachens. Hobbes hatte ich hierin nicht verstanden.

Verstehst denn Du mich? Suche Dir Beispiele und teile mir Deine Zweifel mit. Vielleicht zeigst Du mir, daß ich im Irrtum bin.

Mein Liebchen, Paris, den 14. Februar 1805.

ich schäme mich, Deinen reizenden, nur viel zu kurzen Brief so spät zu beantworten, aber ich wollte vorerst ein großes Schreiben vom Vater beantworten, und zwar gründlich beantworten.

Entdeckt man auch wirklich nichts von meinen Briefen an Dich? Gib mir Bescheid darüber und traue da nicht dem Augenscheine. Wenn Du Verdacht geschöpft hast, so bringe in Deiner Antwort irgendwie die italienischen Worte Il grande Alfieri an. Aber nur in diesem Falle.

Zu keiner Zeit meines Lebens bin ich so glücklich gewesen wie seit der Abreise des Onkels bis heute. Ich stecke bis an den Hals in den Ränken der Gesellschaft und erkenne, wie ungeheuer vorteilhaft eine gründliche und systematische Kenntnis der Menschen und ihrer Leidenschaften im praktischen Leben ist. Du ahnst nicht, welche Leichtigkeit sie verleiht.

Während meines bevorstehenden kurzen Aufenthalts in Grenoble, der vielleicht auf lange Zeit der letzte sein wird, will ich Dir erstens: einen Vortrag über die Ideologie halten, zweitens: einen über literarische Dinge, der wiederum die Einführung in einen dritten: über die Kenntnis der Leidenschaften sein soll. Es handelt sich dabei um die Kunst, diese so zu schildern, daß im Herzen des Hörers ein ähnliches Gefühl entsteht wie im Schilderer. Darüber habe ich ein dickes Buch voll von neuen Dingen im Kopfe. Es niederzuschreiben, dazu habe ich niemals die Zeit.

Der vierte und letzte Vortrag soll ein Deklamationskursus sein. Die Kunst

des Vortrags ist am unentbehrlichsten. Der Vortrag ist das Fell des Ganzen. Die Ideologie ist das Knochengerüst und die Kenntnis der Leidenschaften die Muskeln.

In unsrer monarchischen (somit korrumpierten) Kultur muß eine Frau in gewisser Hinsicht Komödiantin sein. Auch Du mußt Dir für die Narren eine Sprache schaffen und sie berücken. Ich wünschte, Du könntest Frau von Staëls Delphine lesen. Da würdest Du das schreckliche Unglück vor Augen haben, das eine schöne Seele ohne Verstellungsfähigkeit heimsucht. Weltklugheit ist im Grunde nichts weiter als die Kunst, die Dummen am Fädchen zu haben, ohne daß sie es merken. Und unter zwanzig Menschen gehören achtzehn hierher.

Studiere die Menschen um Dich herum. Mache Dir von jedem ein Charakterporträt. Beherzige das. Das ist der Stein der Weisen. Tu es aus Freundschaft für mich. Ich bitte Dich darum. Du hast ganz das Zeug, eine erlesene Frau zu werden. Folge Deiner Bestimmung und vergiß dabei nicht, daß Du Dich in der Verfolgung dieser Bestimmung dem Alltagspack entziehen mußt.

Sei graziös. Ich weiß wohl, die Grazie ist gewissermaßen eine Schwäche. Eine Frau mit einer Seele wie Emilia im Cinna [Corneilles] oder mit einem Tacyschen Verstande ist niemals schwach, folglich nie graziös. Und doch hat die Grazie seit altersher über die Schönheit triumphiert. Sei also eine Heuchlerin und fange an zu gefallen. Die würdige Frucht unsrer verdorbenen Sitten ist die Notwendigkeit der Heuchelei.

Paris, den 8. März 1805.

Bisher war mir die Gesellschaft eine Erholung von meinen Studien. Seitdem mich aber die Generosität meines Vaters unter Null hält, ist sie das Objekt geworden. In den letzten acht Wochen habe ich dabei eine Menge Entdeckungen gemacht. Sei darauf gefaßt, ich trichtere Dir während meines Aufenthalts in Grenoble viel Weisheit ein. Je näher diese Reise an mich herankommt, desto mehr Teufelsangst befällt mich. Zum Kuckuck, daß ich Paris verlassen, wo ich kein Ungemach erleide, außer wenn welches aus Grenoble herkommt, und nach Grenoble reisen soll, das macht mich schaudern. Ich glaube, ich schieb's noch ein bißchen hinaus. Eins bekümmert mich nur, ich möchte Dich gern, wenigstens theoretisch, über die Gesellschaft unterweisen, in der angebetet zu werden, Du geschaffen bist.

Lies die Memoiren von Saint-Simon. Berücke alle Menschen um Dich herum, auch die, die Dir nicht gefallen. Das ist der Weg, aus Deiner Enge herauszukommen. Madame de Tencin stand der großen Welt noch viel ferner als Du und gelangte doch hinein. Auf welche Weise? Sie verstand es, alle Welt zur Anbetung zu zwingen, angefangen vom Schuhflicker bis aufwärts zum kommandierenden General der Provinz.

Die Kenntnis des „Geistes der Gesetze" der Gesellschaft eines Salons ist viel interessanter und nützlicher als die Kenntnis etwa des Lebens im alten

Rom. Es gehört nicht weniger Verstand dazu. Und da dies so nützlich ist, muß ich den Schulmeister schon noch einmal machen.

Ein Mensch mit schwachen Augen wird nachts von einem Blitzstrahl geblendet. Der Flammenschein überrascht und bestürzt ihn dermaßen, daß er den Blitz zwar intensiv empfindet, aber nicht die Zeit hat, die Geistesgegenwart, seine Richtung und die Zahl seiner Zickzacks zu ermitteln.

Ein unerschrockener Charakter mit stärkerem Gesicht hat keine so heftige Empfindung, aber er vermag über die Erscheinung genauer zu berichten, weil er besser beobachtet.

Hier hast Du Empfindung und Wahrnehmung nebeneinander und Du kannst daraufhin die gesamte Menschheit in zwei Klassen teilen, in Leute mit Empfindung und in welche mit Wahrnehmung. Zu den Empfindern gehören alle jungen Mädchen und von den Männern die Romantiker. Betrachte die Gesellschaft einmal von diesem Standpunkte aus.

Nun noch etwas über den sogenannten natürlichen Witz, ein ganz köstliches Ding, das aber wie all' dergleichen nur von solchen erkannt wird, die es selber besitzen, und das sich vielleicht nur im weltmännischen Klima von Paris, Rom, Neapel usw. recht entwickelt. Die meisten Menschen haben eine einstudierte Witzigkeit. Sie kennen zweihundert Anekdoten und dreißig Kalauer. Nach zwei, sechs oder zwölf Monaten, je nach der Reichhaltigkeit ihres Repertoires, kennt man sie durch und durch. Bei einem längeren Verkehr gibt es hingegen nichts angenehmeres als natürlichen Witz, der sich je nach der Art der Unterhaltung alle Augenblicke wandelt. Eine liebenswürdige Komödie einer künstlerischen Persönlichkeit! Es gehört viel Selbstzucht und eine freimütige Natürlichkeit dazu. Der entzückende Matta in den Memoiren von Grammont, einem lesenswerten Buche, ist so eine Natur. In ähnlichem Sinne sagte Ninon zu einem Vater, der über seinen Sohn jammerte: Ihr Sohn lernt nichts? Seien Sie doch froh, dann wird er kein Zitatenprotz.

Paris, den 18. April 1805.

Heute morgen hatte ich Sehnsucht nach inniger Herzensfreude. Da habe ich Deine Briefe wieder gelesen; sie haben mich entzückt, besonders der vom 9. Messidor, aus dem Dein Ich noch stärker als sonst hervortritt. Tags darauf hast Du Dich freilich entschuldigen zu müssen geglaubt, aus Furcht, mich gelangweilt zu haben. Herrlich! Meine liebe Pauline, Du hast alle Anlagen, eine außergewöhnliche Frau zu werden.

Die Melancholie ist die Erzieherin des Genies. Eine große Seele, die erfaßt hat, was himmliche Freuden sind, erwartet solche vom Leben und harrt auf sie, wenn sie sie nicht gleich findet. Die kühlen und nüchternen Seelen, die in riesiger Überzahl da sind, können dergleichen weder fühlen noch nachempfinden. Die große Seele hält sich für unglücklich, sie klagt bei sich selbst: „Ich hätte besseres verdient", und die süßen Tränen der Melancholie über-

mannen sie. Aber die Freuden ihrer Sehnsucht werden durch die Trauer, sie nicht finden zu können, nur noch zauberischer. Man malt sie sich bis ins einzelne aus und wird dadurch fähig, sie schildern zu können. Diesen Vorgang haben Jean-Jacques Rousseau, Racine, Shakespeare, Virgil und alle sensiblen großen Genies durchgemacht. Gesellen sich dazu hervorragende Fähigkeiten und echte Ideale, dann können die schönsten menschlichen Kunstwerke entstehen.

Alle empfindsamen großen Maler haben die Melancholie überwinden müssen. Man spürt sie in den Köpfen des göttlichen Raffaels ebenso wie in den Landschaften Poussins. Wenn man selbst die rechte Stimmung hat, verdankt man gerade diesem Elemente die höchste Illusion; man braucht dann nichts aus sich in das Bild hineinzutragen. Leider fehlt den meisten Künstlern der rechte Blick für das wahrhaft Große. Was für Gemälde hätte Raffael gemalt, wenn er statt der ewigen dummen Heiligen Familien wirkliches Leben dargestellt hätte.

Alle berühmten Frauen sind — wie Du — zuerst melancholisch gewesen, Madame Roland zum Beispiel. Dieses Schicksal trifft die Frauen viel allgemeiner, als man gewöhnlich glaubt, weil den Frauen nach unsern Sitten ein unmittelbar tätiges Leben verschlossen ist. Sie sind nur Anregerinnen der Taten andrer. Wieviele Unglückliche gehen in Sehnsucht zugrunde, ohne daß es die Barbaren, die sie morden, auch nur ahnen.

Man sagt allgemein, der Güter höchstes sei die Freiheit. Das mag für den Durchschnittsmenschen zutreffen. Wir sensiblen Naturen modifizieren diese Forderung. Ein gewisser Grad von Freiheit ist unbedingt nötig, ohne dies ist das ganze Dasein vergiftet. Aber die absolute Freiheit wäre absolute Einsamkeit, der Untergang der Gesellschaft.

Tausend Dinge, die an den Alltagsseelen vorübergleiten und von ihnen nicht wahrgenommen werden, machen das Glück oder das Unglück einer zärtlichen Seele aus, während andrerseits die meisten Dinge, um die sie jene beneiden, für uns gar keinen Genuß bedeuten, wie zum Beispiel die Freuden der Eitelkeit. Ein Dir gleichgestimmter Mensch hat an einem schönen Baume, den er auf einem Spaziergange sieht, mehr Freude als jemand, der in einer neuen Kutsche sitzt, um damit zu protzen.

Trotzdem muß man sich vor Illusionen hüten, die einem unmögliche Dinge vorgaukeln. Unsere Träume müssen sich im Leben verwirklichen lassen, und dazu muß man sein Jahrhundert studieren. Das neunzehnte ist ein bequemes Jahrhundert. Es gibt nur ein Bewegungszentrum: das Geld. Unter Ludwig dem Vierzehnten gab es beispielsweise drei oder vier solcher Pole. Man konnte noch so viel Geld besitzen, es war doch unmöglich, damit eine niedrige Herkunft auszugleichen und gewisse Vorurteile zu nichte zu machen. Das ist erst Voltaire und Rousseau gelungen. Ein Parvenu hätte Millionen opfern können und sein nicht adliger Sohn wäre doch nicht Oberst geworden. Heutzutage kann er das mit Geschick und 50000 Franken erreichen.

Braunschweig, den 19. September 1807.

Ich glaubte mich den Herrlichkeiten der Liebe für immer entrückt und im sicheren Hafen, aber dieses stolze Gefühl ist mir arg zerstört worden. Eben habe ich einen Brief bekommen, der mir soviel Freude bereitet hat, daß ich in die Absenderin ganz verliebt bin.

Höre Dir die Geschichte an. Vor acht Monaten machte ich hier aus dienstlichem Anlaß die Bekanntschaft eines Obersten. Er hatte eine dreiundzwanzigjährige Frau, geistig hervorragend und von jenem erhabenen Charakter, den ich an den Italienerinnen so verehre. Drei- oder viermal hatte ich Gelegenheit mit ihr zu plaudern, und einmal gewann ich für sie einen oder zwei Louisdor bei einem Jeu um die Pfennige. Ihr Mann marschierte mit seinem Regimente ab und unweit von hier starb er. Die Frau kehrte nach wenigen Tagen zurück. Ich machte ihr einen Besuch; sie war liebenswürdig zu mir, das bemerkte ich, trotz ihrer tiefen Trauer, aber konventionell liebenswürdig. Gerade dieses Konventionelle verdroß mich, da ich wußte, daß sie sich langweilte. Obgleich ich mit ihr sicherlich nette Stunden verlebt hätte, ging ich volle vier Monate lang nicht hin. Da führt uns der Zufall eines Abends auf der Promenade wieder zusammen. Sie erzählt mir, daß sie in acht Tagen abreise. Von Stund' an leben wir ein gemeinsames Leben. Sie kennt dieselben italienischen Städte wie ich, wir haben fast die nämlichen Bekannten. Sie reist ab, ich galoppiere zehn Wegstunden neben ihrem Wagen hin. Die ganze Nacht hindurch plaudern wir das lächerlichste Zeug von der Welt. Sie tut kein Auge zu und das lediglich, um uns von den banalsten Dingen zu unterhalten. Unsre Augen allerdings reden mit mehr Feuer. Schließlich nehmen wir Abschied voneinander.

Mit zuschanden gerittenem Gaule wieder zu Hause, kommt mir die Geschichte recht blöd vor und unnatürlich. Sie hatte mir versprochen zu schreiben, vergaß mich aber. Vorgestern bringt man mir ein unscheinbares Briefchen von gelbem Papier. Es sah so schäbig aus, daß ich dachte, es sei von Barral. Ich mache es auf und eine Viertelstunde darauf habe ich einen roten Kopf, renne mit Riesenschritten herum, bin der zufriedenste Mensch auf der Welt und seufze.

Ist das nicht komisch? Vier volle Monate, in Braunschweig, hinderte mich nichts, diese reizende Frau zu besuchen und zu besitzen, und doch fällt mir das erst ein, nachdem ich solange gezögert habe, bis wir dreihundert Meilen voneinander getrennt sind.

Vorgestern gab es ein Gefecht, eine Schießerei, in die ich hineingeriet. Prächtige Mondnacht. Eine breite Straße voller Menschen. „Verfluchter Franzose!" Das gilt meiner Uniform. Um mich herum zwanzig Personen. Ein Gewehrschuß. Alles duckt sich an die Häuser, ich bleibe allein stehen. Vor meinen Füßen liegt ein etwa achtzehnjähriges junges Mädchen. Vielleicht ist sie verwundet, denke ich. Sie zittert heftig. Ich fasse sie an und fühle sehr dezent einen wunderhübschen Arm. Er ist gesund. Ich hebe sie behutsam

empor, um zu sehen, ob sie an den Beinen getroffen ist. Währenddessen geht der Tumult weiter. Neue Schüsse krachen. Ich trage das Mädchen an die Mauer. Dabei komme ich mir vor wie Sganarell, Clelia tragend. Ich will sie zu Boden legen. Sie schlägt die Augen auf, macht mir einen niedlichen Knix und weg ist sie. . . .

Inzwischen ist Militär herbeigeeilt.

Hier erlahmt die Erzählung, denn ihr Held machte sich aus dem Staube. Er hatte sich inmitten von einem Volkshaufen befunden, der gegen die französische Besatzung revoltierte, weil ein Soldat einen Zivilisten erschossen hatte. Man wollte das Lazarett erstürmen, wo der Tote lag, aber hundertundfünfzig schneidige Krieger eröffneten ihr Feuer auf besagten Janhagel.

Ich erinnere mich des Abenteuers, weil die Beleuchtung der Szene prächtig war. Die Nacht war licht wie die Augen von Fräulein von B . . ., aber das ist ein Vergleich wie einer von Chateaubriand, der die römische Campagna nach einer morgenländischen Szenerie schildert. Fräulein von B . . . . ist eine schlanke Person von siebzehn Jahren, die so viel Reize hat wie ihre Ahnen Titel und Würden. Ihre Augen schimmern dunkelblau auf dem hellsten Weiß der Schöpfung. Es sind Augen, die mit ihrem keuschen Glanz in die tiefste Seele dringen. Es lebt etwas materienloses in diesen Augen: eine splitternackte Seele.

Meine liebe Pauline. Paris, am 25. Dezember 1810.

Ich fühle mich im Augenblick recht glücklich. Der heilige Weihnachtstag hat mir ein wenig Ruhe gebracht. Der alte Hang meines Geistes hat mich verleitet, ein Buch in die Hand zu nehmen und zu lesen, eins, das sich mit den gleichen Studien beschäftigt, die mich in den Jahren meiner Armut, damals in Paris, begeistert haben. So habe ich mit Genuß die ersten achtzig Seiten in dem Buche von Burke, betitelt „Betrachtungen über das Erhabene", gelesen aber zwanzigmal habe ich dabei das Buch hingelegt. Immer wieder lenkten mich meine heutigen ehrgeizigen Gedanken ab, und es tat mir leid, daß ich nicht mehr inmitten jener edlen, mächtigen und zärtlichen Ideen lebe, die mich ohne Unterlaß beherrschten, damals als ich in der Rue d'Angiviller wohnte, angesichts der schönen Säulenhalle des Louvre. Damals hatte ich oft keine sechs Franken in der Tasche, ich verbrachte ganze Abende, indem ich hinschaute zu den schimmernden Sternen, die hinter den Dächern des Palastes versanken. Seit einem halben Jahre habe ich keine Zeit gehabt, beim Lesen nachzugrübeln, und meine Lektüre hat sich auf ein paar banale Moderomane beschränkt, die man hernimmt und jeden Augenblick wieder hinlegen kann.

Ich besitze eine hübsche Wohnung, einfach, vornehm und sauber, mit entzückenden Stichen geschmückt. Ich habe versucht, das alles mit der Stimmung von 1804 zu genießen. Es ist fast nicht mehr möglich. Vom Fenster meines Schlafzimmers aus habe ich eine herrliche Aussicht. Ich sehe die untergehende Sonne durch den Regen hindurch und zwischen sturmzerrissenen großen Wolken.

Wehmütig erinnert mich das an Belle-Île, der mit einer Mission die Straße von La Rochelle in der Post hineilt. Er ist gestern abgegangen und ich bin zwei bis drei Monate allein. Mechanisch öffne ich das Fach meines Schreibtisches, wo ich die interessanten Papiere aufbewahre.

Ein Briefchen gerät mir in die Hände. Eins von Dir. Nie habe ich so köstlich den Genuß gefühlt, Dich zu lieben. Dein reizender Brief ist vom Mittwoch den 15. März datiert. Aber welchen Jahres? Das weiß ich nicht. Der Poststempel geht über den Rand hinaus, ich lese nur: 20. 3. 18 . . .

Alles, was Du darin geschrieben hast, ist durchaus im Einklang mit der Stimmung, in der ich eben bin. Was ich da lese, das ist wirklich ein andres Ich-selbst. Die gleichmäßigen Schriftzüge erhöhen diese köstliche Illusion.

Mit tiefem Leid denke ich daran, daß Du mir nicht schreibst. Ich sende Dir den reizenden Brief vom 20. März. Lies ihn und schicke ihn mir wieder. Wenn Du ihn liest, wirst Du der Sehnsucht, mir zu schreiben, nicht widerstreben können. Ich, ich weine heiße Tränen, indem ich Dir schreibe . . . .

Ach, sprechen wir von anderen Dingen!

Mein Blick fällt auf einen prächtigen Stich von Porporate mit der Unterschrift: Il bagno di Leda. Die Philister würden sich beim Anblicke dieses Bildes hinter das obligate „Schamlos!" verschanzen. Nichtsdestotrotz rate ich Dir, den Stich zu kaufen. Er kostet vierzehn Franken. Es ist eine Wiedergabe des bekannten Correggio im Museum. Auf dem Bilde erblickt man drei Frauen, zwei Schwäne und einen Adler. Daneben hängt ein Porträt des göttlichen Mozart, das ich in Wien von Artaria gekauft habe, der den Meister sehr gut gekannt und mir versichert hat, das Bildnis sei sehr ähnlich. Morgen gibt man die Hochzeit des Figaro. Leider werde ich genötigt sein, die erste Hälfte zu versäumen, um in einem Hause zu erscheinen, wo ich letzten Mittwoch eingeführt worden bin. Ich bin eine Viertelstunde da geblieben und habe Madame Récamier getroffen. Entzückend! Frau Tallien ist weniger entzückend als beachtenswert.

Warum bist Du nicht in Paris? Vielleicht kommst Du im Jahre 1811 her. Sonst komme ich, um Dich zu umarmen, und müßte ich dazu desertieren. Ich habe solche Sehnsucht nach Dir. Lebe Du wohl, die ich am meisten auf der Welt liebe! Die Tränen übermannen mich.

Verbrenne den Brief!

Meine liebe Freundin. Mailand, den 19. Oktober 1811.

Wie bedaure ich Dich hier in Italien. Wenn man zufällig ein Herz hat und ein Hemd besitzt, muß man sein Hemd verkaufen, um das Land um den Lago Maggiore, Santa Croce in Florenz, den Vatikan in Rom und den Vesuv bei Neapel zu sehen.

Paris muß man kennen, schon damit es einen nicht wie ein fernes Phantom quält. Du wirst da die schönsten Dinge der ganzen Welt finden. Aber es

ist ein Serail: lauter Eunuchen bis zum Herrn und Meister hinauf. Erhabene Dinge haben dort kein Leben. Die Pariser haben ihre eitlen Nichtigkeiten im Kopfe, ihre kleinlichen Abendgesellschaften, den Refrain eines Gassenhauers.

Die italienischen Völker dagegen haben wilderes Blut in den Adern, sie sind nicht ewig liebenswürdig. Die italienische Kanaille ist sogar die listigste, und der Reisende kommt in einemfort mit ihr in Berührung. Die Gasthäuser sind die schmutzigsten auf der ganzen Erde, indessen habe ich mit einiger Mühe sehr saubre in Mailand, Bologna, Florenz, Rom und Neapel gefunden. In den Zwischenorten darf man sich nicht lange aufhalten, und zum Glück sind alle diese Städte voneinander keine vierzig bis fünfzig Miglien entfernt.

Wenn man sich mit diesen Schattenseiten Italiens von vornherein abfindet, so stört einen das an Ort und Stelle gar nicht mehr. Man findet ein Volk, geboren für die Künste, das heißt grenzenlos empfängliche Menschen. Ein alter fünfundfünfzigjähriger Notar, ein schmutziger Geizhals ohnegleichen, wird gleichwohl vor einer Madonna von Botticelli windelweich und schwärmt tagelang davon; er träumt von ihr, und zu guterletzt gibt er zweihundert Franken aus, um eine Kopie zu besitzen. Der nämliche Mensch schreit abends in einer Oper von Simon Mayr da Capo! bis er ganz heiser ist. Nach solchen Intermezzos versinkt er wieder in seinem Schmutz und Geiz.

Aber selbst solche gewöhnlichen Seelen lassen einen beobachten: hierzulande herrscht die Natürlichkeit. Die Eitelkeit ist etwas ziemlich seltenes. Ich habe öfters versucht, hier Einheimische auf lächerliche Angewohnheiten aufmerksam zu machen und ihnen Mittel zur Beseitigung anzugeben. Die Antwort lautet immer wieder: Warum soll ich mich genieren?

Man erhöht den Genuß einer Reise durch Italien, wenn man vorher das Leben von Michelangelo, Raffael, Correggio, Tizian, Guido Reni, Domenichino, Lionardo da Vinci und Annibale Carracci studiert. Das Leben dieser und vieler anderer hat Vasari, ein zeitgenössischer Künstler, beschrieben. Ich empfehle Dir, die Discourses von Sir Joshua Reynolds, einem englischen Maler, zu lesen.

Smolensk, achtzig Meilen vor Moskau, am 24. August 1812.

Dein Brief war zwölf Tage unterwegs, obwohl er achthundert Meilen zurückgelegt hat wie alles, was uns von Paris hergeschickt wird. Es geht Dir gut und ich bin erfreut darüber.

Ich bin nicht besonders glücklich. Wie der Mensch sich ändert! Mein einstiger Durst nach Erlebnissen ist gänzlich gestillt. Seit ich Mailand und Italien gesehen habe, stößt mich alles, was ich erlebe, durch seine Grobheit ab. Glaubst Du es: ohne daß mich etwas bestimmtes mehr als das übrige rührte, ohne persönliche Motive, bin ich zuweilen dem Weinen nahe. In diesem Ozean von Barbarei kein Ton, der meiner Seele etwas zu sagen hätte! Alles roh, schmutzig, körperlich wie geistig stinkend. Mein einziges bißchen

Freude habe ich daran, daß ich mir auf einem kleinen verstimmten Spinett etwas vorspielen lasse, von einer Person, die für die Musik soviel Verständnis hat wie ich für die Messe. Der Ehrgeiz hat nicht den geringsten Einfluß mehr auf mich. Das schönste Großkreuz könnte mich für den Dreck nicht entschädigen, in dem ich stecke. Ich sehe im Traume die Höhen, wo meine Seele wohnt, Werke schaffend, Cimarosa lauschend und Angela liebend, in einem schönen Klima, in einer köstlichen Hügellandschaft. Fern von diesen Höhen, in der Ebene, liegen stinkende Sümpfe. Dahinein habe ich mich verirrt, und nichts in der Welt als ein Blick auf die Landkarte erinnert mich an meine Hügel.

Wirst Du's mir glauben? Ich empfinde einen lebhaften Genuß an der Bearbeitung von Akten, die sich auf Italien beziehen. Selbst als sie bereits erledigt waren, haben drei oder vier davon meine Phantasie beschäftigt wie ein Roman.

Besondere Widerwärtigkeiten habe ich im Bezirk Wilna durchgemacht, in Boyardowiscoma [?] bei Krasnoje, wo noch alles in voller Unordnung war. Ich habe riesige körperliche Strapazen ausgestanden. Um vorwärts zu kommen, habe ich meinen Reisewagen zurückgelassen. Ich werde ihn wohl nie wieder zu sehen bekommen. Möglicherweise hat man ihn geplündert. Mich persönlich träfe das Unglück nur zur Hälfte. Abgesehen von der Unannehmlichkeit an sich gingen mir Effekten im Werte von etwa viertausend Franken verloren, aber ich hatte Sachen von allen möglichen andern Leuten mit mir.

Gleichwohl hat das alles keinen Einfluß auf meine Lebensführung, die ich Dir geschildert habe. Ich bin auf meinem Posten. Wenn ich wollte, wäre ich reger als jeder andre in der Kanzlei*, in der ich arbeite und wo man vor Plattheiten halb taub wird, aber es bereitet mir keinen Genuß. Wo ist mein Amtseifer von Braunschweig und Wien hin? Alles das verleitet mich zu der Tollheit, um die Unterpräfektur von Rom nachzusuchen. Ich würde nicht zögern, selbst wenn ich wüßte, daß ich dort mit vierzig Jahren sterben müßte. Eigentlich eine Sünde gegen den Beylismus.

Meine liebe Freundin, Wilna, am 7. Dezember 1812.

ich befinde mich wohl. Auf der langen Fahrt von Moskau bis hierher, in diesen fünfzig Tagen, habe ich oft an Dich gedacht. Ich habe alles verloren bis auf den Rock, den ich anhabe. Und was das schönste ist: ich bin mager geworden. Ich habe viele körperliche Leiden erduldet und keinen seelischen Genuß gehabt. Aber das ist alles vergessen und ich bin bereit, dem Kaiser von neuem zu dienen.

---

* Beyle hat am russischen Feldzug von 1812 im Stabe seines Vetters Pierre Daru, im kaiserlichen Hauptquartier, teilgenommen.

Die Forschungsreise SMS. „Planet“/ von W. Brennecke

Sieben Zehntel der Erdoberfläche bedeckt das Meer — seine Tiefen sind größer wie die höchsten Erhebungen der Gebirge des Festlandes — sein Inhalt birgt Legionen von Lebewesen. Trotzdem ist unsere Kenntnis von dem Relief des Meeresbodens, von der Zirkulation seiner Wassermassen und der in ihnen enthaltenen Welten von Organismen erst in der Bildung begriffen.

Obwohl schon in vorchristlichen Zeiten Ägypter und Phöniker den atlantischen und indischen Ozean befuhren, ja schon einige der herrschenden Gesetze wie den jahreszeitlichen Wechsel der Monsunwinde kannten und für die Schiffahrt benutzten, so sind doch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Versuche zu zählen, welche die Erforschung des Meeres selbst zum Gegenstand hatten.

Die ungeheure Ausdehnung der Meeresräume und die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes werden nicht in wenigen Jahrzehnten erforscht — hier bedarf es vieler Expeditionen, welche stetig die neu sich darbietenden Probleme weiter verfolgen. Da sich aber für diese meist recht kostspieligen Expeditionen nur schwer die Mittel aufbringen lassen, so haben von jeher die Marinen der Kulturstaaten zeitweise Schiffe für Tiefseeforschungen zur Verfügung gestellt, z. B. waren die englische „Challenger“- und die deutsche „Gazelle“-Expedition Unternehmungen der Marine.

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß die kaiserliche Marine ihre neuesten Vermessungsschiffe „Planet“ und „Möve“ mit Maschinen und Instrumenten für die Erforschung der Tiefsee ausgerüstet hat. Aber sie ist noch einen Schritt weiter gegangen. Die seit einigen Jahren kraftvoll einsetzenden Versuche zur Erforschung der höheren Luftschichten mittels Drachen- und Ballonsondes wurden mit in das Programm aufgenommen und die Schiffe dementsprechend ausgerüstet. Da die maschinellen Einrichtungen den Schiffen fest eingebaut sind, so hat die deutsche Marine stetig zwei Schiffe zur Verfügung, um ozeanographische und meteorologische Forschungen zu betreiben.

Die erste willkommene Gelegenheit zur Lösung dieser wissenschaftlichen Aufgaben bot die Ausreise SMS. „Planet“ nach der Südsee, wo es im Bismarck-Archipel bei Neu-Guinea die Küsten unseres Schutzgebietes kartographisch festlegen soll. Um diese Reise möglichst fruchtbringend zu gestalten, wurde der nähere Weg durch den Suez-Kanal vermieden und das Schiff mit mannigfachen Kreuztouren ums Kap der Guten Hoffnung durch den indischen Ozean in das Vermessungsgebiet gesandt. Die Ausreise erfolgte im Januar, die Ankunft im Vermessungsgebiet im September 1906; nach dreimonatiger Tätigkeit in der Kolonie wurde die Expedition in Hongkong im Februar 1907 beendet.

Am 21. Januar 1906 verließ der „Planet“ unter dem Kommando von Kapitänleutnant Lebahn Kiel, um durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal die freie See

zu gewinnen. Stürmische Winde an der Nordwestecke Frankreichs ließen die Hoffnung, in der Biscaya-See die ersten ozeanographischen Arbeiten ausführen zu können, gering erscheinen, aber wir trafen es gut, indem der Wind am nächsten Tage abflaute und die See ruhiger wurde.

Zuerst galt es die Maschinen zur Tiefseelotung zu erproben, wozu die Örtlichkeit sehr geeignet war, da wir 4000—5000 Meter Tiefe erwarten konnten. Die erste Tiefseelotung birgt immer viel Spannendes, da sie zeigen soll, ob das, was man in Gemeinschaft mit der Werft, konstruiert hat, nun auch voll und ganz betriebsfähig ist. Gelotet wird mit dünnem Klaviersaitendraht, der, zu Tausenden von Metern zusammengespließt, von einer Trommel auslaufend, über ein Meßrad von genau einem Meter Umfang in See geht. Ein Gewicht von 25 Kilogramm zieht den Draht in die Tiefe; berührt das Gewicht den Boden, so fällt es ab, und die Trommel bleibt stehen. Die abgelaufene Drahtmenge ist gleich der Tiefe und kann an dem mit dem Meßrad verbundenen Zählwerk abgelesen werden, hierauf wird der Draht durch einen angekuppelten Motor wieder aufgehievt. Eine Lotung von 5000 Meter dauert etwa $1^1/_2$ Stunden.

Soweit der einfache Vorgang. Die Hauptsache ist beim Loten, daß der nur 0.8 bis 0.9 Millimeter dicke Klaviersaitendraht nicht bricht, sondern auch das letzte Ende, an dem an einem sogenannten Vorläufer aus Hanf die Instrumente befestigt werden, wieder mit heraufkommt, da ein Verlust der Instrumente immer schmerzlich ist. Das Brechen des Drahtes hat meist seine Ursache darin, daß die Grundberührung nicht rechtzeitig erkannt ist, so daß der Draht in Buchten auf dem Boden gelegen hat und beim Aufhieven sich „Kinke" bilden, in welchen der Bruch dann stattfindet. Bei der ersten Lotung gilt es auch festzustellen, ob der Draht von guter Qualität ist, ob er richtig auf die Trommel gewickelt war u. a. m.

Auf dem „Planet" klappte alles. Auf die Meldung „Klar zum Loten" wurde das Schiff „auf den Wind gelegt", d. h. so gedreht, daß der Wind von vorn einkam, und die Fahrt gestoppt. Dann rauscht das Lot in die Tiefe, die Bremsvorrichtungen funktionieren, die Rollen drehen sich und der Draht gleitet ohne Störung glatt von der Trommel, bis bei 4600 Meter Tiefe die Trommel abstoppt. Der Boden ist erreicht. Jetzt hievt der Motor den Draht wieder ein, sorgfältig werden am Dynamometer die auftretenden Spannungen beobachtet, bis schließlich das Ende des Drahts wieder mit den Instrumenten ans Tageslicht kommt. Daß der Boden tatsächlich erreicht war, zeigte die mit der Schlammröhre heraufgekommene Bodenprobe.

Solch ein erster Erfolg ist von nicht zu unterschätzendem Wert — er zeigt nicht nur, daß alles aufs sorgfältigste vorbereitet worden ist, sondern er wirkt noch wochenlang weiter auf die Stimmung, welche bei wissenschaftlichen Unternehmungen namentlich auf hoher See von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Sogleich die zweite Lotung mißglückte. Sie fand westlich von Kap Finisterre

statt und diente zur Erprobung der zweiten an Bord befindlichen Lotmaschine, mit welcher wir auch in Zukunft noch mehrfach Drahtverluste zu beklagen hatten, so daß wir sie bald völlig ausschalteten. Daß sich die erstere Maschine so gut bewährte, schrieb man — sie personifizierend — ihrer Erfahrung zu, da sie schon, in abgeänderter Form, auf allen drei deutschen Expeditionen tätig gewesen war.

Hier in der spanischen See wurde auch der erste Versuch gemacht, die höheren Luftschichten zu erforschen. Die zu diesem Zweck benutzten Drachen, von kastenförmiger Gestalt, hergestellt aus dünnen Stäben mit Leinewand bespannt, können sich schon bei leichtem Winde zu relativ bedeutenden Höhen erheben. Auf hoher See kann dieser Wind noch dadurch vermehrt werden, daß man mit dem Schiff gegen den Wind andampft, so daß man stets Gelegenheit hat, Drachen in die Höhe zu bringen. Ist nämlich der Wind zu stark, so schwächt man seine Wirkung dadurch, daß man mit dem Winde dampft. Die Drachen sind ebenfalls befestigt an einem dünnen Klaviersaitendraht, damit sie mittels der Drachenwinde wieder heruntergeholt werden können. Um das Gewicht des Drahtes zu tragen, wird etwa alle 1000—1500 Meter ein neuer Drache angehängt, so daß wir oft mit 7 Drachen im Schlepptau die hohe See durchkreuzten. Der oberste Drachen trägt im Innern ein leichtes, aus Aluminium gefertigtes Instrument, welches eine Trommel enthält, die durch ein Uhrwerk gedreht wird. Die Trommel ist mit Papier bespannt, auf dem Federn feiner Instrumente aufliegen, welche Temperatur, Luftdruck, Feuchtigkeit und Wind in den betreffenden Schichten aufzeichnen, so daß man die Elemente der oberen Luftschichten unten an Bord auswerten kann. Auch unsere Drachen hoben sich bis etwa 2000 Meter beim ersten Versuch in die Luft — beim Herunterholen zeigten sie leider zu große Neigung zum feuchten Element und fielen ins Meer, doch gelang es, das wertvolle Instrument zu bergen.

Nach diesen, für den Anfang ganz zufriedenstellenden Versuchen liefen wir Lissabon an. Die Einfahrt in die Tejo-Mündung entrollte ein wundervolles Panorama, die Stadt mit zum Teil prächtigen Bauten weist Ähnlichkeit mit süditalienischen Städten auf; unauslöschliche Eindrücke von subtropischer Natur und maurischer Baukunst brachten die Ausflüge nach dem Kloster Belem und dem landeinwärts auf der Bergspitze gelegenen Königsschlosse auf der Cintra, von dessen Zinnen der Blick über die fruchtbaren Ebenen meilenweit bis ans Meer schweift. Alles in allem, Lissabon ist ein Hafen, der den Vergleich mit vielen andern, ob ihrer Reize berühmten Häfen nicht zu schämen braucht.

Kaum hatte der „Planet" den Tejo verlassen, so setzte Sturm und hohe See ein. Das Schiff rollte und schlingerte in Dimensionen, wie sie der moderne Reisende auf den großen Ozeandampfern überhaupt nicht kennen lernt — es war derartig, daß viele von der Besatzung den halben Tag in der Nähe der Reling zubrachten in ständiger Bereitschaft, der See zu opfern. Aber

diese Sturmperiode war gleichzeitig eine Probe für die Seeigenschaften des Schiffs und für unser Laboratorium. Letzteres befand sich in dem großen Zeichensaal auf Deck, welcher im Vermessungsgebiet zum Kartenzeichnen benutzt wird und mit großen Fenstern ausgestattet war. Ein Laboratorium für die hohe See einzurichten, setzt vor allem eine zeitraubende, minutiöse Arbeit mit Handwerkern voraus. Alle Gläser, Meßkolben, Säureflaschen usw. müssen so festgestellt werden, daß auch die heftigsten Schiffsbewegungen ihnen nichts anhaben können — trotzdem müssen sie jederzeit leicht zugänglich sein. Die zahlreichen Meßapparate für die chemischen Analysen sind alle festgeschraubt, der schwere Quecksilberbehälter der Luftpumpe wird mit einer Winde auf und niederbewegt, welche sowohl seitlich wie oben und unten versteift ist, eine Kühlvorrichtung wird durch große auswechselbare Gefäße in verschiedenen Höhenanlagen geschaffen u. a. m. Wochenlang haben wir vor Beginn der Reise an dieser Ausrüstung gearbeitet, welche sich schließlich auch bei stärkstem Sturm voll und ganz bewährt hat.

Unser nächstes Ziel waren die Kap Verde-Inseln. Auf der Fahrt dorthin, welche dauernd durch Wind und Seegang ungünstig beeinflußt war, galt es eine Reihe wichtiger Beobachtungen in den verschiedenen Tiefen-Schichten des Meeres zu machen. Seitdem bekannt ist, daß das Wasser in den Tropen schon in wenigen hundert Metern Tiefe eine Temperatur hat, welche um 10 bis 20 Grad niedriger ist wie an der Oberfläche und am Meeresboden in 5000 Meter Tiefe nur 2 bis 3 Grad beträgt, weiß man, daß es weither aus den Polargegenden stammen muß. Es resultiert hieraus, daß auch die tieferen Schichten der Meere in stetiger Bewegung, wenn auch vielleicht unmeßbar langsam, sein müssen, daß ein horizontaler und vertikaler Austausch der Wassermassen stattfindet, und ein Kreislauf zwischen Äquator und Pol besteht. Die Versetzungen dieser Wassermassen in horizontaler wie vertikaler Richtung kennen zu lernen, ist eine der Hauptaufgaben der Meereskunde, welche zu lösen ist durch die Feststellung der physikalisch-chemischen Eigenschaften des Wassers in den verschiedenen geographischen Breiten und in den verschiedenen Tiefen.

Um diese Eigenschaften kennen zu lernen, wird das Schiff von Zeit zu Zeit gestoppt und darauf ein Wasserschöpfer, welcher durch ein Fallgewicht in einer bestimmten Tiefe hermetisch verschlossen werden kann, hinuntergelassen. Auf diese Weise wird das Wasser unvermischt aus den verschiedensten Tiefen an die Oberfläche gebracht und im Laboratorium näher untersucht. Die Temperatur des Wassers wird meist durch Kippthermometer gemessen, welche durch das Fallgewicht um 180 Grad gedreht werden. Durch die Drehung reißt ein Quecksilberfaden ab, welcher der Temperatur in der Tiefe entspricht und dessen Länge nach dem Hochkommen abgelesen wird. Aus den einzelnen Wasserproben wird im Laboratorium der Salzgehalt sowie die Menge der in ihnen enthaltenen Gase bestimmt — auch werden einzelne Wasserproben zwecks späterer Untersuchung in luftleere Glasröhren eingeschmolzen.

Es gelang mittels der gut funktionierenden Einrichtungen des Laboratoriums, eine größere Reihe wertvoller Bestimmungen zu machen — oft mußten allerdings mehrere Matrosen mit ihren kräftigen, aber geschickten Händen den Laboranten gegen die Schiffsbewegungen abstützen. So zeigte uns eine merkbare Zunahme des Salzgehaltes in bestimmter Tiefe die Existenz eines Unterstromes an, welcher bei Gibraltar aus dem Mittelmeer ausfließt und seine Wassermassen in der Tiefe nach Norden und nach Süden vorschiebt; verbunden mit dieser Salzgehaltszunahme ist gleichzeitig eine Zunahme der Temperatur. Die Mehrzahl dieser Bestimmungen dient zur Konstruktion großer Vertikalschnitte längs bestimmter Linien; aus ihnen läßt sich alsdann die Bewegung des Wassers ableiten.

Nach 12tägiger stürmischer Fahrt liefen wir in den Hafen von Porto Grande auf einer der Kap Verdeschen Inseln ein. Der Hafen, portugiesischer Besitz, wird viel besucht als Kohlenstation zwischen Europa und den südamerikanischen Häfen, bietet in landschaftlicher Beziehung jedoch recht wenig. Auf allen Seiten ragen kahle, vulkanische Felsmassen empor, die Umrandung eines alten Kraters bildend, welcher zum Teil eingestürzt ist. Die Stadt zeigt romanische Verwahrlosung, die dortige Negerbevölkerung steht auf sehr tiefer Stufe, ihre Devise ist: nur keine Anstrengung.

Für die schlingernde Seefahrt, die wir hinter uns hatten, wurden wir durch die nächsten Wochen entschädigt. Im leichten Passat „wonniglich weich die Woge wiegt", steht im Tagebuch. Stundenlang kann man dann am Bug des Schiffes über die Reling gebeugt in die blaue See schauen und ihr Leben beobachten. Bald sind es Röhrenquallen (Siphonophoren), welche den Weg des Schiffes kreuzen und mit ihrer über der Oberfläche herausragenden violetten Blase den Anblick eines Miniatur-Seglers gewähren, so daß sie von den Seeleuten den Namen „portugiesisches Kriegsschiff" erhalten haben — bald sieht man Scharen fliegender Fische, welche vor ihren Feinden fliehen, ja bei ganz ruhiger See kann man vor der Bugwelle die kleinen Wasserläufer beobachten, wie sie über das Wasser hinhüpfen.

Doch nicht immer hatte man Zeit zu solch beschaulichem Dasein. Oft gab es Tage, an denen frühmorgens das Lot in die Tiefe gesenkt wurde; war diese festgestellt, so schlossen sich hieran die Untersuchungen der einzelnen Wasserschichten und Entnahme von Wasserproben, deren Analyse oft mehrere Arbeitstage bedeutete. Hand in Hand mit meinen Untersuchungen gingen meist diejenigen des Stabsarztes Dr. Graef, welche biologischer Natur waren. In erster Linie galten sie dem Studium des Plankton, jener mikroskopisch kleinen Organismen, welche die Wassermassen des Ozeans beleben und die Weide für die größeren Organismen darstellen. Die systematischen zoologischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte förderten zutage, daß die Anzahl der Arten und Individuen Legion ist, aber auch, daß bestimmte Arten an bestimmte Strömungen gebunden sind. So besteht z. B. das Plankton einer arktischen

Strömung aus anderen Arten wie dasjenige einer äquatorialen, nach höheren Breiten sich bewegenden Strömung. Der Biologe durchsiebt nun mit feinen Gazenetzen die obersten Schichten des Meeres; teils wird der Fang konserviert zu Untersuchungen in der Heimat, teils sofort lebend unter das Mikroskop gebracht, um neue Individuen zu studieren und in ihren natürlichen Farben festzuhalten. Ein Blick in solch einen mit Plankton erfüllten Wassertropfen ist höchst reizvoll — die Miniaturwelt mit ihren zierlichen Geschöpfen von wunderbaren Formen fesselt stetig von neuem, und ihre lebhafte Bewegung in diesem Wassertropfen gehört zu den interessantesten Phänomenen, die man beobachten kann. Eine andere Art der biologischen Untersuchungen betraf die Nährstoffe des Meeres sowie die Tätigkeit der Bakterien im Meer, höchst diffizile Untersuchungen chemischer Natur, deren Ergebnisse sich erst nach weiteren Studien in Deutschland übersehen lassen werden.

Waren an solch einem Arbeitstage auch die biologischen Forschungen beendet, dann kam meist noch die Aerologie zu Wort. Die Drachenaufstiege boten nach den ersten Erfahrungen keine Schwierigkeiten mehr, wohl aber zeigte die andere Methode, die höheren Schichten der Atmosphäre mittels „ballons sondes" kennen zu lernen, deren genügend. Zu diesem Zweck war der „Planet" mit Gummiballons von etwa einem Meter Durchmesser ausgerüstet, welche mit Wasserstoff gefüllt wurden, der in Stahlflaschen komprimiert, sich an Bord befand. Zu einem solchen Aufstieg gehören zwei Ballons, von denen der eine stärker gefüllt wird wie der zweite. Beide werden nach der Füllung durch eine dünne Hanfleine miteinander verbunden, unter ihnen wird erst das meteorologische Registrierinstrument und in einiger Tiefe darunter ein Schwimmer, bestehend aus einem geschlossenen, leeren Blechkasten oder einer Flasche, angebracht. Dieses Ballongespann wird nachdem sein Auftrieb festgestellt ist, in die Höhe gelassen. Je höher es steigt, desto mehr dehnen sich die Gummiballons aus, da in der Höhe der von außen wirkende Druck der Luft ab, und die Strahlungswärme zunimmt, bis in einer gewissen Höhe der am stärksten aufgeblasene Ballon platzt. Das ganze System hat jetzt nicht genügend Auftrieb mehr und sinkt herunter, bis der Schwimmer das Wasser erreicht, über welchem dann der noch gefüllte Ballon mit dem Instrument treibt. Hat das Schiff den Ballon mit seinen optischen Hülfsmitteln im Auge behalten können, so fährt es ihm nach und nimmt Ballon und Instrument wieder an Bord.

Trotzdem unser Aerologe, Oberleutnant zur See Schweppe, sich die undenklichste Mühe gab, waren unsere Ballonaufstiege von manchem Mißerfolgen begleitet. „Die Jagd nach dem Ballon" ist eine der schwierigsten Jagden, die es gibt. Bald verhindern plötzlich sich bildende Wolken die Aussicht, bald bewegt sich der Ballon in so ungünstiger Richtung, daß die Sonnenstrahlung die instrumentelle Beobachtung hindert, oder der Ballon will nicht platzen, so daß er schließlich dem Gesichtsfeld entschwindet. Auch war die Geschwindig-

keit unseres Schiffes manchmal zu klein, so daß die Dunkelheit hereinbrach, ehe der Ballon, schnell dahingetragen durch die Luftströmungen, eingeholt war. Trotz dieser vielen Schwierigkeiten sind einzelne Aufstiege von Erfolg begleitet gewesen, so daß wir z. B. zwischen den Kap Verdeschen Inseln und Freetown Registrierungen der meteorologischen Elemente aus einer Höhe von 14000 Meter erhielten und unter anderem über dem Nordostpassat in größeren Höhen einwandfrei die Gegenströmung, den Antipassat aus Südwesten wehend, feststellten.

Freetown an der Sierra Leone-Küste im englischen Westafrika war unser erster echt tropischer Hafen mit Palmen, Brotfruchtbäumen, Pisang, Ficus und anderen schattenspendenden Gewächsen. Die Stadt, an einer mit Mangroven bestandenen Flußmündung gelegen, ist ein Fieberneſt ersten Ranges, so daß wir hier zum erstenmal Chinin-Prophylaxe trieben. Später in Ostindien und in unserer Kolonie schluckte die ganze Besatzung jeden achten und neunten Tag Chinin; wenn auch das Ohrensausen am nächsten Tag nicht lieblich war, so hatte doch die Prophylaxe den großen Erfolg, daß wir von Fieberepidemien verschont blieben. Die in Freetown ansässigen Europäer wohnen fast alle auf den hinter der Stadt liegenden Höhen, zu denen eine Eisenbahn hinanführt; hier herrscht wenigstens zeitweilig eine leichte Brise, während in der Stadt selbst die Hitze brütet und meist sich kein Lüftchen regt.

Mit einem meiner Bordkameraden fuhr ich auch eines Morgens hinauf. Nach Durchwanderung der luftig angelegten Villenkolonie sahen wir dem Exerzieren der schwarzen Negertruppe zu. Zwei in der Nähe weilende englische Offiziere boten uns liebenswürdig die Besichtigung des Barackenlagers an, der wir gern Folge leisteten, da sie uns einen Einblick in das Organisationstalent der Engländer gewinnen ließ. Das Barackenlager ist aus Wellblechhäusern zusammengesetzt, in welchem jeder der Mannschaften ein Zimmer für sich hat. Die Stärke der hier befindlichen Truppe betrug 500 Mann, welche aus dem Hinterlande stammten und sämtlich Frau und Kinder bei sich hatten. Dies ist bemerkenswert; einerseits fühlt sich der Neger so heimisch, anderseits ist er auch zur Treue gegen seinen Herrn verpflichtet, da seine Familie sich in dessen Hand befindet. Das Lager sowie die ganze Anlage machte einen vorzüglichen Eindruck — zwischen uns und den englischen Offizieren entwickelte sich in den wenigen Tagen unseres Aufenthaltes ein anregender Verkehr.

Nach Verlassen des Hafens begann sogleich eine eifrige Lotarbeit, da es galt, das Profil des Abfalles von der Küste zur Tiefsee festzulegen, und auch fortlaufend Bodenproben zu sammeln, um Material zum Studium der Bodensedimente auf diesem Abfall zu gewinnen. Die dem Lande vorgelagerte Zone mit geringen Tiefen (bis zu 200 Meter) wird der Küstenschelf genannt; auf ihm lagern sich die durch die Zerstörung des Meeres aufbereiteten oder aus dem Innern des Landes transportierten Sande ab in Gemeinschaft

mit den Überresten der Tierwelt. So fördert die Grundzange hier die verschiedenartigsten Dinge herauf — bald sind es Sande, Steine oder Schlick, bald Muscheln, Röhrenwürmer oder Kalkalgen. Gehen wir weiter hinaus, wo der Abfall zur Tiefsee erfolgt, so zeigt uns der mit der Schlammröhre heraufbeförderte Grund, daß die sandigen Bestandteile abnehmen; der Boden wird tonig, und das Mikroskop lehrt uns, daß er aus den Kalkgerüsten jener kleinen Tiere, des Plankton, besteht. Dieses sinkt beim Absterben als ständiger, feiner Regen in die Tiefen, hier Schicht auf Schicht häufend. Die Zusammensetzung dieses Meeresbodens gibt nun dem Geologen noch manche Rätsel auf; um diese lösen zu helfen, hat der „Planet" möglichst viele Grundproben sorgfältig konserviert, welche jetzt untersucht werden.

Nachdem der „Planet", um Luv zu gewinnen, an der afrikanischen Küste nach Osten gedampft war, ging der Kurs von Kap Palmas senkrecht auf St. Helena zu. Die Lotungen zeigten auf diesem Kurse eine gleichförmige tiefe Mulde von 5000 Metern im Durchschnitt, die Beobachtungen aus den Tiefenschichten führten uns die rasche Temperaturabnahme mit zunehmender Tiefe vor Augen. Während die Oberflächentemperatur der See hier 27 bis 29 Grad beträgt, hat das Wasser schon in 200 bis 300 Meter Tiefe eine Temperatur von nur 10 Grad, oft nimmt bei 25 Meter Niveaudifferenz die Temperatur um 9 Grad plötzlich ab, ein Zeichen dafür, daß die Wassermassen der Tiefe hier nach oben gedrängt werden. Während der Untersuchungen bot uns der Haifischfang manche Abwechselung. Gierig schnappten die gefräßigen Räuber nach jedem im Wasser glänzenden Gegenstand, manchen Hai gelang es mit der Haiangel zu fangen; seine Schwanzflosse wurde dann nach altem Seemannsbrauch an den Bug genagelt.

Nach einigen netten Tagen in St. Helena, welches seine Bedeutung für die Schiffahrt seit Eröffnung des Suez-Kanals fast ganz eingebüßt hat, ging es an die Lösung neuer Aufgaben. Wenngleich das Relief des Meeresbodens im ganzen genommen große Gleichförmigkeit aufweist, so gibt es doch im Meere Höhenzüge, Mulden, Gräben, Bänke mit steilen Böschungen usw., welche wir kennen lernen müssen, um ein richtiges Bild von den Formen unseres Erdkörpers zu erhalten, auch sind die unterseeischen Formen häufig von Einfluß auf die Zirkulation der Wassermassen. Durch den Atlantischen Ozean erstreckt sich nun von Island bis Tristan da Cunha eine Längsschwelle von etwa 3000 Meter Tiefe, welche einzelne Inseln, darunter auch St. Helena, trägt. Südöstlich von St. Helena ergab ein Vergleich der von den verschiedenen Expeditionen gemessenen Temperaturen, daß ungefähr auf der Breite der Walfischbucht ein Querriegel das von Süden kommende, kalte Bodenwasser am Vordringen nach Norden verhindern müsse, da von dieser Breite ab die Temperatur des Bodenwassers im Süden um anderthalb Grad kälter war wie weiter nördlich. Dieser trennende Rücken war schon von der deutschen „Valdivia"- und „Gauß"-Expedition angelotet worden, jedoch wußte man

nicht, wo er an den afrikanischen Kontinent ansetzte, noch welche Tiefenlage er hatte. Diese Aufgabe ist vom „Planet" gelöst worden; fünf Tage und Nächte haben wir den Walfischrücken lotend verfolgt, Bodenproben bei über 30 Lotungen hier gewonnen und stetig Temperatur und Salzgehalt in der Tiefe bestimmt.

Der Rücken mit einer durchschnittlichen Tiefe von 2500 Meter trennt zwei über 5000 Meter tiefe Mulden, die Südafrikanische im Norden und die Kap-Mulde im Süden. Würde das Meer hier fehlen, so würden sich vom Rücken Flüsse nach Norden und Süden ergießen. Aber er ist auch in Wirklichkeit eine unterseeische Wasserscheide, indem er dem aus dem südlichen Eismeer kommenden Tiefenstrom einen Damm entgegensetzt. So fanden wir südlich des Rückens stets eine Temperatur von 1.1° und einen Salzgehalt von 34.74 Gramm pro Liter, nördlich desselben 2.5° Temperatur und 34.88 Gramm Salzgehalt. Diese genauen Messungen sind erst in dem letzten Jahrzehnt durch die Verbesserung der Instrumente und Methoden möglich geworden; die Genauigkeit ist aber notwendig, um die Ursachen der Zirkulation der Wassermassen kennen zu lernen und um den Verlauf der vertikalen und horizontalen Wasserversetzungen verfolgen zu können.

Solch eine systematische Lotungsarbeit ist für die Beteiligten ziemlich anstrengend, da sie eine Reihe von Tagen und Nächten in Anspruch nimmt. Kaum hat man nach einer Lotung des Nachts seine müden Glieder auf die Koje gestreckt, so weckt einen aus dem ersten Traum schon wieder die Tenorstimme des Signalgastes, welcher meldet „Fünf Minuten vor Zeit zum Loten". Mit schlaftrunkenen Augen stürzt man an Deck, schnell wird die Anbringung der Instrumente gemustert, das Schiff wird gestoppt und auf den Wind gelegt, dann rauscht das Lot in die Tiefe. Mit Kabellampen wird der Draht außenbords beleuchtet, um das Schiff so gegen die See zu halten, daß der Draht immer senkrecht in die Tiefe geht. Hat das Gewicht den Boden erreicht, so folgt die Konferenz mit dem Kommando über die nächste Lotung, dann das Ablesen der Instrumente, Entnahme der Wasserprobe und Konservierung der Schlammprobe. Gelegentliche Drahtbrüche sorgen für Abwechselung, tagsüber füllen die chemischen Untersuchungen die Zwischenzeit — kurz und gut: An Arbeit fehlt es in einer solchen Zeit nicht.

Schon viel hatten wir alle von der Region der braven Westwinde gehört, jener Gegend, welche kein Schiff passiert, ohne einen Sturm abzureiten und in welcher die höchsten Wellen sich tummeln. Sie war unser Ziel. Von Kapstadt, auf 35° südlicher Breite gelegen, sollte der „Planet" bis 50° südlicher Breite vordringen und dann nach Durban an der Ostküste Afrikas zurückkehren, ein Kurs von dem noch keine Lotungen vorlagen und auf dem auch die aerologischen Arbeiten Erfolg versprachen. Das, was wir von diesem Meeresgebiet aus Erzählungen oder Büchern kannten, haben wir alles voll bestätigen können. Schon am zweiten Ostertage hatten wir unsern ersten

Sturm; das Schiff schlingerte und stampfte, daß der Aufenthalt an Deck durch ausgespannte Taue gesichert werden mußte, und jeder sich, so gut er konnte, in irgend einer Ecke verstaute. Höhepunkte des Daseins brachte das Essen, wenn der Pantrygast mit den Schüsseln durch die Messe sauste, Speisen und Getränke trotz Schlingerleisten sich auf dem Tischtuch ausbreiteten und jeder um sein Dasein kämpfte. Wohl ließ der Sturm wieder nach, aber unser kleines Schiff wurde so durch die See herumgeworfen, daß man des Nachts in seiner Koje noch mehr gerüttelt wurde wie am Tage. Trotzdem ist es uns durch die Übung, welche wir erlangt hatten, möglich gewesen, unsere Untersuchungen fortzusetzen, ja in der aufgewühltesten See, welche einige Stunden vorher den Steuerbordkutter nebst den Davits des „Planet" an sich gerissen hatte, haben wir einwandfrei eine Tiefe von 4800 Meter auf 50½° südlicher Breite festgestellt. Dann setzten wir den Kurs nach Norden, allmählich wurde die See ruhiger und nach 21 Tagen echter Seefahrt liefen wir in Durban ein, nachdem uns vorher noch eine Anzahl Drachenaufstiege wohl gelungen waren.

Die deutsche Kolonie, welche hier sehr angesehen ist, bereitete uns einen herzlichen Empfang; eine Fahrt auf der vorzüglichen englischen Eisenbahn ins Innere Natals, welche mich bis Pietermaritzburg durch das infolge der Burenkriege bekannte Hügelland führte, zeigte, daß man in den Zentralpunkten Südafrikas ebenso komfortabel lebt wie in den Hauptstädten Europas. Viel interessantes ergab ein Besuch des deutschen Trappistenklosters Mariannhill bei Pinetown, welches einen Landbesitz von der Größe des Fürstentums Lichtenstein aufzuweisen hat. Hundert meist deutsche Ordensbrüder entfalten hier eine rege Wirksamkeit; das Kloster birgt eine kleine Industriestadt in sich, in der alles erzeugt wird, was zum Leben notwendig ist. Ob man ein Buch drucken, einen Wagen bauen, einen Schrank zimmern lassen will, alles wird von den Brüdern hier ausgeführt, die gleichzeitig die Kaffern im Handwerk ausbilden, das Land bestellen und Religion und Kultur im Lande ausbreiten. Jeder der Brüder hat ein Talent, das hier zur Geltung kommt; sogar der Wagenlenker, Bruder Martin, nötigte uns durch seine Geschicklichkeit, mit der er in stockdunkler Nacht die steilen Hänge der Hügel hinunterfuhr, manchen Ausruf des Erstaunens ab.

Hatten uns südlich von Afrika Schnee- und Hagelböen das Leben schwer gemacht, so waren wir in Zukunft mit tropischer Hitze gesegnet. Mannigfache Lotungen, welche der „Planet" von Durban auf südöstlichem Kurse dampfend ausführte, um eine in den Seekarten als „Slot van Capelle" verzeichnete Bank von 130 Meter Tiefe zu prüfen, ergaben, daß an der betreffenden Stelle keine Untiefe vorhanden war, da unsere im Kreis gelegten Lotungen hier 5000 Meter Tiefe und mehr aufwiesen, so daß entweder im letzten Jahrhundert bedeutende Bodenbewegungen stattgefunden haben müssen oder, was wahrscheinlicher ist, die Position der Bank früher nur ungenau bestimmt worden

ist. Unsere Zeit erlaubte kein längeres Verweilen — stetig lotend ging es nordwärts nach Madagaskar.

Noch hunderte von Seemeilen von der Insel entfernt, zeigte sich plötzlich eine Tiefe von nur 1500 Meter, und die folgenden Lotungen führten zur Entdeckung eines etwa 2000 Meter unter Wasser liegenden Rückens, welcher als Fortsetzung des von Norden nach Süden streichenden Horstes von Madagaskar aufzufassen ist. Sowohl nach Westen wie nach Osten liegen Tiefen von über 5000 Meter, so daß bei einer Senkung des Meeresspiegels um 2000 Meter Madagaskar an Größe sich annähernd verdoppeln würde — wahrscheinlich ist dieses auch früher der Fall gewesen, jedenfalls hängen die Insel und der unter Wasser liegende Rücken genetisch zusammen.

Nachdem wir den ganzen, steil zur Tiefsee abfallenden Ostrand Madagaskars mit unsern Lotgewichten besät hatten, liefen wir eine Reihe interessanter Häfen an. Erst Tamatave, an der Ostküste Madagaskars, wo ein Hamburger Haus uns gastfreundlich aufnahm, dann St. Marie, eine kleine Insel, welche das Zentralgefängnis Madagaskars beherbergt. Doch den Glanzpunkt bildete Mauritius.

Noch war der Anker nicht gefallen, als schon der Adjutant des Gouverneurs die Einladungen der Regierung und Freikarten für die Bahn übergab. Wenige Stunden später saßen wir im Wagen, der uns in stundenlanger Fahrt nach „Le Réduit", dem Wohnsitz des Gouverneurs brachte, wo ein festliches Mahl unser wartete. In der Frühe des nächsten Morgens lockte mich die Tropenpracht hinaus. Noch brannte die Sonne nicht heiß, Tauperlen hingen an Gräsern und Sträuchern, in der Ferne lösten sich leichte Nebelschleier von den Bergen, als ich weiter und weiter in die Geheimnisse des Parks eindrang. Allmählich werden die Wege schmäler, die Vegetation üppiger und ungehemmter, bis der Pfad auf einem Vorsprung endigt, von dem steil die Hänge in die Tiefe sinken. Am Fuß rauscht es und sprudelt es, zwei Bäche strömen hier zusammen, als breites silbernes Band am Ausgang der Schlucht verschwindend. Welch anderes Bild am Nachmittage. Auf dem grünen Rasen vor den Veranden wogt bei den Klängen englischer Militärkapellen eine nach Tausenden zählende Menge durcheinander. Es ist „Rezeption" zu Ehren der deutschen Gäste. Die hageren Gestalten der englischen Offiziere an der Seite üppiger Kreolinnen. Die Inder in ihren reich mit Gold durchwirkten Gewändern, in der Mitte europäischer Beamten im schwarzen Rock, dazu weiße, schlanke Mädchengestalten, bald hier bald dort zum kurzen Flirt anhaltend und manchen Blick den Trägern der kleidsamen deutschen Marineuniform sendend.

Nicht weit ab von unserm Kurs lag eine kleine, nur selten besuchte Insel, Diego Rodriguez, welcher wir einen Tag widmeten, um die dort befindlichen Höhlen kennen zu lernen. Ganz einfach gestaltete sich dies nicht. Die Insel ist von einem, mehrere Seemeilen breiten Korallenriff umgeben, auf dem wir unter kundiger Führung eines Eingeborenen vier Stunden im Kutter segelten,

um nach der Quarantänestation, wo übernachtet werden sollte, zu gelangen. Segeln konnte man es kaum nennen, da oft das Boot über das Riff, von nur einem Meter Wasser bedeckt, gestakt werden mußte, oft auch unsere ganze Besatzung ins Wasser stieg und das Boot über die Korallen hinwegschob. In völliger Dunkelheit erreichten wir das Ziel, kochten ab, legten den Rucksack unter den Kopf und stärkten uns für den kommenden Tag. Um 5 Uhr ging es hoch, erst wieder ins Boot und dann in stundenlangem Marsch bergauf bergab meist ohne Weg und Steg nach den Höhlen. Der Besuch lohnte sich. In gehobenem Riffkalk dehnen sich die Höhlen mehrere Kilometer weit unter der Oberfläche aus, die Fackeln erhellen die aus weißen Stalaktiten gebildeten Draperien, indessen am Boden mannshohe Stalaktiten aufragen, gebildet aus dem ausgeschiedenen Kalk des tropfenden Wassers. Eine Blitzlicht-Aufnahme reiht die Szenerie unserem dauernden Besitz ein. Dann aber hieß es zurück zum Schiff — quer durch die Insel. Die ersten Stunden schritten wir noch frisch aus; als aber die Sonne immer sengender, die Berge steiler, die Glieder müder wurden, da hieß es auch das letzte an Energie zusammenzureißen, um nicht abzufallen. Nie werde ich die Gier vergessen, mit der ich in eine glücklich erlangte Zitrone, die einzige Labung während stundenlangen Marsches, hineinbiß; um vier Uhr erreichten wir den „Planet" und gingen Anker auf mit Kurs auf Kolombo.

Jetzt begann wieder eine rege Zeit wissenschaftlicher Tätigkeit. Kaum war morgens das Personal für die Lotmaschine abgeteilt, so erschien auch bald der Stabsarzt Dr. Graef an Deck, um sich Mannschaften zum Planktonfang zu sichern; denn wenn der Aerologe erst seine sieben Mann zum Drachensteigen eingeheimst hatte, blieben nicht mehr viel Leute zur Verteilung übrig, da auch der militärische Dienst und die Instandhaltung des Schiffes ihr Recht verlangten.

Weil der Platz auf dem „Planet" beschränkt war, so mußten die Drachen zu jedem Aufstieg neu zusammengesetzt werden. Wir hatten wohl dreißig Drachen an Bord, hatten jedoch nach den ersten Erfahrungen kaum einen nennenswerten Verlust. Häufig kamen die Drachen über die Störungsschicht in 2000 Meter Höhe, wo meist vor Übergang in die Gegenströmung Windstillen und Isothermie herrschten, nicht hinaus — so auch jetzt im Südostpassat des Indischen Ozeans. Da der Himmel fast immer stark bewölkt war, so war keine Aussicht vorbanden, etwa hochgelassene Ballons sondes mit Instrument wieder zu erhalten. Um wenigstens über die Windverhältnisse in den höhern Schichten sich zu orientieren, ließ der Aerologe sogenannte Pilot-Ballons fliegen. Diese werden stramm mit Wasserstoff gefüllt, so daß sie schnell steigen, und alsdann, so lange es geht, mit Instrumenten gepeilt. Dabei werden die Zeiten und das Azimut notiert; hieraus kann man zum Schluß die vollständige Flugkurve des Ballons konstruieren. Es ergab sich denn auch hier über dem Südostpassat ein Antipassat aus Nordwest, jedoch erst in bedeutend größeren Höhen (8000 Meter) wie im Atlantischen Ozean,

wo die Gegenströmung in 2000 bis 5000 Meter Höhe einsetzt. Es sind dies die ersten aerologischen Forschungen, welche bislang im Indischen Ozean unternommen worden sind, und es ist erfreulich, daß Deutschland hier die Initiative ergriffen hat.

Vor Kolombo bot sich uns noch Gelegenheit ein Atoll der Malediven Gruppe kennen zu lernen, eines jener, aus einem Kranz kleiner grüner Koralleninseln bestehenden Gebilde, welche im Innern eine flache Lagune umschließen, an der Außenseite hinter dem Riff aber steil zur Tiefsee absinken. Während das Schiff stetig lotend über die bunten Korallenbeete, zwischen denen die bald in rotem, bald in blauem metallischem Glanz schimmernden Papageienfische dahinschießen, quer durch das Atoll seinen Weg nahm, besuchten einige von uns eine der kleinen Inseln. Lebhaft begrüßten uns die Eingeborenen, welche sich in hellen Haufen am Strande sammelten. Schnell entwickelte sich ein reger Tauschhandel, da hier eine eigenartige Mattenweberei bestand, welche der Ethnologe, Professor Dr. Kraemer, näher studierte. Zum erstenmal wurde mir hier frische Kokosnußmilch kredenzt — ein Getränk, das mich auf späteren Touren in der Südsee noch oft erfrischt hat.

In Kolombo erhielt der „Planet" Ersatz für den ihm von der See geraubten Kutter, auch manche andere Instrumente für Tiefseelotungen wurden hier beschafft. Dann ging es wieder nach Osten in die Indonesische Inselwelt. In Padang auf Sumatra lernten wir ihre Pracht zum erstenmal kennen, als uns der Zug durch die üppigste, wildeste Vegetation an steilen Hängen entlang, von denen sich Wasserfälle in die Tiefe stürzen, in die Hochlande führte, wo wir auf den Höhen zum erstenmal seit langer Zeit mit Wohlgefühl die nächtliche Kühle genossen. In Batavia machte die Pflege kolonialer Wissenschaft, welche ich im vorzüglichen Meteorologisch-erdmagnetischen Observatorium sowie in dem bekannten botanischen Garten von Buitenzorg kennen lernte, auf mich tiefen Eindruck, doch den größten Reiz übte stets der Besuch einer von den kulturellen Segnungen noch nicht beglückten Insel aus, wozu sich uns auf der Reise mehrfach Gelegenheit bot.

Unter der sachkundigen Führung Professor Kraemers gingen wir dann im Boot an Land, oft knietief über das Wasser des Riffs an den Strand watend oder nur mühsam mit dem Boot in eine Öffnung des Mangrovenbestandes vordringend. Häufig flohen die Eingeborenen, doch das Schwenken mit bunten Tüchern sowie kleine Geschenke machten sie bald zutraulich. Während der Ethnologe nun arbeitete, beschäftigten wir andern die Zuschauer, tauschten Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit gegen Spiegel, Perlen oder Messer, für diese mußten sie uns allerdings schon Primaware liefern. Neugierig betasteten sie oft unsere weiße Haut, streiften wohl auch den Ärmel zurück, um zu sehen, ob die weiße Hautfarbe echt war, während uns wiederum ihre schlanken, sehnigen Gestalten imponierten und die kunstvolle Tätowierung unser Interesse erregte. Die Verständigung war zuweilen nur durch Gesten möglich, aber je schwieriger sie war, desto mehr freuten sich beide Teile, wenn sie gelang.

Vor Verlassen des Indischen Ozeans hatte der „Planet" noch eine wichtige Aufgabe zu lösen. Die größten Tiefen, welche bislang gelotet sind (8341 Meter im Atlantischen Ozean und 9636 Meter im Stillen Ozean) liegen nicht in der Mitte der Meere, sondern in der Nähe des Festlandes oder ehemaligen Festlandsränder und sind begleitet von langen schmalen Einsenkungen, sogenannten Gräben, die man mit Furchen in dem Antlitz der Erde, welche diese bei der Alterung infolge Kontraktion bekommen hat, vergleichen kann. Die meisten Gräben finden sich an der Umrandung des Stillen Ozeans, jedoch kannte man auch im Indischen Ozean einen solchen unterseeischen Graben durch die Lotungen der „Valdivia"-Expedition: den Mentaweigraben längs der Südwestküste Sumatras, während von der Südküste Javas systematische Lotungen fehlten. Hier konnte der „Planet" sich betätigen. Von der Westspitze Javas zogen wir eine Lotungslinie nach Südosten bis etwa 10° südlicher Breite, um dann eine zweite Lotungsreihe bis zur Ostecke auf nordöstlichem Kurse zu legen. Das Ergebnis lohnte die Arbeit. Von der Südküste senkt sich der Meeresboden zunächst auf über 3000 Meter Tiefe ab, hebt sich alsdann auf 2000 Meter Tiefe, sinkt wieder ab auf 7000 Meter, um von hieraus langsam anzusteigen. Wir haben hier einen sogenannten Doppelgraben vor uns, indem dem Hauptgraben ein flacherer Graben vorgelagert ist, welche durch eine Schwelle getrennt sind. Betrachten wir zum Vergleich die Bodenformen an der Südwestküste Sumatras, so sehen wir auch hier erst eine Absenkung, welche von dem Mentaweigraben durch eine Inselreihe getrennt ist. Die Grundformen des Reliefs sind also dieselben bei Sumatra und Java, nur daß bei letzterer Insel die Absenkung der Schollen eine größere gewesen ist. Die „Planet"-Lotung südlich von Java von 7000 Meter ist die größte bis jetzt im Indischen Ozean gelotete Tiefe — auch hier liegt also jetzt wie in den andern Ozeanen die tiefste Depression des Meeresbodens in der Nähe des Festlandes in einer grabenförmigen Einsenkung. Im Indischen Ozean gelang auch unser höchster Ballon-sonde-Aufstieg, welcher eine Höhe von 18000 Meter erreichte und uns Kunde brachte von der Mächtigkeit des nach dem asiatischen Kontinent hinwehenden Südwest-Monsums, über dem erst in 8000 Meter Höhe eine Luftströmung aus entgegengesetzter Richtung einsetzt.

Nach diesem „Lotungsrekord" ging es über Makassar nach Amboina, einer jener dem holländischen Handel so einträglich gewesenen Gewürzinseln. Waren wir auch schon in manchem Hafen mit großen Festlichkeiten empfangen worden — Ehrenpforten hatte man uns noch nie gebaut! Nachdem wir erst mit den Holländern den Geburtstag ihrer Königin kräftig gefeiert hatten, erfolgte die Einladung des Radjahs eines benachbarten Dorfes, um die Bevölkerung kennen zu lernen. Der holländische Regierungsdampfer brachte uns nach dem Dorf. Mit Flintenschüssen wurden wir beim Ausbooten empfangen, am Strand waren Musikkapellen aufgestellt, welche zur Begrüßung auf selbstangefertigten Flöten und anderen Instrumenten „Deutschland, Deutschland über alles" intonierten,

hierauf folgten Begrüßungsansprachen. Der Weg zum Hause des Radjah war mit Ehrenpforten und Palmzweigen geschmückt, längs des Weges standen die Schulen mit ihren (malayischen!) Lehrern, welche teils einheimische Lieder, teils auch eigens eingeübte, deutsche Lieder vortrugen. Die Töchter des Radjah streuten Blumen auf unsern Weg und bespritzten uns mit wohlriechenden Düften — kurz, wir wußten nicht wie uns geschah.

Welch Kontrast einige Wochen später, als der „Planet" lotend sich der Nordküste Neu-Guineas näherte. In langen Kanus mit Auslegern kamen die Papuas heran, wilde, kriegerische Gestalten, gänzlich unbekleidet bis auf Armringe und Haarpfeile in ihrem Wollkopfe. Ihnen sah man es an, daß sie auch heute noch Menschenfleisch als Delikatesse schätzen, auch waren sie recht mißtrauisch, und nur mit Mühe konnten wir einige ihrer ethnologisch interessierenden Sachen gegen rotes Tuch oder Messer eintauschen. Dort, wo der Eingeborene häufiger mit Europäern in Berührung kommt, lernt er allerdings bald deren Macht anerkennen und legt seine wilden Gewohnheiten ab; ist auch als Hausjunge und Plantagenarbeiter ganz gut verwendbar. In unserm Vermessungsgebiet wurden zunächst noch einige Beobachtungen über die Tiefsee, den Aufbau der einzelnen Inselgruppen und ihren Zusammenhang mit Neu-Guinea gewonnen, dann ging das Schiff an seine Vermessungstätigkeit: Küstenaufnahme und Festlegung des Fahrwassers. Während dieser Zeit war es mir vergönnt, manchen Ausflug in unsere Kolonie zu unternehmen. Wenn auch das Klima — eines der tropischsten, welches die Erde besitzt, die körperliche Arbeit des Europäers nur in beschränktem Maße zuläßt, so versprechen die Anlagen von Kokosplantagen, Hanf- und Gummikultur doch gute Erträge — Kapital ist allerdings Bedingung. Die gesundheitlichen Verhältnisse sind nicht so schlecht wie in manchen andern ertragreichen Kolonien — Malaria und Schwarzwasserfieber kommen vor, sind aber durch Chinin zu dämpfen.

Weihnachten 1906, elf Monate nach der Ausreise, wurde die Besatzung abgelöst; das Kommando übernahm Kapitänleutnant Kurtz mit dem Auftrage, zunächst nach Hongkong zu gehen, wo der „Planet" im Dock überholt werden sollte.

Nach einem Lebewohl an die Kameraden wurde zu neuer Tätigkeit gerüstet. Anfang Januar verließen wir unsern Stationsplatz Matupi, wo unsere Landsleute sich unser aller stets warm angenommen hatten, mit Kurs auf Jap. Der „Stille" Ozean zeigte uns zunächst ein unfreundliches Gesicht; der „Planet" fing an, in seine längst vergessenen Gewohnheiten zu fallen und bewies der neuen Besatzung, was er im Schlingern und Stampfen leisten konnte. Trotzdem wurde sogleich mit dem Einarbeiten der noch ungeübten Bedienungsmannschaften an den verschiedenen Maschinen und Instrumenten begonnen und unser Studium der Tiefenverhältnisse des tropischen Stillen Ozeans weitergeführt. Die einzelnen Ozeane zeigen nämlich untereinander in gleichen Breiten große Verschiedenheiten. Um nur ein Beispiel anzuführen, betrachten wir die Temperaturverteilung in den obersten Schichten des Meeres. In

allen drei Ozeanen finden wir in den Tropen — dort, wo der „Planet" sie durchquert hat — Oberflächentemperaturen von 27 bis 29 Grad, während die Abnahme der Temperatur mit zunehmender Tiefe stark in den einzelnen Meeren variiert. So beobachteten wir im Atlantischen Ozean unter dem Äquator in 100 Meter: 15°, in 200 Meter: 13°, im Indischen Ozean in 100 Meter: 27°, in 200 Meter: 12°, endlich im Stillen Ozean in 100 Meter: 27° und in 200 Meter: 20°. Gewiß eine höchst merkwürdige Tatsache, daß unter anscheinend gleichen Bedingungen der Wärmegehalt der Meerestiefen ein so verschiedener ist. Sie erklärt sich dadurch, daß jeder Ozean einen Organismus für sich darstellt, welcher in sich lebt, d. h. zirkuliert. Die Zirkulation und damit auch die diese begleitenden Erscheinungen sind nun abhängig von den verschiedensten Faktoren: dem Verhältnis des Ozeans zu den ihn umgebenden Festländern und den hierdurch bedingten Winden, den Strömungen in horizontaler und vertikaler Erstreckung, welche einerseits von den Winden wiederum abhängig sind, zum Teil aber auch auf Verdunstung und Abkühlung in bestimmten Breiten zurückzuführen sind, von der Gesamtfläche des einzelnen Ozeans und seinen vertikalen Dimensionen usw. Diese Beziehungen untereinander festzustellen ist das Ziel der Ozeanographie, welches auch für die Praxis nicht ohne Bedeutung ist, da u. a. neuerdings ermittelt worden ist, daß Schwankungen der Witterung Hand in Hand gehen mit Schwankungen des Wärmegehalts des Meeres.

Auf Jap, der deutsch-niederländischen Kabelstation auf den Karolinen empfanden wir wohltätig die Wirkung des frischen Nordostpassats. Trotzdem die Insel auch noch unter 10° südlicher Breite gelegen ist, so wird doch die Wirkung der Sonnenstrahlung auf den menschlichen Organismus bedeutend durch den Wind und die hierdurch gesteigerte Verdunstung gemildert, so daß wir, aus dem Brutkessel des Bismarckarchipels kommend, das Klima als relativ kühl empfanden. Von Jap brachen wir zur letzten Etappe unserer Forschung auf: es galt festzustellen, ob sich an der Ostseite der Philippinen auch einer jener Gräben befand, wie wir sie bei den Sunda-Inseln kennen gelernt haben. Im Zickzackkurse die Ostseite der Inseln bis zur Bernardino-Straße entlang lotend, entdeckte der „Planet" den Philippinengraben, welcher Tiefen bis zu 8900 Meter aufweist, also sich den größten bekannten Tiefen der Meere nähert. Ungemein steil ist seine Böschung; seine größte Tiefe liegt nur 25 Seemeilen von der Küste entfernt, kommt also der Böschung der Vulkane nahe.

Über Manila, wo das Deutschtum stark vertreten ist, ging es sodann nach Hongkong. Der „Planet" kam ins Dock und, nach einem Abstecher über Canton und Macao, verließ ich das Schiff, welches 15 Monate meine Heimat gewesen war, um nach Deutschland zur Bearbeitung der ozeanographischen Ergebnisse zurückzukehren.

Der Revolutionär/ von Eduard Bernstein

Wer ist imstande, sich Ferdinand Lassalle als dreiundachtzigjährigen Greis, der er heute wäre, vorzustellen? Neununddreißig Jahre zählte der Verfasser des Systems der erworbenen Rechte, als die Kugel des Janko von Rakowitza ihn dahinstreckte. Es wird Herbst, hatte er zwei Jahre vorher an Freiligrath geschrieben, und die seitdem verstrichenen zwei Jahre aufreibender Arbeit für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein hätten bei manchem genügt, das Wort zur Wahrheit zu machen. Die Abfassung mehrerer großer Reden und einer bedeutenden sozialökonomischen Abhandlung, nicht abreißende Kämpfe mit Polizei und Gerichten in Gestalt von unzähligen langen Beschwerdeschriften und Repliken, die Selbstverteidigung in Prozessen, eine ungemein starke, bogenlange Briefe umfassende Korrespondenz mit Intellektuellen, um sie für die Bewegung zu gewinnen, allerhand zeitraubende und verdrießliche Preßpolemiken, die fast ebenso zu charakterisierende Korrespondenz des Vereins selbst, dazu die Agitationsreisen und Agitationsreden — alles das mit seinen seelischen Aufregungen in einen Zeitraum von faktisch noch nicht 18 Monaten zusammengedrängt, war, im Verein mit körperlichen Leiden, wohl geeignet, jenen Zustand des Abgerackertseins hervorzurufen, wie ihn schon im Februar 1864 Lassalle in einem Brief an Rodbertus mit den Worten schilderte, ihm „schlotterten die Nerven wie Stricke um den Körper", und der in der Düsseldorfer Verteidigungsrede vom 27. Juni 1864 Lassalle zu den Worten veranlaßt: „Es ist hart für einen Mann meines Alters und meiner Lebensgewohnheiten, auf zwölf Monate, ja nur auf zwölf Tage ins Gefängnis zu gehen, und es steht in dieser Hinsicht nicht alles mehr bei mir wie in meiner Jugend." Und doch, kaum ist er in der Schweiz und wird in den Kampf um Helene von Dönniges hineingerissen, da führt er diesen Kampf mit dem ganzen Ungestüm — ich möchte fast schreiben, mit der ganzen ungestümen Eselei der Jugend, und mehr noch, als Marx vielleicht selbst es wußte, hatten dessen Worte im Beileidsbrief an Sophie von Hatzfeldt Wahrheit: „Er starb jung ... als Achilles." Als Achilles lebt er in unserer Vorstellung, und wenn es leicht ist, sich irgend einen beliebigen alten Mann vorzustellen, so haftet doch am Bilde, das von Lassalle in uns lebt, wie an unserem Bilde des trotzigen Peliden unvergänglich das Attribut der Jugend.

Trotzdem hat gar mancher schon darüber spekuliert, was wohl aus Lassalle geworden wäre, wenn der „Mohrenprinz" der Helene von Dönniges am 28. August 1864 einen Fehlschuß abgegeben hätte. Nicht nur physisch war Lassalle an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt, der Politiker, der Revolutionär Lassalle stand am Ablauf des ersten Jahres des von ihm gegründeten Vereins vor Entscheidungen, die auf einen Wendepunkt seiner Stellung in den Parteikämpfen der Zeit hindeuteten. Viele, Freunde wie

Feinde Lassalles, Parteigänger wie Gegner der Sozialdemokratie, haben die Meinung ausgedrückt, daß Lassalle, wenn er fortgelebt hätte, eines Tages ins Lager der Regierung oder wenigstens Bismarcks abgeschwenkt wäre. Ich bin schon zu einer Zeit, wo ich Lassalle noch wesentlich ungünstiger beurteilte als heute, dieser Ansicht entgegengetreten und kann nur wiederholen, daß sie mir auf einer ziemlich groben, sehr am äußerlichen haftenden Psychologie zu beruhen scheint. Aber das ist freilich nicht zu bestreiten, daß sich in Lassalles politischer Haltung bemerkenswerte Wandlungen vollzogen hatten, daß seine politische Sprache im Verlaufe eines Jahres eine andere Klangfarbe erhalten hatte und daß in seinen Entscheidungen schließlich eine ihm vordem unbekannte Unsicherheit Platz griff. Eine eigentümliche Evolution hat sich in der Politik Lassalles vollzogen, der Linie eines Halbkreises zu vergleichen, deren Endpunkt gegen den Ausgangspunkt rechts und links vertauscht erscheinen läßt. Aber diese Evolution treffen wir nicht nur bei Lassalle, sie ist eine Erscheinung, die sich gerade bei Revolutionären wiederholt in der Geschichte verfolgen läßt.

Die Geschichte Englands weist eine Persönlichkeit auf, deren Charakter und Wirken in vieler Hinsicht zum Vergleich mit Lassalle herausfordert. Es ist dies der in der großen englischen Revolution Mitte des 17. Jahrhunderts als energischer Vertreter der politischen Demokratie hervorgetretene John Lilburne — der „Leveller", wie ihn seine Zeitgenossen nannten. In Deutschland ist sein Name nur den Historikern von Fach bekannt, und selbst in England weiß das große Publikum nur wenig von ihm, obwohl er im Verlauf jener Revolution zeitweise eine der populärsten Persönlichkeiten gewesen ist und durch seine Reden und Schriften vielleicht mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen hat, die Erhebung gegen die Willkürherrschaft Karls I. in die Bahnen einer Bewegung für die Selbstregierung des Volkes zu drängen. Aber der spätere Verlauf der Revolution, der gleißende Abschluß, den 1688 der Sieg der Whigs ihr gab, und die Inanspruchnahme der Öffentlichkeit durch die Generationen währenden Kämpfe der Whig-Oligarchie mit der Tory-Oligarchie haben es mit sich gebracht, daß die stachlichte Figur John Lilburnes von Persönlichkeiten verdunkelt wurde, die, wie der sonst ziemlich lederne Algernon Sidney, aus irgend einem Grunde die Phantasie lebhafter anregten als er, und die Unmittelbarkeit einbüßte, welche viel weniger charakteristischen Vorkämpfern der Demokratie im Volksempfinden zuteil geworden ist.

Eines allerdings fehlte John Lilburne und unterscheidet ihn auch von Lassalle: er übt keinen Reiz auf die Einbildungskraft aus, er interessiert nicht außerhalb seiner politischen Rolle. Als Puritaner aufgewachsen, scheint er ein äußerst nüchternes Leben geführt zu haben, auch hatte er keinen Ehrgeiz im großen Stil. Wenn trotzdem sein Leben sich womöglich noch bewegter als das Lassalles gestaltete, noch mehr als dieses Kampf, Kampf und wieder Kampf hieß, so geschah es ausschließlich unter dem Zusammenwirken von Temperament

und Idee. An Leidenschaftlichkeit in bezug auf Ideen konnte selbst Lassalle ihn nicht übertreffen, und ein stark entwickeltes Rechtsempfinden trieb den in der Zeit der Gewaltherrschaft Straffords und Lauds ins Jünglingsalter eingetretenen Lilburne zu immer neuem Widerstand gegen die jeweils herrschenden Gewalten, zu immer weitergehenden Forderungen in Kirchenfragen, Verfassungsfragen, Wirtschaftsfragen. Er verkörpert in sich die Entwicklung der Revolution bis zu ihrem höchsten Höhepunkt und ist der unerschrockene Verfechter der weitestgehenden politischen Forderungen, die das 17. Jahrhundert kennen sollte. Am stärksten aber tritt sein Rechtsempfinden in seinen verschiedenen großen Prozessen zutage. Hier spitzt es sich zum vollendeten juristischen Instinkt zu, der ihn bedeutungsvolle Siege über seine Richter erkämpfen läßt. Hierin Lassalle am ähnlichsten, greift er vor Gericht, statt sich zu verteidigen, gewöhnlich mit Vehemenz die Position von Richter oder Ankläger an und wird durch seine Prozesse zu einem Kenner des Gesetzes geschult, der es mit jedem Berufsjuristen aufnimmt.

Schon sein erster Prozeß zeigt Lilburne als einen Kämpfer ums Recht, wie ihn sich Ihering nicht besser wünschen konnte. Er war, wie Lassalle, aus wohlhabender Familie und so frühreif, daß er von sich erklären konnte, schon als Knabe Umgang mit Männern von „Licht und Einfluß" gehabt zu haben. Aber er war ein zweiter Sohn und kam als solcher im Alter von fünfzehn Jahren zu einem Citykaufmann nach London in die Lehre. Dort nimmt er lebhaften Anteil an den politischen Kämpfen der Zeit — die Epoche des puritanischen Widerstandes gegen die absolutistischen Bestrebungen Karls I. in Staat und Kirche. Er hilft oppositionelle religionspolitische Schriften aus Holland einschmuggeln und verbreiten, wird kompromittiert und muß für eine Zeit selbst nach Holland gehen, kehrt zurück, wird auf Grund von Denunziation ergriffen, eingesteckt und vor die ob ihrer Bluturteile berüchtigte Sternkammer gebracht. Aber den Richtern dieses machtvollen Gerichtshofes will es nicht gelingen, Lilburne einzuschüchtern. Hartnäckig verweigert er jede Aussage, durch die er sein eigner Ankläger werden könne, sowie die Erfüllung jeder Formalität, durch die er die Gesetzmäßigkeit des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens anerkannt hätte. So wird er immer wieder in Untersuchungshaft gesteckt und schließlich im Februar 1638 zu öffentlicher Durchpeitschung, mehrstündigem Pranger und Einkerkerung bis zur Unterwerfung verurteilt. Er läßt alle Strafen stoisch über sich ergehen und verbringt drei Jahre voller Leiden im Gefängnis, bis 1641 das von Karl I. in höchster Bedrängnis einberufene Parlament — das „lange Parlament" — mit andern Opfern der Sternkammer auch Lilburne freisetzt. Am Pranger hatte der Zwanzigjährige zur umstehenden Menge mit so hinreißender Rednergabe gesprochen, daß der Büttel sich schließlich nicht anders zu helfen wußte, als ihn zu knebeln, was stürmische Entrüstungsrufe — „a great shout" — der Volksmasse hervorrief, und im Gefängnis wußte er es trotz aller verschärften

Behandlung und wiederholten Kettenstrafe möglich zu machen, eine Schrift zu verfassen und herauszuschmuggeln, deren Titel schon ihren für damals revolutionären Inhalt verrät. Er lautet: „Komm heraus aus ihr, mein Volk" — nämlich: heraus aus der bischöflichen Staatskirche.

Wie die Revolution ausbricht, sehen wir Lilburne alsbald als Straßenkämpfer gegen die „Kavaliere" und dann als Angehörigen des Parlamentsheers in Aktion. Er macht verschiedene Schlachten gegen die Königstruppen mit, wird verwundet und gefangen, soll im Lager des Königs als Hochverräter erschossen werden, wird aber, nachdem das Parlament gedroht hat, für ihn und andere an gefangenen Kavalieren Vergeltung zu üben, im Austausch gegen solche freigegeben, kämpft wieder im Parlamentsheer, rückt dort zum Oberstleutnant auf und steht Cromwell zur Seite, als dieser die presbyterianisch gesinnten Generäle beschuldigt, sie verzettelten absichtlich die über die Königstruppen erlangten Erfolge, um es nicht zu einem vollen Siege über den König kommen zu lassen. Die gewundenen Manöver aber, durch die Cromwell und das Parlament den Rücktritt der beschuldigten Generäle erwirken, sind ganz und garnicht nach dem Geschmack Lilburnes. Er will einen undiplomatischen Kampf und tritt aus der Armee aus. Als Bürger in London niedergelassen, wird er einer der energischsten Verteidiger der Religionsfreiheit gegen das den Rang und die Macht einer Staatskirche beanspruchende orthodoxe Presbyterianertum, das „neue Pfaffentum", wie Milton es nannte. Auf Grund einer Anklage wegen Beleidigung eines Mitglieds des Hauses der Lords vor dieses geladen, bestreitet er den Lords schroff und beharrlich das Recht, über ihn, einen Gemeinen, zu Gericht zu sitzen, und im Anschluß daran erklärt und bekämpft er als erster den ganzen Fortbestand der erblichen Kammer, die unvereinbar sei mit dem Selbstbestimmungsrecht der Nation, bleibt aber dabei nicht stehen, sondern spricht schließlich auch dem bestehenden Parlament den Anspruch auf den Titel und das Ansehen einer Volksvertretung ab und agitiert für die Einberufung eines neuen Parlaments auf Grund des gleichen Wahlrechts aller, die nicht in dienender Abhängigkeit sind — letzteres eine Einschränkung, die selbstverständlich erscheinen mußte in einer Zeit, die noch kein ausgebildetes Lohnproletariat und ebensowenig die geheime Stimmabgabe kannte. Unbeschadet ihrer zieht die Forderung denn auch Lilburne und seinen zahlreichen Anhängern in Heer und Volk die Bezeichnung als Gleichmacher — Leveller — zu, und später wird ihnen auch der Vorwurf nicht erspart, sie seien das Schweizerland nachäffende „Anarchisten".

Das waren sie nun freilich nicht oder wenigstens nicht bewußt. Aber umwälzend genug waren ihre politischen Ideen schon. Keinerlei Staatsreligion, keinerlei Kirchenzehnten oder Kirchenzwang, Wahl aller Geistlichen durch die Gemeinden oder Ortsgruppen der freien Kirchen, Wahl aller Beamten durch das Volk, gleiches Stimmrecht aller Wähler und Gleichheit der Wahlkreise für das Parlament, Aufhebung aller Ausnahmerechte, Beseitigung aller Mono-

pole, Zölle und indirekten Steuern und Ersetzung dieser Einnahmequellen durch eine direkte Einkommensteuer — diese Forderungen bilden die Hauptsätze des von Lilburne und Genossen formulierten Grundgesetzes der Nation, das als Volksvertrag durch Abstimmung aller beschlossen werden sollte, die auf seiten des Volks gegen die Königspartei ständen, und alsdann unumstößliches, nur durch Volksbeschluß abzuänderndes Grundrecht der Nation sein sollte.

Es wäre interessant, die Broschüren, in denen Lilburne, gleichzeitig der Theoretiker wie der Volksredner der Leveller, diese Forderungen verfocht, auf der einen Seite Rousseaus Gesellschaftsvertrag und auf der andern Lassalles Broschüren über Wahlrecht und indirekte Steuer gegenüberzustellen. So völlig verschieden ihr Stil und Aufbau, so nahe sind sie sich in Tendenz und Auffassung. Der Gedanke der Unveräußerlichkeit der Souveränität des Volkes, des freien Selbstbestimmungsrechts jeder Generation gegenüber früheren Generationen, den Rousseau halb geschichtsphilosophisch und halb naturrechtlich, Lassalle aus dem Rechtsbegriff dialektisch und geschichtlich zu begründen suchen, durchzieht die Schriften Lilburnes von der zweiten Hälfte der vierziger Jahre des 17. Jahrhunderts ab, und Rousseau hätte seine Kritik der von Montesquieu verherrlichten Whig-Konstitution im Bedarfsfall so von Lilburne abschreiben können. Lilburne waren die weltlichen Lords bald ebensosehr Vertreter angemaßter Rechte und Gewalten, wie die Bischöfe, und die Mehrheit des Hauses der Gemeinen Leute, die sich aus Dienern zu Herren des Volkes aufwarfen und ihm neue Ketten schmiedeten. In immer neuen Pamphleten, die nach übereinstimmender Darstellung der Zeitgenossen im Volk und von den einfachen Soldaten des Parlamentsheeres, die sich als Kämpfer für die Volkssache betrachteten, eifrig verschlungen und wie Bibelstellen zitiert werden, legt er diese Kritik mit zunehmender Schärfe dar. Der Sitte der Zeit entsprechend geben seine Schriften ihren Inhalt in konzentrierter Fassung im Titel wieder, so daß man meist nur diesen zu lesen braucht, um jenen zu kennen. Schon 1645 verficht eine von Lilburne ausgehende Broschüre „Englands Geburtsrecht gegen jede insurgierte Gewalt, ob sie sich in ein königliches, parlamentarisches oder sonstiges Gewand hüllt", und eine zweite schildert laut ihrem Titel „Englands beklagenswerte Tyrannei, die Folge der Willkür, Härte und Verschwendung der Parlamente, der Habgier, des Ehrgeizes und des Wankelmuts der Geistlichen, und der Einfalt, Sorglosigkeit und Feigheit des Volkes". Welch große Wirkung diese und ähnliche Pamphlete ausübten, zeigt zwei Jahre später eine Remonstranz, die auf einer Volksversammlung, in der Lilburne sprach, in 30000 Exemplaren verteilt wurde und ganz unzweifelhaft ihn zum geistigen Urheber hatte. Diese Remonstranz „vieler Tausende von Bürgern und anderen Freigebornen" petitioniert nicht mehr „untertänig das Haus der Gemeinen", wie der Offizialstil der Zeit lautete, sondern „zieht ihre Beauftragten im Parlament zur Rechenschaft, wie sie in dieser Session ihre Pflicht gegen die Gesamtheit des Volkes erfüllt haben, ihren souveränen Herrn,

von dem ihre Macht und Kraft abgeleitet und durch dessen Gunst sie fort-erhalten wird". Die Remonstranz „fordert" die Wahl eines neuen Parlaments und die Abschaffung der Monarchie sowie der Peers. Das Parlament beschließt im Mai 1648, sie als umstürzlerisch durch Henkershand verbrennen zu lassen, aber ein Jahr später wird sie durch Beschluß des — freilich inzwischen „gereinigten" — Parlaments in bezug auf die letzten beiden, ihre umstürzlerischsten Punkte, Wirklichkeit.

Und merkwürdig, gerade in diesem Jahr vollzieht sich eine Wendung in Lilburnes politischer Stellung, die zum Vergleich mit der Wendung Lassalles im Jahre 1863 herausfordert.

Das Jahr 1647 hatte eine Reihe von Ereignissen gezeitigt, die den auf dem Schlachtfelde schon beendeten Kampf zwischen Karl I. und dem Parlament zu jenem Ende trieben, für das Lilburne und seine Parteigänger längere Zeit allein agitiert hatten. Der zu den Schotten geflohene König war von diesen, seinen getreuen Landsleuten und Landeskindern, gegen bares Geld dem englischen Parlament ausgeliefert worden, das ihn in der Provinz internierte, um mit ihm über einen Friedensschluß zu verhandeln, und das dreiseitige Intriguenspiel zwischen König und presbyterianischer Parlamentsmehrheit einerseits und König und independenter Heeresführung andrerseits nahm seinen Anfang. Im Heere aber haben sich die gemeinen Soldaten und andere Truppenführer eine eigene Vertretung, die „Agitatoren", geschaffen, und diese, mit denen Lilburne beständig in Verbindung steht, drängen die Oberen im Heer, die „Granden" der Armee, ungeduldig zu schärferem Vorgehen gegen den „Blutmenschen" Karl Stuart. Sie bringen den König in die Gewalt der Armee, die mittlerweile London besetzt hat. Aber der Generalstab, Cromwell an der Spitze, scheut noch immer davor zurück, gegen den König anders denn als Kriegsgefangenen vorzugehen. Die Generäle bleiben beim Verhandeln mit Karl, der nun in einem Schloß bei London untergebracht ist, und da er ihnen als politischer Handelsmann überlegen ist und er die wohlhabende Bevölkerung sowie einen großen Teil des Kleinbürgertums in London und der Bauern in den Dörfern ohnehin wieder für sich hat, befestigt sich seine Position zusehends. Die Leveller im Heer und in der Bürgerschaft beobachten das mit steigendem Mißvergnügen, aber ihr Zorn richtet sich noch weit mehr, als gegen den König, gegen die Großen der Armee, insbesondere Cromwell, der ihnen nun immer mehr als Heuchler und Streber erscheint.

Der Gegensatz wird dadurch noch verschärft, daß bei den um jene Zeit gepflogenen Verhandlungen der Leveller in der Armee mit dem Generalstab über den von ersteren verlangten Volksvertrag es sich herausstellt, daß den meisten Mitgliedern des Generalstabs die demokratischen Forderungen der Leveller viel zu weit gehen, sie fast bei jedem Punkt des Programms der Leveller Vorbehalte machen. Wie dann unter dem Druck von Abmachungen, über die sich Karl auf ihre Kosten mit den Presbyterianern verständigt hatte,

sowie von Enthüllungen über die Absichten Karls ihnen selbst gegenüber, die Granden der Armee es schließlich für nötig erachten, gegen die presbyterianische Parlamentsmehrheit und den König gewalttätig vorzugehen, hat sich bei den Levellern inzwischen das Blatt gewendet. Lilburne und seine Freunde haben es mit der Prozedur gegen den König nun gar nicht mehr sonderlich eilig. Er war ihnen jetzt nur noch ein Tyrann wie ihrerseits die Heeresführung auch, und solange als Gegengewicht gegen diese zu gebrauchen, bis sichere Bürgschaften gegen Vergewaltigung der Freiheit durch sie gegeben seien. „Es ist wahr", hält Lilburne auf einer Zusammenkunft zwischen Levellern und Granden den Ersteren entgegen, „ich betrachte den König als den Urheber vieler Übel und viele seiner Parteigänger als schlechte Kerle. Aber die Armeeleitung hat uns im vorigen Jahre hintergangen, sie ist damals ihren Versprechungen und Erklärungen untreu geworden und kann daher vernünftigerweise unser Vertrauen nicht haben, ehe sie uns genügende Sicherheit gegeben hat. Mögen wir daher auch den König für einen so anmaßenden Tyrannen halten, wie ihr ihn euch nur irgend vorstellen könnt, und das Parlament für so schlecht, wie ihr es schildert, so liegt doch, da keine andere Gewalt im Reiche da ist, der Armee die Wage zu halten, als König und Parlament, es in unserem Interesse, solange den einen Tyrannen gegen den anderen als Gegengewicht bestehen zu lassen, bis wir genau wissen, was der Tyrann, der sich für den Bestgesinnten ausgibt, uns an Freiheiten geben wird. Wir wollen etwas haben, worauf uns zu stützen." So Lilburne nach seiner eigenen Darstellung in seiner Broschüre, der er den Titel gab: „Die Wiederausgrabung, Bekräftigung und Verteidigung der Grundrechte des Volkes von England." Erst müsse ein Volksvertrag zustande gebracht werden, ehe die Leveller zu äußersten Schritten gegen König und Parlament die Hand bieten würden, ist das A und O seiner Erklärungen.

Die Führer der Armee kamen dem Verlangen kaum scheinbar nach. Nach ihrer Ansicht war keine Zeit mehr mit dem Diskutieren und Proklamieren von Gesetzen zu verlieren, über die bei den maßgebenden Elementen im Lande noch die weitestgehenden Meinungsverschiedenheiten herrschten und deren politische Wirkung sich im voraus gar nicht übersehen ließ. So machten sie denn nun mit ihren Widersachern kurzen Prozeß. Sie reinigten das Parlament von den zum verabredeten Kompromiß mit dem König entschlossenen Presbyterianern, stellten den König vor einen aus Independenten zusammengesetzten Staatsgerichtshof, ließen ihn auf das von diesem gefällte Todesurteil hin köpfen, schafften Königtum und Haus der Lords ab und setzten für die Leitung der Geschäfte der Republik einen Staatsrat aus Parteigängern des neuen Zustandes der Dinge ein. Den Volksvertrag aber reduzierten sie auf die Forderung der Wahl eines neuen Parlaments, Ausdehnung des Stimmrechts auf alle zur Armensteuer herangezogenen Hausmieter, zweijährige Parlamente und gleichmäßigere Einteilung der Wahlkreise, Forderungen, die

immerhin weitergingen, als die Bestimmungen der Wahlreform von — 1832, die aber das Parlament auch nur erst beschloß „zu geeigneter Zeit in Erwägung zu ziehen". Welchen Beschluß die nun Lärm schlagenden Leveller mit Recht für eine zu nichts verpflichtende und daher auch fast wertlose Redensart erklären, während er Lilburne veranlaßt, in einem Pamphlet „Englands neue Ketten" die durch den Staatsrat schlecht verhüllte Militärdiktatur aufs heftigste zu bekämpfen und bald darauf den Volksvertrag, wie ihn die Leveller wollten, in Form einer Proklamation zu veröffentlichen.

In dieser Publikation geht er, obwohl doch mindestens ein Teil von dem, wofür er ursprünglich gekämpft hatte, nun verwirklicht war, noch einen Schritt weiter in Konzessionen an die angestammte Monarchie. Sie ist ihm nicht mehr bloß ein vorübergehend zu erhaltendes Gegengewicht gegen die Armee- und Parlamentsoligarchie, sondern beginnt jetzt, das „kleinere Übel" zu werden. Wenn einmal ein König sein müsse, erklärt er, mit der hypothetischen Form sein republikanisches Gewissen salvierend, so würde er lieber den Prinzen, d. h. den Sohn Karls I., haben wollen, wie jeden andern. Als legitimer Thronerbe habe der Prinz wenigstens keinen Prätendenten zum Rivalen und würde so dem Lande viel eher inneren Frieden und Befreiung vom Militärdruck bringen, als irgendein von der Armee nach ihrem Geschmack erwählter König. Der Prinz brauche also nur, statt mit Ausländerhilfe den Thron wieder erobern zu wollen, wobei er das ganze englische Volk zu Gegnern haben werde, sich zu entschließen, mit Hilfe von Engländern auf Grund einer bindenden Abmachung über den Volksvertrag zurückzukehren, und dann ließe sich die Sache schon machen. Eine Warnung und Einladung zu gleicher Zeit.

Wie fordert das alles zu Vergleichen mit Lassalles Kampfeslaufbahn heraus. Beschränken wir uns indes auf die Zeit, welche den politischen Höhepunkt in Lassalles Leben bezeichnet.

Zweihundertfünfzehn Jahre, nachdem Lilburne das Vorstehende geschrieben, stand Lassalle in Berlin vor dem Staatsgerichtshof, angeklagt, durch seine Ansprache an die Arbeiter Berlins zur gewaltsamen Änderung der preußischen Verfassung angestiftet zu haben. In jener Ansprache hatte sich Lassalle gegen die Beschuldigung verteidigt, welche die damals allmächtige Fortschrittspartei gegen ihn erhoben hatte, er sei Schleppträger der Reaktion, und hatte, den Spieß umkehrend, die Fortschrittler für reaktionär erklärt, weil sie für die preußische Verfassung kämpften, die das reaktionäre Dreiklassenwahlgesetz in sich schließe. Wer für die Aufrechterhaltung der Verfassung agitiere, hatte er hinzugesetzt, sei somit als ein Feind der Volkspartei zu betrachten, die für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht agitieren müsse.

Unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes der beiden Wahlrechte und der Gegnerschaft der Mehrheit der damaligen Fortschrittler gegen das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht war diese Erklärung gewiß genügend motiviert. Indes bedeutete sie doch eine Verschiebung der Frage, die den Ausgangspunkt

des zwischen Lassalle und den Fortschrittlern spielenden Streits gebildet hatte, und zeigte eine veränderte Stellungnahme Lassalles zu dieser Frage, dem zwischen Krone und Abgeordnetenhaus spielenden Kampf um das parlamentarische Budgetrecht, an. Das in der Verfassung anerkannte Budgetrecht war von der Regierung verletzt worden, und die Parole Aufrechterhaltung der Verfassung hieß in jenem Moment Aufrechterhaltung des Budgetrechtes der Volksvertretung. So hatte Lassalle selbst im Spätherbst 1862 in seiner zweiten Verfassungsrede die Situation gekennzeichnet, von diesem Gesichtspunkt aus hatte er für das um sein verfassungsmäßiges Recht kämpfende Abgeordnetenhaus gegen die Krone entschieden Stellung genommen, den Fortschrittlern die Hand zum Frieden geboten und verlangt, daß sie im Kampf gegen die Regierung Wilhelms I. zum parlamentarischen Streik greifen sollten — beiläufig dasselbe Mittel, welches 1640 und 1641 die gefeierten Führer des englischen Bürgertums mit größtem Erfolg gegen Karl I. praktiziert hatten und zwar in einem Moment, wo die mit eben jenen Führern des Bürgertums unter der Hand kooperierenden Schotten als Feind ins Land eingerückt waren. Unzweifelhaft hatte Lassalle das Verhalten der Pym, Hampden, Hollis usw. im Auge gehabt, als er in jener Rede seinen Hörern auseinandersetzte, die Ausnützung der auswärtigen Verlegenheiten und Eifersüchteleien der Regierungen seien ein in der Geschichte oft bewährtes Mittel der Völker, sich politische Rechte zu erzwingen. Aber die Fortschrittler wollten von dem Mittel nichts wissen. Sie wiesen den Vorschlag Lassalles höhnend ab, und nicht minder höhnisch bekämpften sie das Programm, das Lassalle im Frühjahr 1863 dem Leipziger Komitee für die Einberufung eines deutschen Arbeiterkongresses als spezifisches Programm der Arbeiterklasse vorschlug. So erhielt der ohnehin bestehende politische Gegensatz einen immer gereizteren Charakter, und schon im Spätsommer 1863 entwickelt Lassalle in der rheinischen Heerschaurede „die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag", daß die Demokratie und die Arbeiter an dem Streit zwischen Krone und Kammer überhaupt kein prinzipielles Interesse hätten, ihr Interesse erheische vielmehr, daß der Streit so lange fortdauere, als das allgemeine Wahlrecht nicht gegeben sei — man sieht, dieselbe Deduktion, die Lilburnes Erklärung an die Granden der Armee durchzieht, deren Taktik Anfang 1648 der der Fortschrittler von 1862/63 noch sehr ähnlich sah. Aber, so wenig wie Lilburne, bleibt Lassalle bei dieser Erklärung stehen. Nach Berlin zurückgekehrt sucht er zu gleicher Zeit die Arbeiter der Hauptstadt für seine Agitation und den König und Bismarck für die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zu gewinnen. Sowohl die rheinische Rede als auch die Ansprache an die Arbeiter Berlins sind diesem Doppelzweck gewidmet, sie sollen ebensosehr auf Bismarck und den König, wie auf die Arbeiter wirken und richten an die Adresse der ersteren ebenfalls Warnung und Einladung. Und noch einen Schritt weiter in bezug auf den Verfassungskampf geht Lassalle nun in der Verteidigungsrede vor dem

Staatsgerichtshof. In dieser Rede ist der um das Budgetrecht spielende Kampf nur noch der Kampf zwischen dem Königtum und einer Clique, vor der das Erstere nicht zurückweichen könne, den es aber gewinnen kann, wenn es sich auf seinen Ursprung besinnt und, „auf den Knauf des Schwertes gestützt", sich entschließt, „wahrhaft große, nationale und volksgemäße Ziele zu verfolgen." Denn „alles Königtum ist ursprünglich Volkskönigtum gewesen".

„Auf den Knauf des Schwertes gestützt!" In der Verfassungsrede hatte Lassalle es als den größten, den verhängnisvollsten Fehler des preußischen Volkes bezeichnet, daß es 1848 dem Königtum den Knauf des Schwertes gelassen hatte. Nun war er soweit gekommen, das auf den Knauf des Schwertes gestützte Königtum gegen die im Abgeordnetenhaus tonangebende liberale Bourgeoisie scharf zu machen.

Und doch war er sich nicht untreu geworden. Und doch war er in seinem innersten Wesen, in seinem politischen Fühlen und Wollen durchaus der alte geblieben. Es kann auch nicht gesagt werden, daß er so sehr unter dem Impuls seiner durch Angriffe der Fortschrittler gereizten Leidenschaft stand, daß er nicht genau gewußt hätte, was er tat. Er handelte in voller Kenntnis von der Natur seines Vorgehens, hierin in weit höherem Grade einer wohldurchdachten Reflexion folgend, wie Lilburne. „Es ist ein altes Gesetz der Geschichte," führt er vor den Richtern des Staatsgerichtshofes aus, „welches sich in England und Frankreich auf das wiederholendste betätigt hat, daß alle äußersten Parteien eine natürliche Affinität für einander empfinden, einen natürlichen Zug, eine gewisse chemische Wahlverwandtschaft, einander gegen die Partei der Mitte zu unterstützen." Es sei also nichts Außergewöhnliches, wenn die Krone und ihr Vertreter mit der radikalen Arbeiterpartei gegen die Bourgeoisie gemeinsame Sache machten. Ob er bei diesen Sätzen auch an die Vorgänge von 1649 gedacht hat? Man wird es voraussetzen dürfen, denn wenn ihm auch Lilburnes Schriften nicht bekannt waren, so wußte er doch von ihm und seiner Wendung im Streit zwischen Parlament und König. Auch dort war die Annäherung durchaus keine einseitige gewesen. Was sich 1864 in Preußen abspielte, war nur eine modifizierte Wiederholung dessen, was von 1649 ab in England gespielt hat. Die Königspartei suchte durch Mittelspersonen und durch ihre Presse die Leveller zu schärfstem Vorgehen gegen den neuen Stand der Dinge aufzustacheln und schmeichelte Lilburne in derselben Weise, wie die „Kreuzzeitung" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" Lassalle schmeichelten. Die Vergleiche ließen sich bis in die kleinsten Einzelheiten verfolgen. Sogar an einem Gegenstück zu Lassalles Hochverratsprozeß fehlt es im Jahre 1649 nicht. Wegen Verteilung einer Flugschrift an Soldaten, die zur Rache für das Blut standrechtlich erschossener Soldaten auffordert, wird Lilburne im Herbst 1649 unter Anklage auf Hochverrat vor Gericht gestellt. Der Prozeß kommt am 24. Oktober 1649 in der Guildhall vor Richtern und Geschworenen zur Verhandlung, die drei Tage dauert. Lilburne ver-

teidigt sich selbst und spielt den vom Staate eingesetzten Richtern noch ärger mit, als Lassalle den Richtern des preußischen Staatsgerichtshofs. Sie stellten nur normannische Eindringlinge dar, . erklärt er ihnen unter Bezugnahme darauf, daß die Gerichtsordnungen, auf Grund deren sie ihr Amt ausübten, von Königen herrührten, deren Rechtstitel in ihrer wirklichen oder vermeintlichen Abstammung von Wilhelm dem Eroberer bestand; nach altem englischen Recht hätten die Geschworenen nicht nur über den Tatbestand der Handlung, sondern auch über die Anwendung des Gesetzes zu befinden, und wenn es den Geschworenen beliebe, seien die Richter „reine Nullen". Richterlicherseits wird diese kühle Auseinandersetzung für eine „nichtswürdige lästerliche Ketzerei" erklärt, aber zum Entsetzen der Richter schließen sich die Geschworenen Lilburnes Deduktionen an und sprechen ihn frei. Der Jubel, den der Freispruch im Gerichtssaal und in der Volksmenge hervorrief, wird in den zeitgenössischen Berichten als ohne Beispiel erklärt. Der Prozeß hatte die ganze Bevölkerung Londons in höchste Erregung versetzt, so daß die Regierung es für angezeigt gefunden hatte, den Gerichtssaal durch mehrere Kompagnien Soldaten besetzt zu halten. Jetzt gab es endloses Mützenschwenken und Hurrarufen, Freudenfeuer wurden angezündet, und zu Ehren der Freisprechung ward eine Denkmünze geschlagen. Die Regierung aber kann sich lange nicht entschließen, Lilburne freizugeben; sie versucht, die Geschworenen wegen des Freispruchs zur Rechenschaft zu ziehen, und läßt alle Broschüren mit Beschlag belegen, die den Prozeß schildern. Sein Ausgang war eine schwere Niederlage für sie und machte Lilburne zu einem gefährlicheren Gegner, als er je gewesen. Die demokratische Volksmasse vergötterte ihn. Folgendes der bezeichnende Titel der ersten Flugschrift über seinen Prozeß: „Der Sieg der Wahrheit über Tyrannei und Tyrannen. Gezeigt im Prozeß des würdigen Vorkämpfers für die Freiheit seines Landes, Oberstleutnant John Lilburne, der Verteidiger der alten und bekannten Gesetze Englands gegen Menschen und Teufel, ob diese in König, Parlament, Armee oder Staatsrat stecken."

Der Sache nach war indes der Spruch der Geschworenen der City mehr ein Protest gegen die Militärdiktatur gewesen, mit der die Republik ins Leben getreten war, als eine Zustimmung zu Lilburnes sonstigen Tendenzen. Und ebenso fanden sich Monarchisten und Leveller selbstverständlich nur in bedingter Negation zusammen. Wohl stellten monarchistische Agenten den Levellers weitgehende Zugeständnisse des Königs in bezug auf ihre demokratischen Forderungen in Aussicht, und Karl II. selbst ließ es als Thronprätendent an Versprechungen in diesem Sinne nicht fehlen. Eine royalistische Broschüre aus dem September 1649 kündigt an „Prinz Karls Botschaft an die Leveller West-Englands und seine Versprechungen und königlichen Zugeständnisse in bezug auf ihre gerechten Rechte und Freiheiten". Aber die Versprechungen wurden mit Vorbedacht in so allgemeinen Wendungen gehalten, daß sie zu nichts Positivem verpflichteten. So ließ es denn auch das beiderseitige Mißtrauen

zu keinem wirklichen Bündnis kommen. Wenn im Dezember 1648 der gewandte Marchamont Needham, der damals eine ähnliche Rolle spielte, wie 1864 Adolf Braß, im Mercurius Pragmaticus schreiben konnte: „Die Granden und die Leveller können sich so wenig verbinden, wie Feuer und Wasser: die einen erstreben eine reine Demokratie, die andern eine Oligarchie", so traf das in gleicher Weise, ja noch mehr zu vom Verhältnis der Royalisten und der Leveller. Trotzdem mancherlei Umstände sie immer wieder näher bringen, kommt es doch zu keinem wirklichen Bündnis zwischen ihnen. Vor allem soweit Lilburne in Betracht kam. Er war nicht der Mann, sich zum bloßen Werkzeug herzugeben, und die Royalisten waren schon durch ihre Verbindungen mit Grundadel und Bourgeoisie daran verhindert, sich auf bestimmte demokratische Forderungen zu verpflichten. Als Lilburne 1652 vom Parlament auf Lebenszeit verbannt wurde, soll er nach Angabe Cromwellscher Spione im Exil den gleichfalls im Exil lebenden Royalisten eine Verbindung zum Sturze Cromwells angeboten haben. Er hat das jedoch lebhaft in Abrede gestellt, und viele Umstände sprechen in dieser Sache zu seinen Gunsten. Ihm war Gewalt geschehen, und er hätte schließlich sich mit Notwehr entschuldigen können, zumal er in Cromwell einen Feind der Volksfreiheit sah und haßte. Indes hatte er viel zu viel Freunde unter den Männern der Republik, um sich im Ernst dazu herzugeben, für die Feudal-Aristokratie die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Aber er ist doch an einem Punkt angelangt, wo der bis dahin Unbeugsame anfängt, unsicher zu werden, wo seine Haltung schwankend wird. Und das gleiche sehen wir 1864 bei Lassalle eintreten. Seine Reise in die Schweiz war ja eine halbe Reise ins Exil geworden. Er hatte alle möglichen Verurteilungen auf dem Halse und wenig Neigung, sie abzusitzen. Schon ehe er in die Schweiz kommt, übermannen ihn trübe Ahnungen, denen er in seiner Ronsdorfer Rede Ausdruck gibt. In dieser Rede sucht er außerdem vage Versprechungen der Regierung mit Gewalt in seinem Sinn zu deuten, und ähnliches Bestreben zeigt sich in seiner Einsendung an die Kreuzzeitung über den Bastiat-Schulze. In der Schweiz angelangt, spricht er in Briefen vom Rigi an Sophie von Hatzfeldt den Wunsch aus, sich von der Bewegung zurückziehen zu können, schreibt dann wieder von einem großen Schlag, den er zu führen hofft, läßt aber bald darauf in Genf sich das Niederlassungsrecht erwirken, was nur Sinn haben konnte, wenn er an eine längere freiwillige Exilierung dachte, und wird auch von ihm so ausgelegt. Kurz, es ist, als habe er seinen Kompaß verloren. Die sein besseres Selbst preisgebenden Schritte, zu denen er sich alsdann im Kampf um Helene von Dönniges hinreißen läßt, sind insofern nur auf die Steigerung eines schon vorhandenen Seelenzustandes zurückzuführen. Oncken zitiert in bezug auf das tragische Ende Lassalles das Wort Sophie von Hatzfeldts, nicht in einem Anfall von Schwäche sei Lassalle zugrunde gegangen, sondern gerade an seiner eigenen Kraft, an der Unbeug-

samkeit seiner eigenen Natur, die in dem Kampf um Helene von Dönniges gegen ihn habe ausschlagen müssen. Aber da verwechselte die Freundin Lassalles, die nie eine gute Psychologin war, moralische Kraft mit Kraft der Triebempfindungen, die auch dort noch der stärksten Äußerungen fähig ist, wo die erstere gewichen oder schwer erschüttert ist. Lassalle vereinte auf der Höhe seiner Entwicklung die moralische Kraft des gereiften Mannes und die triebhafte Kraft des eigensinnigen Knaben. Es war die letztere, die ihn zum Duell mit Janko von Rakovitza brachte, nicht die erstere. Sein Ende war ein moralischer oder sagen wir lieber, um Zweideutigkeit auszuschließen, ein psychischer Zusammenbruch, wie auch Lilburne in psychischer Erschöpfung sein Ende fand. Der tapfere Leveller konnte noch, nach England zurückgekehrt, im August 1653 vor Gericht einen neuen Sieg erkämpfen, sich, was bis dahin niemand verlangt hatte, die Aushändigung einer schriftlichen Anklagebegründung vor der Verhandlung erzwingen, er konnte auch, als die Regierung Cromwells ihn trotz neuer Freisprechung auf den Kanalinseln internieren ließ, in der ersten Zeit dem Gouverneur, wie dieser berichtete, „mehr zu schaffen machen, als zehn Royalisten". Aber dann war auch seine Widerstandskraft ausgegeben. Der unbändigste, unerschrockenste Mann, als den ihn alle Zeitgenossen schildern, der feurige Redner, der durch die Gewalt seines Wortes die Massen zur höchsten Leidenschaft entflammen konnte, wendet sich der Lehre vom passiven Widerstand zu und wird Quäker. Als solcher stirbt er 1657, gleich Lassalle im unvollendeten vierzigsten Lebensjahr. Und wie bei Lassalle, gibt es auch bei Lilburne zuletzt noch einen Streit um den Leichnam. Seine alten Freunde wollen ihn, wie wir heute sagen würden, bürgerlich, seine neuen Gesinnungsgenossen ihn proletarisch bestatten, denn die Quäker sind damals in ihrer Masse arme Handwerker und empfinden rein proletarisch. Sie sind die große Mehrheit und siegen zuletzt. In einem schmucklosen Sarg wird der „freigeborene John", wie Lilburne sich gern nannte, von Arbeitern zu Grabe getragen.

Drei Jahre später ward auch die Republik begraben, unter dem Jubel desselben London, das einst Lilburne zugejubelt hatte. Kann man sagen, daß seine Agitation und die seiner Freunde der Republik die Lebensfähigkeit geraubt hatten? Es wäre ebenso irrig, wie zu sagen, daß Lassalles Agitation die Auskämpfung des preußischen Verfassungskonfliktes verhindert habe. In beiden Fällen ward hüben und drüben gefehlt, und wurde zuerst auf der Seite der Gegner unserer zwei Revolutionäre gefehlt. Darüber sind heute fast alle Historiker einig. Indes ist das nicht die Frage, die diese Skizze veranlaßt hat. Schon im Altertum haben in den großen Kämpfen der Städte und Staaten ähnliche Gegensätze gespielt, wie sie hier zutage traten, und die Geschichte des Mittelalters, der neueren Zeit ist voll von ihnen. Stets hat die Partei, die am nächsten daran war, Bestehendes umzuwälzen, eine radikalere Partei hinter sich gehabt, der sie nicht energisch genug vorging. Nicht immer

ist es ein bewußter oder scharf ausgeprägter Klassengegensatz, der zur Trennung und schließlich Bekämpfung führt. Wenn Lassalle sich klar dessen bewußt war, daß er den Fortschrittlern als Vertreter einer andern Gesellschaftsklasse gegenüberstand, so war bei Lilburne ein solches Bewußtsein nicht vorhanden. Wo er auf ein stark entwickeltes Klassenempfinden bei den Granden der Armee und des Parlaments stößt, beurteilt er es daher rein moralisch und eben deshalb auch durchaus persönlich. Indes ist niemand Revolutionär aus reiner Erkenntnis. Wo gekämpft wird, spielen Temperament, spielen Leidenschaften hinein, und die Kurve Lassalles, der sich als Vertreter einer besonderen Klasse weiß, ist keine andere, als die Lilburnes, den sein demokratisches Rechtsempfinden vorwärtstreibt. Ist diese Kurve geschichtliches Naturgesetz, wie es nach Lassalles oben gegebener Bemerkung scheinen möchte? Sicherlich nicht für alle Zeiten. Aber unter gewissen historischen Voraussetzungen und bei bestimmten Temperamenten zeigt sie in der Tat eine fast gesetzmäßige Evolution des Revolutionärs an.

Indeß die Affinität der äußersten Parteien, von der Lassalle spricht, kann doch nie zu dauernden Verbindungen führen. Etwa drei Wochen vor dem Hochverratsprozeß hatte Lassalle in dem jüngst vom „Peuple" veröffentlichten Brief an Victor Aimé Hubert geschrieben, er sei gerade als Republikaner zur Überzeugung gekommen, daß keine Regierungsform einer größeren Zukunft sicher wäre, als die monarchische, wenn das Königtum sich entschlösse, sozialistisches Königtum zu werden, und daß er in solchem Falle sich zum leidenschaftlichen Fahnenträger dieses Königtums machen würde. Aber, fügt er selbst hinzu, wo ein solches Königtum finden? Er mußte sich selbst sagen, daß, wie er es verstand, es nirgends weniger möglich war, als im damaligen Preußen, und daß, wie es dort möglich war, es nur dann einen Ferdinand Lassalle zum Fahnenträger haben konnte, wenn dieser aufgehört hätte, der Revolutionär zu sein, der er war.

Duo / Novelle von Martin Beradt

Mit etwas bleichen Gesichtern sitzen beide im Frühstückssaale des Hotels.

„Also after", lächelt er, während er ein Hörnchen streicht.

„Ja, das before ist nun vorbei", gibt sie mit blassen Lippen zurück.

„Das before ist auch so sinnlos", sagt er entschlossen. Seine Oberlippe ist hochgezogen; er hat starke Falten in der Stirn.

„Aber es muß doch sein", lächelt sie mit einem unangenehm wissenden Zug.

„Du sprichst gar nicht mehr richtig wie eine Naive", macht er.

„Sag, kann ich noch eine Naive sein?"

„Nein, bei Gott nicht", gibt er zurück. Und sein Lächeln ist äußerst männlich.

Er schenkt ihr dann die geleerte Tasse wieder voll Tee. Ein Stück Zucker läßt sie langsam hineinfallen; eines schleudert sie hinein. Dann führt sie die Nase hastig an den Rosenbusch, der seitlich auf dem Tisch, zwischen ihnen, steht. Er fährt mit spielender Hand durch die Blüten und zupft ein paar Blätter ab.

„Ja, du kannst schon Rosen zerzupfen!" sagt sie. Der Aufschlag ihrer Augen ist liebereich, aber etwas leer.

Er lächelt wieder sehr männlich und sieht sie an.

„Sag, habe ich gestern gut gewirkt?" fragt er, während er in diese liebereichen, aber etwas leeren Augen schaut. „Ich glaube, man verliert als komischer Schauspieler das Geschick, zu tragieren."

„O nein, aber ich bin müde, weißt du?"

„Wenn du hinaufgehen und, eh du Toilette machst, noch ein wenig schlafen willst ... ich unterhalte mich schon ..."

„Du wiederholst inzwischen den Esel aus dem Sommernachtstraum, nicht?" lispelt sie; dann lächelt sie und sagt zu ihm: „Thibse!" Sie verzieht den Mund mit einem unangenehmen Zug, wie sie „Thibse" sagt.

„Und was wirst du oben tun, bis du einschläfst?"

„Ich werde an die Hochzeit zurückdenken."

„Nur an die Hochzeit?"

„Ich glaube wohl. Sie entschwindet einem am leichtesten."

„Ja, das mag sein."

„Das andere bleibt ja immer."

„Ja, das bleibt immer."

„Adieu Karo! ... oder: Thibse!"

Er gibt ihr den Rosenbusch, sie rafft vorn das Kleid. Ein Kellner schiebt die Türen auseinander. Die junge Frau entschwebt, zum Schlaf, von dem sie sich um elf erhoben.

„Mir können Sie das Kursbuch geben, Jean! — Danke. Sagen Sie mal, Sie kennen natürlich die Zugverbindungen nach Verona nicht. Doch? Vier

Uhr fünfzig? Aber Sie sind ja ein ganz erstaunlicher Mensch. Sie dürfen mir auch dafür fünf Zigaretten geben ... Mit Mundstück. So, behalten Sie das. Ja ... also ... vier Uhr fünfzig. Ein Morgenzug wäre mir schon lieber. So, den wissen Sie auch! Aber, Mensch, mit solchem Wissen dürfen Sie sich doch nicht in Innsbruck begraben. Da müssen Sie nach Frankfurt a. M. gehen. Ja ... Das ist eine große Stadt mit reichen Leuten, wissen Sie. Sie müßten mal da ins Theater gehen. Was Sie da in den Logen für Brillanten sehen könnten. Na, Sie wollen nicht recht? Sie sind nicht so dumm ... Natürlich, da müßten Sie wieder so viel lernen ... Von Frankfurt gehen natürlich die Züge wieder zu anderen Zeiten ab. Danke ... es geht schon ... Daß mir eine Zigarette ausgeht, ist mir auch lange nicht vorgekommen ... Ja, man wird alt ... und schwach ..."

„Bringen Sie mir einen Kognak!" Er schnarrt plötzlich. Der Kerl lacht so vertraulich, als ob er den Hochzeitsreisenden in ihm erkannte.

„So, es ist gut. Ich bedarf Ihrer nicht mehr."

Er raucht, ein wenig gelangweilt, an dem Mundstück kauend. Dann zieht er den Handspiegel. Gewiß, etwas bleich sieht er aus. Ein bißchen ärgert er sich darüber. So sieht einem jeder an, daß man am Tage zuvor geheiratet hat. Einem Mann, der nicht ohne jede Erfahrung ist, dürfte man das eigentlich nicht ansehen. Ja, Hochzeit überhaupt ... Also Prost! Er gießt den Kognak hinunter und runzelt dabei die Stirn mit den tiefen Falten, die die Komiker haben. Dann tut er wieder ein paar Züge aus der Zigarette.

Auf einem Nebentisch liegen Ansichtskarten. Er tritt heran und läßt sie durch die Finger gleiten. Die eine da ist hübsch, ein Bild aus Innsbruck, vom Markt.

Er wird sie an Harry schicken. Er adressiert sie nach Frankfurt. Wenn auch Harry jetzt Urlaub hat, so wird sie schon nachgeschickt werden. Aber wie schreibt man? „Dir als erstem ..." „Wir sind natürlich selig." So, er raucht schon wieder. Aber natürlich bist du selig, mein Junge ... Aber natürlich, so ist es einem, wenn man selig ist. Du hast nun die schönste Nacht hinter dir. Du hast nun eine Frau, die ... Vielleicht hat sie heute morgen nicht gerade vorteilhaft ausgesehen ... Etwas alt vielleicht ... Aber das ist unanständig, am Morgen nach der Hochzeit von seiner Frau so zu denken ...

Er gibt sich einen Ruck: „Ich bin selig." ... Sie hatte vorhin Falten um den Mund — „Ich bin selig!" Er bewegt die Lippen. Ist er denn verrückt? Harry hat zu ihm gesagt, man dürfe erst mit vierzig heiraten, nicht mit fünfundzwanzig. Da beanspruche man noch von einer Frau zu viel. Wenn man alles kennen gelernt, verlange man von der Frau, die man heirate, nur noch eine bestimmte Nuance, die einen reize. Wenn man aber so jung in die Ehe gehe, sollen in ihrem einen Wesen alle Frauen sein, die man nicht besessen — die kalten und die feurigen, die keuschen und die sinnlichen, die klugen und die wundervoll dummen. Harry hat das so gesagt.

Er ist ein Schuft, wenn er jetzt an Harry denkt, wenn es auch sein bester Freund ist. Denn Harry ist ein Lebemann und er hat eine Frau, fährt nach Italien und ...

Er bemüht sich zu lächeln. Er wird jetzt Nelken besorgen (obwohl er eben erst Rosen besorgt hat), um mit seinen Handlungen seine Gedanken zu büßen.

Ah, draußen ist eine wundervolle Luft. Man merkt schon den Süden und hat noch die Temperierung des Nordens. Und diese Lindenbäume, wie sie duften.

Er tritt in einen nahen Blumenladen, in dem er schon die Rosen gekauft hatte. Die Verkäuferin war hübsch, die sie ihm verkauft hat. Nein, er geht nicht etwa darum wieder in den Laden.

„Ich möchte Nelken haben", sagt er.

„Sollen sie rot sein? Hier sind auch sehr schöne rosa Nelken."

„Wieder rosa?" fragt er gedehnt. Sie lächelt zu dem Kavalier, der zweimal am Morgen Blumen kauft.

„Aber vielleicht die roten? Die kann ich dem Herrn auch sehr empfehlen."

„Nein, das tiefe Rot paßt wohl nicht ganz."

„So", sagt sie leise.

„Nein, bitte, geben Sie mir sie erst recht ... nein, ich meine, geben Sie mir doch die roten Nelken ... Recht lange Stiele. Sö ... das kostet ... Bitte sehr. Adieu Fräulein."

Als er eben die Zimmertür leise öffnet, ist Cläre in ihrem Morgenrock auf das Sofa gegossen. Sie fährt im Schlafe hoch als sie ihn hört und lächelt das gewohnheitsmäßige Lächeln einer Schauspielerin. Mit geschlossenen Augen bittet sie ihn, noch schlafen zu dürfen.

Er erschrickt, weil er vergessen, daß sie so kurze Zeit oben ist. Der Wunsch, ihr die Nelken zu überreichen, ließ es ihn vergessen. Er stellt die Nelken in eine Kanne und geht leise hinunter.

Dann geht er in die Stadt und langweilt sich mit der Besichtigung der Straßen. Schließlich denkt er daran, daß er sich zwei Jahre auf den heutigen Tag gefreut hat, und ist plötzlich glücklich ...

Es gibt zu Innsbruck gut getäfelte Zimmer, in denen wohlgeschnitzte Tische zwischen zierlich gebauten hölzernen Wänden stehen, die in lauter kleinere Zimmerchen diese guten Zimmer teilen. In diesen Zimmerchen fließt sehr weißes Linnen von den gedeckten Tischen. Die besten Rüche steigen aus den Speisen, die auf feinen Schüsseln von Kellnerleuten hurtig herangetragen werden, von Kellnerleuten, die so weiß gekleidet sind, wie in anderen lieben Städten die Herren Konditoren (bloß daß sie keine weißen Mützen auf ihren frisierten Köpfen tragen). Das ist zu Innsbruck so, wo jedweder, der als Hochzeiter hinunterkommt, in diesen Zimmern zu Abend speisen sollte. Denn hier kann er seiner Frau Liebsten auf den schönen Hals schauen und die Pulse bewundern, die an ihr schlagen, ohne daß ein fremdes Auge seine Seligkeit

beleidigen wird. Auch gibt es gute Stiche an den Wänden, auf denen artig frisierte Damen in großem Reifrock sich lieben Schäfereien hingeben. Er wird diese gern betrachten, weil er gleiche Spiele jetzt pflichtmäßig treiben darf, und wird sich freuen, sich mit gemalten Szenen nicht zufrieden geben zu müssen, sondern von ihnen zu der wirklichen Wirklichkeit seiner Frau Liebsten zurückkehren zu dürfen, bei der alles in greifbarer Nähe schwimmt, so daß er den beruhigenden Frieden findet, den eine gute Ehe gibt.

An demselben Tage, an dem Herr Karo schon an Frau Clarissima die roten Rosen und die roten Nelken gegeben, haben sie liebe blaue Veilchen zwischen sich in einem dieser Zimmerchen zu stehen. Nur daß es nicht mehr voller Tag ist, sondern eine angemessene Dämmerung herangeschwebt ist. Sie sitzen in einem matten Lichte, und ein Fenster, das in einem Nebenzimmer offen ist, führt die beängstigenden Düfte eines Faulbaums ihnen zu. Es ist auch nicht zu leugnen, daß in dem Halbdunkel einer Ecke zwei Fliegen sich surrend fassen, und es will scheinen, als ob eine dritte dieser beiden Fliegen Seligkeiten stören wollte. Aber dieses soll man nicht einen Nachteil dieser Räume nennen, die nur menschlichen Hochzeitsreisenden empfohlen wurden.

Clarissima aber hat ausgeschlafen. Sie ist in einer großen Toilette, die oben offen ist. Diese Toilette dürfte lila sein und ihren Hals und unter ihm eine zarte Schwellung zeigen. Er hingegen, Karo, ist in einem schwarzen Frack und einer weißen Weste, und sein Oberhemd ist ganz, ganz, ganz weich ...

Eine große Flasche gelben Weines ist vor ihnen aufgefahren und zwei gewellte Römer sind von ihm voll. Die blauen Veilchen liebeln mit dem Gelbe dieser Römer, die begehrlich überquellen.

Frau Clara schließt die Augen und lächelt eigentümlich. Er findet, daß ihr Gesicht nicht jung sei, wenn ihm die Augen fehlen. Vielleicht haben nur die sechs Jahre reifen Wartens sie gealtert. Und wenige Monate mit ihm machen sie wieder jung, jung, jung ...

„Du denkst an ...?"

„Ich muß wieder daran denken, wie seltsam doch dieses after ist. Ein wenig — — — lächerlich, nicht? In großer Toilette und ... in kleiner Stimmung!"

Sie hat die Augen zu weit offen, was ihrem Gesicht etwas Starres gibt. Ihr Gesicht ist auch dann nicht jung, wenn ihre Augen groß sind.

„Wenn sie bei uns klein ist," sagt er darauf, „wo wir seit zwei Jahren verlobt waren und uns nur verlobt haben, weil wir uns liebten ... also, ich meine, wie klein muß sie erst dann bei andern sein, die in eine zusammengebrachte Ehe treten, bei der sie sich kaum seit zwei Monate vorher kannten?" Er atmet ängstlich auf. Der Satz war etwas lang, der Inhalt wohl gefährlich.

„Das ist etwas anderes", sagt sie abweisend.

„Anderes?" fragt er bescheiden.

„Ja, das verstehst du nicht."

Er knickt zusammen und fragt demütig, was sie als hors d'oeuvre haben wolle.

Sie überhört seine Frage.

„Was versteht ihr Männer überhaupt davon, was in einer Frau in solchen Tagen vorgeht!"

Jetzt wickelt er die weiße Tischdecke um einen Finger. Ja, das tut er nun aus Verlegenheit vor einer Frau, die er in der Nacht zuvor ...

„Die Blumen sind gut", sagt sie dann etwas unvermittelt.

Er denkt, vielleicht weil es ihr Geld ist, mit dem ich sie gekauft habe. Sie ist unausstehlich, will ihm durch den Sinn. Aber nein, er ist wohl daran schuld, er muß etwas falsch gemacht haben. Man hat doch aber auch nicht leicht eine Erfahrung im Heiraten. Auf der Schule lernt man das nicht ... Es ist das ein Witz. Aber er kann nicht darüber lachen. Aber schließlich lacht er doch.

„Ja, du lachst", sagt sie. „Du hast alles was du haben willst, eine Frau, auf die du eitel sein kannst, eine Schauspielerin aus gutem Hause, ein Mädchen nicht ohne Vermögen ..."

Er fährt doch hoch:

„Also wenn du damit sagen willst ...?!"

„Ach, laß doch ..." Sie spricht ganz tonlos, müde, fern. „Aufregen ist so unschicklich." Sie sieht dabei zufällig auf sein weiches, weiches, weiches Oberhemd, das sich über seiner Brust plötzlich wölbt. „Es ist doch alles sehr schön so ... sehr, sehr, sehr schön ... ja —"

Er beruhigt sich wieder. Ihre Stimme ist jetzt weich. Aber immerhin ..

Endlich essen sie das hors d'oeuvre.

„Wie die Fliegen summen", sagt er, um zu tasten, ob ihre milde Gesinnung anhalte. Aber sie hört schon wieder nicht hin, sondern sticht lässig in dem hors d'oeuvre herum. Er sieht hinüber, weil sie nicht antwortet. Die zarte Schwellung unter dem Lila ist etwas voller ...

Er wird traurig, daß sie so still ist, es am Abend nach der ersten Nacht ist.

„Sage doch", sagt er leise; dann macht er eine Pause, weil er Angst hat, das zu fragen. „Bin denn ich daran schuld?" Er schenkt sich langsam ein und sieht melancholisch zu, wie der Wein verschäumt.

Aber sie gibt keine Antwort. Sie zieht aufmerksam die schwarzen Handschuhe, die die Hände freilassen, zurecht, schiebt ernsthaft ein Band, das sich verschob, in den Ausschnitt hinein und trommelt dann gleichgültig einige Takte auf der Decke, daß der Wein in den Römern zittert.

Plötzlich legt sie beide Ellbogen auf den Tisch, stützt den Kopf in die Hände und fragt ihn mit lautem Atem und großen Augen, ohne sich umzusehen, ob einer es hörte, ziemlich laut:

„Warum hast du mich nicht verführt?"

Er erschrickt, weil er es getan zu haben glaubt, und stottert: „Wie?"

„Warum du mich nicht verführt hast, als wir verlobt gewesen sind?"

Er verfärbt sich. Sein rundes Gesicht wird bis in das volle schwarze Haar hinauf bleich.

„Ich habe dich doch verschiedentlich gebeten ... Aber du hast ja stets ...", sagt er ...

„Kennst du die Frauen!" seufzt sie, und ihre Worte klingen bitter. Denn dieses Unglück läßt sich nur noch beweinen, nicht mehr beschwören.

„Ich bin," fängt er wieder an, „ich bin gerade darum so glücklich, weil wir uns ... zurückgehalten haben ... und die Hochzeit so berechtigt ... so rein ... feiern konnten!"

Ihre Lippen umgibt ein Zug grenzenloser Verachtung.

„Rein!" stößt sie hervor. Ihre Lippen zittern vor Wut ... Dann sagt sie wieder ganz langsam, mit der künstlichen Ruhe, mit der man Inzeste erzählen kann:

„Ich bin nun aus der bürgerlichen Gesellschaft herausgetreten und Schauspielerin geworden. Ja, ich bin noch weitergegangen und habe mit einem Schauspieler ein Verhältnis begonnen. Und —" sie lacht jetzt krankhaft auf, „und nun bin ich so bürgerlich wie die dümmste Pensionsgans, die heiratet."

Er beißt sich auf die Lippe und bohrt mit der Gabel des Fischbestecks tief in das weiße Leinen. Er hat nun diese beiden Jahre hindurch gekämpft, um nicht schwach zu werden, und nun werden ihm diese Siege von ... von seiner Frau zum Vorwurf gemacht ... Er beginnt, Angst vor dieser Frau zu bekommen.

... Aber ein Kellner nimmt keine Rücksicht auf Verführung und Kämpfe. Er kommt immer wieder, und sie müssen eine Bouillon trinken, Forellen essen, ein Huhn verzehren. Sie schweigen während dieser Gänge. Jedes zittert innerlich und ist an seine Gedanken hingegeben... Karo denkt schließlich, wie dieser Vater zu dieser Tochter komme, und schlägt ihr aus diesem Gedanken heraus vor, an ihren Vater, der an einer Vergiftung erkrankt ist und kaum an der Hochzeit teilnehmen konnte, eine Karte zu senden. Sie willigt ein; beim Hinüberschieben der Karte, beim Hinüberreichen des Bleistifts, beim gemeinsamen Entziffern des Geschriebenen kommen sie sich nah. Er hält es für ein Versehen, als ihre Füße unter dem knisternden Rocke hervor die seinen streifen. Er zieht seine Füße zurück, damit sie ihn nicht plumper Sinnlichkeit beschuldige. Aber sie läßt die Spitzen ihrer Schuhe ihm folgen und sie fest berühren. Sie hat wieder gesehen, wie sein weiches, weiches, weiches Oberhemd sich hoch gebauscht hat. Er sieht zu ihr hin, da er immer noch nicht an eine Absicht bei der Berührung glauben kann; aber sie erwartet schon seinen Blick und lächelt ihn groß und still an; er fragt, ob er zahlen soll. Sie nickt nur und zieht die Handschuhe über die Hände. Sie schiebt das Weinglas fort. Er möchte noch gern sein aufgefülltes Glas austrinken und tastet mit

der Hand zu dem Griff. Aber sie schüttelt mit dem Kopf und lächelt, lockend, lockend, lockend — so daß er sich rasch erhebt, ihr den Mantel reicht, den sie nicht von dem Kellner, sondern nur von ihm nehmen will, und dann seinen Mantel sich um die Schulter wirft. Sie nimmt seinen Arm, wie eine verliebte Frau, drängt sich auch draußen dicht an ihn an und geht mit ihm durch die abendlichen Straßen, in denen alle paar Schritte tief ein gelbes Gaslicht tief in grünen Bäumen brennt, die Grillen vereinzelt summen und die Lindenbäume süß, süß, süß duften. — Nein, sie haben nicht mehr weit zu gehen ...

Sie fahren schon über den Brenner und werden in nicht sehr viel Stunden in Verona sein. Wenn sie überlegen, was sie in den drei Tagen durchlebt — am ersten Vormittag die Trauung mit dem Hochzeitsfrühstück, am Nachmittag die Fahrt nach Innsbruck hinunter, dann dort die beiden Nächte und den einen Tag — und daß sie nun an diesem dritten Tag schon weit auf der Fahrt nach Verona sind, so will es ihnen wie ein Traum scheinen, und Clarissima will es ein böser Traum scheinen, den sie durchlebt. Die im Winde rauschenden Bäume, die sich mit wahnsinniger Lust abwärts stürzenden Bäche, die gemähten Wiesen mit ihren hellen Farben, das rote Obst an den dunklen Bäumen, die weiten übersonnten Blicke — sie spürt nichts von dem. Sie hüllt sich in einen Plaid und drängt sich in eine Ecke des Abteils. Karo steht in dem Gang des Wagens und verzehrt unausgesetzt mit den Blicken die Landschaft. Sie freut sich dessen, daß er nicht bei ihr ist. Gestern abend hat eine plötzliche Wellung seines Oberhemdes sie zu einem vorübergehenden Aufgeben ihrer innersten Gefühle geführt. Heute haßt sie ihn wieder. Oder vielleicht haßt sie sich? Aber er muß heut' gespürt haben, wie sie ihn haßt ... Sie hat es gezeigt!

Die letzte Besprechung, die in der Frankfurter Zeitung über sie erschienen, war so beschaffen, daß sie die Heirat als ein Glück betrachtet hatte. Diese Kritik war um so widerwärtiger gewesen, als man auf der Redaktion es sehr wohl wußte, daß sie die Tochter des angesehenen Professors Stützing war. Man hatte trotzdem ihr eine, bei Anfängerinnen gewohnte, Unterstreichung der Gefühle nachgesagt, der man bei einer Dame nicht mehr begegnen dürfe, die man seit fünf Jahren auf den Brettern sehe. Wollte man es ganz deutlich machen, daß sie schon sechsundzwanzig war?

Sie fröstelte noch heftiger, trotzdem es warm war und die Decke sie einhüllte. Sie tröstete nur der Gedanke, daß sie wenigstens auf dieser Hochzeitsreise ihre Eigenheit behauptete, nicht ohne weiteres in die Seligkeit einstimmte, in die die andern unter die Haube Gekommenen ausbrechen. Aber sie mußte sich erinnern, daß schon einmal eine Freundin eine Hochzeitsreise ihr lächerlich geschildert hatte. Völlig eigenartig war sie auch darin nicht.

... Die Stunden gehen hin. Man ruft Bozen aus. Er fragt, ob er Obst besorgen dürfe. Sie ist einverstanden und nimmt die Trauben und Pfirsiche

hin, die er ihr bringt. Er stellt sich wieder in den Gang hinaus. Vor die Landschaft . . .

Sie drückt die Trauben in den Mund.

Wie würde sie sich gefühlt haben, wenn er sie vor der Hochzeit verführt, sie sich vor ihr ihm hingegeben hätte! Das wäre dann eine über das Gewöhnliche hinausschreitende Tat, das wäre ein Mut gewesen, der die eigene Persönlichkeit bekundet hätte. Die Hände möchte sie sich zerbeißen, daß sie es versäumt und das Geheimnis ihrer Liebe erst unter den Schutz des Gesetzes hingegeben hatte . . . Nein, sie hätte nicht Schauspielerin werden dürfen, sondern mit achtzehn, als sie noch alle Farben hatte, einen ganz reichen Frankfurter Jüngling heiraten müssen, der sie um ihrer Farben, ihres Namens, nicht der kleinen Mitgift wegen geheiratet hätte. Sie denkt an Leo Karfunkelstein, an Hans Rotschild, sie denkt an allerhand Jünglinge, und sie hat Sehnsucht nach ihnen und Mitleid mit sich. Sie drückt die Zähne tief in einen Pfirsich.

Aber sie will solche Gedanken nicht zu Ende denken; sie ruinieren einen. Sie tritt darum auch in den Gang, zu ihrem Manne. Sie muß doch lange an die Jünglinge Frankfurts gedacht haben. Denn der Zug fährt schon in Trient ein. Sie fragt ihn, wie die Station heiße. Er gibt ihr lässige Auskunft. Sie stehen dann nebeneinander und schauen aus dem Fenster, auf Bahnhöfe und Berge, auf Gasthäuser und Kuppen, immer weiter, ohne Ende, ohne zu denken, ohne etwas zu spüren, ohne die Sonne oder die Schatten zu sehen. So sehen sie hinaus. Jeder denkt an den andern. Aber es mag keiner etwas sagen. Endlich sagt sie etwas. Da hört er nicht darauf und sieht auf die Landschaft, die er jetzt wieder begreift. Ja, sie ist schön... In Rovereto, wo sich das Abteil leert, bittet sie ihn, von seiner Gleichgültigkeit erregt, mit ihr auf den Platz zurückzukehren. Sie will die Vorhänge vorziehen und . . . Aber er weigert sich und sie muß sich allein in die Ecke setzen. Sie ist voller Wut, aber ihre Sehnsucht ist noch stärker. Und als er, ein wenig von den Schönheiten abgespannt, hereinkommt, hat sie einen großen Blick. Aber er setzt sich ihr gegenüber in eine Ecke. Als sie ihren Fuß wieder sorgsam vorstreckt, setzt er sich in die entgegengesetzte Ecke von ihr fort. Der große Blick, der ihm folgt, ist noch immer nicht Wut, sondern immer noch Sehnsucht. Aber er weicht ihm aus und spricht auch kein Wort.

Das Wetter hat sich inzwischen getrübt. Einige Regenspritzer sind an die Scheiben gehuscht. Ein Wind hat sich erhoben. Aber der Zug rollt immer weiter und bald ist Verona nicht mehr fern. Er packt die Sachen zusammen, und als der Zug in Verona hält, steigen sie beide aus. Er nimmt einen Wagen und fährt mit ihr in ein Hotel auf der Via nuova. Hier in Verona ist kein Regen und kein Wind. Wieder drängt sie sich vorsichtig an ihn an, als sie ausgestiegen sind: aber er scheint nichts zu merken. Und er unterhandelt mit dem Wirte wegen zweier kleiner Zimmer. Man findet welche

im zweiten Stock. Daß sie nicht zusammenliegen, findet er nicht störend. Sie kann sich nur mühsam beherrschen. Sie verabreden, zu ruhen und sich umzukleiden, und gehen dann auf die Piazza d'Erbe in ein Restaurant, dann in ein Café, dessen Tische auf der Straße stehen. Sie schlürfen hier Eis ein und sehen auf die Straße. Es ist noch nicht spät: kaum der frühe Abend, kaum der erste Dunst. Das Licht ist noch nicht erloschen, die weiche Kühle des Abends noch nicht herabgelassen. Eine faule Wärme schwebt herum. Auf der Via nuova gehen langsam die Leute ... Das sind also Italiener und Italienerinnen. Man muß sich das sagen: daß das Leute aus Italien sind. Sie geben ein buntes Leben mit Schieben und Lachen. Geschmeidige Frauen gibt es, und gute Kavaliere, wo fehlten die? ... Da geht einer mit einer allerliebsten, sehr runden Frau. Der wird der Harry für Verona sein, findet Karo. Mit dem möchte ich eine Stunde, nur eine zusammen sein, denkt Clarissima.

Aber Frau Clara muß matt sein. Sonst würde sie nicht, so früh es noch ist, auf ihr Zimmer wollen: Denn es gäbe sonst keinen Grund dafür, daß sie so früh aufbräche. Karo begleitet sie bis zur Tür und geht dann in das Café zurück. Sein Platz ist noch nicht wieder besetzt, sein Glas noch unberührt. Er atmet diese fremde Welt ein, saugt sich an den Bildern voll, studiert die Züge dieser Leute, ihre malerischen Gesten; dazwischen durch jagen sich Bilder von der Fahrt, mit Burgvesten und Bauernhäusern. Aber ungemindert starrt er die Menschen an, die jetzt in großer Zahl von der Piazza Vittoria Emanuele heranströmen. Da, diese Handbewegung wird er im Winter im Sommernachtstraume machen. Diesen Zug muß er seiner Frau für Frau Elvstedt sagen. Er sitzt stundenlang da ... Die Luft ist gekühlt. Er fühlt, wie die Zeit hingeht; er freut sich es zu spüren, daß sie nicht zu Ende geht. Er will an nichts denken, besonders an die Frauen nicht, sondern nur so sitzen und starren und wieder starren ...

Es kann dann die elfte Stunde nicht mehr fern sein. Er geht in sein Hotel. Er zögert, ob er sich nicht bemerklich machen solle. Dann klopft er plötzlich an ihrem Fenster an. Es reut ihn auf einmal, daß er vielleicht zu entschieden gegen ihre Launen vorgegangen ist. Aber es erwidert ihm keine Stimme und er geht in sein Zimmer, um dort allein zu ruhen. Er entkleidet sich.

Vielleicht hat sie auch geschlafen, als er angeklopft hat. Die Luft in seinem Zimmer ist lau, ist erschreckend warm. Er reißt die Fenster auf und taumelt vor der Wärme zurück, die im Hofe gefangen sitzt ... Vielleicht hat sie geschlafen, als er angepocht hat ...

So ist die Nacht ... dann kommt der Morgen ... Er hat einen ungewöhnlich schönen gelben Zweig für sie besorgt, mit dem sie lange spielt. Er darf ihre Hand küssen, die mit Blütenstaub betupft ist. Als er ihren Nacken von hinten her umschlingt und sie auf das braune Haar küßt,

entzieht sie sich ihm nicht. Aber er fühlt bei diesen Küssen nichts und kann bei ihnen sogar denken. Ihm ist, als ob sie vor langen Zeiten sich geliebt hätten und nun zusammengeblieben seien, sie bei ihm, weil sie keinen anderen gefunden — er küßt sie ganz tief in die Haare hinein — und er bei ihr, weil sie einmal verlobt gewesen und eine bürgerliche Rangierung nicht zu verachten war — er küßt sie hoch oben auf die weiche Bauschung ihres Haares. Obwohl er doch komische Rollen gab, dämmerte ihm ein Verständnis für die tragische, die er auf sich genommen. Er küßte nur noch die helleren Haare, die in den Nacken wuchsen.

Aber der Tag war schön. So gingen sie auf die Straße. Sie tat wie ein Kätzchen, als sie aus der Via nuova auf die Piazza d'Erbe schritten, drückte sich verschmiegt in seinen Arm, blieb dann mit ihm vor einem bunten Schauladen an einer Ecke stehen und sagte, mit ihren großen Augen, die nicht mehr liebeleer waren, daß sie ihn küssen, küssen, küssen möchte. In dem letzten „küssen", das sie hervorstieß, lag rechte Leidenschaft. Er lächelte mit einem ungewissen Lächeln zurück, so daß sie in den Schaukasten blickte, dessen Spiegeluntergrund von Korallen nur wenig verdeckt war, und gedehnt sagte, sie glaube, nicht hübsch genug für ihn zu sein. Dabei bog sie aber den Nacken schon von neuem zurück und hob die Augen sehnsüchtig und völlig verliebt zu ihm auf ... Das war zu Verona, der italienischen Stadt, von deren Schönheit sie als Schauspieler nichts zu verstehen brauchten.

So fesselten sie auch bloß die lebendigen Mienen auf dem Gemüsemarkt der Piazza d'Erbe, die schwarze Leidenschaft, die zwischen farbigen Abfällen und farblosen Resten rasend kämpft. Sie stellten sich mitten zwischen den Gängen auf und sahen dem tollen Leben zu. Von einer Seite kam ein großes Gespann voll Heu, mit mächtigen Zugstieren davor, gefahren. Eine Unmenge Kinder sprang vor ihm her. Alles hoffte, es würde den einen oder anderen Stand anfahren und seine grünen Trauben und dunkleren Melonen umwerfen, so daß es zu Stehlen, Rauben, Schreien und Jauchzen kommen würde.

Er wollte nicht von der Stelle gehen; der betäubende Lärm, mit dem Ananas, Bücher, Umschlagtücher und Bänder ausgeschrien wurden, war ihm lockende Musik; zu gern hätte er auch das Ende dieses Stierschauspiels erlebt, das nur ganz langsam vorwärts ging. Es war ein Pfeifen und Toben und Scharren und Rasseln — es war ein wundervolles Leben, und seine Frau war in ihn verliebt. . .

Sie wußte aber, was sich gehört: Sie zog ihn durch die schmale Via Costa nach der Piazza Signori. Nicht umsonst war sie die Tochter eines akademischen Malers und mit ihm wiederholt nach Italien gereist. So stellte sie ihren Mann vor das Denkmal Dantes. Er war unsicher, was er sagen sollte. Seine Erfahrung in bildenden Künsten reichte nicht weit, und wenn er ein schiefes Urteil abgab, wußte er, würde die in ihr so jäh wieder aufgeflammte Liebe jäh erlöschen können und die Scham, sich an einen Mann

weggeworfen haben, der für sie nicht passe, neu erwachen. Er sagte darum nur mit möglichst tiefer Betonung: „Ganz wunderbar", worauf sie gutmütig lachte: „Wenn du das schon wunderbar findest, dann wirst du noch schön staunen müssen, Karo!" Worauf Karo, glücklich, daß sein Wort nicht übelgenommen worden, staunte: „Noch wundervoller?", und, um zu zeigen, wie sehr er den Anblick dieses Denkmals als Erhöhung seines Daseins empfinde, sie wärmer an sich zog. Sie duldete dieses, da ihr die leere Nacht einfiel. Aber sie spürte dennoch ganz genau, daß diese Kunst ihm nichts bedeutete, während sie ihr — sie glaubte das — so Unendliches, so viel, das Dasein war. . .

Dann gingen sie durch den Gang zu S. Maria Antica. Sie sagte ihm, daß sie an die Skaligergräber träten. Er verspürte einen Schauer, wie er von einem Worte ausgeht, das man dunkel einmal hat nennen hören, ohne zu wissen, in welches Reich es gehört, in das des bajuvarischen Mittelalters oder das des sudanischen Altertums. Er nahm darum die gleiche ernsthafte Haltung an, die sie, nicht ohne das Bewußtsein einnahm, wie eine Lehrerin mit ihrem Schülerlein zu ziehen. Aber sie merkte, daß er ihre Mienen nur kopiere, vielleicht sie sogar ein wenig karikierte. Sie empfand plötzlich darüber solche Scham, daß sie die Besichtigung der Gräber am liebsten aufgegeben hätte.

Aber als sie gerade unschlüssig eins der Gräber betrachtete, verlor er plötzlich seine ernste Haltung und lachte mit einem so dröhnenden Lachen, daß ein Herr, der ganz in Betrachtung versunken war, aufschreckte und ein Diener, der mit einem Bunde Schlüsseln über den Hof schlich, sich erschrocken umdrehte, wer hier solchen unziemlichen Lärm mache.

„Das ist ja Harry", sagte er zu seiner Frau und lachte weiter.

Harry zog von weitem, gar nicht überrascht, gemessen den Panama. Was überrascht denn einen Lebemann überhaupt? Karo löste sich von seiner Frau, ging auf ihn los und schüttelte ihm voll bassen Erstaunens die Hand. Harry lachte nur mit sehr weißen Zähnen und machte Karo zunächst mittelst stummer Handbewegung mit einem jungen Mädchen bekannt, das dunkelübergossen unter einem großen Strohhut aus schwarzen Augen auf Karo starrte, dann jäh zu Harry aufsah und, als dieser mit weitem Munde sie anlachte, noch um einen Ton tiefer dunkelte. Schließlich sagte Harry höchst gemütlich: „Cilly — Herr Karo Questner, Schauspieler am Stadttheater in Frankfurt, du kennst ihn als Thibse" und sah dann zu der lieben Frau Clarissima hinüber, die dunkelgefärbt herantrat. Harry verbeugte sich vor ihr, küßte ihre Hand und erklärte, ein bißchen mokant, daß er sich glücklich schätze, der erste zu sein, der ihre Hand küsse. Aber Clarissima machte eine schmollende Miene, weil er gleich mit solchen Galanterien beginne, und sah dann solange zu dem jungen Mädchen hinüber, das verlegen mit seinem blauen Jacket spielte, daß Harry trotz seines Phlegmas in solchen Dingen schließlich zu einer Vorstellung schreiten mußte.

„Du kennst wohl Fräulein Valenter vom Schauspielhaus her, Cilly?" sagte

er und sah auf das rötlichblonde Haar der Dame von siebzehn. „Du hast doch Hedda Gabler gesehen, nicht wahr? Also da war Fräulein Valenter Frau Elvstedt."

„Aber ja, ich weiß", antwortete Cilly. „Es war so hübsch", sagte sie mit etwas scheuer Schmeichelei und vorsichtiger Erhebung der Augen. — Dann sahen sich alle noch einmal an: Jeder den Anzug oder das Kleid des andern. Vor dem Mädchen von siebzehn wurden Karo und Klara befangen. Harry fühlte sich wohl. Die kleine Dame mit rotem Haar war zu selig, zu entbunden von jedem Zwang, um die Befangenheit nicht schon wieder los zu sein. Die Damen mit rötlichem Haar haben sie überhaupt nicht lange. Die Skaliger schliefen in ihren Gräbern.

„Daß ich dich hier treffe, Harry, ist wirklich wunderlich", sagte dann Karo. „Aber daß ich dich nicht allein treffe —"

Cilly entfernte sich unauffällig. Sie spürte, daß sie jetzt erklärt werden müßte.

„— etwas Selbstverständliches. Nicht?", machte er zu seiner Frau hin, um ihre Bestätigung zu empfangen.

„Aber natürlich, bei Herrn Keller ist das selbstverständlich." Der Ton, mit dem sie sprach, war nicht ganz deutlich, weil sie nicht wußte, wie sie sich verhalten sollte. Als Dame und Frau durfte sie dieses Zusammensein nicht ertragen, als Schauspielerin, als Frau von Harrys Freund mußte sie lächeln, als Weib vielleicht auch neidisch sein. Eine Frau hat oft so viele Rollen zu spielen . . .

Sie gingen als Quadriga weiter. Harry wußte das einzurichten. Denn für ihn gab es keine Schwierigkeiten, weil er kein Gefühl für sie hatte. Er koppelte einfach die Frauen zusammen und schloß sich mit Karo, Arm in Arm, einige Schritte zurück, ihnen an.

Dann suchte man sich beizukommen. Ein Liebhaber ist immer offen, ein Ehemann immer verlegen.

„Hm?", machte also Harry.

Karo blieb erst still. Er hatte jetzt seine Frau oder seinen Freund zu verraten.

„Was hast du also als Ehemännchen zu erzählen?", machte Harry, drückte Karo an seinen weißen Flanellanzug heran, als ob er ein junges Mädchen wäre, das von einer älteren Freundin ausgefragt werde. „Hm?"

„Du kannst dir denken, nicht?" begann Karo zögernd, „daß wir . . . also . . . daß wir . . . sehr glücklich sind."

„Berauscht?", höhnte Harry und drückte Karo mit dem einen Arm noch fester an sich, während er mit dem andern eine berauschte Bewegung in die Luft beschrieb.

„Wenn du das also durchaus hören willst, auch: berauscht." Karo sagte es mit Überwindung. Aber er konnte doch nicht zeigen, daß er oder daß sie . . .

Nach außen sind Eheleute immer glücklich. Er fühlte sich wie ein Bürger, der eine staatliche Einrichtung verteidigt. . .

„Na, es ist dir zu gönnen, mein Junge. Wo du das zum letzten Male durchmachst . ."

Einige Italienerinnen, die ihn anlachten, hatte Harry ins Gesicht zu lachen.

Karo biß sich auf die Lippen. Mit solcher Lebemännern kann man sich nicht verständigen.

„Na, und du, Harry?"

Harry erzählte eine Geschichte, die nicht ganz wahr sein mochte. Daß er vierzehn Tage Urlaub hatte, das war richtig. Aber daß die Kleine ihn an einem Nachmittag besucht, dann wiedergekommen war und, als sie gehört, daß er am nächsten Tage reise, sich am Morgen mit ihren Sachen bei ihm eingestellt hatte, um von ihm mitgenommen zu werden — das war unmöglich . . . zu glauben . . . Auch bei Harry nicht, dessen Stücke in Frankfurt bekannt waren.

„Du machst ein Gesicht, als ob du das nicht glaubst, Junge", sagte Harry. „Ich glaube, wenn sich einer verheiratet, dann verstehen sich die besten Freunde nicht mehr."

„Nein", sagte Karo. „Ich dachte nur nach, wodurch sie mir so bekannt vorkommt."

„Ach so", machte Harry ruhig. „Sie ist die Tochter von dem Bankier Dienemann. Die Mutter hat das rote Haar. Du hast sie wohl in ihrer Rangloge schon gesehen. Aber ich sage dir: das Kind . . . ein Feuer . . . und verliebt!"

Beide sahen nach vorn, wo sie mit erregend schönen Schritten ging.

Aber Karo war verheiratet.

„Und die Eltern?", fragte er besorgt.

Einem Freunde in Rom hatte er eine beruhigende Karte zur Weiterbeförderung an die Eltern gesandt. Er war sicher, daß er der Bitte, ihren Aufenthalt nicht zu verraten, entsprochen hatte.

In Karo stieg ein häßliches Gefühl auf.

Diese Schauspieler, fand er, haben eine Art, ihren Launen nachzugeben, daß alle Einrichtungen ruhig darüber zersplittern können. Er denkt einen Augenblick, daß er den Eltern heimlich telegraphieren müßte. Sie müssen ja unglücklich sein, gebrochen . . .

Die lachenden Italienerinnen kommen zurück. Oder es sind auch andere. Aber sie lachen.

„Die Italienerinnen sehen alle gleich aus", sagt Harry und pufft ihn in die Seite. „Aber es macht nichts. Man findet doch bei jeder, was man sucht, wie?"

Er lacht Karo absichtlich frech ins Gesicht, weil der eine Miene wie ein Propst macht. Karo weicht ihm aus. Aber Harry blickt ihn weiter voll an.

„Karo, tu nicht so, als ob du uns angeben wolltest, hörst du. So was steht dir nicht."

Nun macht Karo den Schnoddrigen, um Harry das auszureden. „Ach wozu? Das ist doch wohl überhaupt schon wieder bald passé?"

„Passé!?" Harry wird ganz erregt. „Glaubst du, daß es mit diesem entzückenden, verliebten Mädel je passé sein wird!" Und er lacht und sieht sehr verliebt nach vorn zu den erregend schönen Schritten. Die Italienerinnen gehen vorüber. Zitronen werden ausgerufen. Oliven werden angepriesen. Es ist vor Mittag und die Luft ist schön. — Dann wird Harry nachdenklich und sagt tonlos: „Aber was ist nicht einmal verflossen?"

Oliven werden ausgerufen; in dunklen Umschlagtüchern gehen die Frauen. Sie schlendern die Straße weiter, immer den Damen nach. Eine verwitterte Kirche kommt mit schwermütigem Umriß. Die Damen bleiben stehen. Clarissima will in sie hinein. Cilly erschrickt, Harry sträubt sich mit blitzendem Munde: „Nein, in Kirchen gehören wir nicht."

Cilly wird wieder rot, Karo darauf gebracht, daß er doch telegraphieren müßte. Ein Mädchen aus so gutem Hause zu verführen, ist — so — gemein ... so — unanständig. Er versteht nicht, wie ein Mann das tun kann, selbst wenn das Mädchen sich ihm anbot. Nein, er — er würde das nie tun. Er hat nicht einmal seine Braut verführt. Aber er erschrickt, als ihm einfällt, daß ihm das gerade vorgeworfen wurde.

Es werden Oliven ausgeboten. Die Frauen gehen in dunklen Umschlagetüchern. Die Kirchentür geht auf und zu, zu und auf. Karo und Clarissima gehen hinein, weil Karo nicht länger mit Harry zusammenbleiben mag. Harry und seine Liebste gehen davon, weil seine Liebste an seinem Arme hängen möchte.

Die Luft in der Kirche ist kühl. Die Luft auf den Straßen ist warm. Es gehen Clarissima und Karo durch die kühle Luft. Harry mit seiner Liebsten gehen langsam in der warmen ...

Sie sind am Nachmittag wieder zusammen; alle vier. Voran gehen die beiden Frauen, die geliebt werden.

„Das Wetter ist so schön", sagt Clarissima und schwärmt.

„Es ist hier alles so schön", sagt Cilly. Sie bewundert alles, wie jemand der liebt.

„Ja, wenn man so glücklich sein kann", sagt Clarissima langsam. Die Luft ist weich.

„Ja, nicht wahr, wenn man so glücklich ist", sagt Cilly.

Sie lächeln beide. Cilly in Gedanken an ihr eigenes, Clara in Gedanken an das fremde Glück. Sie selbst hat keines, weil sie doch keinen Mut gehabt hat.

„Sie müssen aber Mut gehabt haben!", sagt Clarissima langsam.

„Ach, hat man den nicht, wenn man liebt?", lächelt Cilly zurück.

Sie möchte am liebsten sich umdrehen, um ihn zu sehen, für den sie so mutig ist . . .

Ein Wind geht um.

Clarissima ist aufgewühlt, daß eine so jung den Mut gehabt und sich Harry genommen hat. Sie möchte sich auch umdrehen und nach ihm umsehen. Die Luft ist weich.

„Die Luft ist so weich", sagt das Mädchen erschauernd.

Clarissima streift mit den Augen an dem schönen Körper nieder, dessen Erschauern sie fühlt. Sie versteht dies Erschauern. Es regt sie auf.

„Ja, Herr Keller ist schön", sagt Clarissima und weiß nicht, ob sie das nicht aus Liebe spricht.

Da dreht sich die andere um, weil sie nicht anders kann, hebt zu Frau Clarissima die Augen mit einer Bitte um Vergebung und läuft dann wie ein Kind, das weiß, daß alle Augen auf ihm liegen, zierlich und fraulich zu ihrem Harry, in dessen Arm sie sich drängt.

Sein Gesicht wird von einem fröhlichen Schein überzogen. Sie drängt sich so warm, daß er sie versteht und sich bis zum nächsten Tag von den andern verabschiedet. Rasch, leicht, mit einem Lächeln, einer kurzen Berührung des Hutes.

Cilly geht mit erregend schönen Schritten davon. Harry mit der gezwungenen Haltung des Elegants. Von fern wendet Cilly die Augen noch einmal unter dem Strohhut zurück. Ihre Hand winkt langsam, langsam und selig in der weichen Luft. Die beiden sehen ihr und ihrem Lieben nach. Die Luft scheint noch weicher als vordem. Wie etwas Lindes, das über die Hände geht, über das Gesicht wellt und dann zu den Herzen geht. So weich ist diese Luft.

Zum Abend zieht der Schauspieler Karo seiner Dame die Nadeln aus dem Hut. Diese Nadeln sind von altem Silber und laufen in luftige Kugeln und in zierliche Gehäuse aus. Eine von ihnen trägt Steine von der Farbe des Blutes.

Das Zimmer ist von einer warmen Luft durchquollen, daß das Atmen in ihm schwer wird. Das ist die Luft, in der man nach fernen Geliebten in Sehnsucht kommt. Auch die Luft, in der man sich dessen bewußt wird, daß man mit einer Frau in einem Zimmer zusammen ist. Auch wenn man kämpft, ob man einem Herrn von der Börse und seiner Gemahlin mit dem roten Haar eine Nachricht geben muß. In einer solchen Luft unterläßt man dies aus Furcht, einer Frau zu mißfallen, die einem angetraut ist. Denn wenn diese schon unglücklich ist, nicht verführt zu sein, würde sie der Verrat von fremder Verführung noch viel ungemeiner empören. Man küßt lieber den Nacken, als daß man schreibt.

In solcher Luft spürt man erst die volle Lust, die Geschenke einer Frau erwarten zu dürfen. Die Extravaganzen, wie sie andere Schauspieler treiben,

sind nichts für ihn. Es ist das nicht die intellektuelle Rechtfertigung eines Menschen, der nicht die Gelegenheit hatte, die schöne Tochter einer Dame mit rotem Haare zu entführen, sondern das Bekenntnis eines Menschen, der den Segen der Ehe spürt, ihre einzelnen Segnungen, mit ihren Segensrechten ...

So hat er heute unter beständiger innerer Empörung gegen die Unsittlichkeiten seines Freundes zum Streicheln bereite Hände für die Dame, der er die Nadeln aus dem Hute zog. (Das Zimmer ist von warmer Luft durchquollen.)

Sie erwehrt sich dieser Hände. Denn sie hat eine Sehnsucht nach einem anderen Mann, eine Eifersucht auf ein Kind und so eine Fremdheit gegen den Gemahl. Aber die Luft ist schwer in dem Gemach und so neigt sie sich zum Ende ihrem Manne. Aber so lange sie sich auch neigt, sie ist heute nicht Clarissima, sondern Cilly; und da ist nicht Karo, sondern Herr Keller; das weiß sie sicher hinter geschlossenen Augen. Und keiner könnte es ihr auch widerlegen. Denn Vorstellungen sind alles. Und sie lächelt selig ihrer Vorstellungen. Denn so ist alles sehr, sehr, sehr schön ...

Sie braucht die Hintergründe. Sie weilt darum in Sankt Anastasia, und der Schauspieler ist trotz seiner hieratischen Bedenken neben ihr. In Sankt Anastasia, wo die Luft so kühl ist, daß sie die Glieder überrieselt.

Eine Madonna schläft über perlmuttem Stein und ein Herr Jesus von Holz auf Malachit. Die Wände sind hoch und die Bogen weit, und durch das bunte Glas fällt ein buntes Licht. Alles ist alt und alles ist fromm. Und die Luft so kühl, daß sie die Glieder überrieselt.

Im Chorgestühl, das brauner ist als Frauenhaar sein kann, sitzt Frau Clarissima vor der Madonna von Stein und dem Jesus von Holz. Es sitzt Harry, der christlose, neben ihr.

„Ich bewundere Ihren Leichtsinn", sagt sie still. Auch diese geraunten Worte scheinen zu hallen.

„Sie dürfen jetzt keinen fremden Mann bewundern", sagt er ablehnend.

„Weil ich verheiratet wäre?" Sie lacht wieder krank.

„Ja, mit Karo. Und weil Sie ihn lieben."

Weihrauch liegt in der Luft. Vorn räuchert ein Priester.

Sie verzieht den Mund. „Die Liebe fehlt mir freilich nicht." Sie lacht wieder krank.

Ihre Augen starren in den Weihrauchdampf.

„Ihnen fehlt überhaupt nichts", sagt er sachlich.

„Doch die Erlebnisse haben mir gefehlt."

„Wer erlebt denn etwas?"

Er sagt das, wie Leute, die wissen, daß man sie an ihre eigenen Erlebnisse nun erinnern werde. Die Luft ist feucht.

„Fragen Sie Ihre Freundin, wer etwas erlebe."

„Die Gelegenheit hatten Sie doch wohl."

Er denkt sich, sie hätte auch mal zu mir kommen können.

„Aber nicht den Mut."

„Das ist Ihre Schuld!"

„Wer weiß, ob ich ihn jetzt nicht hätte." Ihre Zähne blitzen ganz eigentümlich. Ihre Augen verzehren irgend etwas. Sie weiß selbst nicht, was, und selbst nicht, wen. Die Luft ist so feucht.

„Jetzt gibt es nichts mehr zu erleben für Sie."

„Aber für mich kann es doch nicht zu Ende sein . . ."

„Sie sind furchtbar!", sagt er in Ärger.

Sie fährt auf und sieht dann zu ihm hin.

„Aber helfen Sie mir doch", sagt sie in Bedrängnis.

Sie schrickt innerlich zusammen. Wie hat sie das zu ihm sagen können? Sie liebt ihn doch nicht. Sie liebt nur die Sehnsucht nach einem Abenteuer, einem Mann im allgemeinen, keinem besonderen. Wie hat sie das sagen können? Aber sie hat das gesagt: „Aber helfen Sie mir doch." Nun mag es gesagt sein. Sie erschauert, was kommen wird. Jetzt hat sie Mut gehabt, ja Mut . . . Auf der Hochzeitsreise, in einer Kirche. Da hat sie zu einem berüchtigten Manne gesagt: „Aber helfen Sie mir doch!" Sie erschauert vor dem, was er sagen wird. Die Luft ist so kühl.

Was hat sie zu ihm gesagt? War das ein Geständnis?, durchhuscht es ihn. Er sieht ihre Augen an. Diese Augen sind unsicher. Erschauerte sie nicht? Er denkt an Karo. Nein, er wird nicht einmal mit ihr spielen. Sie ist ganz einfach toll und noch mehr dumm und muß gebändigt werden. Er wird das Karo sagen . . .

Er sagt zu ihr, während seine Hand über das braune Chorgestühl streichelnd fährt:

„Sie sind nichts als eine kleine Frau aus der Bürgerschaft. Sie haben alles, was Sie verdienen."

Der Bettler, der da ohne Beine vor Gott rutscht, kann sich nicht mehr winden. Das ist ja das, wogegen sie kämpft. Sie steht einfach auf. Die Stimme des Priesters folgt ihr, der behängte Junge, der ihm administriert, sieht sich bei einer Wendung nach ihr um. Sie hat einen schwebenden Gang. Harry sieht diesen Gang. Oh, der ist schön. Oh, der verändert alles. Er geht ihr nach und sagt: „Wie Sie schweben können! Wie der Weihrauch, der in der Luft liegt. Leicht und begehrlich machend!"

Ihr Kopf geht weich zu ihm zurück.

„Soll ich Ihnen verzeihen?"

Und sie sitzen noch einmal im Chorgestühl nieder. Die Luft ist feucht und ein Bettler rutscht in Schmerzen um sie herum. Sie sagen nichts zueinander, sondern sitzen nur da in dem Gedanken, daß jeder von ihnen, wenn er nur wollte, dem andern etwas sagen könnte, das sehr gewagt sein würde, eigentümliche Veränderungen bisheriger Beziehungen bringen müßte, das . . .

Die Luft ist feucht. Der Jesus von Holz hängt über dem Malachit.

Zu Sankt Anastasia sitzen auch Karo und das Mädchen auf einer Bank hinter dem Chorgestühl.

„Und Sie kennen ihn lange", sagt ihre Stimme.

„Seit fünf ganzen Jahren."

„Nicht, er hat viel geliebt?"

„Die Luft ist so feucht!"

„So sagen Sie doch, er hat viel geliebt?"

„Er ist doch ein Mann."

„Ja, ich möchte es ja hören. Wie viel Frauen hat er gehabt?" Ihre Stimme zittert.

„Glauben Sie, daß ich sie zählte?"

„Aber es sind doch hundert gewesen?"

Er lacht.

„Warum hundert?"

„Ich würde mich freuen, wenn ich die hundertunderste wäre."

Das Herz wird ihm schwer, der Priester singt. Er muß an etwas denken.

„Glauben Sie, daß . . ."

Seine Stimme wird bei den Worten seltsam wie die des Priesters. Sie errät, was er denkt.

„Ob ich glaube, daß er mich behalten wird?"

„Ja, das meinte ich."

„Nein, das glaube ich nicht. Ich will auch nur die hundertunderste von tausend sein."

„Und dann?"

„Dann zurückgehen und an ihn denken."

„Und Ihre Eltern?"

„Die sind so gut."

Sie sieht ihm in die Augen. So ein Kind, denkt Karo. Und einer konnte sie verführen.

Der Bettler rutscht vor Gott auf seinen Knien. Die Luft ist farbig; grün, violett und von der Farbe des Bluts.

Die Frauen sind in ihren Betten, in die sie gehören. In einer Osteria sitzen die Männer. Der Bracchetto ist gut. Man trinkt ihn schäumend hinunter. Die Nacht ist kühler.

„Ich könnte hier ewig sitzen."

„Wenn die Frauen zu dir herkämen, vielleicht."

„Ah, sie kommen schon."

„Will es schon wieder eine tun?"

„Ach, laß doch!"

„Sind diese Frauen dumm!"

„Steig in die Kanne."

„Eine von so vielen sein zu wollen . . ."

„Dafür ist man für sie der eine von vielen. Ist das denn gar nichts? Warum sollen nicht viele einen zusammen haben können?"

Seine weißen Zähne erscheinen wieder. Dann werden seine Lippen etwas verächtlich.

„Aber an ihnen allen ist nichts dran. Man sollte jede nur einmal berühren."

„Und jede einmal, wie?"

Eine neue Flasche kommt.

„Vielleicht, aber mit Auswahl."

„Ein Mann kann ja nicht wählen . . ."

„Oh, kann er nicht Frauen zurückweisen, die ihn ausgewählt haben?"

„Wer täte das!"

„Ich!" Harry lacht.

„Das glaube ich nicht. Du nimmst alle."

„St! Steig in die Kanne."

Ein Mädchen will Blumen anbieten.

„Willst du heute nacht bei mir schlafen?" Sie merkt an seinen Zähnen, daß es eine Galanterie sein muß, und lächelt, während sie den Kopf schüttelt, daß sie nicht verstehe.

„Anfangs schütteln sie alle mit dem Kopf", lacht Harry zu dem Freunde. „Nachher schütteln sie den Kopf," sagt Karo, „weil sie nicht verstehen, wie sie das tun konnten."

„Alle, nein; nur die, die nicht wissen was sie wollen." Er schielt zu dem andern.

„Gibt es denn solche?" Karo stellt sich harmlos. Er trinkt den Wein ganz schäumend hinunter.

„Oh, Frauen die . . . Also es gibt sie . . ."

„Also was für welche meinst du denn?" Er trinkt schon ein anderes Glas schäumend hinunter.

„Frauen, die sich nach Abenteuern sehnen, die sie nicht erfahren haben. Frauen, die das tun, nachdem sie sich eben einem Manne erschlossen . . ."

Karo wird blaß, ganz blaß. Ganz blaß wird Karo.

„Hat sie denn gesprochen?" fragt er tonlos. Der Wein flaut etwas ab, den Harry einschenkt.

„Ihr seid doch selig", verhöhnt Harry die frühere Unaufrichtigkeit des andern.

„Findest du es richtig, über so etwas zu sprechen?"

„Hast du nicht früher auch über deine kleinen Geschichten gesprochen? Soll das mit der Ehe anders sein? Nein, das sind die gleichen kleinen Geschichten. Eine Ehe ist die Geschichte von vielen Geschichten. Später mag das anders werden. Aber in den ersten Jahren . . ."

Das Blumenmädchen sitzt auf seinem Schoß.

... In diesem Augenblick haßt Karo Clara, weil sie gesprochen, und liebt nur Cilly. Er denkt an die blasse Haut, die durch ihre Kleider schimmert. Der Wein ist abgeflaut. Er mag ihn nicht trinken ...

Als Karo nach Hause kommt, klopft er an Clarissimas Tür. Er will ihre Arme zusammenpressen, weil sie gesprochen hat, und ihr die Ohren vollzischen, weil sie schamlos ... weil sie ...

Sie ruft nicht herein, als er klopft. Aber die Tür ist nur eingeklinkt, Clarissima wach. Ihre Augen sind in einer fremden Glut. Er will ihr etwas sagen, ihre Arme zusammenpressen, ihr ins Ohr zischen ... Diese Augen versteht er.

„Ich weiß, an wen du gedacht hast."

„Weißt du's, dann sage es mir. Ich höre seinen Namen so gerne aussprechen."

Dann fährt sie zusammen. Hat sie das gesagt? Oder wollte sie es nur tun? „An wen sollte ich denken, als an dich?" Das hat sie gesagt.

Er sieht sie so finster an, daß er ihr gefällt und die fremde Glut entschwebt.

Sie kann dann lächeln, daß er selbst seine Wut vergißt. Er preßt ihre Arme zusammen, aber nicht aus Haß. Er will ihr die Ohren vollzischen, aber mit seinen Küssen. Er weiß nicht, wie er dazu kommt, denn er wollte sie schlagen ...

Aber er ist kaum ihr nah, als sie den Weindunst spürt. Sie schaudert zurück, ihre plötzliche Leidenschaft ist verflogen. Sie findet ihn nicht mehr schön und nicht mehr männlich. Der andere ist schön, und der andere ist männlich.

Sie hat ihn kaum zurückgestoßen, als auch die Anwandlung von Liebe, die ihn umwand, schon wieder entschwunden ist. Er spürt wie seine Sinnlichkeit langsam entschwebt. Er haßt sie wieder, er will ihre Arme zusammenpressen, ihr die Ohren vollzischen. Aber er schämt sich, es zu tun, weil sie glauben kann, daß es Rache dafür sei, daß sie vor ihm zurückgeschaudert.

Er geht darum mit seinem Haß hinüber in sein Zimmer und legt sich nieder. Sie denkt an den andern, der schön und männlich ist, und er an das Mädchen, dessen Haut durch die Kleider schimmert ... Und mählig schwebt wieder seine Sinnlichkeit heran ... Aber sie umwindet ihn nun bald nicht mehr allein nach dem Mädchen, dessen Haut so durch die Kleider schimmert, sondern mehr noch nach der Frau, deren Arme er zusammenpressen wollte. Er weiß genau, daß seine Sinnlichkeit nur neu erwacht ist, weil sie vor ihm zurückgeschaudert. Aber alle Ursache ist ja gleich. Es genügt, daß ihn ein wahnsinniges Verlangen faßt. Er erhebt sich im Taumel, kleidet sich wie der Wind an und schleicht dann hinüber. Aber sie öffnet ihm nicht; und er muß weggehen, als die Zimmermädchen von dem Lärme wach werden, den er an der Zimmertür vollführt.

Die Eifersucht faßte Cilly (wegen Clarissimas) und faßte Karo (wegen Harrys). Man geht auseinander. Oh, nicht in Feindschaft. Nur auseinander. Italien ist so groß. Es können zwei nach Venedig fahren und zwei nach Gardone gehen. Dieses Italien ist so groß.

Noch sind keine Fremden in Gardone, und in dem Haus, in dem man unterkommt, ist noch kein Gast. Man gebietet so über einen Garten mit Palmen, Magnolien und Oliven, über eine Gartenmauer, auf der man sitzen und über den See hin träumen, und über den See, in dem man ganz allein baden, in dem man rudern und segeln kann. Man hat eine Stätte, an der man in der stillen Heiterkeit der Sinne weilen kann.

Sie sitzen unter den Palmen im Garten. In einer Stunde wird die Sonne verschwinden und eine rasche Kühle kommen. Karo ist gebräunt. Karo sieht schön aus.

„Wo mögen sie jetzt sein?" fragt Clarissima.

„Auf Gondeln fahren", sagt Karo zurück.

„Du sagst das so sehnsüchtig . . ."

„Wegen der Gondeln nur."

„Wegen der Gondeln . . . Keiner andern wegen?"

„Sie ist doch bloß ein Kind . . ."

„Ein Kind?"

„Wie hätte sie sich sonst hingegeben?"

„Weil sie sich hingegeben? Du beleidigst mich, wenn du das sagst." Er bekommt Angst. Sie kommt schon wieder auf diesen Punkt zurück. Er hätte es doch vermeiden können. Er wird ausweichen:

„Wir werden ja sehen, wie das alles endet. Es zeigt sich immer erst nachher, ob etwas dumm gewesen." Sie wird nachdenklich still. Eine Palme rauscht auf. Der Himmel bemalt sich.

„Ja, vielleicht ist es dumm, was sie tat."

Wie kann sie das sagen? Das sagt ein anderer aus ihr. Weil er heute hübsch aussieht, kann sie das doch nicht sagen!

Er ist ganz erregt, daß sie das sagte. Gibt sie diesen Gedanken auf? Wird sie wieder wie andere Frauen? — Die Luft ist noch warm, trotz der Kühle, die kommen muß. Ihr fällt ein, daß sie baden könnten. Er willigt in seiner Erregung drein. Sie gehen in die Laube. Hier sieht sie niemand. Kein Dampfer kommt um diese Stunde. Die Villen nebenan sind fest geschlossen. Das Fräulein, das das Haus verwaltet, ist in der Küche, kann sie nicht sehen und hat ihnen freigegeben, zu baden.

Sie entkleiden sich rasch und gehen die grauen Steinstufen hinab in den See. Sie werden schaurig überrieselt. Er küßt ihren Nacken und faßt ihre Hände. Aber sie fühlt eine Scham und will, daß er fortgehe. Doch er zieht sie an sich und tollt mit ihr ausgelassen umher. Dann löst sie sich los, hält sich mit den Händen an einer Stange fest und schlägt mit den Füßen eine

Fontäne und bespritzt sein braunes Gesicht, seinen weißen Körper. Er schwimmt um sie herum, löst ihre Hände von der Stange. Sie müssen schwimmen, weil unten die Kiesel ritzen. Das Meer ist weit, weithin blau, dunkelblau von der Farbe der Schwermut und, wenn es sich kräuselt, dunkelgrün, dunkler als Moos, aber auch glänzender. Wie geschliffene Steine, dunkel, blau, grün und zuweilen violett.

Eine Ratte jagt durch das Wasser. Clarissima schrickt zusammen und fällt fast in Ohnmacht. Er muß sie zu den Stufen bringen und in die Hütte leiten. Sie haben kein Tuch zum Abtrocknen da und müssen sich von der Sonne trocknen lassen. Sie zittert dabei. Er sieht sie an. Sie verbirgt ihren Körper hinter ihren Händen. Er sieht sie an, und sie lächelt sich aus dem Schrecken in die Wonnen zurück.

Er streicht mit flachen Händen, um sie zu trocknen, an ihrem Körper nieder. Allmählich rinnen warme Schauer über sie hin. Als sie völlig warm ist und nach ihren Sachen greift, sagt sie so ruhig, wie seit Tagen nicht: „Ja, das ist dumm von ihr." Er versteht, an was sie denkt.

Und als ob ihr das noch nicht weit genug gegangen wäre, fügt sie hinzu, als sie an den Schuhen nestelt:

„Nein, es ist doch kein Unglück, daß du mich nicht verführt hast."

Sein Gesicht ist so braun und er lächelt . . .

Aber Abend und Morgen sind verschieden. Am nächsten Morgen sieht sie ihren Mann nur mit Widerwillen an. Oh, das war gestern eine Verirrung der Sinne. Hat sie nicht gesagt, sie vergebe ihm, daß er sie nicht verführt habe? Diese Abende am Gardasee können eine Frau ihrer Sinne berauben. Sie muß sich wieder selber finden: Sie verlangt schon zu früher Stunde, daß er aufstehe. Als sie ihn draußen hat und das Zimmer aufgeräumt ist, schließt sie sich ein. Sie muß wieder arbeiten. Sie spricht die Rolle der Regine Engstrand. Sie wird sie nie bekommen, obwohl die Gespenster im Winter am Stadttheater herauskommen werden. Aber sie muß sie heute üben. Es treibt sie eine Leidenschaft, die nicht gesättigt ist.

Sie übt den ganzen Tag. Die Fenster sind geöffnet. Ihre Worte hallen durch den Garten. Sie sieht den See in allen Farben schimmern. Am Morgen ist er hellblau. Zum Abend ist er grüner als die Melone.

Zum Mittag kommt sie nicht hinunter. Es muß Karo unten allein speisen. Das Serviermädchen sieht ihn an. Aber er bemerkt nicht die Blicke. Er ist allein bei seinen Gedanken. Er würde auch nicht fähig sein, seine Frau auch nur mit einer Bewegung zu betrügen. Die Wut frißt an ihm. Er hat auch seinen Ehrgeiz, aber er übt dennoch nicht. Wenn einer von ihnen weiter kommen wird, so ist es dabei nur er. Sie kann nicht das Geringste, und die Reizbarkeit eines unbefriedigten Mädchens hat allein eine Schauspielerin aus ihr gemacht. Er denkt lächelnd daran, daß, wenn er sie vor Jahren schon verführt hätte, sie schon seit Jahren als Schauspielerin unmöglich gewesen

wäre. Diese Mädchen verlieren mit ihrer Frauenschaft die Fähigkeit zum Spielen.

Durch eine wirkliche Erlösung zur Frau, zischelt etwas in ihm. Bleiben sie unerlöst, so werden sie erst recht — weil unbefriedigt — geeignet sein, zu spielen ...

Aber seine eigene Erfahrung sagt ihm, daß Erlösung und Nichterlösung keine Nervenfragen sind, sondern aus dem Gemüte fließen. Bei ihr — er haßt sie jetzt — kommt alles aus den Nerven, aus diesen Nerven! Er möchte sie zerstören ... Er wird diese Nerven brutalisieren!

Er geht mitten vom Essen fort. Er will in die großartige und etwas schaurige Toskolanerschlucht wandern, um sich dort auf das Brutale vorzubereiten. Ja, das ist das einzige. Sie brutalisieren!

Die Toskolanerschlucht ist großartig. Diese Wucht ... Diese Klüfte ... Diese Schächte ... Dieses Wasser. Aber er braucht sich seiner Vergangenheit nicht zu schämen. Die Luft von Maderno ist schön, ist blau. Hat er denn keine Erfolge bei Frauen gehabt, so daß eine Frau mit ihm spielen könnte, als ob sie ihn begnade? Der Himmel ist Azur. Schon als er fünfzehn war und seine Träume noch so blau waren wie dieser Himmel, hat er ein Kindlein von Mund zu Mund geliebt. Sie wird heute eine Frau sein, die über allerlei Schätze gebietet, und in ihren Erinnerungen ihn noch inniger bewahren als er das Gedächtnis an sie. Denn einem Schauspieler träumt man leicht als dem Helden bunter Abenteuer nach — er lacht gell in die durchsonnte Luft —, während eine junge Frau, die über Schätze gebietet, aller Abenteuer bar ist, falls sie ordentlich ist. Ja, Maderno ist schön.

Oh, er hat noch an andere Geliebte zu denken, um sein Selbstbewußtsein zu stärken.

Auch in Fasano di sopra denkt er an eine Geliebte mit leuchtenden Gliedern wie das Meer, mit so schlankem Leibe wie diese Bäume. Und in Fasano di sotto mit seinen Bastionengängen hat er eine Geliebte, die ihm auf ganz seltsame Weise zugefallen ist.

Er hat, denkt er in Cargnaco, weil er verlobt war, geglaubt, an diese schlimmheiligen Dinge nicht denken zu sollen. Er, den selbst hier ein Bauernmädchen auf der Landstraße deutlich anschaut, ist in seiner Anständigkeit so weit gegangen, seine Erinnerungen auszulöschen ... Das Mädchen lacht schon wieder zu ihm auf. Dabei sollen die Italienerinnen ihre Blicke bewahren und, solang sie ledig, wie kleine Klosterfräulein leben. Oh, er fühlt sich ... Ja, er kann sich fühlen ...

Und als er in Gardone wieder eintritt, dieses von Büschen und Bäumen eingefaßte Gardone, reckt er sich hoch, ballt seine Faust und sagt etwas so laut, daß zwei Straßenarbeiter aufhorchen und lachen, lachen ... Aber er hebt seinen Kopf nur noch höher mit dem Lächeln eines Siegers ... Jawohl ...!

Ihre Stimme ist etwas heiser. Fräulein Engstrands Stimme ist etwas heiser.

Regine Engstrand hat sehr bestimmte Instinkte. Das wird jeder wissen, der in das Theater geht. Solche Erlebnisse übertragen sich auf manche, als wenn sie eigene wären. Frau Clarissima hat heute abend — einem Abend, an dem man Mandoline spielen, Konfitüren essen und Frauen küssen müßte — die bestimmten Neigungen Regine Engstrands.

Karo aber kehrt mit seinen aufgewühlten Erinnerungen und der männlichen Wucht seiner Vorsätze heim. Er tritt, ohne anzuklopfen, in das Zimmer, in dem sie Toilette macht. Er will sich säubern, umziehen.

Woher er komme, fragt sie.

Das gehe sie nichts an, sagt er schneidend, ohne sie anzusehen. Er zieht sich um.

Die Luft kommt warm herein. Sie trägt in vollen Stößen die Düfte mit. Jetzt müßten Mandolinen spielen. Irgendwo singt eine Stimme. Die eines Mädchens ... Weit ... oder nah ...

„Ich konnte nicht anders, ich mußte heute arbeiten", sagt sie mit einer Entschuldigung, ihm nicht mehr fern. Heute müßte man Männer küssen.

Sie solle nur so viel arbeiten wie sie wolle. Es solle ihn freuen, wenn sie etwas lernte. Er wüßte wirklich nichts, was wichtiger wäre.

Er sagt dies langsam, er sagt trocken.

Sie kommt langsam, langsam zu ihm heran. Heute müßte man Männer küssen. Ganz lang, immerzu ... Männer küssen. Nicht einen, mehrere ... Männer küssen ... Von ferne singt eine Stimme ...

Jetzt liegt ihre Hand auf seinem Arm. Er schüttelt sie ab.

„Geh weg!" knirscht er.

Aber sie umschlingt ihn. Er schüttelt sie ab.

„Laß mich los!" knirscht er.

Sie sieht seine bösen Augen. Heute sollte man Männer küssen. Sie bekommt große Angst, daß sie es nicht können werde ... Mit herabgelassenen Schultern schleicht sie sich leise hinter seinem Rücken wieder heran. Aber er dreht sich sofort um, zischt, daß sie hinausgehen solle.

„Nein, ich bleibe hier; ich bleibe bei dir!" Sie hebt den Mund wie eine Blume, die Regen haben will.

„Aber du bist für mich Luft. Ich rühre dich nicht an. Ich spreche mit dir kein Wort." Er stößt es hervor.

Sie setzt sich nieder. Auf einen Sessel, auf die Kante eines Sessels. Diese Worte sind Ernst. Sie spürt das. Oh, wie schön wild er diese Worte hervorgestoßen hat! Sie klagt leise in sich hinein: Heute sollte man Männer küssen.

Er geht dann hinunter und speist in dem schwülen Garten allein zu Abend. Sie läßt sich das Essen nach oben bringen. Sie speist vor dem Fenster. Das

Meer ist dunkel und glüht. Ja, das ist kein See mehr, das ist ein Meer. Heute müßten Mandolinen spielen. In der Ferne hört man eine Stimme.

Sie steht an einem Fenster. Sie sieht ihn unten. Ihre große Sehnsucht geht hinunter. Wenn er doch erst heraufkommen möchte! Sie wird sich dann an ihn hängen, daß er sie nicht abschütteln kann. Wenn er doch erst käme.

Sie hüpft in leichte goldgestickte Pantoffeln. Sie kleidet sich um, in frischen, aufregend weichen Batist. Einen schweren Morgenrock aus rotem Samt zieht sie über. Sie schließt ihn nicht ganz. Heute soll er Frauen küssen ...

Dann kommt er wie Coriolan ins Zimmer. Er sieht sie nicht. Geraden Weges geht er durch das Zimmer zu einem der Fenster. Da lehnt er, den Horizont, die Weite suchend.

Sie wartet. Vielleicht wird er sich umdrehen. Aber er tut es nicht. Er wartet. Und sie schreit auf, stürzt auf ihn zu, küßt ihm das Haar, umarmt ihn und küßt ihn wieder. Und nach einer Weile wird Coriolan milder. Er entzieht sich ihr nicht, wenn er auch die Küsse nicht erwidert.

Heute soll man Frauen lieben. Die Luft wird immer schwüler. Selbst die Wellen des Meeres scheinen schwül zu schlagen. Die Bäume düften wie in Zaubernächten. Die singende Stimme kommt noch immer nicht zur Ruh. Vielleicht singt sie sehnsüchtig an einem Fenster in den Abend, nach einem Geliebten. Und garnicht weit schlagen wirklich Mandolinen. Sehnsüchtig, lang. In dieser Nacht muß man Frauen lieben ...

... Die Nacht ist schon tief, als er noch wacht. Sie schläft schon lange. Er richtet sich vorsichtig auf und beugt sich über ihren Mund mit einem überlegenen Lächeln. Heut ist er Sieger geworden! Aber die Miene ist so traurig, die sie im Schlafe hat. Er legt sich langsam zurück und lächelt seines Sieges weiter. Aber auf einmal hört er undeutliche Laute, immer dieselben, bis er deutlich hört, wie sie aus dem Schlafe wimmert:

„Warum hast du mich nicht verführt?"

... In dieser Nacht schläft er nicht mehr

Er liegt die ganze Nacht da mit offenen Augen ...

Eine Vergiftung ist für einen Mann von vierundsechzig nicht leicht. Nach wenigen Tagen ruft sie ein Telegramm nach Hause. Clarissimas Vater ist ernster erkrankt, als es anfangs schien.

Die raschen Vorbereitungen der Abreise sind schön. Bei den vielen Kleinigkeiten, die man zu besorgen hat, vergißt man die verschiedenen Dinge, die einen aufreizen könnten.

In wenigen Stunden sind sie in Desenzano.

Sie bemitleidet sich, daß ihr die Reise jäh zerstört sei. Er freut sich dessen.

Dann gibt sie sich einer grenzenlosen Trauer um ihren verstorbenen Vater hin.

Er wendet ein, daß er nur schwer erkrankt sei.

Aber sie erwidert voll Hohns, daß sie es besser wisse. Und gibt sich dieser Trauer mit reiner Leidenschaft hin.

Karo lächelt des Benehmens dieser Frau, die, um der Leidenschaft willen, ihren Vater sterben läßt.

Er lebt, wenn auch sein Zustand ernst ist.

Der Weg vom Bahnhof hat sie zu ihm geführt. Nun fahren sie in ihre Wohnung, in der sie ihr weiteres Leben verbringen wollen.

Als sie in sie treten, preßt er sie in seine Arme. Er will ihr etwas Liebes sagen, weil sie hier erst in die Ehe treten. Aber sie entzieht sich ihm, weil der Zustand ihres Vaters sie zu sehr erschüttert habe.

Dann schreiten sie die Bezirke ab, die ihnen zugewiesen sind. Er liebkost jeden Gegenstand, seine Hand schmiegt sich an jeden Vorhang, streichelt die Decken, sein Auge umfaßt jedes Zimmer, seine Zusammenhänge, seine Durchblicke. Am Eingang zum Schlafzimmer möchte er sie küssen. Aber er wagt es nicht, weil sie der Zustand ihres Vaters so erschüttert hat.

Auch sie umfaßt alle Räume allmählich mit Liebe, die Draperien, die Teppiche, die Stores, die Plüsche ... Sie wird etwas weicher. Er dürfte sie jetzt einmal küssen ... der Zustand ihres Vaters hat sie nicht mehr erschüttert.

Ein Mädchen ihres Vaters ist ihnen hergeliehen. Das hilft ihr beim Umkleiden. Sie kommt in einem Morgenrock von rotem Samt herein, der nicht ganz geschlossen ist. Sie zieht ihn an, weil er Karo reizen soll. Oh, er wird sich aber irren, wenn er glaubt, daß sie ihm mehr als einen Kuß gewähren werde. Sie ist heute müde und hat die Sorgen und keine Lust ...

Sie gefällt ihm, als sie hereintritt. Sie hat das Frauliche, das er mag. Jetzt würde er sie küssen, wenn er sie nicht erschüttert wüßte.

Der Tee wird angerichtet. Man sitzt nebeneinander auf dem schönen Sofa, im Wohnzimmer. Er traut sich nicht, sich ordentlich hinzusetzen, weil es noch neu ist und er alles schonen möchte. Das Teeglas selbst hielte er am liebsten in der Hand. Der Tisch ist so glatt und so schön und neu ...

Dann zieht er sie an sich — der rote Samt läßt ihre weiße Wäsche hervorschimmern —, und sie schmiegt sich an. Er küßt sie auf den Scheitel, auf die Stirne; sie läßt sich küssen. Er möchte sie weiter küssen. Aber er sieht, wie sie kühl in die Luft starrt. Denkt sie an das, was sie schon zusammen durchgemacht, oder an das, was ihnen in diesen Räumen bevorstehen mag?

Sie denkt an die Abreise, ihren Vater, ihre Enttäuschungen, an das Leben; sie fühlt Tränen in sich heraufkommen und geht aus dem Zimmer.

In ihrem Schlafzimmer schließt sie sich ein und weint; anfangs weiß sie nicht, welcher der vielen Gründe, die sie zum Weinen hat, der stärkste ist. Später weiß sie, daß es der ist, daß sie in diesen Zimmern ihr Dasein versäumen solle. Sie schluchzt so heftig, daß Karo es hört. Aber als er die Türe zu öffnen versucht, ist es vergeblich; sie gibt keine Antwort. In diesen Zimmern ihr Dasein versäumen ...

An diesem ersten Abend, an dem er den Frieden seines Hauses zu spüren hoffte, geht also Karo aus. Er geht zu Harry, dessen Urlaub zu Ende sein muß. Er hört von dessen Diener, daß er nach dem Theater zu Hause essen werde. So wartet er.

Harry kommt dann auch. Wohl etwas müde. Er schüttelt Karo ohne Überraschung die Hand. Wenn er über alles staunen sollte, was im Leben seltsam ist, würde Harry immer im Staunen sein müssen.

Er fragt Karo, ob seine Frau ihm denn Urlaub gegeben habe.

Als er keine Antwort bekommt, fragt er nicht weiter und läßt das Essen auftragen.

„Sie geht morgen nach Lausanne", sagt er dann und dreht sich zu Karo um.

„Ins Pensionat", setzt er nachdenklich hinzu. Seine Stimme ist auffallend weich.

„Ach, die Mädchen sind so lieb," sagt er, während er Bouillon teilt, „und haben's so schlecht."

Sie können beide heute nicht aus sich heraus. Harry hebt das Glas und sagt mit großen Augen:

„Die Frauen!"

Aber Karo kneift die Lippen zusammen und trinkt nicht mit.

„Die Eltern sind unglücklich", sagt Harry dann. „Sie ist auch elend, weil die Eltern unglücklich sind. Aber zu machen ist da doch nichts", sagt Harry.

Harry sagt noch das und jenes in einer milden, weichen Stimmung. Karo hört nur zu.

Nach keiner großen Weile verabschiedet er sich von ihm.

Harry hat mit ihm Mitleid. Er vergißt die Minuten, wo er neben Frau Clarissima in einem Chorgestühle saß, und sagt zu ihm leise, aber heftig:

„Die mußt du schlagen!"

Karo antwortet nichts und geht hinunter. Er verteidigt heute keine staatliche Einrichtung. Er hat ein Gefühl, während er durch die altbekannten Straßen schreitet, daß ihm der Fortgang seiner Ehe altbekannt sei. Sie werden sich in den Spielen der Sinne abwechselnd lieben und abwechselnd hassen, und wenn der eine liebt, wird der andere hassen. Wenn die Sinne einmal zum Schweigen gebracht sein werden — heut ist die Nacht noch sinnlich und der Mond regt die Schatten auf — wenn die Sinne erst tot sein werden, werden sie sich um Kleinigkeiten, um die tausend Dinge des Tages ebenso hassen und ebenso lieben, und wenn der eine hassen wird, wird der andere lieben ... Vielleicht werden sie auch ein Kind bekommen, das sie etwas sänftigen wird; obwohl er auch dieses bezweifelt, da diese Frau nicht zu berechnen ist. Aber wenn auch das Kind sie etwas sänftigen mag, das eine weiß er: Diese Ehe wird ein großer Kranz von Dornen werden. Er glaubt zu fühlen, wie sich die Dornen in seine Finger pressen, und während er durch die altbekannten Straßen schreitet, meint er das Niedertropfen des

Bluts zu spüren. Die Gassen werden enger und der weiße Mond tänzelt vor ihm her. Er geht immer weiter, bis er endlich nach Hause kommt, um die erste Nacht in seiner Ehewohnung zu verbringen. Als er die großen Zimmer sieht, denkt er lange darüber nach, ob er nicht früher in seinem möblierten Zimmer besser gelebt hat . . .

Als nur eine ganz kurze Weile um ist, macht Frau Clarissima eine Entdeckung.

Sie behält sie drei Tage für sich. Dann erzählt sie das Geheimnis ihrem Manne. Er ist sehr gehoben und will sie umarmen.

Sie stößt ihn zurück:

„Glaubst du, daß ich mich schon entschlossen hatte, von dir ein Kind zu bekommen?"

Er starrt sie groß an.

„Ich wollte mir erst noch überlegen, ob du würdig seiest, der Vater meines Kinds zu werden."

Er glaubt, den Verstand zu verlieren.

„Nun bin ich vorher überrumpelt worden."

Er will sie an den Armen festhalten. Er glaubt, sie verliere den Verstand.

Sie läßt sich in einen Sessel sinken und sagt mit einer ganz fernen Stimme: „Ja, wenn du mich noch verführt hättest!"

Und dann mit einer inbrünstigen Stimme:

„Wie selig wäre ich dann gewesen, von dir ein Kind zu bekommen!"

Kärrner und Könige/ von Ludwig v. Hatvany

Ein griechisches Epigramm nennt die Ruder „Flutrückwärtsdränger": durch die geteilten, zurückgestauten Fluten bahnt sich, bohrt sich der Schiffskiel den schäumenden Weg. Wie jene flutrückwärtsdrängenden Ruder ein Schiff vorwärtstreiben, so tragen den Forscher seine Gedanken durch das niederziehende Material. Aber nur den Auserwählten der Wissenschaft gelingt es, sich selbst in ihren Stoff zu weben, sich selbst in ihm, durch ihn, ihm zum Trotz zur Erscheinung zu bringen.

Die Frevler! Sie müssen für dieses unwissenschaftliche Vorgehen streng bestraft werden. Ein echter Gelehrter hat nämlich das Material nicht zu sondern, wohl aber zu häufen, berghoch aufzustapeln. Es gehört dazu bloß eine gewisse Entsagung, deren sich unsere Gelehrten vielfach auch redlich befleißigen: die Entsagung von jedem Gedanken.

Alte Geschichte darstellen wollen: wie vermessen! Sie ist uns ja zu entrückt. Über moderne Geschichte sich eine Meinung zu bilden, ist bei gesetzlicher Strafe untersagt: sie ist uns ja noch zu nahe. Dort fehlt die Materie, um sich das Recht einer frischen, persönlichen Darstellung anzumaßen; hier hinwieder ist sie zu groß, um bereits aufgearbeitet zu werden. Darum heißt es: sammeln, sammeln, unentwegt sammeln. Und hat man schier sein Leben in dieser entgeistenden Tätigkeit verbracht, dann lege man die Feder schön ruhig aus der Hand und schließe die Augen in beruhigendem Bewußtsein, den Boden für andere vorbereitet zu haben. Für andere, die natürlich weitersammeln werden.

Nun geschah es im schönen Lande Frankreich, daß ein gelehrter Mann, ein großer Schriftsteller, daß ... Hippolyte Taine die Katastrophe seiner Heimat im Jahre 1870 miterleben mußte. Seine liberale Vorstellung von der Welt, die eines in einer Kulturstadt wohnenden Kulturmenschen, wurde jählings erschüttert. Dies war seine Seelenstimmung, als er sich daran machte, die Geschichte des modernen Frankreichs zu schreiben. Er setzte sich ins Archiv und fing an zu lesen, zu sammeln, zu sichten, Notizen zu machen. Wie wenn er nicht wüßte, daß, um die geschichtliche Objektivität zu wahren, man in heiliger Scheu vor jeder Voreingenommenheit sich einen Gegenstand zur Bearbeitung wählen müsse, der einen gar nichts näher angeht; man eine Materie nicht unter neue Gesichtspunkte rücken dürfe; die Majestätsrechte der Phantasie und der Träume dem Dichter von den Philistern bloß dann gewährt würden, wenn sein Werk als Roman oder Gedicht deutlich lesbar etikettiert ist. Aber wehe ihm, wenn er den gefährlichen von der Phantasie befruchteten Halbtraum der Archive träumt, den einst Thukydides und Tacitus, Gibbon, Burckhardt, Macaulay, Taine, Renan und Strauß träumten. Und wehe ihm, getraut er sich, seiner Dichtung den Namen Geschichte zu

erteilen! Da nun Taine von der Gefahr, die er dabei lief, keine Ahnung gehabt zu haben schien, machte er sich, statt an die Geschichte des unparteilich beurteilbaren Hunnenreiches oder, um wissenschaftlicher zu reden, statt an die Ergänzung der Lücken unserer Kenntnis um König Attila und seinen Hof, an die Geschichte der Entstehung des modernen Frankreichs. Er bediente sich zum Vorwand der Entfaltung seiner Eigenart der Robespierre und des Napoléon. Als ob man über diese Herrschaften so ohne weiteres schreiben könne; schreiben könne wie über alle anderen Phänomene dieser Welt: über das Meer und die Alpen, einen Löwen oder eine Nachtigall. Bald ist sein Ton voller Entrüstung, bald läßt er sich durch seine Begeisterung hinreißen. Schnell hat er sich in diesem aufgeregten Zustand von Sachen und Menschen ein Bild vorgestellt und sucht seine Erregung, ehe sie sich zur Gleichgültigkeit erkühlt, glühend, sinnlich, voll zum Ausdruck zu bringen. So meint er der Mission des rückwärtsschauenden Propheten, wie einst Schlegel den Historiker nannte, am besten zu entsprechen.

Nun erhebt Herr Aulard, Professor der Geschichte an der Sorbonne, ein typisch trockener Pedant, gegen Taine seine Stimme im dreimal heiligen Namen der Wahrheit! Wie denn nicht? Lebende Fachleute tragen stets den Sieg davon, wenn sie mit toten Künstlern rechten. Und dem Pedanten gesellt sich Herr Nordau, der den richtigen Moment erfaßt hat, um in einem Feuilleton sein „Leichengericht" über Taine zu halten. Hat er nicht auch recht? Überhaupt haben Fachleute und Philister immer recht, weil sie Beweise für ihre Ideen, Gründe für ihre Empfindungen, Zahlen für ihre Thesen anführen können. Wie könnte das bloße Empfinden, das armselige künstlerische Empfinden gegen eine solche Macht aufkommen? Eine Empfindung, ein Mutmaßen gegen die Wahrheit . . . Die Wahrheit? Die Wahrheit der Nordau und Aulard? Ach nein. Diese Herren können sich ebensowenig wie Taine rühmen, die alle Meinungen und Gegenmeinungen in sich aufhebende ewige Wahrheit gefunden zu haben. Taine ist, was man mit einem Philisternamen konservativ nennt, und sieht in der Revolution auch das Verabscheuungswürdige. Aulard und Nordau sind liberal und bewundern das Große in und an der Revolution. Aber warum soll ich dem Visionär des Zornes weniger glauben als dem Rechenkünstler, dem Statistiker der enthusiastischen Verehrung? Warum sollte die Wahrheit dem entindividualisierten Gelehrten Aulard oder dem verstockten, jeder einmal anerzogenen Meinung treuen und Meinungsänderungen ganz unzugänglichen Feuilletonisten Nordau sich eher offenbaren als dem fieberhaft suchenden, von seinen Voreingenommenheiten erleuchteten, von der divinatorischen Eingebung hell durchzuckten Forscher?

Wie sehr die Behauptungen wahr und unwahr bloß auf Meinungsverschiedenheiten beruhen, läßt sich an einem Fall leicht erweisen. An einem amtlichen Schreiben Talleyrands aus dem Jahre 1790 bewundert Aulard die großartige Vaterlandsliebe, die Seelengröße, die dem Zeitgeist gemäße Sprache,

— Taine verlacht dessen falsche Sentimentalität. Muß Taine an krankhafter Kritiksucht leiden, weil er in Talleyrands Worten die Heuchelei, die Phrase unausstehlich findet? Was beweist gegen ihn, daß die Journalisten vom Jahre 1790 Talleyrand zustimmten und Lobesergüsse über seine Worte breiten? Aulard hält sich an den Wortsinn der Talleyrandschen Adresse; Taine sieht weiter und denkt daran, wer eigentlich dieser Herr Talleyrand war. Der Interpretation des einen Gelehrten steht diejenige des anderen gegenüber; der eine sieht mit der Lupe, der andere mit Seheraugen. Wem soll ich trauen?

Hätte Taine die Zeitungsnotiz des Moniteur und alle die anderen Notizen beachtet, in deren Kleinkram die Aulard leben, er hätte mit seiner Arbeit nie fertig werden können. So unglaublich es auch klingen mag, Taine bleibt der Vorwurf der . . gewissenlosen Eilfertigkeit nicht erspart, da er sich vermaß, je einen Band der Arbeit in 2 bis 3 Jahren fertigzustellen und bloß kurze zwanzig Jahre (wenn auch von früh bis Abend beschäftigt, ohne eine Minute zu verlieren) an die Abfassung seines Werkes zu wenden. Herr Aulard äußert sich über Taines Methode: „Man sieht, wie wenig Zeit er für ein Werk brauchte, das nach unseren heutigen Methoden beinahe ein ganzes Leben in Anspruch genommen hätte." Beinahe ein ganzes Leben! Wie läßt sich so etwas vorschreiben? Man arbeitet an einer Arbeit, solange sie einen interessiert; solange man fühlt, daß man über gewisse Dinge noch etwas zu sagen habe. Oft genügt dazu ein Jahr, ein andres Mal genügen dazu nicht zwanzig, nicht dreißig Jahre. Das ist das einzige richtige Verfahren, wenn es auch „unsere heutigen Methoden" für unwissenschaftlich erklären. Dagegen Herr Aulard. „Eine Darstellung der französischen Zustände unter der Konstituante ist heute noch nicht möglich. Man kann nur einige methodisch ausgewählte Quellen aufdecken, aus ihnen eine unvollständige provisorische Skizze herstellen, die dann anderen Forschern zunutze sein und befriedigenderen Skizzen zum Unterbau dienen soll . . Diese bescheidene Rolle entsprach jedoch keineswegs dem Ehrgeiz Taines."

Welch Glück für uns, daß Taine diese Rolle nicht zusagte. Wie könnte sich auch ein Mann von Genie und Ehrgeiz dazu hergeben, anderen Famulus Wagner-Dienste zu leisten. Dabei werden es ja diese anderen nicht besser haben als wir; im Gegenteil. Geht das Treiben fort, so wird zu einer halbwegs befriedigenden Skizze nicht ein Menschenleben benötigt, sondern zwei, drei, vier . . . Und die Menschheit soll inzwischen mit dem Besserwissen der Kommenden vertröstet werden? Im Grunde aber nicht einmal damit, da doch das Verfahren der vorläufigen Skizzen nie aufhören soll.

Das ist Aulards gepriesene Methode von heute, die Methode, die sich steriler Fleiß als Abwehr gegen das Talent ersann. Es ist nicht zu leugnen, Talent ist eine Tyrannei, eine Willkür; es schneidet aus der Vergangenheit nur das heraus, was es für seine Werke gut verwenden kann. Merkwürdig, wie seine Zwecke den Zwecken der Zeit entsprechen; und sollten sie ihnen noch nicht

entsprechen, so drängt er sie eben auf. Aber auch das Leben der Aulard vergeht nicht umsonst, immer werden sich Männer wie Taine finden, die mit der Willkür der Schöpferkraft über das zusammengetragene Material schalten und walten.

Aber Taine, heißt es weiter, war nicht nur in der Auswahl parteiisch, nicht nur ein Meister im Verschweigen, er fälschte auch, verdrehte geradezu die Dokumente, führt falsche Zahlen an ... Gewiß sind das große Mängel; aber ich möchte den großen Historikern keine Aulards auf der Spur folgen lassen, sonst, fürchte ich, entdeckten wir überall: daß eine Idee, ein Gefühl sich auch durch Gewalt zur Geltung bringt. Taine zitiert eine Stelle, die bereits Tocqueville in seinem Werke vor ihm zitiert hat, weshalb er sie getrost übernimmt, ohne sie auf ihre Genauigkeit zu prüfen. Aulard, den der Andrang von Ideen in seiner ruhigen Arbeit nie gestört hat, leistet sich den Spaß, zu untersuchen, ob das Zitat wirklich auch genau sei; dabei stellt sich heraus, daß Tocqueville gewisse Verrenkungen daran vornahm, um seine Beweisführung zu erleichtern. Das tat der ernste, trockene, hochehrbare Tocqueville. Er war eben von einer Idee beherrscht; und im Kampf zwischen Idee und Dokument wird das Dokument stets den kürzeren ziehen, einerlei, ob sich dieser Kampf im Gehirn eines Tacitus, eines Gibbon, eines Montesquieu oder eines Mommsen vollzieht. Der Sklavenaufstand der Aulard-Rasse muß beizeiten niedergeschlagen werden, sonst jäten unsere Universitäten in den Jüngern der Geschichte das böse Unkraut der Phantasie, der Ideen gänzlich aus und züchten dafür Aulards in ungewünschten Scharen. Ob das wohl ein Gewinn wäre für ... die „Menschheit"?

Wenn einer ein gutes Gedicht schreibt, wer wagt ihm einen Vorwurf zu machen, daß er zuerst die mittlere Strophe fand oder sich vielleicht nur durch den Klang eines verlockenden Reimpaares verleiten ließ. André Chénier schrieb seine Verse, ehe er sich ans Dichten machte, zuerst in Prosa nieder. Gewiß eine üble Methode ... für jeden andern; ihm erschien sie gut. Die humanistischen Wissenschaften, die Wissenschaft vom Menschen, haben so viele Methoden als es Menschen gibt, die sie betreiben. Aulard nimmt ein Dokument nach dem andern in die Hand, liest sie bedächtig durch, schreibt sie ab, legt sie zurück, nimmt sie dann wieder zur Hand und wiederholt dieses Verfahren beliebig oft. Taine hingegen ließ sich im Archiv ein Bündel Schriften reichen und benutzte sie alle zugleich. Eine wilde Hetzjagd war's der Notizen und Gedanken, jeder neue Fund weckte eine neue Idee, bis der erwachte Gedanke oft seinen Wecker verscheuchte oder dieser sich ihm anpassen mußte. Aber das benutzte Dokument wird in der Zerstreutheit oft in ein falsches Fach gelegt: daher Verwirrungen in den Fußnoten. Kein Zweifel, das sind sehr große Unvollkommenheiten, zugleich aber auch ein Zeichen seiner Menschlichkeit und einer bedeutenderen Humanität als die maschinelle Vollkommenheit der Gelehrtenmenschen. Die verschiedene Art und Weise der Arbeit entspricht

einer jeweils verschiedenen Art des Sehens, des Erfassens, die methodische Gleichförmigkeit hingegen deutet auf eine gleiche Art des Denkens, auf einen Mangel an Gedanken. Denn Gedanken haben heißt: anders sehen als andere. Eine Meinung ist zugleich auch eine Meinungsverschiedenheit. Dabei sieht das Talent natürlich Dinge auch dort, wo das Antitalent nichts bemerkt. Ergötzlich ist's, wenn Herr Aulard eingesteht, er sei dem Typus des Jakobiners nie begegnet; und Taine widmet eben dieser neuen Gattung, die der Revolution ihre Entstehung verdankt, ein ganzes Kapitel. So schmähte einst auch ein (im übrigen mit Recht berühmter) berühmter Philologe Nietzsche, als dieser entdeckt haben wollte, daß Apoll und Dionysos die Helden der griechischen Tragödie seien: in den wenigsten Tragödien spielten diese Götter eine Rolle. Ob Taine oder Nietzsche, ob Aulard oder ... der Fall ist eigentlich ganz derselbe: die Armut an Gedanken steht vor dem divinatorischen Gedankenreichtum und rächt sich an ihm, indem er dessen Träger unwissenschaftlich schimpft.

Ein sehr unwissenschaftliches Vorgehen ist nicht nur die Eindrucksfähigkeit, die Gabe der Einfälle und Ideen, sondern auch die fatale Sucht, alles zusammenzufassen: die Synthese. Taine entwirft ein Bild der gesellschaftlichen Stände im 18. Jahrhundert und rüttelt zu diesem Zwecke die Chronologie ein bißchen durcheinander. Sein Gesichtspunkt, sein leitender Gedanke fordert nämlich, daß sich Tatsachen in anderen Gruppen zusammentun als im gemächlichen Gänsemarsch der Jahre. Diese Gruppen sind deshalb nicht minder natürlich. Aulard sieht in ihnen bloße Spiele des Zufalls. Merkwürdig, daß solche „Zufälle" immer nur dem Talent passieren. Menschen, die solchen Zufällen oft zum Opfer fallen, pflegt man Künstler zu nennen.

Dem Künstler soll das Gebiet der Geschichte erhalten werden! Man soll ihn frei gewähren lassen, im sicheren Vertrauen, daß mit Phantasie gepaartes Wissen der Wahrheit näher komme als das Wissen der historischen Seminare, in denen nun gar schon Hippolyte Taine eine Disqualifikation bedeutet.

Von der Liebe/ Sonette von Hans v. Günther

1

O, unvergeßlich ist die schöne Liebe
Dem Herzen, das an sie sich fortgegeben,
In jedem Leben blüht ein andres Leben,
Ob es auch anfangs wort- und wunschlos bliebe.

Doch einmal naht der Tag der Blütentriebe
Und rastlos ruft die Glocke das Bestreben,
Sich an ein andres Herze fortzugeben,
Ein Dichter werden, ob er gleich nichts schriebe.

Und denkt auch jeder, daß er sich verschwendet,
Daß seine Tiefe nur ihm selbst gehöre,
Daß seinem Brunnen keine Bilder taugen —

Es lächeln seine glanzvertieften Augen,
Und es erklingen ihm der Engel Chöre,
Eh noch das Liebeslied der Sehnsucht endet.

2

Kristallne Runde tiefgewölbten Blaus,
Erschließe dich, die Blume zu empfangen,
Die schon mit goldnem Dufte angefangen,
Zu dringen in das zartverliebte Haus.

Schon schmückt der taubeglänzte Blumenstrauß
Die holde Anmut silberbleicher Wangen,
Und diesem schamhaft kühnen Unterfangen
Geht ersten Blutes Welle schön voraus.

Und in den Kelch der wachgeküßten Erde
Stürzt sich das Kind der Sonne jung hinein,
Vermischend braune mit den blonden Locken.

Und aus der Tiefe jeglicher Gebärde
Bricht eine Flamme glühender als Wein —
Und alles ist voll Glocken, voller Glocken.

3

Den neuen Morgen zu begrüßen, wachen
Die Vögel auf im gutversteckten Nest;
Und selbst die Blätter taumeln im Geäst,
Da sie die goldnen Strahlen heiß entfachen.

Im blauen Meere schwimmt der rote Nachen,
Und alles ist ein hochzeitliches Fest,

Und jeden, der das warme Bett verläßt
Empfängt des Morgens tauerfrischtes Lachen.

Die Damen prüfen Wetter und Toiletten,
Verliebte dichten weiter an Sonetten,
Im weißen Himmel spielen Amoretten.

Und es erhellen sich der Damen Mienen.
Die Dichter gehen über zu Terzinen,
Und die Verliebten? Ei! Was ist mit ihnen?

4

Und weiter fliegt der Tag auf goldnem Flügel
Und senkt sich ins Gebüsch der Bäume nieder;
Verträumt erheben sich Jasmin und Flieder
Der Sonne haltend ihre goldnen Zügel.

Im blauen Schleier stehn die sanften Hügel,
Die süße Morgenluft umweht die Glieder,
Ein Silberschleier deckt die Welt und wieder
Ersteigt der Tag die wohlbekannten Bügel.

Die grünen Schatten werden viel verdecken,
Noch ist das Spiel vom lieblichen Verstecken,
Von dem sich Nähern und einander Necken.

Wie Morgenwellen, die im Bad liebkosen,
So schwimmen Wünsche, die graziösen, losen,
Und senken sich zum Tau der roten Rosen.

5

Nun ist die Zeit der mittaglichen Ruhe,
Senkrechter Schatten, weißbestaubter Schuhe,
Es senken sich des Efeus grüne Ranken,
Und jeder hat besondere Gedanken.

Der wühlt in Briefen, jener in der Truhe,
Und keiner forsche, was der andre tue:
Die braunen Mädchen werden ihren schlanken
Gespielen für erwünschte Ruhe danken.

Das Spiel war schön, die Ruhe ist zu loben,
Und unermeßlich brennt die Glut von oben.
Die große mittagliche Stille brütet.

Und langsam sammelt sich des Blutes Regung,
Weil in der großen glühenden Bewegung
Die Sonne ihre tiefsten Wunder hütet.

6

Und länger werden schon der Schatten Kürzen,
Aufs neu beginnt die reizende Verführung,
Und der noch heißen Sonne heißre Schürung
Beginnt das Spiel mit Doppelsinn zu würzen.

Die Damen zieren sich mit weißen Schürzen,
Doch auch mit eines Mieders enger Schnürung,
Und voll Verlangen und entzückter Rührung
Begehrt der Mann in ihre Schlucht zu stürzen.

Jedoch die Zähmung ist noch so natürlich,
Noch ist es nicht die Zeit der schönen Stürme,
Noch heißt es warten auf des Abends Lüste.

Und darum streift Erinnrung unwillkürlich
An stille Bänke und an hohe Türme,
Auf denen jeder schon sein Mädchen küßte.

7

Der Abend kommt und mit ihm ein Geflüster
Von lieben Worten, zart und unermüdlich;
Indessen läutet langsam und gemütlich
Die Abendglocken hoch im Dorf der Küster.

Ein roter Mund ist immer ein geküßter
Und heiße Augen sind sehr süß und südlich;
Indessen tun am leichten Wein sich gütlich
Die alten Herrn und schaun ins erste Düster.

In dem Erinnern sehn sie rote Plüsche,
Und weißer Kleider ungemeine Schürzung,
Zuweilen auch den Nachklang schöner Küsse.

Sie denken an die sehr bekannten Büsche —
Und sagen sich im Lächeln der Bestürzung,
Daß dieses immer wohl so seien müsse.

8

Und dann die Nacht der offenen Gefühle,
Die Nacht des ungewöhnlichen Bekennens,
Wo noch ein Abglanz des berückten Brennens
Erwärmt die blau und sehr verschwiegne Kühle.

In allen Zimmern kreist des Tanzes Schwüle
Im Widerspiel des Einigens und Trennens —
Jedoch die Blicke flammenden Erkennens
Betten sich ineinander, wie auf Pfühle.

Ein ſtummer Ruf; und Sterne überm Garten;
Der ganze Zauber nachtumfloſſner Stille:
Vom fernen Hauſe Tanzmuſik und Reden.

Ein kurzes ungeduldiges Erwarten;
Ein leiſer Schritt; das Zirpen einer Grille...
O wie berührt das immer einen jeden.

9

Ganz wie mit Blüten, angetan mit Sternen,
Mit Schleiern ſehr geſchmückt und blauem Flaume,
Hoch über jedem dichtbelaubten Baume,
Steht groß die Nacht im Wunder aller Fernen.

In dunkler Klarheit murmeln die Ciſternen
Aus einem ruhig unbekannten Raume,
Und wie im Märchen oder weißen Traume,
Beginnt das Blut den ſtummen Laut zu lernen.

Die große Traurigkeit und ein Bedauern,
Läßt alles Unerreichte uns umgaukeln:
Das letzte Wunder und das große Staunen.

Es wachſen hoch die weißen, weißen Mauern,
Und fremde Blumen heben ſich und ſchaukeln,
Im unentwegten, unentwegten Raunen.

10

Dann in der letzten Lampen rotem Scheine
Bei letzter Lichter raſchem Funkenſprühen,
Wird Wahrheit das Geſetz vom ewgen Blühen,
Begehrt ein jeder nur die Eine, Eine.

Und wie im Rauſche und beim heißen Weine,
Vollzieht ſich ſüß das Ineinanderglühen:
Ein ewig Raſten, ſeliges Bemühen,
Die Tat der Einigung, die ungemeine.

Die letzten Wunder der Natur geſchehen;
Und wie auf einem bunten Nachen gleiten
Die Liebenden in Schluchten und auf Höhn.

O dies Verſchmelzen, ſelige Vergehen,
Indeſſen ſich die Arme feſter breiten,
In einer Liebe, tief und trunken ſchön.

Das englische Vorbild/ von S. Saenger

Unter dem 12. März 1828 notiert der getreue Eckermann ein denkwürdiges Gespräch, in dem Goethe sich über englisches Wesen ausspricht. „Es ist ein eignes Ding: liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung, genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen anderen etwas vorauszuhaben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten; aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten ... Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, das eben ist ihre Tugend." Der gute Merker fühlt betroffen den Stachel; er glaubt seine jungen Deutschen ungerecht beurteilt und sich berufen, sie in Schutz zu nehmen. Sind sie nicht geschulter, gelehrter, gebildeter als die gleichaltrigen Briten? an Geist, Wissen, Gemüt der englischen Jugend überlegen? Leben sie nicht intensiver in der Idee, und sind sie nicht unvergleichlich stärker an den Problemen der Spekulation interessiert? Schüchtern bringt er seine Einwände gegen den Olympier vor, dessen Licht ihn heute eher blendet als erleuchtet; er versteht ihn einfach nicht mehr, der doch bisher gelehrt hatte, das Ziel des Lebens sei Bildung, und Bildung sei die harmonische Ausbildung der Geisteskräfte. Stellt nicht, was Goethe heute von den Engländern rühmte, den vorbildlichen Wert seines eigenen, köstlich reichen Lebens in Frage? Es war, im großen gesehen, vor allem anderen ein unermüdliches Lernen, eine unablässige und nach allen Himmelsrichtungen systematisch betriebene Horizonterweiterung gewesen, ein faustisches Ringen nach reiner, uninteressierter Erkenntnis; insofern mochte es als spezifisch deutsch gelten. Auch schien die neue Humanität, wie sie den großen Werbern und Befruchtern deutscher Art und Kultur, den Griechenaposteln von Lessing und Herder bis auf den Homerwolf und Wilhelm von Humboldt als Bildungsideal vorschwebte, ohne die solide Grundlage antiquarischer Gelehrsamkeit undenkbar. Die Eckermänner, deren Stärke nicht eben die Originalität war, sahen die Herrschaft der großen Philologendynastien an den deutschen Universitäten und Gymnasien sich täglich mehr befestigen, sahen ernste, blasse, verbogene, engbrüstige, kurzsichtige Männer die Jugend der Nation mit religiösem Eifer zu Griechlingen und Römlingen schmieden und mußten folgerichtig glauben, der Weg zur Griechheit führe durch das philologische Seminar oder wenigstens hart an ihm vorüber. Und nun sollte Wahn sein, was im

ganzen deutschen Vaterland als höchstes Bildungsziel anerkannt, als nationales Humanitätsideal verehrt wurde! Auch mußte diese Äußerung über die Engländer, wenn sie bekannt würde, nicht nur den Neuhumanisten und Nationalisten Ärgernis geben (nicht geringeres als die menschlich freie Beurteilung Napoleons), sondern das sittliche Gefühl geradezu verletzen: seit wann war, im Bezirk christlicher Weltanschauung, das Gefährlichseinkönnen eine Tugend? Schüchtern bringt der getreue Eckermann seine Einwände vor, aber mit einem Ruck seiner Hand schiebt der Allweise sie zur Seite. „In solchen Dingen, mein Bester, liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum, sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht. Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freieren Entwickelung genießen als bei uns Deutschen."

Dieser scheinbare Gelegenheitsausspruch Goethes ist revolutionierender, wert-umwertender als so manche anspruchsvoll auftretende Philosophie. Mit einem Groll, wie er in diesem grundgütigen Menschen selten hervorbricht, wird der Philologenwahn abgeschüttelt, der ein ganzes Jahrhundert unser Erziehungswesen verwüstet hat, als ob die Kultur der Sinne und das Leben und Weben in der Praxis nichts seien neben dem systematischen und noch dazu einseitig gerichteten Erwerb von Wissen und intellektuellen Gewohnheiten. Dem deutschen Bildungsstreben wird die englische Lebensgestaltung entgegengestellt; der durch Fälschung der wirklichen Lebenswerte hervorgerufenen Tendenz, das Surrogat des Lebens höher zu stellen als das Leben selbst, wird strafend die englische Courage vorgehalten, zu sein, wozu die Natur einen gemacht hat. An dem Typus Mensch, den die deutsche Erziehung durch Dialektik und historisch-literarische Gelehrsamkeit auf die Beine stellt, wird gezeigt, wie verfehlt sie sei. „Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geneigt sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben und zwar unwiederbringlich; denn

wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein!" Die ganze seitherige deutsche Entwickelung mit ihrer Entfesselung ungeahnter Kräfte gibt Goethen recht: sie ist mit ihrer Rückkehr zu unmittelbaren Lebensaufgaben, eine Entwickelung vom Philologen- (oder Neuhumanisten-)ideal hinweg, eine Hinwendung zum englischen Ideal, wonach vor allem der Willen zur Tat durch mitleidlos derbe körperliche Zucht gesteigert und der Kopfkultur eine sekundäre Rolle zugewiesen wird. Mit dem untrüglichen Instinkt des Genies witterte Goethe sofort die universale Gültigkeit eines Teils der insularen Eigentümlichkeiten; ihre sozialhygienische und sozialethische Notwendigkeit. Wie sich im englischen Typus frische Ursprünglichkeit und Willensstärke mit Gesittung und Kulturschliff vereinigte, schien ihm vorbildlich. Offenbar also waren die auf Shakespeares Smaragdinsel gepflegten Lebensgewohnheiten und Erziehungsmethoden nicht darauf angelegt, die Natur zu brechen und das Triebartige des Lebensprozesses abzuschwächen.

Das Gefühl für diese Zusammenhänge wurde seither immer allgemeiner, ganz besonders unter den Deutschen. Sie, in denen von allen Völkern der Wille zur Erkenntnis am reinsten und stärksten ausgeprägt ist, beginnen das beschränktere aber realisierbare englische Lebensideal anzuerkennen und hören auf, die Pflege der auf Diesseitigkeit gerichteten Instinkte als minderwertig zu betrachten. Dadurch erhält der angelsächsische Typus Mensch im Fortgang des neunzehnten Jahrhunderts eine fast universale Geltung. Wenn man von einem nationalen Typus sagen kann, daß er für die moderne Vorstellung Mensch vorbildlich geworden ist, so ist es der angelsächsische.

Tatsächlich übte England schon vor hundert Jahren eine Art Weltherrschaft: sowohl als Weltmacht wie als Kulturstaat. Bis zum Zusammenbruch des Napoleonismus bot Frankreich als militärische Machtorganisation das imposantere Bild. Auch geistig und politisch gingen, äußerlich betrachtet, von Frankreich bis dahin die stärkeren Wirkungen aus. Dort wurden die Gedanken der Aufklärung, die seit Renaissance und Reformation in allen Ländern des christlich-europäischen Kulturkreises als Gemeingut wurden und wuchsen, in die kleine Münze verwandelt, die sofort europäischen Kurswert erhielt. Die Enzyklopädisten, die sich, wie Rousseau, aus englischen und deutschen Quellen nährten, waren nicht die originellsten, wohl aber die universalsten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Mit ihrer unvergleichlichen Rhetorik hatten sie die ganze gesittete Welt zu Hörern. Als dann Frankreich das Laboratorium für die gewagtesten politischen Experimente wurde und der Revolutionsbrand ganz Europa erschütterte, galt es, trotz aller Katastrophen, die das Land erschöpften, bei der Mehrheit der noch als Untertanen schmachtenden Europäer als das fortschrittlichste und fortgeschrittenste Land der Erde. Der Ästhet hinwieder blieb sich bewußt, daß dort die Formen der Geselligkeit mit den zartesten Reizen geschmückt waren, daß Kunst in Wort, Kleid und Bild die steten Begleiterinnen des Alltags waren, und hieß den höfischen und höf-

lichen gallischen Ton als Blüte der Gesittung allenthalben mit solchem Nachdruck willkommen, daß seine Nachahmung auch im Bürgerstand Mode wurde. So übte Frankreich im 18. Jahrhundert neben der politischen auch Kulturherrschaft. Trotzdem ahnten schon damals die klügsten Franzosen die kommende Weltherrschaft des Angelsachsentums.

Der erste war Montesquieu. Er erkannte in seinem Esprit des Lois (1748) das Wesen der englischen Verfassung zwar unvollkommen, aber mit richtigem Instinkt bewunderte er den demokratischen Kern in aristokratischer Hülle, die gegenseitige Kontrolle der öffentlichen Gewalten, die unbedingte Souveränität des Gesetzes und die Relativität aller öffentlichen Pflichten und Rechte. Es war eine großartige — großartig weil sachliche — Huldigung vor dem politischen Genius des englischen Volkes. Von der Souveränität des Volkes zu sprechen, war verfrüht; aber es genoß im damaligen Europa von allen Völkern den ausgedehntesten Rechtsschutz und war durch kein Kasten- und Klassenregiment am Aufstieg in die höheren Schichten des Bürgertums gehindert, während dieses von selbst in den Adel überging. In diesem dialektisch so unbegabten Volke wuchs alles so organisch, daß Edmund Burke beim Ausbruch der französischen Revolution von der an Anomalien überreichen englischen Verfassung rühmen durfte: an ihr sei nichts ganz alt, nichts ganz neu. Schutt gab es in Fülle; aber für den kontinentalen Betrachter und Besucher überwogen die Lichtseiten. Auch regte sich schon damals eine öffentliche Meinung von einer Gewalt, die in Staunen versetzen mußte; seitdem die absolutistischen Regungen der Stuarts durch die Puritanerrevolution gebrochen waren, durften ihre Willensäußerungen von den jeweiligen Gewaltinhabern nie lange überhört werden. Diese Gewalt selbst war im Parlament verkörpert, in dem, neben dem Adel, die Masse der Besitzenden herrschte und heischte; die Methoden der parlamentarischen Regierung waren ausgebildet, längst bevor das Volk, die Masse der wenig oder gar nicht Besitzenden, der wenig oder gar nicht Gebildeten, in Westminster zugelassen wurde; waren ausgebildet nicht durch Schönredner und Advokaten, durch Berufspolitiker und geschulte Dialektiker, sondern durch den praktischen Verstand von Viehzüchtern, Getreidebauern, Flachsspinnern, Tuchfabrikanten, Schiffsreedern, Kaufleuten und Kolonisatoren, die an produktive Tätigkeit gewohnt waren. In den Händen dieser Leute war die Regierung des Landes liberalisiert und parlamentarisiert worden, längst ehe sie, vom ersten Drittel des 19. Jahrhunderts an, ohne Hast aber unaufhaltsam demokratisiert wurde. Immer konzentrischer werden die Kreise der Regenten und Regierten; was man Volkssouveränität nennt, wird nicht à la Rousseau dekretiert, sondern entwickelt sich in stetigem Wachstum nach naturalistischen Methoden: durch Kampf und Kompromiß. Montesquieu erkennt, als erster auf dem europäischen Kontinent, die Vorbildlichkeit dieses Vorganges und schreibt eine Apotheose Englands als des Vorbildes politischer Pädagogen für Europa. Es ist zugleich eine Apotheose bürgerlichen Selbstbewußtseins und bürgerlicher Selbstbescheidung; denn wenn auch wirt-

schaftliche Ausbeuter — Besitzende sind immer Ausbeuter —, haben diese englischen Liberalen das Volk wenigstens politisch kaum je entsittlicht und entwürdigt, indem sie ihm die Grundrechte, die mit uns geboren, entzogen. An dem rocher de bronze dieser in den großen Freibriefen der englischen Verfassung kristallisierten Urrechte sind alle Versuche, durch Säbel und Büttel zu regieren, zerschellt. Das Montesquieusche Bild des englischen Verfassungslebens trugen die großen politischen Intelligenzen der französischen Revolutionszeit, die Turgot und Mirabeau, als Vorbild stets im Herzen, leider vermochten sie ihr schönes Land politisch nicht in englische Bahnen zu zwingen. Das ist die stille Wehmut aller großen französischen Publizisten von Tocqueville bis herab zu Taine. Aber nicht minder der deutschen. Die Geschichte unseres Liberalismus aller Schattierungen ist bis in die jüngste Zeit die Geschichte der Sehnsucht nach den politischen Zuständen Englands. Diese Sehnsucht war natürlich am lebhaftesten in der Frühzeit des deutschen Verfassungslebens, als das besitzende und gebildete Bürgertum, der Fülle seiner schöpferischen Kräfte bewußt, um politischen Einfluß im Staate rang. Es hat sich bescheiden, unterwerfen, bevormunden gelernt. Es hatte nie die Kraft, nach englischem Vorbild den ihm zukommenden politischen Einfluß zu erzwingen . . Dann kam die Zeit der Reichsgründung, der militärischen und gewerblichen Organisation, die den Willen zur politischen Macht schwächte, so daß nicht einmal die Kraft zur konsequenten Durchbildung des Rechtsstaates übrigblieb. Aber wenn konservative Politiker meinten, Rasse, Boden und die Besonderheiten unserer historischen Entwicklung machten das englische Vorbild für uns hinfällig, so übersahen sie, daß die meisten großen Reformen in Preußen-Deutschland doch schließlich nach englischen Mustern ausgeführt wurden, vor allen die Städteordnung und die Gewerbeordnung. Stein, Hardenberg, Theodor von Schön waren mit dem politischen Leben und Wesen Englands, zum Teil durch Reisen und Studienaufenthalte, innig vertraut, dort lag die Quelle ihrer schöpferischen Ideen: der selbstbewußte, freie englische Vollbürger, der sich in Stadt und Gemeinde (im self-government) selbst verwaltet und durch seine ins Parlament gewählten Vertreter auch die Exekutive entscheidend bestimmt, ist doch das logische Endziel der Bewegung, die sie durch ihre Reformen einleiteten.

In einem Punkte freilich, keinem unwesentlichen, sind der englische Liberalismus und die englische Demokratie von den kontinentalen Formen gleicher Richtung unterschieden: der ihnen zugrunde liegende Individualismus ist zum großen Teil religiöser Herkunft. Jeder Kenner englischer Verhältnisse weiß, daß er noch heute religiös betont ist. In der Puritanerzeit, wo um die Entklerikalisierung der Kirche der Kampf tobte, wurde der Begriff der Volkssouveränität aus dem des allgemein menschlichen Priestertums abgeleitet, aus dem Protestantismus also die denkbar weittragendste und schärfste Konsequenz gezogen. Die gewaltige Bewegung des 17. Jahrhunderts mündete in die extremen Forderungen der Republik, des Einkommensystems, des allgemeinen Wahlrechts und der zweijährigen

Parlamente. Auch von damals darf man nicht sagen, es seien die Forderungen des trunkenen, durch die Schwäche der Regierung vorübergehend zur Herrschaft gelangten Pöbels gewesen. Kein geringerer als der tiefreligiöse John Milton machte sich zu ihrem Fürsprecher. Diese extreme demokratische Flut floß zwar bald ab und der aristokratische Liberalismus kam durch die unblutige Revolution, durch die der Oranier auf den Thron gelangte, zu mehr als hundertjähriger Herrschaft. Aber der Protestantismus, wie das Volk ihn verstand, blieb politisch wach bis auf den heutigen Tag. Er behütete das Volk vor der Seuche — die sein frommer Sinn Sünde nannte —, weltliche Autoritäten zu vergotten und das Rangverhältnis zwischen göttlichen und weltlichen Ehren umzukehren. Er hat geholfen, den Kultus von der Person auf das göttliche und weltliche Gesetz zu übertragen und dadurch gegen anarchistische Ausschweifungen den festesten Damm aufgeworfen. Er hat den einzelnen erzogen, die Freiheit nicht allein (wie der Franzose) für sich, sondern zugleich und im selben Maße auch für seinesgleichen zu wollen. Das hat in England jene wundervolle Atmosphäre der persönlichen und politischen Freiheit erzeugt, in der allein jene frischen, mannhaften (nicht scheel, nicht mißtrauisch, nicht abgünstig, sondern:) offen und unbefangen blickenden „kompletten" Menschen oder Narren gedeihen können, denen in unseren Tagen noch Fontane (in Stechlin, dem Schwanengesang) das Lob sang. Aus dieser starken religiösen Wurzel ist die englische Demokratie historisch entstanden, von dort her nährt sie sich heute noch, was ein Blick auf die kompakte Masse protestantischer Sektierer lehrt, die die liberale Regierung stützen.

Nirgends in der germanischen Welt hat der Protestantismus diese politisch und überhaupt den ganzen öffentlichen Wandel befreiende Wirkung gehabt. In Deutschland blieb er wesentlich eine ideologische Bewegung, eine gewaltige zwar, die die intellektuellen Kräfte mit unerhörter Energie für Wissenschaft und Literatur frei setzte und im Fortgang der Entwicklung aus den Deutschen die rücksichtslosesten Denker und Forscher machte; aber die unmittelbare Lebenspraxis hat er nur ganz indirekt befruchtet. Politisch betrachtet war Luthers Werk eine schlimme Halbheit. Die großen Vorzüge der deutschen Art werden hier zu Mängeln. Die deutsche Seele ist tief und verzweigt, sie schweift gern ins Weite; der Deutsche fühlt sich, nach Goethes Bild, innerlich unbegrenzt, daher ist er geneigt, auch unwürdige Begrenzungen von außen als ein Unabänderliches hinzunehmen. Damit hing, solange wenigstens als das Interesse der Intellektuellen den Realitäten abgewandt war und das Philologenideal von Kultur und Bildung unbestritten herrschte, das Fragmentarische (wie Nietzsche es nennt) in der Erscheinung des Deutschen zusammen: er war unbeholfen, linkisch, aus Verlegenheit täppisch und grob, dann wieder, gegenüber dem weltmännisch sicher auftretenden Fremden, ergebenst untertänig, gleich als ob er selbst an seinem Daseinsrecht zweifelte. Dieses Fragmentarische war der Gegensatz zu dem „Kompletten", das Goethe an dem Engländer so schätzte. Es liegt uns noch immer ein klein wenig in den Knochen, obwohl die Odysseen auf dem

Gebiete des moralischen Bewußtseins aufgehört haben, Nationalsport der Deutschen zu sein.

Aber zurück zum englischen Vorbild. Ich deutete schon an: der Engländer ist dialektisch unbegabt und metaphysische Phantasie geht ihm fast ganz ab; er lebt im Sinnlichen und Begrenzten, auch in der Religion, wo er die Grenze zur Spekulation nur selten überschreitet und zufrieden ist, in der Bibel einen archimedischen Punkt für seine metaphysische und sittliche Orientierung zu haben; aber in diesem Begrenzten scheint der Angelsachse unüberwindlich stark, in ihm wurzelt seine Selbstsicherheit, seine Entschlußkraft, sein rundes, „komplettes" Menschentum. Menschen dieser Art sind die geborenen Kolonisatoren, als solche unser aller Lehrmeister bis auf den heutigen Tag. Die Romanen hatten zeitlich den Vorrang. Ihre großen und kleinen Kolumbus zogen aus, neue Welten zu entdecken. Aber das Volk, das sie mit sich brachten, verstand unter Kolonisierung die gemeine Ausbeutung, um zu genießen, und im Genuß zu entarten; wo nicht selten hohe nationale Kulturen bestanden, wie in Peru und Mexiko, schleppten diese Christen wüste anarchische Lebensgewohnheiten ein; ihre Herrschaft bedeutete eine Verarmung des vorhandenen Kulturbestandes. Die geduldige, wirtschaftlich produktive Arbeit, die aus dem Rohstoff des Bodens Güter schafft, diese Güter in Verkehr setzte, diesen Verkehr organisiert, so daß schließlich die ganze bewohnte Erde ein Wirtschaftsgebiet wird: das ist die angelsächsische Art; die Art des Herrenmenschen. Er senkt den Pflug seines eisernen Arbeitswillens in die entlegensten Winkel der Erde. So eröffnete er „Räume vielen Millionen", dort „tätig-frei" zu wohnen und zu schaffen. Der englische Imperialismus ist darum kein Treibhausgewächs, er ist durch vier Jahrhunderte stetig gewachsen und heute fast eine Forderung des Blutes. Im 17. Jahrhundert waren noch die Holländer (damals, wie heute die Engländer, die Frachtführer der Welt), im 18., in Indien und Nordamerika, die Franzosen ihre gefährlichsten Nebenbuhler um die Weltherrschaft; aber der Angelsachse war siegreich. Auch numerisch. Vor hundert Jahren kamen noch zwei Engländer auf drei Franzosen; heute kommen sprachlich auf einen Franzosen und zwei Deutsche drei Engländer. Und dann erst recht moralisch. Die Pilgerväter, die Neu-England besiedelten, waren protestantische Individualisten und Demokraten. Nach dem Prinzip des faustischen „tätig-frei" haben dann Menschen ihres Schlages die große nordamerikanische Republik gebaut, und wenn es heute in ihr bedingt und stark eingeschränkt wirkt, so ist es, weil die reine angelsächsische Art durch ein starkes Rassengemenge sehr abgeschwächt ist. Aber wo sie rein erhalten ist, wie in Australien, oder wo sie, unter Englands Fittigen, sich ungehemmt entfalten darf, wie in Südafrika und Kanada, da prägt der tätig-freie Typus der Mutterinsel der Kultur den Stempel auf.

Es ist darum, kulturell, ganz gleichgültig, ob das englische Weltreich noch lange zusammenhält, es ist schon heute im Grunde nur noch ein ganz locker gefügter Bund von autonomen Staaten, die politisch zusammengehalten werden

so lange der Kitt der Interessen (bonds of interest) stark genug ist. Kulturell wertvoll und vorbildlich ist das tätig-freie Prinzip der englischen Demokratie; seit dem Abfall der 13 Neu-Englandstaaten herrscht es als Erziehung zur Selbstregierung. So geschah es mit Kanada, mit Australien und Neuseeland, zuletzt, vor den staunenden Augen gerade deutscher Betrachter, mit den Burenstaaten — kurz nach der blutigen Unterjochung. Gegenüber Menschen verwandter Rasse besteht die politische Weisheit der Engländer in dem Vertrauen und der möglichst frühen Übertragung der Verantwortung. Ich weiß wohl, in Irland geschah es anders, das hat jedoch in der absoluten Gegensätzlichkeit der Rassentemperamente, teils auch in dem politischen Selbsterhaltungstrieb Englands seinen Grund. Verkleinernd aber auf Indien oder gar Ägypten zu weisen, ist dumm oder böswillig; die Engländer haben dort Kulturwerke allerersten Ranges vollbracht, und wenn es einen moralischen Anspruch auf Herrschaft über fremde Rassen gibt, so haben ihn sich die Engländer unter Mühsal und Gefahr erworben. Die Dauer und Größe ihrer Weltherrschaft danken sie schließlich nicht dem Schwert noch ausbeuterischer Ruchlosigkeit, sondern ihren Kulturmethoden. Die Engländer wirken wie gute Pädagogen: sie machen sich in ihren Kolonien und Dependenzen allmählich überflüssig.

Es hat unter uns immer Verkleinerer dieses kompletten Menschentums gegeben, und diese Verkleinerer waren nicht nur engherzige Konservative. Aber die wirtschaftlichen Tugenden der Angelsachsen hat man immer uneingeschränkt bewundert und, bis zur Erschütterung der britischen Monopolstellung anfangs der achtziger Jahre, als vorbildlich gelten lassen. Friedrich Lists nationales System der politischen Ökonomie suchte durch den Hinweis auf den wirtschaftlichen Egoismus und Individualismus der Briten die Deutschen zur Nacheiferung ihrer Geschäftsmethoden aufzustacheln, er zeigte, wie gründlich der angelsächsische Geist verstanden hat, die Produktivkräfte des Landes technisch zu entwickeln und handelspolitisch so lange zu schützen, bis England in Handel, Verkehr und Industrie das Weltmonopol erreicht hatte. Man weiß, wie fruchtbar dieser Hinweis für Deutschland wurde, das sich mit dem kapitalistischen Geiste des Vorbildes tränkte und dieses, indem es die Technik mit Wissenschaft durchdrang, schließlich vielfach übertraf. Hier zeigen sich deutlich die Schranken der englischen Wesensart. Der Durchschnittsengländer hat eine Scheu vor systematischer Kopfkultur, er hat Mühe zu begreifen, daß die Zeit für das zufällige Finden und Erfinden vorüber ist und die Leistung vieler gründlich durchgebildeter und organisiert arbeitender Talente (oder Talentchen) die des sporadisch auftretenden Genies oft übertrifft. Vielleicht ist es der Überschwang ihres individualistischen Lebensgefühls, ihres Dranges nach persönlicher Initiative, der verhindert hat, daß sie in der Organisation des Kapitals, der Technik, der Wissenschaft, der Erziehung heute noch an der Spitze marschieren; zum Teil haben ihr großes Tochterland und Deutschland sie hier geschlagen. Möglicherweise hat auch ihre kapitalistische Energie nachgelassen. Sie sind seit

einem Jahrhundert glückliche Besitzende, ihre sehr breite Oberschicht ist heute ein Volk von Rentnern, das in den Kolonien und jungfräulichen Tochterländern seine Kapitalien arbeiten läßt, um zu herrschen und zu verwalten; oder zu genießen. Sie lieben — auch darin unsere Erzieher — einen ruhigen Rhythmus zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Stadt- und Landaufenthalt, kranken nicht an der Überschätzung des Fachmenschentums, und zeigen uns täglich durch ihre Lebensweise, ihr Komfortbedürfnis und die ästhetische Regelung ihrer Verkehrsformen, daß der Kommerzialismus nicht notwendig plebejisch sein muß.

Wichtiger aber als die Organisation der Arbeit ist die der Arbeiter; und hier gerade hat der englische Individualismus Triumphe gefeiert. Individuell sein heißt nicht: für sich bleiben, sondern: aus innerem Zwang und Drang, somit aus freiem Willen, dem Nächsten sich gesellen .. In England, dem ersten kapitalistisch und industriell organisierten Lande der Welt, wurde auch die Masse geboren; erst ihr zusammengehäuftes Dasein in der Fabrik und in den Fabrikstädten machte sie sozial, politisch, pädagogisch, hygienisch, kulturell zum Problem. Nach einer Epoche kapitalistischer Nonchalance (und der chartistischen Unruhen zwischen 1840—50, die England an den Rand der sozialen Revolution brachte) wurde das Problem von zwei Seiten zugleich angefaßt: die Industriekapitäne verstanden sich zu sozialer Gesetzgebung; und die Arbeiter organisierten sich freiwillig in Gewerkvereinen. Jahrzehnte hindurch kaum eine Spur von abstraktem Sozialismus, wie er in dem gewerblich unvergleichlich rückständigeren Frankreich schon vor zwei Menschenaltern blühte. Die Vergesellschaftung der Produktions- und Verkehrsmittel schreitet schneckenhaft vorwärts. Die Verhältnisse haben sich in den letzten Jahrzehnten zuungunsten Englands geändert, mit seiner Monopolstellung ist's vorüber, und unter den Arbeitern, die die Wirtschaftskrisen am ehesten spüren, beginnt es zu gären. Trotzdem ist noch heute der englische Sozialismus ein gar zahmes Gebilde neben dem kontinentalen, er lehrt grundsätzlich den Übergang, die allmähliche Sozialisierung der individualistischen Wirtschaftsformen. Es besteht zwar eine Arbeiterpartei, aber diese lehrte bisher nicht den prinzipiellen Klassenkampf, sondern den grundsätzlichen Kompromiß mit den bürgerlichen Parteien, — weil man sich als zu diesen gehörig betrachtet. Man sieht ja auch Arbeiter emporsteigen, Stadträte, Minister werden, man erstickt in ihnen nicht den politischen Ehrgeiz und hält so das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach. Es gibt streng gehütete Unterschiede des gesellschaftlichen Ranges, aber keine der öffentlich-politischen Geltung.

Diese Andeutungen sollen nur in die Richtung deuten, in der die Vorbildlichkeiten angelsächsischer Art zu suchen sind. Zu ihrer blinden Bewunderung, die Bismarck kleinstädtisch nannte, ist heute für uns kein Anlaß, weil wir reichlich besitzen, was den Kleinstädter überwältigt: Reichtum, plutokratische Allüren, Snobismus; aber erkennen, worin ihre Vorzüge liegen, dazu regt unser öffentliches und privates Leben auch heute oft genug an.

Rundschau

Evangelisch-sozial

Die soziale Frage bietet so viele Seiten dar und Kongresse sind so beliebt. Warum sollen nicht evangelische Geistliche Kongresse halten und die Sache auf ihre Weise, unter ihren Gesichtspunkten betrachten? Aber so ist es nicht gemeint. In dem harmonisch-disharmonischen Zusammenarbeiten von Harnack und Naumann komme am schärfsten die Eigenart des Kongresses zutage und auf ihm berube seine starke Werbekraft — so erzählt uns ein Berufener in der „Hilfe". Aber Naumann, meinen wir, habe oft ausgesprochen, daß keines der sozialen Probleme vom Christentum aus gelöst werden könne, er hat die darauf hinzielende Ansicht offen als einen Irrtum seiner Anfänge bekannt. Er will in jeder Hinsicht als Politiker und nicht als Geistlicher gewürdigt werden. Dennoch fehlt er wohl in keinem evangelisch-sozialen Kongresse. Wollen diese etwa noch etwas anderes als pastorale Sozialpolitik betreiben und verteidigen? „Mit der Masse in Berührung zu treten, sie zu verstehen, und zu lieben, aber die Einzelnen über die Masse zu heben und durch die Hebung des Einzelnen die Masse zu heben, *das ist das Programm des Evangelisch-sozialen Kongresses*" so ist es in der Pfingsttagung zu Dessau von Prof. Deißmann gedeutet worden. Gewiß ein artiges Programm. Aber um einen so braven und gemeinnützigen Willen zu haben, muß man denn dazu „evangelisch" sein? Ist dieser gute Wille dem Katholiken versperrt? Ist der Jude seiner nicht fähig? Und der Atheist oder Pantheist oder sonstige Freidenker? Wenn die Theologen uns so etwas glauben machen wollen, so tun sie freilich besser, unter sich zu bleiben. Aber der Kongreß, so vernehmen wir in der „Hilfe", übe seine Anziehungskraft „auf alle Gebildeten, die dem Christentum nicht abgesagt haben". Was heißt das nur „dem Christentum nicht abgesagt haben"? Was ist das Christentum? das irgend einer Kirche? oder was allen Kirchen gemeinsam ist? Wer nun aus seiner Kirche ausgetreten ist, aber meint, daß er gerade dadurch *sein* Christentum betätige, hat der dem Christentum abgesagt? Wenn nicht, so darf doch wohl auch der Jude, ohne sich taufen zu lassen, der Atheist, ohne die von moderner Gelehrsamkeit zurechtgemachte Ansicht über eine historische Persönlichkeit, von der das Christentum ausgegangen sei, sich zu eigen zu machen, so darf mit einem Wort doch wohl *jedermann* am evangelisch-sozialen Kongresse teilnehmen, zumal wenn er jenes masse-veredelnden Willens sich bewußt ist! Den gläubigen Katholiken auszuschließen wäre doch vollends barbarisch, denn selbst, wenn jenes Programm den Zusatz erhielte: „aber Einzelne und Masse sollen niemals anders als nach dem Buchstaben und Geiste des Evangeliums gehoben werden", so würde der Katholik natürlich sagen „freilich, freilich"; ob aber die Synoptiker oder der heilige Johannes das richtige Evangelium darbieten und wie es sonst zu deuten sei, darüber werden ja nicht bloß Katholiken und Protestanten uneins sein, sondern auch jede zwei „evangelische" Theologen sich rasch entzweien. Und Laien? — Prof. Francke in der „Sozialen Praxis" rühmt

dem Kongreß nach, daß er im Sinne des Evangeliums, das wahrhaft frei mache, um die Lösung großer sittlicher und sozialer Probleme sich bemühe. Das Evangelium nach Francke dürfte ziemlich verschieden sein von dem des Papstes sowohl als des Oberkirchenrats — will Prof. Francke sagen, daß nur das Evangelium, wie er es verstehe, frei mache, oder auch das der andern?

Wenn aber alles Spezifische „des" Evangeliums aufgegeben wird, und von allen die eben nicht theologisch denken, folgerichtig aufgegeben werden muß, warum denn nicht „philosophisch-sozialer Kongreß"? Die hochgebildeten und gelehrten Herren pflegen doch jederzeit auch bereit zu sein, sich etwa als „Kantianer" zu bekennen. Könnten jene Sätze nicht ebensowohl in die Worte ausmünden: „das ist das Programm der Ethik des kategorischen Imperativs"? Es würde leicht ebenso gut klingen, wenn auch nicht in allen Ohren. Und es wäre wirklich allgemein-menschlich gedacht und vermiede auch den Schein konfessioneller Exklusivität, der dort vorhanden und mehr als ein bloßer Schein ist!

Ich fürchte, das evangelisch-soziale Wesen beruht auf ziemlich dunklen wenn auch noch so menschenfreundlichen Gefühlen. Ein klarer Gedanke pflegt aber weiter zu führen als viele solche Gefühle. Wir haben gerade in der sozialen Bewegung und Erregung einen Überfluß an Gefühlen, edlen und unedlen, und wir leiden bitter Mangel an wirklichen Gedanken.

Ferdinand Tönnies

Russische Hoffnungen

Es ist gewiß bezeichnend für den inneren Werdegang Rußlands, daß die Duma, die konstitutionelle Schwachgeburt der Bewegung gegen das autokratische Regime, so lange als sie nach nichtrussischen parlamentarischen Prinzipien arbeiten wollte, nicht einmal ein bescheidenes Maß von Interesse bei der Mehrzahl der Russen selbst wecken, geschweige denn irgend tiefer greifende Bedeutung erlangen konnte. Erst seit der Zarismus sie unter ihren Schutz nahm, ihr von Regierungswegen schrittweise gewisse Zugeständnisse eingeräumt wurden und das Ministerium Stolypin begonnen hatte, ihr einige wirkliche parlamentarische Rechte zuzugestehn: lebt sie, arbeitet sie, wenn auch nicht ganz nach unseren Vorstellungen von Legislative und Kontrolle der Exekutive. Die dritte, die sogenannte Herrenduma, ist allerdings größtenteils von den radikalen Elementen gereinigt und gesiltert worden. Sie gleicht kaum mehr ihren beiden Vorgängerinnen, deren Konvents ton die breite Öffentlichkeit Rußlands vielleicht noch mehr erschreckt und abgestoßen, als er Sorge und Furcht im zaristischen Lager ausgelöst hatte.

In den Perioden der ersten und zweiten Duma hatte ich Gelegenheit, die allgemeine Stimmung in Rußland selbst zu beobachten. Der Kampf, der in der russischen Presse für und wider die Duma in heftigster Weise geführt wurde und von dort, die ganze Welt über die innerrussischen Verhältnisse irreführend, in die ausländischen Blätter überging, vollzog sich gänzlich ohne Teilnahme des russischen Volkes, sowohl der städtischen Bevölkerung wie der des Dorfes. Nur die ganz dünne gebildete Oberschicht interessierte sich für die umstürzlerischen und reformatorischen Anstrengungen innerhalb des taurischen Redekäfigs. Die Russen aller andern Parteien, welchem Stand, Beruf, welcher Bildungsklasse sie auch angehören mochten, geben ohne weiters zu, daß der Druck der Autokratie unerträglich, daß die korrupte, blutsaugerische und schlechte bureaukratische Verwaltung des Landes ein unsagbar großes Übel sei, das ausgejätet werden müsse, wollten aber in der Duma mit ihren revolutionären Allüren auf keinen Fall das Remedium erblicken und schenkten ihr keine sonderliche Beachtung; Ansehen genoß sie nur bei den Altradikalen und im Auslande. Erst jetzt, nachdem da das alte, herrschende System sich mit dem Dumagedanken abgefunden zu haben scheint, da es der Regierung sogar in vielen Fragen wirtschaftlicher und nationaler Natur ganz genehm wird, die Verantwortung auf die Duma abzuwälzen, ist etwas Interesse für sie in den breiteren Schichten Rußlands erwacht. Den unumstößlichen Beweis dafür, daß das russische Volk nicht reif für den übergangslosen, die alten Götter einfach umstürzenden Parlamen-

tarismus der beiden ersten Volksvertretungen war, daß die alte Wärterin des politischen Kindes den Brei erst mundgerecht machen mußte, erbringt die dritte Duma, die Kulturcuropa mit einer Art von Verachtung ansieht, weil sie ein echt russisch zugestutztes Parlament ist; aber für die Russen ist sie in dieser nationalen Zustutzung verständlicher, bedeutsamer, interessanter als jene wilden Konvente, die noch unter dem Eindruck von Straßenkämpfen entstanden waren.

Schon allein die Befähigung der dritten Duma, das national-russische Moment stärker zu betonen, hat ihr einen Grad von Beachtung gesichert. Denn die überwältigende Mehrheit der Russen sind keine Europäer, sondern . . . Russen. Es ist Tatsache, daß diese Duma neuestens sogar das Ohr des Zaren gewonnen hat, daß der von seinem Volke ganz abgeschlossene, nur immer für eine bestimmte Auffassung von der Regierung präparierte Kaiser sich in direkten Kontakt mit dem Präsidium der Duma gesetzt hat. Das numerisch in Rußland ausschlaggebende Dorf ist durch diese engere Fühlungnahme der Volksvertretung mit dem Zarismus beruhigt worden. Ja, es ist für die Duma geradezu erst damit gewonnen worden.

In allerjüngster Zeit hat sichs nun ereignet, daß der große Flottenplan der Regierung, der dahin ging, unter ungeheuren Opfern, „der Großmachtstellung Rußlands entsprechend", die im im letzten Kriege vernichtete Seemacht durch Schaffung einer neuen imposanten Marine wieder aufleben zu lassen, von der Duma verworfen wurde. Die Volksvertretung hat mit dieser Ablehnung den allgemeinen Wunsch der russischen Mehrheit erfüllt, die entschieden gegen die kostspielige und auch unpopuläre Herstellung einer großen russischen Seemacht ist, die leicht zu einer neuerlichen, kriegerischen Politik verleiten könnte. Für das Moment der Großmachtidee kann sich offenbar kein russischer Russe begeistern. Wir sind groß, weit, breit . . . auch ohne am Ende der andern Welt die Andreasflagge dafür kämpfen zu lassen. Das ist russische Volksansicht. Freilich, die alte Regierungskaste, in deren Händen sich das „Auswärtige" befindet, denkt und handelt anders; sie wird nichts unversucht lassen, die militärische Machtorganisation zu vervollkommnen und zu einem tauglichen Instrument ihres Imperialismus zu machen.

Bezeichnend für die Stellung der Duma zur Regierung ist gewiß der Umstand, daß die Ablehnung auch des Flottenprojekts keinen Bruch der Duma mit der zaristischen Macht, nicht einmal einen Konflikt mit der Regierung veranlaßt hat. Stolypin zeigt eher Befriedigung darüber, daß ein national fundiertes Hindernis gegen die schwere Belastung des Reiches erstanden ist.

Damit sind die ersten, ernsten Anzeichen einer gewaltigen Änderung russischer Verhältnisse aus dem Innern heraus gegeben. Man wollte sie seinerzeit in der revolutionären Bewegung erblicken. Aber der Endverlauf dieser blutigen Periode hat gezeigt, daß sie nur eine Oberflächenerregung, die nicht als politische Wiedergeburt oder als Anbruch einer neuen Ära im russischen Volksleben anzusprechen war. Alles blieb ja so ziemlich beim Alten. Reden und Einzelgewalttaten waren in Rußland niemals maßgebend für ein richtiges Urteil über den langsamen Werdeprozeß im russischen Innern. Die ganze Literatur über das politische Erwachen der Russen war Zukunftsmusik, spekulative Meinung. Erst die jetzige Periode, die mit der nicht eben auf hoher parlamentarischer Stufe stehenden dritten Duma anhebt, hat tatsächliche Anzeichen einer bevorstehenden Wandlung in der Psyche des russischen Staates geliefert.

Darum ist diese Phase auch für die beobachtende Außenwelt weit interessanter als jene der blutigen Vorkämpfe und revolutionären Ekstasen, aus denen die beiden ersten Dumas hervorgingen.

Freiherr v. Stetten

Serbische Nöte

Es wäre ungerecht, den augenfälligen politischen Niedergang Serbiens seit der Berufung der Karageorgewitsch lediglich auf das Schuldkonto König Peters zu setzen. Das Urteil des Auslandes stützt sich immer wieder darauf, daß es dem altersmüden, ruhebedürftigen König an Willenskraft, politischem Mut und

Rückgrat fehle, mit den bedenklichsten Elementen, den Verschwörern und Königsmördern, aufzuräumen. Und bedenklich sind sie, ganz abgesehn von Moral und Recht, weil sie nach der verhängnisvollen Nacht des Königsmordes, wenn auch nur auf kurze Zeit, die ganze Macht über das Land besaßen. Schließlich haben sie in ihrem Prätorianerrausch die Dynastie Karageorgewitsch auf den Thron berufen, sich von Peter Straflosigkeit zusichern und damit den König vor der Welt als intellektuellen Urheber der Tat erscheinen lassen. Ob tatsächlich mit der Enthronung des Obrenowitsch — von der brutalen Ermordung sei abgesehn, da sie als Momententschluß der Exekutoren denkbar ist — oder auch nicht verquickt: König Peter bleibt im Banne der Verschwörer, solange er die Krone trägt. Dieses drückende Gefühl der Gefangenschaft, die Unmöglichkeit sich vor der Welt zureichend zu rehabilitieren, die daraus gefolgerte Ablehnung des gesamten Auslandes, den König standesgemäß zu behandeln, haben Peters passives Wesen vollends verdrossen, ihn verschlossen und mißtrauisch gemacht. Das ewige Dilemma im Belgrader Konak, vor dem Auslande die Verschwörer in den Schatten zu rücken und im Inlande ihren Forderungen nach einem Platz an der Sonne gerecht zu werden, verbraucht die ganze Denk- und Willenskraft des Königs.

Und ist man einmal Sklave, Leibeigener, dann verfällt man auch allzuleicht der Besitzergreifung durch andere herrisch veranlagte Elemente. Paschitsch, gegen dessen Konfliktspolitik mit der Nachbarmonarchie sich der König stets erfolglos wehrte, hat eine ebenso bedenkliche Gewalt über Peter wie die Verschwörer. Daß der ehrgeizige Ministerpräsident diese als Konkurrenten um die Herrschaft über die Krone, abschütteln möchte, ist bekannt. Aber er vermag es nicht. Der Pakt mit dem König ist nicht zu umgehn. Und das, was heute Verschwörerpartei in Serbien heißt, beschränkt sich nicht mehr auf die kleine Prätorianerschar, die den unglücklichen, unfähigen Alexander und seine unwürdige Gemahlin Draga gemordet hat, sondern erhält immer neuen Zuzug, neue Mannschaften, die mit der alten Mordtat nichts gemein hatten, jedoch hoffen, beim Kampfe um die Macht mittun zu können.

Dazu kommt noch, daß in Serbien ein vergeblich bemäntelter wirtschaftlicher Niedergang durch den langen Zollkrieg mit Österreich-Ungarn angebrochen ist, der auch durch den Abschluß des dem serbischen Bedürfnis nur sehr unvollkommen entsprechenden Handelsvertrages nicht oder nicht rasch genug behoben werden kann, und eine das Temperament des serbischen Volkes noch empfindlicher treffende politische Überflügelung in der makedonischen Frage eingetreten ist. Bulgarien und sogar Griechenland haben der serbischen Propaganda erfolgreich das Wasser in Makedonien abgegraben, die aus Sofia verbreitete Nachricht, daß Serbien und Griechenland nunmehr gemeinsam gegen die bulgarische Bewegung vorgehen wollen, ist eine durchsichtige Tendenzmeldung, die kaum ein Körnchen Wahrheit enthalten dürfte.

Alle diese deprimierenden Momente haben in König Peter, angesichts der Unmöglichkeit, sich der inneren Fesseln je entledigen zu können, den Entschluß reifen lassen, durch seine Abdankung den Augiasstall zu reinigen. Der Kronprinz, in persönlicher Gegnerschaft gegen die Bedränger seines Vaters und der Dynastie gehärtet, hätte als König „ohne Pakt" mit den Verschwörern dann ein leichteres Spiel.

Nun haben aber die Verschwörer die Gefahr erkannt, die ihnen aus der Abdankung des Königs erwachsen würden. Und seither wurde Serbien und insbesondere das Ausland mit gruseligen Geschichten über Ausschweifungen, neronische Anwandlungen und geradezu psychopathische Untaten des Kronprinzen überschwemmt. Kronprinz Georg macht manchen dummen Leutenantsstreich und ist gewiß kein Musterprinz. Die Verbreitung der Missetaten des Thronfolgers, die den König in seinem Vorhaben wankend und gleichzeitig auch das Ausland gegen einen solchen König mißtrauisch machen soll, ist jedoch durchaus politisches Spiel. Und es geht natürlich wieder auf Kosten des staatlichen Ansehns Serbiens. So erscheint es wirklich an der Zeit, allen, die in den Balkanverhältnissen klar sehn wollen, endlich die Augen über dieses serbische Intriguenspiel zu öffnen. Will man den Balkanfrieden ernstlich fördern, so müßte man König Peter in seinem Kampfe

unterstützen oder ihn, weil dieser Kampf doch hoffnungslos sei, seinen Rücktrittsplan ungefährdet ausführen lassen. Geschieht dies nicht, so wird zu allen möglichen Gefahren im Balkan bald auch, um die Verwirrung voll zu machen, die serbische treten.

Freiherr von Stetten

Ethnographische Literatur

Fangen wir ab ovo an. Ich meine, bei den niedersten Völkern. Da ist jetzt ein sehr tüchtiges Unternehmen von einem Direktor des belgischen Kultusministeriums, Herrn van Overbergh, ins Leben gerufen. Es ist eine Sammlung ethnographischer Nachrichten. Man hat Hunderte von Fragebogen an Ärzte, Missionare, Offiziere, Beamte versandt, hat dann die Antworten hübsch säuberlich zusammengeschichtet, und schmeichelt sich so mit der Hoffnung, eine brauchbare Unterlage für die Erkenntnis menschlicher Urzustände zu gewinnen. Kurt Breysig könnte seine Freude daran haben. Wer hätte je gedacht, daß ein Volk, das an einem großen Fluß wohnt, nicht schwimmen kann? Oder: daß es eine Schminke gibt, die sich nicht nur auf Gesicht und Arme, sondern auch auf les beaux restes erstreckte? Beides kommt bei den Mayombe des Kongo vor, die in erwähnter Sammlung beschrieben werden. Es gibt auch außerdem sehr intime Regeln über den ehelichen Verkehr. Für höchst unanständig gilt es, auf der Erde, und sei sie mit Matten oder Stoffen noch so dicht bedeckt, zu tun catroij nuschne, wie die Russen so elegant sagen. Nein! Bloß Möbel sind würdig, dem moment suprême als Unterlage zu dienen. Die erste Vorbereitung auf den Ehestand ist übrigens keineswegs angenehm. Sie besteht nämlich in einem mehrtägigen Fasten. Wozu das gut sei, müssen die Mayombe selber am besten wissen. Sehr beliebt ist außer naturalistischen Tänzen folgende contre-danse: Der andere tut immer das Entgegengesetzte wie der eine. Hebt der Eine das linke Bein, so hebt der ehrenwerte Gegentänzer das rechte; und ähnlich weiter. Sobald sich ein Partner irrt, hat er verloren und muß ausscheiden. Harmlos. Aber die ermüdetsten Träger spielen so nach langem Tragmarsch noch bis Mitternacht. Die Mayombe haben keine religiöse Zeremonien, keinen Kult irgend welcher Art. Aber gangas, Zauberer, haben sie. Diese Fetischpriester sind durchweg den Europäern feindlich.

Wird die Kultur der Mayombe durch die Umgebung beeinflußt? Gewiß nicht! Denn unmittelbar neben den Mayombe leben andere Flußstämme, die sehr gut schwimmen. Daher ist jene neueste Schule nicht ganz zu verachten, die Kultur und bestimmte Kulturrichtung als Erzeugnis bestimmter Rasse auffaßt. Zu den Extremisten dieser Schule gehört Heinrich Driesmans. Sein neuestes Orakelbuch heißt Dämon Auslese. Orthodoxie nennt er eine Tendenz Rundköpfe. Die deutsche Kultur ist als ein Lob der Mutter und der Mütterlichkeit schwächlich, ist „Halbheit und Widerspruch in sich selbst". Dagegen herrscht in China der Manneskult. Der Gatte heißt dort „der hohe Mann", er ist der Alleinherrscher im Hause. In Deutschland ertönt dagegen das Lied von der hohen Frau. Aus dem diametralen Gegensatz zwischen dem Vaterkult der gelben und dem Mutterkult der weißen Rasse erklärt Driesmans die zähe „Rassenhaftigkeit" der mongolischen, und die Haltlosigkeit der arischen Völker. Ich möchte einen kleinen Beitrag, der sicher nicht allgemein bekannt ist, aus Bayern liefern. Bei „Kindern der Liebe" hat der Vater über das Schicksal des Buben, die Mutter absolut über das der Tochter zu bestimmen. Jüngst hat ein bedeutender Ethnolog, Pokorny, auf die auffallende Überlegenheit der Frau in dem irischen Epos hingewiesen, und hat daraus auf eine vorarische Bevölkerung in Irland geschlossen. So steht Augur gegen Augur. Ähnlich dürfte es um die Behauptung Driesmans von der Religiosität der Mongoloiden schlecht bestellt sein: Viele Japaner sind religiös äußerst gleichgültig, und bei der Lehre des Konfuzius sind die Gelehrten überhaupt im Zweifel, ob sie darin eine Religion erblicken sollen. Driesmans wähnt weiter, daß Chinesen und Semiten einmal noch die Weltherrschaft erringen, daß das ganze Ariertum einst nur eine Episode gewesen sein wird. Überhaupt hat Driesmans überall den Mut seiner Meinung. Bismarck nennt er einen Slaven-

schädel. Sozialismus und Militarismus und Ultramontanismus seien gleichermaßen undeutsch. (Was bleibt da eigentlich für das arme Deutschtum übrig)? Die Weibersucht ist die germanische Erbkrankheit. Selbst Goethe findet nicht durchweg Gnade. An Nietzsches „urdämonischer Ethik" gehen alle, die sich daran berauschen, zugrunde. Kein so übler Gedanke ist der, daß die mittelalterlichen Klöster zu einer sexuellen Auslese beigetragen hätten — nur schade, daß ein sehr gründlicher Bonner Geschichtsforscher im Gegenteil den Niedergang germanischen Blutes auf eben jene Klöster, in denen viele der Edelsten unvermählt verdorrten, zurückführt. Recht hübsch ist auch die Anregung, zur Verbesserung unserer Rasse in Zukunft Gattinnen aus Skandinavien zu küren. Allein, erstlich sind die Skandinavier keineswegs reine Germanen, was ich jederzeit zu beweisen bereit bin, und zweitens habe ich noch selten gesehen, daß graue Theorie bestimmte Individuen zur Liebe entflammte: gerade die Propheten skandinavischer Heiraten (es gibt noch einige außer Driesmans) haben bis jetzt noch keine Walküren aus dem Norden geheiratet, sind also selbst vor Ausführung der Theorie zurückgeschreckt.

Das Verhältnis von Rasse und Kultur spielt auch in das hochbedeutende Werk von Vollers „Die Weltreligionen" hinein. Gleich im Anfange setzt sich der Jenenser Professor mit der Frage auseinander. Früher war die allgemeine Ansicht bekanntlich die, daß drei von den vier weltumspannenden Glaubensbekenntnissen, daß Heidentum, Christentum und Islam semitischem Geiste entsprossen seien. In dieselbe Kerbe haut der Panbabylonismus der jüngsten Tage, mit der Milderung allerdings, daß manche Wurzeln davon auf das summerische Element zurückgehen. Freilich, was heißt summerisch? Zu dem weiteren Angriffe Halévys gesellt sich jüngst der Zweifel eines ebenso gründlichen wie genialen Forschers, Trombettis, der Zweifel nämlich, ob das Summerische eine wirkliche Sprache und nicht vielmehr ein künstliches Produkt darstelle. Ich mag das zwar nicht recht glauben. Jedoch: glissons. Eine andere Richtung betont in den erwähnten drei Religionen die indische und griechische, aber vor allem die persische Philosophie. Zwischen diesen beiden Schulen, der arischen und der semitischen, hält Vollers die Mitte. Er redet im übrigen der Massenentwicklung das Wort. Er schränkt (ich denke, zuviel) die persönliche Gewalt der Stifter ein. Er zieht die Bilanz des Gedankeninhalts der jeder Stiftung unmittelbar voraufgehenden Epoche. Er räumt besonders dem Buddhaismus viel Einfluß ein. Mir scheint jedoch, auch damit ist dies Problem noch nicht erschöpft. Noch mehr Rassen waren beteiligt. Die Vorstellung von der Sündenwage beim jüngsten Gericht hat der Koran aus Ägypten. Und Buddha war in Nepal geboren, unter einer tibetischen Bevölkerung. Sein Nirvana, seine Lehre von dem Aufhören der Leidenschaft, von der Selbstauslöschung widerspricht im innersten Kern dem arischen Willen zum Leben, dem Willen zur Tat. So wären wir zu den orthodoxen Rundköpfen Driesmans zurückgekehrt.

Auch in der Romanwelt hat sich die Rassenfrage unlängst einen Platz erobert. Das erste und beste Buch derart war ein amerikanisches, das schon vor sechs Jahren erschien, The Leopard's Spots von Thomas Dickson. Es behandelte in wuchtigen, dramatischen Zügen die Negerfrage in der Union. Der gelben Frage ist „Bansai" gewidmet, das vor wenigen Tagen bei Diederichs herausgekommen ist. Krieg zwischen Amerika und Japan! Eine Reihe von Seeschlachten mit Verständnis geschildert, dazu Landschlachten im wilden Westen mit nicht ganz so viel Sachkenntnis. Das ganze recht packend, obwohl der individuelle Faden manchmal abbricht. Das ist überhaupt die Gefahr für solche Dichtungen, die eine ganze Weltkatastrophe, womöglich den Zusammenstoß von Mars und Erde behandeln, daß das individuelle Geschick der Helden und Heldinnen von der übergewaltigen Größe der Gesamtereignisse zu sehr in den Schatten gedrängt wird. Auch „Seestern" hat seinerzeit diese Klippe nicht vermieden. Der einzige deutsche Erzähler, der es hierin Dickson gleichtut, ist Alexander Ular. In seiner „Gelben Fluth" (Frankfurt, Ruetten und Löning) verflicht der in Paris lebende Ular, der selbst in Ostasien war, sehr gewandt die Taten und Leiden eines französischen Mineningenieurs und einer Pariserin mit der unterirdischen

Minierarbeit, die von den chinesischen Gewerkschaften und Syndikaten getan wird. Ular ist offenbar auf Seite der Chinesen. Es macht ihm offenbar wohl kein geringes Vergnügen, das auf seine Bildung und Überlegenheit so unbändig stolze Europa an dem harten Fels der chinesischen Gesellschaftsordnung anprallen und scheitern zu sehn. Manches ist nun im einzelnen unwahrscheinlich; vieles ist übergeistreich. Aber die Handelnden sind wie mit Meißel und Stichel vorzüglich herausgearbeitet. Der alte Si Faisong ist eine neue Romangestalt. Auch Lanyson, der Mann der Minen und Eisenbahnen, ist nicht schlecht. In der Tat, der Ingenieur, der daheim, oder besser über See in großen Betrieben schafft, ist ein geeigneterer Held als der Maler, der Professor, der Attaché. Er ist der Kondottiere der Gegenwart.

A. Wirth

Jules Lemaître

Als er noch an seinen „Contemporains" schrieb, äußerte er sich sehr wegwerfend über das Theater. „Ein Theaterstück ist, alles in allem, eine ziemlich robe Sache. Von allen Darstellungen des Lebens, die uns die Kunst gibt, ist die theatralische ganz sicher die wenigst geeignete, feinere Ansprüche zu befriedigen."

Ob das wohl noch immer seine Meinung war, als er später selber ein halbes Dutzend Stücke zur Aufführung brachte? Er hat aber darin jedenfalls das vermieden, was er den andern so bitter vorwirft, „die ewigen Zugeständnisse an die Beschränktheit, die Vorurteile, die herkömmliche Moral, die dumme Empfindlichkeit der Masse". „Ist das noch Kunst? Ist das noch Literatur?" fragte er bei den andern. Bei ihm war es Literatur. Und darnach war denn auch der Erfolg: ein rein literarischer. Ob er ihm genügte?

Als unübertroffen feiner Kritiker weiß er natürlich so gut wie Einer, was den Dichter ausmacht, nämlich Fähigkeiten ganz anderer Art, als diejenigen sind, die den bedeutenden Kritikern konstituieren. Er getraute sich dennoch beides zu sein — abgesehen jetzt vom „Theater", wozu man ja nach seiner Meinung eben gerade kein Dichter sondern nur ein geschickter Macher „analog einem Uhrmacher oder Zuschneider" zu sein braucht. Aber auch als Erzähler erzielte er bis jetzt nur literarische Erfolge, Feinschmecker-Erfolge. Zu fein sein für eine Wirkung in die Breite, für eine sozusagen nationale Wirkung das heißt aber fast immer: es fehlt der starke Pulsschlag des Lebens, es fehlt die zwingende Kraft, es fehlt der Schrei der Leidenschaft, es fehlt der „ganz besondre Saft" das Blut. Das alles schließt natürlich nicht aus, daß solche Dichtungen (Contes, Legendes usw.) große Köstlichkeiten sind, reich an zierlichem Schnitzwerk, an kunstreich geschliffenen, funkelnden Steinen, an geistvollen Arabesken um altgeprägte Medaillen von echtem Edelmedall. En marge de vieux libres heißt die letzte erst kürzlich erschienene Sammlung. Der Titel ist aufrichtig und — vielsagend. Auch nicht bescheidener kann man ein Werk betiteln. Es sind alte Geschichten, uralte Gestalten; aber unter der Hand dieses Autors werden sie, ich will nicht sagen jung, aber neu. Überraschend neu kleidet er sie aus den reichen Vorratskammern seines Geistes (mehr als seiner Phantasie), bald in schweren figurenreichen Brokat, bald in kühles schneeiges Linnen, bald in flüssige zartfarbige oder flammende Seide. Er ist ein Meister der Nuance. Dennoch ist die Draperie (seines Stils) nicht die Hauptsache. Oft genug sehen uns die alten Gestalten an wie mit neuen Gesichtern, vergeistigten Gesichtern; oft genug haben sie eine neue Seele.

Aber wer denkt trotzdem, wenn man den Namen Lemaître ausspricht, an den Erzähler? An den Verfasser der „Contemporains" denkt man. Als Kritiker ist Lemaître ganz Impressionist. Sein stärkster und eigentümlichster Zauber ist damit ausgesprochen. Er ist Impressionist zunächst in seiner Methode. Ohne Schema, ohne fest umrissene Zeichnung, setzt er, scheinbar willkürlich, Farbe an Farbe und überläßt es unserem Auge, die Zusammenhänge und Bezüge herauszulesen. Wenn auch nicht für Jeden seine Gemälde „zusammengehn", wenig liegt ihm daran. Und er ist noch in anderem Sinn Impressionist. Im Gegensatz zu seinen Antipoden, Sainte-Beuve oder

Brunetière (auch Zola) scheint er sehr oft weniger von der Sache zu sprechen als von seinem Verhältnis zur Sache, von seinem Erleben mit der Sache, von seinen heimlichen Genüssen an der Sache, von seinen Impressionen mit einem Wort. „Ich hoffe", könnte er mit Anatole France sagen, „daß wenn ich von mir spreche, jeder an sich denkt."

Noch anderes gehört zur Physiognomie seines ganz besonderen Impressionismus.

„De doctes gamineries", „gamineries intellectuelles" sind Ausdrücke, die man im Französischen wiederholt auf seine Art angewandt findet. Es ist verwegenste Freigeisterei, die es mit nichts so ernst nimmt als mit dem „nihil humanum" und eine auf die Spitze getriebene Respektlosigkeit vor allem, was Heiligkeit und Ehrwürdigkeit beanspruchen möchte. Es ist die Art eines Kritikers, der nicht beim Wort genommen sein will, der eine Mordsangst hat, daß er in seinen eigenen Behauptungen könnte gefangen werden und darum immer ein Hintertürchen, oder mehrere, offen läßt; der es gern dem Leser anheimstellt, ob er einen Ausspruch als Ernst oder als Ironie auffassen mag; der sich jeden Augenblick bewußt bleibt, daß jedes Ding und jede Wahrheit zwei Seiten und mehr als zwei Seiten hat und der deshalb nicht glauben kann, daß es ein absolut Wahres oder absolut Falsches gebe; der nichts so ängstlich vermeidet als Sätze auszusprechen, die auch nur von weitem nach einer allgemeinen sogenannten Wahrheit aussehen könnten; dem nichts so sehr gegen den Geschmack geht, als „Regeln festzulegen, Dogmen aufzustellen, Formeln und Definitionen zu geben"; der sich, so scheint es wenigstens, nicht einbildet was Rechtes zu lehren, der überhaupt nicht belehren will, sondern, so scheint es wenigstens, einzig darauf ausgeht, uns lustig zu unterhalten und selbst gewisse Jongleurkünste „Gamineries" nicht verschmäht, um dieses edle Ziel zu erreichen — und wie er es erreicht, bei Gott!

So sehr erreichte er es, daß man über den „regenbogenfarbigen, lustigen Schleiern seiner Kritik, wo jeder die Farbe nehmen konnte, die ihm selber paßte", das wahre Gesicht des Kritikers ganz übersah, daß eine ganze Generation sich in dem Mann täuschte, der als Schüler Renans im Innersten schauderte vor dessen Ironie und Skeptik, die er selber als Form, als „Stil" handhabte, ja der bei gewissen Gelegenheiten (Hugo, Zola, Oktave Feuillet) unwillkürlich genug Sympathie und Antipathie durchblicken ließ, daß man sich eigentlich nicht hätte täuschen lassen dürfen. Aber endlich mußte es doch an den Tag kommen, daß der bezaubernde Schwerenöter zwar lang genug den verlockenden Sirenen des Pyrrhonismus erlag und sich zu tausend wollüstigen Ausschweifungen des Geistes gern und mit glänzendem Erfolg verführen ließ, daß er aber in seinem Gewissen, in einem eigens reservierten Gemach, einem festen und starken Glauben immer gehuldigt und heilige und unverbrüchliche Überzeugungen gehegt hatte, die er deswegen nicht verkannt haben wollte, weil er sie nicht aufdringlich aussprach. Er ließ endlich keinen Zweifel mehr, wie verdammt ernst es ihm damit war. Da fielen all die glänzenden und die Welt so bezaubernden Jugendsünden deß starkgeistigen Skeptizismus und Renanismus wie goldene Schuppen von seiner Haut und vor uns stand in asketischer und fast erschreckender Nacktheit: Der Bekenner, der Moralist, der Prediger mit dem Lendenschurz von Kameelhaar. Nicht nur als Gläubiger entpuppte er sich, sondern sogar als Eiferer.

Das war zuerst als ihn die berühmte „Affaire" aus den freien Gefilden der Literatur in die Parteischranken der Politik trieb. Und in der Politik Buße tun, denke ich mir härter als in Sack und Asche.

Das bedeutendste literarische Ergebnis dieser Bekehrung ist bis jetzt sein Buch über Rousseau. Als das Werk angekündigt wurde, glaubte man, es handle sich um eine Rückkehr Lemaîtres zu seinem Meistergebiet, der literarischen Kritik. Das war ein Irrtum. Das Buch ist kein künstlerisches und literarisches, sondern ein politisches Bekenntnis. Es handelt in der Hauptsache nicht von ästhetischen Werten, die die wesentlichen Werte der Literatur sind, sondern von ethischen. Es ist ein Moralbuch. Und ein bitterernstes, das sich, man sollte es kaum glauben, über Irrtümer in Harnisch setzt, die seit bald einem Jahrhundert selbst der Seele eines Dorfschullehrers keinen Schaden mehr zufügen.

Um was handelt es sich? Um eine große

weltbewegende geistige Kraft und ihre Wirkungen bis auf den heutigen Tag. Diese Wirkungen, nämlich die Revolution mit ihren Folgen, empfindet der Verfasser als unheilvoll, als ein Unglück für seine Nation; denn seine Skepsis und Ironie gegenüber den Errungenschaften der Revolution hat sich gewandelt in einen Glauben, nicht einen Glauben an diese Errungenschaften, sondern an ihr Gegenteil. Er ist positiv geworden, indem er konservativ, ja in gewissem Sinn reaktionär wurde, indem er sich vom Subjektivismus zum Traditionalismus bekehrte. Es ist ihm also darum zu tun, nachzuweisen, daß diese unheilvolle Revolution sich aus ganz unreinen und ungesunden, besonders aber aus antinationalen, d. h. unfranzösischen Quellen herleitet. Er selber dreht den Gedankengang ein wenig um: Ich habe immer, sagt er, an die Revolution und die Romantik geglaubt, aber mit Schrecken erkannte ich eines Tages, daß der Mann, der, gewiß nicht allein, aber doch mehr als ein anderer, bei uns die Revolution und die Romantik verbreitet hat, ein Fremder, immerdar ein Kranker und zuletzt ein Wahnsinniger war. In diesem Satz ist Inhalt und Tendenz seines Buches in eine Formel gedrängt. Was er „erkannte", soll das Buch beweisen. Wir werden uns nicht verwundern, daß die Fremdheit besonders stark betont wird. Das Gute von uns, das Böse, die Krankheit, die Entartung: Wirkung fremder Einflüsse. So ist es gut französisch. Das Unheil kann nur von einem Fremden kommen, muß dem „Jud", dem Fremden in die Schuhe geschoben werden. So ist es besonders im Sinn der Patriotenliga, die ihren glorreichen Ursprung in der Affaire Dreyfus hat ... Verzeihung, aber meine Schuld ist es nicht, daß ich hier statt von Literatur von Politik rede.

Unnötig hervorzuheben, daß auch dieses Werk in jeder Zeile den großen Schriftsteller zeigt, einen Meister des Stils, aber auch, neben den früheren glänzenden Eigenschaften (und zum Teil sie ablösend) eine Wucht der Polemik, ein Pathos des Hasses, eine Vehemenz der Leidenschaft, die an nichts so sehr erinnert als — an Jean-Jaques.

O Ironie der Ironie.

Benno Rüttenauer

Josua Kerstен*

„Ich bin ein Strom gewesen,
Der Fähren trug, und Frachten,
Jetzt bin ich zum See geworden,
In dem sich die Sterne betrachten."

Das Gedicht ist nicht von Ernst Heilborn, es ist von mir; aber es könnte gut am Schlusse seines Josua Kerstен stehn und damit den Inhalt des ganzen Buches bezeichnen, das ein Lehr- und Wanderbuch ist; wie ja übrigens die meisten Romane.

Äußerlich freilich ist es umgekehrt. Josua Kerstens Leben beginnt betrachtsam und tatenlos, ein Quell, der im Schatten emporsickert. Auch der Jüngling, der Student tut nicht viel mehr, als die Menschen und Geschehnisse widerspiegeln, die an seinen Ufern sich bewegen. Zum Schlusse dann findet er sein Glück in ruhiger, ehrlicher Tagesarbeit. Die innere Entwicklung Josua Kerstens aber geht doch eben von geschäftiger Unruhe zu klarer Stille. Allmählich erst werden ihm die Steine, an denen er sich rieb, oder die er mitriß, zum stillen Untergrunde, den er sich zu seinem Bette umschafft.

Der Roman bewegt sich gleichmäßigen Schrittes, unwichtigere Zeiten im Lebendes Helden übergehend, bei charakteristischen behaglich verweilend. Am reizvollsten vielleicht sind die Schilderungen aus der Kindheit Josua Kerstens. Ernst Heilborn versteht es, uns dieses kleine, mysteriöse Wesen, das Kind lebendig zu machen, das jeder von uns einmal war, und dessen man sich doch so schlecht erinnert. Ihm ist es klar: das Kind ist bereits genau der würdige und tiefe Mensch, der es als Erwachsener sein wird; nur in seiner minderen Gestalt ist es staunend allen Gewalten der Erwachsenen ausgesetzt.

Josua Kerstен wächst unter der Pflege einer Frau auf, die in dunkler Witwentracht streng und traurig, all ihre Zärtlichkeiten in sich verschließend, ihrem Gotte zu dienen meint. Diese Frau gilt ihm und andern für seine Mutter. Zu seiner Einsegnung aber wird ihm seine Herkunft feierlich offenbart: er ist der Sohn

* Roman von Ernst Heilborn (Egon Fleischel und Co., Berlin).

einer Dienstmagd. Sein Wissen um diesen Umstand ist es, was ihn plötzlich aus dem Paradies der Kindheit hinausreißt, ihn wund und feind macht gegen jedermann. Charakteristisch hierfür ist die brüske Absage des jungen Jenaer Studenten an seine Korpsbrüder, deren brutale Lebenslust ihm zuwider wird. Als er sich nun noch zum Duellgegner erklärt, nimmt er an der kleinen Universität ein mit Stolz getragenes Märtyrertum auf sich.

Eine Fülle von originellen Figuren treten in das Leben des jungen Menschen und werden, zum Teil durch Gespräche, die sie miteinander führen, zu Charakteren; am gelungensten vielleicht die Frauengestalten. Irdische und himmlische Liebe treten in Josuas Leben. Die irdische sehr reizend und lieb, in Gestalt der kleinen Schauspielerin Adele. Es ist nichts Typisches, nichts Konventionelles in dieser Figur; jede kleine Szene zwischen ihr und Josua fügt einen neuen, oft unerwarteten Zug ihrem Porträt hinzu. Diese Adele bleibt das geheimnisvolle und schüchterne kleine Ding, ob sie nun als Künstlerin bei Josua die Miranda studiert, ob sie in bacchantischer Erregung Schleiertänze aufführt, oder ob sie in rührender Verborgenheit ihrem kleinen Mädchen das Leben gibt, über dessen Existenz sie Josua in Unkenntnis läßt. Kindlich und mütterlich zugleich hängt sie an ihm und verschwindet lautlos aus seinem Leben.

Die andere, die Professorstochter, kernig und sauber und von starkem Geiste, wird ihm, nachdem er sich aus allem Strudel und Wirbel wieder zu ihr hingefunden, die Gefährtin, deren er bedarf. Sie und Adelens Kind bilden seine Familie, zu der er heim gefunden.

Interessanter fast als die Fabel des Romanes selber, die vielleicht etwas allzu ethisch gewollt anmutet, ist das Beiwerk: der nach Häckels Bild gezeichnete Universitätsprofessor mit seiner absichtsvoll verstärkten Suggestionskraft, der die jungen Leute unterliegen; das Treiben auf den Redaktionen in Berlin und in der kleinen Stadt, die eingefügte Legende, Dramen- und Festspiele — Entwürfe Josua Kerstens; auch die Städtchen an der Saale, die dortige Landschaft, das kleinstädtische Universitätsgetriebe, dazwischen die Idylle der Liebenden — alles das ist mit Feinheit, Liebe und Lebhaftigkeit dargestellt. Man sieht, dem Verfasser ist's darum zu tun uns nicht nur Personen, sondern vor allem Zustände, Gedanken, ja, was mehr ist, Ideen zu geben. Er tut das mit der ihm eigenen leisen Bedachtsamkeit und Unaufdringlichkeit, mit einer fast entschuldigenden Gebärde.

Anselma Heine

Melancholia*

Von den Geistern sagt jemand im ersten Dialog des Buches, daß sie gerade die unbedeutenden, zerstreuten, bescheidenen oder lächerlichen, alle die vielen über sich selbst dunklen und zwecklosen Menschen lieben und besuchen, wenn sie sich überhaupt zeigen, und daß sie diese überflüssigen, ziellosen Menschen auch nicht im Fortschritt fördern; nein, sie wollen einfach zwischen ihnen, in ihnen da sein und sich bewegen, auch sie ohne Ziel und Bedeutung, halb Theorie und halb Geschichte ...

Mit einer seltsam verwandten Paradoxie steht das ganze Buch selbst in dieser verworrenen Gegenwart, eine „Trilogie des Geistes" in einer Zeit, die den großen Gedanken und das große Schicksal vergessen hat. Sie geht dunkel und zerstreut ihren Weg zu Ende, der Spiegelungen im Ideal müde, sie fühlt nur die wachsende Schwere der Massen und kann ihren Sturz nicht hemmen. Doch in diesem offenbar nihilistischen Reich des Überflüssigen leben nun merkwürdig leicht und schwer, dunkel und zwecklos beflügelte Wesen, Geister, platonische Dämonen, und retten die Dinge vor dem lautlosen Vergehen durch ihre Kräfte, die Tugenden sind; in ihrer Mitte sehe ich die Schwermut, die Kassners Werk bewegt.

Der Leser möchte wissen, was eigentlich in diesem Buche geschieht. Man unterhält sich über das Glück und die Tugend, die Phantasie und die Gerechtigkeit, den Tod und die Vollkommenheit; es sind sieben Gespräche, zu drei Verwandlungen geordnet: der Doppelgänger, zwei Schwätzer, ein Snob; ein Gespräch über die Einbildungskraft; der Helfer, die beiden Brüder, Er. Vielleicht interessiert es die Neu-

*Rudolf Kassner: Melancholia. (S. Fischer, Verlag, Berlin).

gierigen auch, daß unter den Unterredenden ein Graf, zwei Pferde, ein Staatsanwalt, ein Gliedermann und ein namenloser Schauspieler vorkommen. Um so weniger werden sie mir glauben wollen, daß alle diese Wesen an einem einzigen Leben teilhaben, das ihre Dialektik und ihre Schicksale wie lebendige Chiffern zu einem durchaus Unteilbaren verbindet; seine Einheit liegt in einer gotischen Bewegtheit, nicht in einem Substantiellen.

Es geht nicht an, das Motiv dieser Welt bei Namen zu nennen; sie ist ganz aus sich heraus bewegt. Die Worte der alten Mystiker bezeichnen sie nur wie von fern; Sünde und Tugend, Vater und Sohn und Geist, der Seelengrund und die wirkenden Kräfte, Wesen und Schein, Gottheit und Antichrist: sie entlehnen ihre Formulierung und ihren Rhythmus noch zu sehr dem allgemeinen Zusammenhang der Tradition, der sozialen Gemeinschaft und der Natur, in dem auch die unbedenklich Freien der früheren Menschen beschlossen waren.

So darf ich nur dies eine wiederholen: daß die Trilogie vom Narren, vom Träumer und vom Frommen durchaus von innen heraus bewegt wird, von jener grundlosen Unruhe, die etwas vom Göttlichen und etwas vom Tierischen hat. Sie äußert sich nicht im Gleiten und Treiben der Gefühle und der Probleme, sie ergreift ja das Ganze und ist darum viel abstrakter und viel lebendiger zugleich: ein Fliehen ohne Ursache und Ziel, vor uns selber, vor dem Nichts, dem Schatten in uns, irgendwohin, in den unendlichen Schlaf; ein Auflösen im Grenzenlosen des Triebes; und ein Aufwachen, Sammeln, das alles Fragwürdige und Zweideutige durch die Einbildungskraft deckt; am Ende die Spiele der namenlosen Gestalten, grotesk und fromm, die sich aus ihrem helfenden Leben in ein stummes Abwenden retten; und die Zweifel und Glauben nur im Tode trennen können; denn hier erst finden sie sich als ihren Bruder, ihren vollkommenen Bruder und leben in allen Sterblichen und sind beides zugleich: ein Kind und ein Greis.

Es scheint Entwickelungen in diesem Buche zu geben, Steigerungen, Verwebungen, Auslösungen; man könnte das Motiv des Todes etwa durch die Folge der Dialoge wie mit einer gesetzmäßigen, geometrischen Linie verfolgen; und wer vergleichende Instinkte hat, mag das trilogische Schema Kierkegaards von den ästhetischen, ethischen, religiösen Stadien heranziehen, um an seinem Rhythmus des Unvermittelten, Ausspringenden, Diskontinuierlichen den traumhaft sicheren Übergang aller Bewegungen der „Melancholia" sicherer zu erkennen. Was in den Konzeptionen des William Blake (erkennt man Luvah, Urizon, das Spectre in der Trilogie wieder?) noch oft Forderung blieb, findet hier seine erste Erfüllung: es geschieht alles zugleich; alles ist in allem, Mögliches und Wirkliches; und der Fromme lebt schon im Narren, wie der Narr im Träumer gegenwärtig ist. Es ist nicht mehr die Rede von Produktionen, Werten, Kulturen, Persönlichkeiten, von allem Besonderen und Interessanten und geschichtlich Bedeutsamen; sondern ein Elementarisches erfüllt das Buch und zerbricht die Spiegel der Reflexion. Und dies ist das wundervollste Erlebnis der Melancholia, ihre Gnade: wie der Geist in seiner Dialektik von Leben und Tod und Vollkommenheit alle Schwere des Gegenständlichen auflöst und sich zu einem Freien, Raum- und Zeitlosen steigert, um ganz und unteilbar einzugehen in das ursprüngliche, nackte Geschehen der Seelen, das wir sonst nur dumpf ahnen als das Maßlose, Abgründige, als die Legende des Blutes: und wie wir plötzlich an diesem Einfachen, Dunklen das Letzte erfahren, das uns mit allem Lebendigen verbindet; wie das Lichteste, Beflügelte unserer Seelen übergeht, überschwebt in die kreatürliche Schwere des Abends, am Wasser, bei langsam fallenden Blättern, fremden Rauschen des Blutes; wie wir dunkle, zwecklose Wesen, die vom Tode leben, uns über blinde Spiegel beugen; und wie uns nun ein Nichts, ein Namenloses, ein Dämon, der zwischen Sterblichen und Unsterblichen vermittelt, aus dem Schrecken vor uns selbst durch den Traum in den Glauben rettet, — Glaube an irgend ein neues Dasein, ein neues Erlebnis, eine Landschaft oder eine Logik, irgend ein Morgen, licht, dionysisch und schwermütig.

Kurt Singer

Lockenraub

Im Jahre 1712 fiel die Locke der Mrs. Arabella Fermor von der Schere des verliebten Lord Petre. Zwei große Geschlechter verfeindeten sich darum und ein Dichter, Pope, erhielt den Auftrag, das Geschehnis zu einem Gesang zu machen, angeblich um die Geschlechter zu versöhnen. Diese Sache wäre schon reizend genug, um die historische Phantasie auf blumige Pfade zu locken. Aber sie wurde noch viel reizender. Der Dichter machte einen so schönen Gesang, daß Mrs. Fermor nicht nur den Verlust der Locke verschmerzte, sondern ihn durch den Besitz des Gedichtes doppelt ersetzt empfand. Sie zeigte es so stolz unter ihren Bekannten herum, daß Pope fürchten mußte, durch den Besitz seines galanten Wissens den Verlust seiner Autorenschaft zu riskieren. Er ließ es drucken. Jetzt lasen es nicht nur die Menschen, sondern auch jene neugierigen und flatterhaften Dämonen, die aus Rosenkreuzerbünden und allen Sektierermythologien damals nach dem Vorbilde des Sommernachtstraumes heraufstiegen, um sich in unsere Angelegenheiten zu mischen. Sie tanzen ihr Ballet von den schwerseufzenden Pasteten im Reiche der Göttin Spleen und den in Flaschen verzauberten Weibern, die nach Korken schreien, bis zu den Elfen, die im Blumenstrauß und im Nackenhaar der Frau sich niederlassen. Die Kritiker nennen sie Maschinerie. Sie fliegen in Popes Gedicht und illuminieren es mit der entzückenden Unlogik ihres Karnevals. Das Gedicht erscheint in dieser neuen Form, um fast zwei Jahrhunderte auf Beardsley zu warten, der es zu illustrieren geboren wurde. Fächer und Federhütchen, Spitzen und Vorhänge, die Toilette der Belinde und die des Tarus, der Schlafrock und der Gobelin, Balkons und Perücken, Eskarpins und Leuchter, Blumenornamente und Rosenkreuzer, ein Perlen der Linien und Wehen der Schritte, ein Stuhl, der mit den Fingerspitzen umgeworfen wird, und eine Frisur, die ein Soufflé von Parfüms scheint. Die Tragödie des Lockenraubs ist nun ganz Arabeske geworden. Pope und Beardsley durchfliegen die Welt. Auf der Leipziger Insel werden sie eingefangen. Die Insel gibt dieses prachtvolle Buch in einem neuesten Neudruck heraus, in dem die ziselierten englischen Verse von R. A. Schröder aufs geschickteste übertragen sind. Das ist das Epos eines Lockenraubes, in dem nicht nur ein Lord einer schönen Dame ein Härchen abpflückt. Der Dichter tut ein Gleiches mit seiner Liebe, die Elfen mit seinem Gedicht, Beardsley mit Pope, und die Insel mit beiden. Nun pflücket ihr im Lesen.

Oscar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Aufgaben der Universität/ von Friedrich v. der Leyen

Der Universität erschien es früher als ihre höchste Aufgabe, die Studenten für die ewigen und unverlierbaren Werte empfänglich zu machen, die jedes Studium in sich birgt. Sie wollte dem Jüngling in unablässiger und unnachsichtlicher Arbeit die Ideale einpflanzen, damit der Mann auch einen begrenzten und unscheinbaren Beruf sub specie aeternitatis auffasse und ausfülle. Die Berufe galten damals als die höchsten, in denen sich äußere Ehren und Reichtümer nie erreichen ließen, die der Erkenntnis um der Erkenntnis willen sich zuwandten, der Erforschung der edelsten Kultur und der letzten Gründe alles Geschehens.

Wir wissen heute, daß jene Geschlechter — die Generation aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — die Bedeutung und auch die sittlichen Kräfte des Wirklichen und Gegenwärtigen unterschätzten, daß sie sich auch nicht bewährten, als 1848 die Zeit kam, in der sie aus ihrem Sehnen Wirkliches gestalten sollten. Aber in ihrer Bildung lag eine nie wieder erreichte Einheit, und in uns steigt immer von neuem eine sehnsüchtige Bewunderung auf, wenn wir die Höhe der geistigen Bildung, zu der Deutschland sich damals emporgehoben, uns vergegenwärtigen: das Bedürfnis, schon in früher Jugend sich in schwere philosophische Gedanken hineinzuleben; die Tiefe und selige Vertrautheit mit griechischer Philosophie und Dichtung, die das Leben adelte und in deren Besitz alles Irdische, sei es Reichtum, sei es Macht, leicht entbehrlich schien; die rührende Bescheidenheit in Auftreten und Wohnung; die rücksichtslose Strenge der Anforderungen gegen die eigene Person und gegen andere; die innere Jugend, ja Kindlichkeit, die das Leben bis in das letzte Greisenalter verklärte.

Die Kraft dieser Ideale war so stark, daß sie alles Mittelmäßige und Niedrige, alle Ränkune und Intrigue weit zurückdrängte, und dieselbe Kraft gab den deutschen Professoren in ihrem politischen Wirken eine prachtvolle Unerschrockenheit, sie galten manchesmal dem ganzen Deutschland als Vorbilder und die

Universität erschien als Hüterin nicht allein der reinsten Bildung, auch der anderen nationalen Heiligtümer.

Es berührt uns heute sehr seltsam, fast unglaubhaft, daß die Professoren für Deutschland einmal dies alles waren, so anders ist ihre Stellung heute! In der politischen Physiognomie des Landes fehlen jetzt die professoralen Züge so gut wie ganz; an die Stelle des nationalen Ansehens trat der internationale Ruf, und die allgemeine Schätzung, welche die Professoren noch immer besitzen, gilt, im großen und ganzen gesprochen, nicht ihrer Person, sondern ihrem Wissen; sie sind in jedem Fach die höchste Autorität.

Diese Wandlung ist zum großen Teil bedingt durch die Schicksale, die in den letzten Jahrzehnten die Wissenschaft durchmachte; durch die ungeheure Ausdehnung der Natur- und Kulturwissenschaften und durch ihre dauernde Vermehrung. Die Überzahl der neuen Aufgaben, die diese Ausdehnung und Vermehrung schuf, verlangte zu ihrer Bewältigung eine immer wachsende Menge von Gelehrten, und der Mehrheit unter ihnen war es nicht möglich, mehr als ein kleines Gebiet zu überblicken; dies aber durchforschten sie viel gründlicher und lernten es viel genauer kennen, als ihre Vorgänger, erreichten darum auch früher unerreichte, oft ganz erstaunliche Erfolge: diese Erfolge sind für uns die Erfolge der Wissenschaft und werden ziemlich überschätzt. Die Mehrheit der Gelehrten auf der Universität besteht darum heute aus Autoritäten und Spezialisten, und diese sind auf ihre Bedeutung sehr stolz.

Die so veränderte Universität bezwingt tagtäglich eine Last der Arbeit und entfaltet eine Fülle der Leistungen, die, wenn man sie sich als Ganzes vorzustellen sucht, als etwas Ungeheures, der gegenwärtigen Menschheit allein Vorbehaltenes erscheint. Wer das für eine Übertreibung hält, der zähle sich die Einrichtungen her, die mit der Universität zusammenhängen oder von ihr geleitet werden: ihre Krankenhäuser, ihre Kliniken, ihre Laboratorien, ihre botanischen, zoologischen, biologischen, physikalischen, astronomischen und die anderen Institute, ihre Bibliotheken, ihre Seminare. Man muß sich außerdem daran erinnern, daß die Vorlesungen sich verfünffachten und verzehnfachten, daß zu diesen Vorlesungen Ferienkurse, Volkshochschulkurse und andere Fortbildungskurse kamen und daß die Universität zusammen mit den Akademieen eine Fülle wissenschaftlicher Unternehmungen und Entdeckungsfahrten ausrüstet.

Mit dieser Autoritäten- und Spezialistenherrschaft zogen aber gleichzeitig Anschauungen und Bräuche in die Universität ein, die nun schon seit manchen Jahren ihr bestes Wesen angreifen und zersetzen, und die man ohne falsche Scheu zeigen und abwehren muß, damit sie sich nicht ganz einnisten und dann unentfernbar werden.

Deutschland wird anscheinend immer noch titelfrommer, und auch die hergebrachte Scheu vor jeder Autorität wächst immer noch vor unseren ungläubig zusehenden Augen. Nach einer weitverbreiteten Anschauung erhält eine Wissenschaft die wahre Existenzberechtigung und Weihe erst, wenn sie universitäts-

fähig wird, und der Professorentitel macht auch schlechte Bücher vor der öffentlichen Kritik nahezu immun.

Es ist daher leicht, ja verlockend, Autorität und Titel zu mißbrauchen: das geschieht etwa, wenn die Regierung Dozenten, die sich ein gutes Recht auf bezahlte Stellen erwarben, nur den Titel Professor gibt und sie dadurch zu besänftigen sucht. Es geschieht auch, wenn Mediziner den Professorentitel erstreben, um von ihren Patienten höhere Honorare zu verlangen. Es geschieht ebenso, wenn berühmte Gelehrte, die es gar nicht nötig hätten, in wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften unter dem Schmuck ihrer sämtlichen Titel erscheinen — daß die Orden ihnen nicht außerdem angehängt sind, darüber muß man sich noch wundern — wenn sie diese Titel zum größeren Ruhm des Verlegers — meist ist es August Scherl — als Reklameschilder vor sich hertragen und wenn sie dazu Aufsätze schreiben, die nur der Name und nicht der Inhalt deckt und die man bei geringerer Provenienz abgelehnt hätte. Wie beschämt fühlt man sich, wenn man darnach die Sitzungsberichte einer deutschen Akademie der Wissenschaften aufschlägt und von den berühmtesten Mitteilungen einen schlichten Vermerk findet, wie „Herr Mommsen las" und „Herr Helmholtz las". So soll es sein: nur die unvermeidbarste Höflichkeit wird hier gewahrt, das Mitglied erscheint jedes Titelschmucks beraubt, seine Leistung allein redet.

Die Regierung paradiert heut gern mit „ihren" Gelehrten, den Prunkstücken ihres geistigen Besitzes, und sie betrachtet sie als ihre kostbarsten Ausstellungs- und Austauschobjekte. Das hat manche Bedenken: auf den Argwohn, daß hierdurch die Eitelkeit gefeierter Größen zunimmt, zu der diese ohnehin eine gewisse Anlage zeigen, will ich nur anspielen. Schlimmer scheint mir, daß solche Fassadenpolitik oft innere Schäden hinter den glänzenden Fassaden verstecken will, und im Organismus der Universität machen sich solche Schäden recht fühlbar. Mit der Vermehrung der Wissenschaften vermehrten sich wohl die Auszeichnungen, mit denen man die ordentlichen Professoren überschüttete, ihre Zahl vermehrte sich kaum; dafür stieg die Zahl der schlecht oder gar nicht bezahlten, also die Zahl der abhängigen Dozenten, ganz bedrohlich. Diese Abhängigen sehen sich in manchen Fakultäten gleich zwei Gewalten gegenüber, die ihre Laufbahn aufhalten oder ihnen sonst Schlimmes zufügen können, der Regierung hier, und dort dem Ordinarius, dem Chef, dem die Klinik oder die Laboratorien unterstellt sind und von dessen Wohlwollen es meist abhängt, ob der Dozent ihre Hilfsmittel und Materialien benutzen und bei seinem Unterricht verwerten darf. — Das heißt: die Möglichkeit, zu arbeiten und zu dozieren, damit die Möglichkeit, seinen Wert zu erweisen, wird — in der Theorie wenigstens — dem Abhängigen mehr als Gnade denn als Recht gegeben.

Es muß jedem einleuchten, daß unter solchen Zuständen Servilität und Streberei unbedingt besser gedeihen, als eine Unerschrockenheit, bei der man vielleicht die ganze Existenz auf das Spiel setzt. Ebensowenig darf man sich erstaunen, wenn die Mehrheit dieser Abhängigen für die Angelegenheiten und

Schicksale ihrer Universität wenig oder gar kein Interesse zeigt. An ihrer Verwaltung gönnt man ihr keinen Anteil, außerdem sind Viele gezwungen, sich Nebenverdienste zu suchen, außerhalb der akademischen Mauern, und selbst dafür zu sorgen, daß sie existieren können.

Dieser Mangel an Interesse überträgt sich dann leicht auf alles, was mit der Würde, Ehre und Freiheit der Universität zusammenhängt, und gedeiht auf den großen Universitäten am besten, weil hier die Zahl der Dozenten allzu sehr wuchs und ihre Berufe oft so wenig sich berühren, daß sie ohnehin schwer miteinander Fühlung gewinnen können.

Manche der Dozenten haben ganz vergessen, daß die Universität auch für das politische und sittliche Aussehen und Ansehen des Landes eine gewisse Verantwortung trägt, daß sie die Studenten nicht allein unterrichten, daß sie auch sie erziehen soll. — Anderen läßt ihr Fach kaum Zeit, sich um das zu kümmern, was außerhalb dessen oft sehr engen Grenzen vorgeht; ihre Bezugsquelle für diese Welt ist die Zeitung. Es hat sich aus diesen und anderen Gründen auch auf der Universität eine Unbildung verbreitet, die erschrecken kann: es ziert einige Philologen und Philosophen ebensowenig, wenn sie mit hochmütiger Ignoranz sich über Technik und Naturwissenschaften äußern, wie es Naturforschern und Ärzten zur Ehre gereicht, wenn sie mit dem Recht des Nichtwissens die Philosophie verhöhnen oder ihren schlechten literarischen Geschmack laut zum besten geben.

Die Aufgaben der Spezialisten verlangen oft nicht mehr als Fleiß, Ausdauer, Sauberkeit und Sorgfalt und ein gewisses Handwerkergeschick, das man heute Kenntnisse, gern Methode nennt. Alle diese Eigenschaften sind unerläßlich oder von gutem Nutzen, aber nie mehr als Fähigkeiten für Vorarbeit und Hilfsarbeit. Das Überwiegen des Spezialistentums hat aber die Folge, daß man diese Eigenschaften als die höchsten und wahrhaft notwendigen der Welt und den Studenten aufredete, und darunter hat die wissenschaftliche Produktion recht gelitten: ihr Niveau selbst ist gesunken, man verbohrte sich in die Ermittelung von Einzelheiten, vergaß zu oft die Erfassung des Ganzen und überließ Dilettanten oder anderen, die es nicht konnten, Aufgaben, zu deren Lösung nur die Wissenschaft berufen ist: etwa die Darstellung von großen kulturgeschichtlichen Zusammenhängen und Entwicklungen oder Ausgaben alter, schwieriger, wertvoller Schriften. — Dadurch ist nun der Wissenschaft das Dasein erschwert; es hilft ihr wenig, daß sie auf die schilt oder verächtlich herabsieht, die versuchten, was sie selbst versäumte.

Die Abhängigen und die Spezialisten sind in der Mehrheit; sie haben eine größere Bedeutung, als ihnen gebührt — das ist ein sehr in die Augen fallendes Kennzeichen der deutschen Universität von heute. Wenn die Bedeutung dieser beiden Kategorien noch weiter zunimmt, so kann man sich leicht vorstellen, was außerdem geschehen müßte. Mit der Abhängigkeit würde die Titelsucht, damit die Eitelkeit und das Reklamebedürfnis wachsen, die tapferen Männer und die Persönlichkeiten würden sich noch weiter zurückziehen und den Strebern

und Opportunisten das Feld überlassen; die Gabe, die Studenten zu unabhängigen Männern zu erziehen, würde der Universität verloren gehn; dafür würde man die Studenten mit Fachkenntnissen überladen, ihnen die Fähigkeit des weiten Überblickes, des selbständigen Denkens und Wagens verkümmern und ihnen eine gute Dosis Abhängigkeitssinn dazu verabreichen. Zu gleicher Zeit würde im geistigen und sittlichen Leben Deutschlands eine Leere und Öde entstehen, die, nachdem die alte Universität entschwand, keine andere Macht bannen könnte, und die man immer schmerzlicher und sehnsüchtiger empfinden würde, wenn das Land auch noch viel größeren Reichtum und noch größere Macht nach außen gewinnen sollte als heute.

Wenn es nun so nicht weitergehen darf, wer soll helfen?

Einige sagen, es sei überhaupt keine Hilfe möglich, denn das einzige, woher sie kommen könne, die humanistische Bildung, sei dahin. Die Herren, die sich so äußern, preisen gern das klassische Altertum maßloser und blinder als ein deutscher Chauvinist sein Deutschland. Und ihnen fehlt jedes Organ für die Bedeutung der Mächte der Gegenwart. Dadurch, daß man sich schmollend in eine Ecke zurückzieht, auf alles schilt, was man nicht versteht, und der alten Universität und den humanistischen Gymnasien nachweint, verschlimmert man nur die Lage, und man erleichtert das Vordringen den neuen Institutionen, den technischen Hochschulen und dem Realgymnasium, denen nun noch Oberrealschulen und Handelshochschule folgen, und die durch ihre Klugheit und Tatkraft sich schon viele und mächtige Freunde erwarben. Wenn die Universität nur klagt, aber müßig, die Hände in den Schoß gelegt, zusieht, so wird sie immer tiefer in den Hintergrund geraten und sich dazu etwas lächerlich machen.

Es dämmert wohl auch schon vielen die Einsicht, daß man die humanistische Bildung verflachte, veräußerlichte und schädigte, während man ihr Gutes tun wollte, als man ihr nämlich eine Monopolstellung gab und Griechisch und Lateinisch zu Examensfächern herabdrückte. Gerade im Kampf mit anderen, gleichberechtigten Mächten sollen Gymnasium und Universität zeigen, was an ihnen unersetzlich ist, und sie sollen getrost die abstoßen, die nicht zu ihnen gehören.

Sobald man sich einmal vorstellt, worin sich denn die Universität geändert, und sobald man die neuen Aufgaben zu erkennen sucht, die aus den neuen Zuständen erwachsen, sieht man eine Fülle von Wegen, die zur Gesundung führen und die der Universität die Macht über das bessere Leben der Deutschen zurückgeben, die sie früher besaß.

Es wäre schon ein guter Schritt vorwärts, wenn man den Abhängigen, die sich als Forscher und Lehrer bewährten, einen reicheren Anteil an der Verwaltung der Universität gönnte, auf ihre Meinung und Vorschläge ernsthafter hörte, sie zu interessieren suchte und ihnen — das wäre am meisten wert — bessere Existenzbedingungen und eine stärkere rechtliche Unabhängigkeit schüfe. Dadurch bereitet man auch den Boden für Persönlichkeiten, denn die fallen ebensowenig vom Himmel wie die Meister, man muß ihnen auch die Möglichkeit

geben, sich zu entwickeln, und davon ist heute zu wenig da. Durch fortwährende äußere Sorgen, durch dauernde Abhängigkeit und durch Mißerfolge können auch starke Naturen allmählich zermürbt werden und verlieren die Fähigkeit, zu widerstehen, zu handeln und sich durchzusetzen.

Außerdem wäre nötig, die Universitäten zu entlasten von den Gelehrten, die wohl die Fähigkeit haben, wissenschaftlich zu arbeiten, aber weder die Gabe zum Unterrichten, noch die Freude daran, die nur Dozenten wurden, weil sie doch leben mußten, und die viel lieber auf den Akademieen wirkten, wohin sie auch gehören. Es ist ein Wunsch, dessen Erfüllung schwerlich sich lange hinausschieben läßt: die bezahlten Stellen an unseren Akademieen möchten sehr vermehrt werden; — hier wären manche Spezialisten ebenfalls am besten untergebracht.

Ich hätte noch andere Vorschläge und Wünsche dieser Art, aber sie trügen uns zu den Angelegenheiten der inneren Verwaltung und gehören wohl vor ein anderes Forum. Wohl und Wehe der Universität hängen noch mehr ab von den Vorlesungen.

Diese Vorlesungen, mit Ausnahme vielleicht der medizinischen und naturwissenschaftlichen, überschätzen den Wert der theoretischen, unterschätzen den Wert der praktischen Ausbildung. Die Dozenten sind womöglich noch stolz darauf; früher, in der Glanzzeit der Universitäten, sagen sie, hatte die Theorie eine noch größere Bedeutung, und man war der praktischen Ausbildung noch viel abgeneigter. Das war aber damals, weil sich alle Theorie bewußt oder unbewußt auf ein Bildungsideal bezog, zu verteidigen. Die Theorie war dadurch eine Macht, die dem Lernenden den Sinn des Wissens zeigte und die ihn geistig erhob und erfrischte. Heute fehlt der Theorie der philosophische Rückhalt; sie bezieht sich zudem meist auf die Wissenschaften, nicht auf die Wissenschaft, oft erscheint an ihrer Stelle auch eine, nicht immer übersichtliche Fülle von Einzelkenntnissen. Und: die Vorbildung für die Universität, die die Studierenden von der Schule mitbringen, ist geringer als früher, die Theorie hat an ihr eine viel schlechtere Stütze. Dann darf man nicht vergessen, daß die Praxis, nachdem sich die sozialen, technischen, kaufmänischen und industriellen Bedingungen erweitert, verändert und verwickelt haben, wie noch nie in der Geschichte, heute schwierigere Anforderungen stellt als jemals, in allen akademischen Berufen; beim Richter, Rechtsanwalt und Arzt gibt man das zu; der Journalist, der Lehrer und der Prediger haben es aber nicht leichter. Die Aufgaben der Praxis lassen sich deshalb heute nur bewältigen, wenn man die Lernenden schon in den ersten Stadien der Ausbildung auf der Universität sehr sorgfältig auf sie vorbereitet.

Ein sehr hervorragender Professor des Rechtes sagte mir einmal: wenn die jungen Leute von der Schule kommen und Ekel vor Büchern und Wissen, dafür Sehnsucht nach dem Leben haben, überfüttern wir sie mit theoretischen Auseinandersetzungen, für die sie noch gar nicht reif sind. Es wäre besser,

wir brächten sie in Gerichtsverhandlungen und ließen sie die Prozesse sich aus der Nähe besehen, damit sie doch eine Anschauung von dem gewännen, was wir ihnen immer vordozieren. Dann, wenn die Beamten von jahrelanger Praxis sich ermüdet fühlen und eine Sehnsucht nach theoretischer Ausbildung spüren, die sie nun bereichern und erfrischen würde, dann sind sie an ihre Praxis angeschmiedet.

Wer das liest, wird sich sehnsüchtig sagen: wie gut wäre es uns ergangen, hätte man uns ausgebildet, wie dieser Professor es wollte. Wie oft mußten wir die Naturwissenschaftler und Mediziner beneiden um ihre Demonstrationen, Experimente, Exkursionen!

Ich habe in einer Schrift (Deutsche Universität und Deutsche Zukunft, Jena 1906, Eugen Diederichs), an die ich hier manchmal anknüpfe, vorgeschlagen, man möge in geschichtlichen Übungen ein politisches Ereignis der Gegenwart oder Reichstagsverhandlungen, meinetwegen auch Sensationen und Prozesse betrachten, derart, daß man die Reihe der Variationen verfolgt, in denen die Zeitungen der verschiedenen Parteien des Inlandes und des Auslandes die sogenannten Tatsachen wiedergeben. Das werde die Studenten lebhafter interessieren und dem Historiker, auch wenn die Akten der Staatsarchive geschlossen bleiben, tiefere Einsichten eintragen, als Übungen über das Mittelalter, die im Anschluß an ein bekanntes Lehrbuch einen hundertmal behandelten Fall, dessen Ergebnis übrigens feststeht, das hundertunderste Mal untersuchen. Es wäre auch für Zeitungsschreiber und für alle, die sich darnach sehnen, daß unsere politische Bildung sich einmal hebt, sehr schätzbar, wenn die Abgründe der Urteilslosigkeit sich recht früh und recht gründlich vor ihnen öffneten und sie auch die Verzerrungen und die Verhetzungskünste der Parteipolitik an den Quellen studierten. Ich meine, daß diese Übungen sogar viel segensreicher wirken müßten, als die Professuren für Journalistik, die man nun plant.

Die Jugend will immer Verständnis für das Leben, das sie um sich sieht, und das soll ihr die Universität geben. Sie soll nicht immer ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie etwa Literatur und Kunst der Gegenwart den Vorlesungen zugrunde legt und sie umsichtig und genau mit den Studenten betrachtet. Mode, Presse und Spekulation haben in unser literarisches Urteil eine ratlose Verwirrung, eine kritische Ohnmacht und eine grausame Unbeständigkeit gebracht, die, wenn sie sich weiter vermehren, unsere Kultur verwüsten müssen; wir haben die Männer bitter nötig, die uns davon befreien.

Es heißt, die Betrachtung der Gegenwart sei unwissenschaftlich, und soviel ist richtig: unter den Vertretern der alten Philologie sind noch immer eine stattlichere Anzahl bedeutender, ernsthafter und selbständiger Gelehrter, als unter denen der modernen Literatur und Kunst, wo man sie überhaupt schwer findet. Daran hat aber die neuere und moderne Literatur und Kunst keine Schuld, sondern die Art, wie man sie behandelt: mit einer Technik, die man der alten Philologie entlehnte — als könne man mit ihrer Technik zugleich

ihre Art und ihren Geist erlernen — und mit vielem Ungeschick auf neue Dichtung und Kunst übertrug.

Daß die sogenannte philologische Methode von heute bei der neueren Literatur einen Zusammenbruch erlebte, geben die Einsichtigen zu, und viele suchen schon, sich anders zu orientieren. Wir hoffen auf eine neue Generation, die der modernen Literatur die Wissenschaft gibt, die sie verlangt und deren unentbehrliche Voraussetzungen umfängliche und eindringende psychologische Studien, eine tiefe philosophische Vorbildung, ein anschmiegendes, durch Ästhetik ausgebildetes Einfühlungsvermögen, eine wirkliche philologische Schulung und dazu eine Beherrschung der ganzen Literatur der Gegenwart sein müßte.

Das sind keine Utopieen, es gab schon Gelehrte dieser Art, und zur Erfassung und Beherrschung der Gegenwart gehören starke Persönlichkeiten, andere können nicht fest bleiben und sich die Besonnenheit des Urteils und den klaren Blick für das Originale und Entlehnte, für das Bleibende und das Vergängliche nicht bewahren, wo alle Mächte der Gegenwart nur geschaffen scheinen, uns durcheinander zu reißen und unsern Blick zu blenden, zu verwirren und zu trüben. Eben darum gehört es zu den dringendsten Aufgaben, Persönlichkeiten dieses Maßes für die Universitäten zu gewinnen und zu entwickeln.

Man soll nun nicht befürchten, daß ich nur praktische und nur gegenwärtige Vorlesungen wünsche. Das hieße, die Universität dem schlimmsten aller Feinde ausliefern. Denn die Erkenntnis um der Erkenntnis willen, die Kraft, dieser Erkenntnis das ganze Leben zu verschreiben, die an Opfern, Geduld, unablässiger Bemühung überreiche Arbeit und die anderen besten Dinge des Gelehrten wären ja zum Tode verurteilt, wollte man die reine Wissenschaft von der Universität verbannen, wo diese Dinge allein, von Person zu Person, lebendig sich fortpflanzen können.

Was aber nicht vergessen werden sollte und heute allzu oft vergessen wird, das ist, daß die Universitäten immer zu dem einen Ziel streben sollen, zu der Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen reiner und angewandter Wissenschaft. Das ist heute gestört. Bei der Naturwissenschaft und Medizin ist die Wagschale der angewandten, bei den Kulturwissenschaften die der reinen Wissenschaft zu schwer — sie liegen hilflos, ohne sich bewegen und schweben zu können, am Boden. Für naturwissenschaftliche und medizinische Vorlesungen ersehnen viele berufene Vertreter die guten Geister der Philosophie, Theorie und Geschichte, die Kulturwissenschaften bedürfen wieder etwas vom Blut des Lebens und der Gegenwart.

Probleme, etwa vom Verhältnis der Persönlichkeit des Künstlers zu seinem Werke, vom Künstler und seiner Zeit, vom Entstehen einer Dichtung, werden dem erst recht aufgehen, der mit weit geöffneten und hellen Augen in die Gegenwart blickte. Man erzählt aber, es gäbe noch immer Vertreter der reinen Philologie, die vergangene Kunst und Kultur erwecken sollen und die noch nie einen lebendigen Künstler von weitem sahen, und auch Gelehrte, deren

Einrichtung, Häuslichkeit, deren Art zu schreiben und deren gesellschaftliches Benehmen jeder Kultur bar sei, ja von beleidigender Geschmacklosigkeit durchsetzt, während sie die Aufgabe hätten, junge Seelen für die beste Bildung empfänglich zu machen.

Die rein philologischen Vorlesungen belasten sich viel zu schwer mit bibliographischen Angaben, wissenschaftlichem Detail, der Herzählung überwundener Hypothesen und mit anderen Materialien, die der Student in den meisten Handbüchern ebenso gut oder besser findet. Auch das Vermögen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und das Kleine und Große in das richtige Distanzverhältnis zu bringen, entbehrt man in ihnen recht schmerzlich. Diese Vorlesungen hören auf, wo sie anfangen sollten, unter tausend Vorwänden und in stolzem wissenschaftlichem Gepränge gehen sie um die Dinge herum, in die sie hinein müßten. Diese Mißbräuche könnte man doch abschütteln, und die Herren könnten sich doch vorstellen, daß aus den meisten Studenten Lehrer werden, und daß man in diesen das Verständnis für vergangene Zeit, Kultur, Dichtung und Philosophie beleben und ausbilden muß. Wer soll es denn sonst den Schülern überliefern?

Hier zeigt sich noch eine wunde Stelle am Körper der Universität, auch eine böse Folge der falsch aufgefaßten reinen Wissenschaft: daß der Dozent so oft nicht weiß, wie mit jungen Leuten umgehn, oder daß er gar nicht ahnt, daß er es wissen sollte. Der eine liest über die Köpfe der Hörer fort, es ist ihm ganz gleich, wer ihn versteht; der andere schilt auf ihre Dummheit und Unlust und kann sich nicht vorstellen, was Jugend ist — weil er selbst nie jung war — wieder andere überlasten sie mit wissenschaftlichen Anforderungen und es fällt ihm nicht ein, daß sie außerdem noch Menschen sind, und so variieren sich die Fehler weiter. Wer aus einem Material etwas schaffen will, der muß doch alle Rücken und Tücken dieses Materials kennen: und was sind die Studenten anders als Material? Ganz Moderne behaupten wohl, die Studenten seien die eigentlichen Individuen, sie besäßen die Frische und Ursprünglichkeit, die sich der Dozent fortgearbeitet hätte, und von ihnen müßte er lernen. Das sind aber gut gemeinte Übertreibungen, die in den Köpfen der jungen Leute Verwirrung und manche Überheblichkeiten stiften. Das andere heute zumal in Übungen recht beliebte Verfahren ist allerdings ebenso verkehrt: daß der Dozent nichts erfahren will von den besonderen Anlagen und Wünschen, die grade die Begabteren mitbringen, sondern so tut, als sei gar nichts da und als werde aus diesem Nichts erst ein Etwas, wenn die jungen Leute seine Methode sich aneigneten und die ihm wichtigen Aufgaben lösten. Nachher klagen diese Dozenten in beweglichen Worten, die wissenschaftlichen Fähigkeiten der Jugend nähmen erschreckend ab, sie sind doch aber dazu da, diese Fähigkeiten auszubilden.

Das Studentenmaterial ist heute vielfältiger zusammengesetzt, schwieriger und komplizierter als früher — die Vorbildung ist weniger gleichmäßig und die Kenntnisse sind geringer, dafür die Kultur oft überlegener und anspruchsvoller. Es hilft alles nichts, man muß heute schon sehr ernsthaft die Studenten

studieren, wenn der Unterricht Früchte tragen soll. Sowie man die Ausbildung auf ihren besonderen Gaben aufbaut, werden auch ihre späteren Leistungen selbständiger und interessanter aussehen; der Ertrag wird der reinen Wissenschaft ebenso zugute kommen wie den Lehrern. Wenn diese immer spüren, wie der Dozent mit ihren Anlagen rechnet und danach seine Forderungen richtet, wenn sie fühlen, wie wohltätig das wirkt, so ist eher zu hoffen, daß sie mit ihren Schülern ebenso umgehen: die Kunst, Schüler zu behandeln, ist heute auch schwerer denn je; die sozialen Schichten, aus denen sie stammen, haben sich so sehr differenziert und man begegnet unter ihnen soviel Zarten, Frühreifen, Schüchternen und geistig Verwöhnten, die der liebevollsten und vorsichtigsten Pflegerhände bedürfen.

Für das Wohlergehen der reinen Wissenschaft aber wird gut sein, daß sie nicht auf die Jüngerschaft der Studenten angewiesen bleiben, die ihrer noch nicht recht wert sind; auch der im Beruf stehende Lehrer muß, wenn er unbezwingliche Sehnsucht nach ihr spürt, noch leichter zu ihr kommen als heute und vor allem Übungen besuchen dürfen. In diesen Übungen kann allerdings der Dozent von seinen Schülern, ihren Fragen und ihren Wünschen, das Beste lernen; es erwüchse dann aus ihnen ein Austausch der Gedanken und Bestrebungen, dessen Fruchtbarkeit die Universität von heute noch nicht kennt.

Ich zeigte, so weit es mir im Zusammenhang dieser Erörterungen geboten schien, offen und ohne falsche Rücksicht die Schäden der Universität. Die Befürchtung, sie würden um sich greifen und den Organismus dieser wundervollen, unersetzbaren Körperschaften entstellen oder gar zerstören, ist leider nicht ganz ohne Grund; allerdings spürt man an manchen Stellen die Einsicht, daß die Zustände von heute nicht länger dauern dürfen —. Man soll die aber, die diese Zustände, oft ohne es zu wissen, herbeiführten, nicht ungerecht schelten: die Universität ging unter in der Fülle der Aufgaben, die eine unvorhergesehene Vervielfältigung der Wissenschaft ihr aufdrängte, sie sah nur das nächste und jeder nur die eigne Wissenschaft, und sie dachten nicht an die Notwendigkeit, das Neue in den alten Organismus so einzufügen, daß es dort erfrischend weiter wirke. Auch ließ man sich von der Strömung der Zeit fortreißen, die sichtbare und praktische Erfolge über ideale und unsichtbare stellte. Da die Universität die Möglichkeit noch immer besitzt, die alte Gewalt über die Herzen der Jugend und das bessere deutsche Leben zurückzuerobern, sich mit Schule und Presse fruchtbringend zu verbinden und die große Erzieherin Deutschlands zu werden, dürfen wir hoffen, daß sie wieder auf die Aufgaben hört, die ihr die Zeit zuruft, und daß sie ihre Möglichkeiten wieder in Wirklichkeiten verwandelt.

Das graue Haus/ Roman von Herman Bang

(Schluß)

Seine Exzellenz saß vor seinem Tische. „Wieviel Uhr ist es?" „Vier, Eure Exzellenz", antwortete Georg. „Um fünf Uhr soll der Wagen vorfahren." Georg richtete sich auf. „Es kommen Gäste zu Tisch", sagte er und sah nach Seiner Exzellenz hin. Seine Exzellenz rührte sich nicht. „Lassen Sie Herrn Fritz hereinkommen." Georg ging, und der junge Herr Fritz kam herein. Mit ausdrucksloſem Gesichte betrachtete er Seine Exzellenz. „Dein Vater ist wohl im Hotel d'Angleterre", sagte die Exzellenz und drehte, als er gesprochen hatte, plötzlich den Kopf nach dem jungen Manne um. „Sag ihm, daß hier um sechs Uhr gegessen wird. Wenn er nicht betrunken ist." Seine Exzellenz hatte den jungen Mann nicht aus den Augen gelassen; Fritz Hvides Mund zitterte vielleicht unmerklich, während er sich verneigte. „Hast du gehört?" „Ja, Großpapa." „Dann antwortet man", sagte Seine Exzellenz. Eine Bläſſe hatte das Gesicht des jungen Mannes überströmt, und er ging.

Ihre Gnaden saß noch immer in ihrem Stuhle. „Wo ist Hvide?" fragte sie. „Seine Exzellenz ist in seinem Zimmer", sagte die Gesellschaftsdame. „Ich werde um fünf Uhr angekleidet", sagte Ihre Gnaden und machte eine Bewegung mit der Hand. „Löschen Sie aus", sagte sie und wandte sich an den schlanken Diener.

Das Licht über Ihrer Gnaden wurde ausgelöscht, und sie blieb allein. Die Tür wurde leise geöffnet und geschlossen, und es schlich jemand durchs Zimmer hin. „Wer ist da?" sagte Ihre Gnaden und fuhr zusammen. „Ich bin es," flüsterte Sophie. „Wissen es die gnädige Frau?" „Was?" sagte Ihre Gnaden, die die Hände in ihrem Schoße hob und senkte. „Der Herr Jägermeister ist in der Stadt", sagte Sophie. Die beiden weißen Gesichter starrten einander einen Augenblick an im Dunkeln. „Ich dachte es mir", stöhnte Ihre Gnaden. „Hast du ihn gesehn?" Sophie antwortete nicht sofort. „Der Jägermeister hat mit Seiner Exzellenz gesprochen." „Wann?" „Während des Empfangs." Ihre Gnaden stöhnte von neuem und biß die weißen Lippen zusammen. „Geh", sagte sie so leise, daß das Mädchen es kaum hören konnte. Die Tür wurde geschlossen.

Ihre Gnaden hatte sich plötzlich erhoben und durchschritt das Zimmer. Sie schlug die Portiere zurück und öffnete die Tür Seiner Exzellenz. Er saß bei der Lampe und hatte sie nicht gehört. „Hvide, was ist?" sagte sie und stand vor Seiner Exzellenz, „was ist geschehn? Was geht hier vor?" Er hatte den Kopf erhoben und sah sie an. „Hans ist in der Stadt", sagte er. Ihre Gnaden hatte die Hände gefaltet; — in dem schwarzen Festkleide, wie sie dastand, mit den Brillanten Nikolajs I., glich Ihre Gnaden einer von den wohlerhaltenen Leichen, die man bisweilen finden kann, wenn man Kirchenböden aufbricht —: „Was hat er gesagt?" Seine Exzellenz fuhr fort, sie

zu betrachten, wie jemand sein eignes ganzes Leben betrachtet. „Er hat die Wahrheit gesprochen", sagte er und wandte den Kopf fort. „Und du solltest dich ausruhen", sagte er gleich darauf, „du bist müde." Ihre Gnaden wandte sich und ging.

Die Mutter war hinaufgegangen. Sie zündete die Kerzen in den Armleuchtern an und blieb stehen vor den weißen Kerzen. „Ich müßte mich ankleiden", sagte sie, und die Arme fielen müde an ihren Seiten nieder. Kurz darauf öffnete sie die Tür zum Gange. „Arkadia", rief sie. „Arkadia." Aber niemand antwortete. Die Mutter lächelte und öffnete das Fenster. Im Hofe war es fast dunkel. „Arkadia", rief die Mutter. „Lassen Sie mich los, Frederikssen", ertönte es von unten her, in der Dämmerung. Die Mutter schloß das Fenster und kehrte zu den Kerzen zurück. Die Gesellschaftsdame klopfte an und kam herein. Sie fragte, ob sie der gnädigen Frau nicht helfen könne. „Ja, ich danke", sagte die Mutter, während die schönen Hände in ihrem Schoße ruhten, „wenn Sie mein Kleid aus dem Koffer nehmen möchten." Zwei große Koffer waren da mit vielen Fächern. Die Gesellschaftsdame nahm Kleider heraus und Röcke heraus und Schachteln heraus. Die Mutter folgte ihren Bewegungen. „Es ist ein schwarzes Barège", sagte sie. „Mit Ripsunterkleid." Die Gesellschaftsdame stöberte weiter. „Aber mein Gott, was soll ich denn noch mit dem?" sagte die Mutter und besah plötzlich einen strohgelben Kleiderrock." Das Kleid trage ich ja doch nie." Und plötzlich sagte sie: „Wollen Sie das nicht nehmen?" Die Gesellschaftsdame, die sich ihren Anteil aus den Koffern der Mutter zufließen ließ, sagte sanft abwehrend: „Aber es ist ja so gut wie neu." „Lieber Freund," sagte die Mutter, „ich ziehe es ja niemals an. Reden Sie nicht davon." Die Gesellschaftsdame legte das gelbe Kleidungsstück auf einen Stuhl und fand zuletzt das Barègekleid. „Hier ist es", sagte sie. „Danke," sagte die Mutter, „nun kann ich selbst."

Sie blieb noch ein paar Augenblicke vor den Kerzen sitzen, und dann goß sie die Eau de Cologne in das große Waschbecken. Als sie angekleidet war — Arkadia kam nicht, sie pflegte niemals zu kommen, wenn die gnädige Frau sie im Hofe betroffen hatte — saß sie wieder vor den Kerzen. Ihr Blick fiel auf den Strauß Tausendschönchen, den Seine Exzellenz jeden Tag mittags auf ihren Tisch legen ließ. Sie nahm ihn in die Hand. Die gelben Blumenaugen starrten im Lichtscheine zu ihrem bleichen Gesichte auf. Dann legte sie die Blumen hin, und von den drei Büchern auf ihrem Tisch nahm sie das eine, Paludan-Müllers „Tänzerin", die beiden andern waren „Das Buch der Lieder" und Don Juan. Sie schlug die Blätter des Buches auf und starrte ins Licht, und dann las sie:

Sich täglich mehr verschließt Dianes Sinn,
Ein Dasein wachen Träumens nur sie lebte,
Das ewig neu Erinnerung durchwebte.
Doch nichts von Wirklichkeit war mehr darin.

Das Haupt geneigt, sah stumm sie vor sich hin
In ferne Weite, wo die Wolke schwebte
So schwer und düster auf des Windes Flügel:
Als ihrer eignen Seelenschwermut Spiegel.

Doch wozu Worte? Kann dasselbe Bild
Euch nicht des Lebens Bühne täglich zeigen:
Erst Schmerzes Frucht an vollen Lebenszweigen,
Dann Kampf des Herzens, eh' es unterliegt,
Erst Hoffnung, Sehnsucht, dann Verlust und Schweigen,
Der Leere Tränenquell, der nie versiegt.
Erst neue Kraft und doppelt reiches Leben.
Dann dumpfe Müdigkeit und schlaff Ergeben.

Die Mutter hob ihr Gesicht. Einen Augenblick schloß sie ihre Augen. Die roten Lippen bebten. Dann las sie wieder:

Du lässest mich im Stich, dein Sinn ist schwank,
Ich rufe, doch du eilst auf flücht'gem Fuße,
Dein Ohr hast du verschlossen meinem Gruße
Und reichst mir abgewandt den bittern Trank.
Es schwindet hin. Denn meine Sonne sank.

Die Hand der Mutter suchte auf ihrem Tische einen zugespitzten Bleistift, und sie zog einen fast unsichtbaren Strich an den Worten des Dichters herunter, während sie las:

Nichts auf der Erde kann zurück mir bringen
Das Strahlenmeer, das mir mein Glück gebar,
Nur ein Gedanke lebt in mir: es war.

Es mußte sein — wohlan denn, keine Klagen
Bringt dieses Lied zu dir aus meiner Brust,
Kein leer verhallend Seufzen soll dich plagen,
Kein Sehnen, das nicht aus noch ein gewußt.
Nur liebe Worte, die dein Herz nicht nagen,
Nur Echo einer langentschwundnen Lust.
Ein Wort nur, leer für dich, soll Lindrung schenken,
Nur ein Lebwohl zum Abschied und Gedenken.

Zwei Tränen waren auf das Blatt niedergefallen, die Mutter sah sie nicht.

Lebwohl — was ist ein Wort? und doch, der Schmerzen
Gewaltigsten dies kleine Wort mich lehrt:
Ein Grab für alles, was dies Herz begehrt
An Liebe, Glück und Frieden unsrer Welt;
Die letzte Blüte, die entsproß dem Herzen, —
Sein letztes Hoffen scheu ihr Kelch noch hält.

Nimm hin die Blätter; ihren Duft und Schimmer,
Die du belebt, du erbst sie nun für immer.

Große Tränen entströmten ihren Augen, und einen Augenblick stützte sie ihr Gesicht gegen die Bronze des Armleuchters. Dann trocknete sie die Tränen fort und wandte wieder die schönen Augen dem Buche zu, dessen Einband gegen den Rand des Spiegels gelehnt stand wie ein Gebetbuch gegen ein Betpult:

Mein Herz ist müde, — doch kein Schlaf will fallen
Aufs heiße Aug'. Mein Denken rastlos wallt,
Ein Zug des Leides, durch der Zeiten Hallen,
Vor jedem lieben Bilde macht es Halt.
Ich ruf' nach jenen sel'gen Träumen allen,
Die Arme streck' ich aus vor Schmerzgewalt
Nach der Erinnrung leichten, flüchtigen Scharen,
Die locken, lächeln, winken und zerfahren.

Sie hatte den Einband des Buches mit ihren beiden weißen Händen umfaßt. Das Gesicht war leicht vorgestreckt.

O du — doch meine Schrift die Tränen tränken,
Verwischen sie, — und trocknet's auch gar schnell,
Rinnt stets doch neu der heiße Schmerzensquell.
Will mich denn selbst mein Abschiedsgruß noch kränken?
Nie werde ich vergessen, dein zu denken.
Dazu floh mir dies Leben allzu schnell.
Leb wohl, leb wohl, ich hab nichts mehr zu schreiben,
Nur diesen Kuß. Nein nein. Doch, er mag bleiben.

Ihre Hände glitten von dem Buche nieder, und still starrte sie in den Spiegel hinein, auf ihr eigenes Bild, ohne es zu sehen. „Ja," sagte sie ins Leere hinaus und stand auf, „es muß sein." Die Gesellschaftsdame klopfte wieder und fragte, ob sie nicht der gnädigen Frau das Kleid zuhaken solle. „Danke, ich bin fertig", antwortete die Mutter. Die Gesellschaftsdame sah auf die Tausendschönchen. „Aber soll ich denn nicht die Blumen befestigen?" sagte sie. Die Mutter nahm die Blumen auf in die Hand. Einen Augenblick noch betrachtete sie die weißen Blüten. „Danke," sagte sie, „mögen die hier verwelken."

Und indem sie der Gesellschaftsdame zulächelte, die sie ansah, sagte sie: „Sie wissen, ich habe welkende Blumen so gern." Die Gesellschaftsdame wollte gehen, als Lärm laut wurde im Hofe. Die Pferde wurden angespannt. „Wird angespannt?" fragte die Mutter und wandte sich hastig der Gesellschaftsdame zu. „Ja, Seine Exzellenz fährt aus", antwortete die Gesellschaftsdame. „Aber wohin denn nur?" fragte die Mutter. „Seine Exzellenz hat es nicht gesagt."

Die Mutter machte eine Handbewegung, die der Gesellschaftsdame galt, und diese ging.

Das Tor wurde zugeschlagen. Seine Exzellenz war gefahren.

Der Wagen Seiner Exzellenz hielt vor dem Gludschen Hause. Doch es

wurde nicht geöffnet. „Fahr ein", rief Seine Exzellenz und steckte seinen Kopf zur Wagentüre hinaus. Als er das Gesicht umwandte, sah er den Verwachsenen und die glattrasierte Mannsperson vom Wagen her unter der Gaslaterne im Gespräche mit einem Herrn im Pelz stehen, der den Rücken zukehrte. Das Gesicht Seiner Exzellenz zuckte heftig, und es war, als wiche er zurück in den Wagen, der in das Portal einrollte. Seine Exzellenz war ausgestiegen, ehe der Verwachsene die Wagentür erreichte, schon hatte er die Tür zu der dunkeln Treppe aufgestoßen. „Zünden Sie an", sagte er. Der Verwachsene lief mit einem Anzünder wie ein Gnom vor Seiner Exzellenz her, alle Treppen hinauf, und zündete gedankenlos alle Lampen an. Seine Exzellenz schellte und sah zwei Augen hinter der Türluke auftauchen und wieder verschwinden. Seine Exzellenz schellte abermals mit zitternder Hand. Fräulein Erichsen war ins Speisezimmer gelaufen, wo die Hofjägermeisterin, die einen Schlafrock trug, allein bei Tisch saß, in dem eiskalten Zimmer, unter einer Gasflamme. „Es ist Seine Exzellenz", sagte Fräulein Erichsen fast atemlos. Es gab Frau von Eichwald einen Ruck: „Wieder". Sie hob den Kopf. „Dann will er Geld haben", sagte sie. Aber ihre Augen blitzten plötzlich auf — Fräulein Erichsen sah es, obwohl die Hofjägermeisterin die Lider gesenkt hatte, um den Blick zu verdecken — und sie sagte im nächsten Nu, fast weich: „Seine Exzellenz kann man nicht abweisen, Fräulein. Melden Sie ihn dem Herrn Konferenzrat." Fräulein Erichsen sah einen Augenblick der Hofjägermeisterin gerade in die Augen. „Wie die Frau Hofjägermeister meinen", sagte sie und ging. Sie öffnete die Flurtüre. „Wollen Euere Exzellenz eintreten", sagte sie und öffnete die Türen zu den vielen Zimmern. „Hier ist es dunkel", sagte Seine Exzellenz. „Gleich werde ich Licht machen, Exzellenz", sagte Fräulein Erichsen, zündete zwei Kerzen auf einer Konsole an und ging. Seine Exzellenz fuhr fort, auf und abzugehen vor den beiden Kerzen, die den wandernden Schatten auf dem Fußboden abzeichneten, während die goldnen Zieratleisten der Rokokowände aufleuchteten und schwanden, als würden lebendige Arme daraus, die nach dem Schatten griffen. „Es ist Seine Exzellenz", sagte Fräulein Erichsen und stand mitten im Zimmer des Konferenzrats.

Der Konferenzrat hob den entstellten Kopf, und es schoß wie gelber Blitz aus seinem sehenden Auge. „Lassen Sie ihn hereinkommen", sagte er, und der Konferenzrat sprach vollkommen deutlich: „Ich habe ihn erwartet." „Sehr wohl, Herr Konferenzrat." Der Konferenzrat hatte den rechten und gesunden Arm erhoben. „Nehmen Sie die Kissen fort", sagte er. „Ja, Herr Konferenzrat." Fräulein Erichsen tat es. „Und den Schirm von der Lampe." „Ja, Herr Konferenzrat." Fräulein Erichsen hob den Schirm ab. „Seine Exzellenz ist willkommen", sagte der Konferenzrat, und seine Zunge bewegte sich fest in seinem Munde.

„Ich bin es", sagte Seine Exzellenz und ging weiter ins Zimmer hinein. „Ich sehe es," sagte der Konferenzrat, der das gesunde Auge nicht vom

Gesichte der Exzellenz entfernte, „du kommst wieder." Seine Exzellenz preßte die eine Hand zusammen. „Es eilt", sagte er, „ich werde Geld brauchen." Der Konferenzrat schwieg, das Auge beständig auf ihn heftend. „Ich muß verkaufen," sagte Seine Exzellenz, und während er plötzlich den Kopf dem Gesichte des Konferenzrates zuwandte, dessen Auge fortwährend auf ihm ruhte, als wolle es die Schweißtropfen zählen auf der Stirn der Exzellenz, sagte er, und das Wasser sprang zu jeder Pore seines Leibes hervor, „denn es sind wohl Papiere vorhanden?" Der Konferenzrat ließ die Worte verhallen. „Wann mußt du verkaufen?" sagte er. „Auf der Stelle", sagte Seine Exzellenz und hob, ohne es zu wissen, die linke Hand, um den Schweiß der Schläfen zu trocknen. „Heute?" sagte der Konferenzrat und rührte sich nicht. Beim Klange seiner Stimme reckte Seine Exzellenz plötzlich den ganzen Körper, die großen Adern auf seiner Stirne schwollen und spannten sich mit Riesenkraft, und in schroffstem Tone sagte er: „Es sind also verkäufliche Papiere vorhanden?" Seine Zunge hatte eine Sekunde gestockt vor dem Worte „verkäuflich", doch seine Stimme klang wie immer: „Dann mußt du verkaufen", sagte er. „Für wieviel?" Seine Exzellenz schwieg einen Augenblick: „Für dreißigtausend", sagte er und bewegte den Kopf. Man hörte das Ticken der Uhr. Der Konferenzrat antwortete nicht, und Seine Exzellenz sagte, ohne ihn anzusehen: „Du mußt verstehen, es ist notwendig." Der Konferenzrat hob den rechten und gesunden Arm: „Dreißigtausend, das ist viel Geld," sagte er, und mit einem Ansatz zu lachen — es klang wie Vogelgekreisch — setzte er hinzu: „Die Genies feilschen nicht." Seine Exzellenz hob den Kopf und ließ die blauweiße geballte Hand niederfallen auf den mächtigen Tisch. „Glud," rief er, und der Tisch erbebte unter dem Schlage der Hand, „gehört das Geld mir — — — oder nicht?"

Der Konferenzrat sah Seiner Exzellenz scharf ins Gesicht, und selbst das tote und hängende Auge schien für eine Sekunde ein wenig Glanz zu bekommen und sehen zu können, während er es sagte und während seine Stimme plötzlich, vielleicht zum letzten Male, den Klang wieder bekam, dessen Hohn eines Tages, als die Banken wankten, einen Run auf seine Firma abgewehrt hatte: „Du weißt doch, daß es dir gehört." Der Kopf der Exzellenz fiel auf die Brust herab. Seine Lippen waren so weiß wie sein Bart. „Und" — der Konferenzrat erhob sich fast in einem übermächtigen Gefühle des Triumphs — „zur Auszahlung auf der Stelle." Er griff mit der gesunden Hand nach einer Glocke, die auf dem Tische stand, aber zog sie wieder zurück: „Nein," sagte er, und vielleicht wußte er selbst nicht einmal, ob er aus Mitleid handelte oder aus Grausamkeit, „nimm die Schlüssel selbst." Das Schlüsselbund fiel aus seiner gesunden Rechten in die Hand Seiner Exzellenz, die nur halb geöffnet war: „Da ist der Schlüssel zum Geldschrank. Das Anweisungsbuch liegt im Fache links."

Die Hände Seiner Exzellenz waren so kalt wie das Eisen, das sie um-

faßten, während er die Schranktür öffnete. Aber er fand sich zurecht in den Fächern, als hätten auch seine Hände Tag für Tag hier zu tun gehabt. „Da", sagte er und legte das Anweisungsbuch auf den Tisch. Man hörte das Kratzen der Feder, während der Konferenzrat schrieb. „Da", sagte er und schob die Anweisung fort. „Willst du quittieren." Das Auge des Konferenzrats betrachtete die Exzellenz, während dieser auf dem vorgelegten Blatte schrieb. „Danke", sagte Seine Exzellenz und hob das Gesicht. Aber der Konferenzrat sah gewiß die halb vorgestreckte Hand der Exzellenz nicht. Er betrachtete die Quittung, und ein Zucken wie eine Grimasse glitt hin über sein gelähmtes Gesicht. „Deine Schrift ist so leicht nachzuahmen in letzter Zeit," sagte er zu Seiner Exzellenz, der sich erhoben hatte, „willst du dein Siegel daruntersetzen."

Ein Strom von Blut hatte sich über das Gesicht Seiner Exzellenz ergossen, aber er sagte nichts als ein Ja, und es klang wie Stöhnen: „Siegellack liegt im Schrank", sagte der Konferenzrat, und sein Auge ließ nicht ab, Seiner Exzellenz zu folgen, als er den Lack im Schranke holte und ein Licht anzünden und hintragen und den mächtigen Siegelring abziehen mußte, in dessen großem Edelsteine der Hvide Wappen eingraviert war. Seine Exzellenz hielt den Lack etwas zu lange ins Licht, so daß zu viel Lack aufquoll — wie der erste Striemen Blut, der aus einer Wunde rinnt. „Es ist gut", sagte der Konferenzrat und betrachtete das Siegel. Seine Exzellenz hatte den Ring wieder am Finger: „Adieu", sagte er. „Adieu." Seine Exzellenz war draußen. Der Konferenzrat schlug auf der Tischglocke zwei Schläge an, und Herr Hansen kam zu der kleinen Paneeltür herein. „Räumen Sie auf", sagte er.

Herr Hansen schloß den Geldschrank, löschte das Licht und setzte es fort. „Holen Sie die Mappe", sagte der Konferenzrat. Herr Hansen ging und brachte die Mappe der Hvide. „Öffnen Sie." Herr Hansen tat es. „Danke." Der Konferenzrat nahm die Verschreibung Seiner Exzellenz und legte sie zuoberst auf den großen Haufen. „Es ist gut", sagte er und schloß selbst.

Als Herr Hansen die Mappe nahm, hob der Konferenzrat sein Auge auf zu seinem Schreiber. „Jetzt sollten Sie Ihre Forderungen eintreiben," sagte er, „es ist Zeit." Herr Hansen bewegte bestürzt die bleichen Hände. „Aber," sagte der Konferenzrat, „Sie haben doch Pfänder." Herr Hansen antwortete nicht. „Was haben Sie noch außer der Brosche des Kaisers?" „Schmuck, Herr Konferenzrat." Der Konferenzrat ließ nicht ab, ihn anzusehen. „Welchen Schmuck?" fragte er. „Eine Brillantschnur." Der Konferenzrat entfernte sein Auge. „Geld ist besser," sagte er, „solche Steine können im Werte sinken." „Ja, Herr Konferenzrat." Der Konferenzrat drehte den Kopf. „Den Schirm", sagte er. Herr Hansen setzte den Schirm auf die Lampe. „Sie können gehen." Die große Türe ging auf. Es war die Hofjägermeisterin, die eintrat und mitten im Zimmer stand. „Was ist hier vorgegangen?" Stechend blickte das Auge des Konferenzrats zu ihr hinüber. „Was sollte hier vorgehen?" fragte er, und die Stimme wurde ihm wieder ganz dick im Munde. „Wie du

willst", sagte die Tochter. „Aber es sollte doch wohl ein Ende haben. Und" — die Hofjägermeisterin sah dem Vater ins Gesicht — „wir brauchen die Hydes nicht mehr." Der Konferenzrat antwortete nicht. Die Hofjägermeisterin legte ihm die Kissen in den Rücken, und sie bemerkte, wie sein Körper zitterte. „Und du solltest dich schonen", sagte sie und setzte hinzu: „Der Alte sagte es selber heute, du vertrügst keine Gemütsbewegungen." Der Konferenzrat erhob das eine Auge: „War vielleicht das der Grund, weshalb du ihn hereinließest?" sagte er. „Überlaß mir das Meine." Die Hofjägermeisterin lächelte, während sie das Plaid um seine Beine legte, mit einem Lächeln, das der Konferenzrat nicht sah. „Das werde ich tun", sagte sie und ging. Der Konferenzrat saß allein vor seinem leeren Tisch. Das entstellte Haupt fiel plötzlich halb vornüber, als habe es seine Stütze verloren.

Als der Vater den Wagen Seiner Exzellenz heimkehren hörte, ging er selbst an die Tür ins Portal hinunter: „Wie spät du kommst." „Die Pferde sind schuld," sagte Seine Exzellenz, „der Mann fährt im Begräbnistritt." „Was ist mit den Pferden?" fragte der Vater heftig zu Johann hinauf, während Seine Exzellenz anfing, die Treppe emporzusteigen. „Der Gaul will nicht mehr", sagte Johann störrisch. „Will nicht?" sagte der Vater rot vor Zorn, „das da muß ein Ende haben." „Ja, das nimmt es auch", sagte Johann wie vorher. Der Vater folgte hinter Seiner Exzellenz her. „Klingle, bitte, Georg soll kommen," sagte die Exzellenz, „er soll mich umkleiden". „Ja", sagte der Vater und ging hinauf in sein Zimmer.

Die Mutter saß noch auf dem Stuhle vor ihrem Spiegel, während sie den Vater hin und hergehen und sich umkleiden hörte. Seit die Gesellschaftsdame gegangen war, hatte sie sich nicht gerührt. Nur hie und da öffnete sie die Augen und schloß sie wieder. Der Vater klopfte an ihre Tür. „Ja, komme herein", sagte sie. Der Vater trat ein, im Frack und in ranker Haltung. „Sollen wir hinuntergehn?" sagte er. Die Mutter blieb auf ihrem Stuhl sitzen. „Ich habe so viel nachgedacht heute", sagte sie und ließ die Hände auf den Tisch niedergleiten. „Worüber?" sagte der Vater. Die Lippen der Mutter zitterten einen Augenblick, und um ihren Mund trat ein Zug hervor, wie er oft bei Gefangnen zu sehen ist. „Ich", sagte sie, „habe viele Jahre lang nur an eins gedacht." Sie schwieg einen Augenblick. „Und jetzt habe ich dies eine zu Ende gedacht." Sie bewegte ihre beiden schönen Hände. „Darum möchte ich gern mit dir sprechen." Der Vater hatte in dem Halbdunkel, in dem er stand, eine Bewegung mit der Hand gemacht. „Du meinst, warum von Dingen sprechen, die so ganz vorbei und so lange her sind?" „Aber ich muß sprechen, Fritz" — und sie wandte ihm das bleiche Gesicht zu — „um mich zu verteidigen." „Dich zu verteidigen?" „Ja, Fritz." Sie wandte das Gesicht wieder, und sie sprach halblaut und langsam wie jemand, der seine Gedanken unwiderruflich geformt hat. „Ich weiß jetzt, ich habe dir viel unrecht getan. Du bist nicht dafür geschaffen, Menschen gern zu haben.

Es ist dir gegeben, einen Menschen zu lieben — — und trotzdem hast du mich unendlich gern gehabt. Aber für den, der liebt, ist es so schwer, neben dem herzugehen, der nur gern hat. Darum konnte ich deine Güte nicht einmal entgegennehmen." Der Vater machte einen Schritt. „Und noch eins. Die Menschen, Fritz, wenden die mitleidigen Augen immer dem zu, der am tiefsten gebeugt wird, wenn auch niemand weiß, wer von zwei Menschen am meisten gelitten hat." Sie hob ihr Gesicht. „Ich bin selbstsüchtig gewesen, ich weiß es jetzt," sagte sie, und es war, als spräche sie zu jemandem über sich, „aber ich werde es nicht länger sein, und die höchste Kraft deines Lebens soll nicht mehr brachliegen." Der Vater stand im Dunkeln. „Was, willst du, soll ich dir antworten?" Die Mutter schüttelte den Kopf. „Du sollst mir nicht antworten," sagte sie, „ich habe nicht gesprochen, um eine Antwort zu bekommen, sondern um gesprochen zu haben."

Einen Augenblick war es still. Unmerklich preßte sie die schönen Hände gegeneinander auf dem Tische, wo sie lagen. „Und jetzt", sagte sie, „soll nie mehr zwischen uns gesprochen werden — an dem Tage nicht einmal, wenn wir sterben." Der Vater stand einen Augenblick da. Dann sagte er: „Und warum hast du gerade heute gesprochen? Warum?" Die Mutter führte die Hand an die Augen und entfernte sie wieder. „Die großen Entschlüsse, Fritz, sind wohl immer die Frucht von langem Nachdenken und von Kleinigkeiten." Das Gesicht des Vaters zitterte. „Und du?", sagte er, und seine Stimme war kaum vernehmbar, „kannst du nie froh werden?" Die Mutter wandte ihm flüchtig das schöne Antlitz zu. „Hättest du mich je geliebt, wenn ich es könnte?" sagte sie. Und der Vater ging.

Die Mutter erhob sich. Die Tränen wollten hervorbrechen aus ihren Augen. Aber sie bezwang sie. Und während sie ihre beiden Hände an dem schwarzen Seidenkleide hinabgleiten ließ, reckte sie den Körper wie unter einer Rüstung. Dann klopfte sie an die Tür des Vaters. „Wollen wir hinunter gehen?" sagte sie. . . . Ihre Gnaden war angekleidet. Die Gesellschaftsdame befestigte vor einem Spiegel ins Haar Ihrer Gnaden einen Schmuck von oxydierten Silberblüten. An der einen der Türen klopfte es. „Wer ist da?" rief Ihre Gnaden und hatte schon den Jägermeister gesehen, ihren Sohn, der die Tür öffnete. „Ich bins", sagte er. „Sie können gehen", sagte sie zu der Gesellschaftsdame, „lassen Sie anzünden." Ihre Gnaden beugte sich über den Jägermeister nieder, der bereits schluchzend in einen Stuhl gefallen war. „Mein unglücklicher Junge," sagte sie, „mein unglücklicher Junge, was hat er dir getan?" Ihre Gnaden strich mit den Händen über sein Haar und über seinen Hals. „Was ist geschehen? Was ist denn nur geschehen?" Der Jägermeister schluchzte immer noch. „Ich kann es nicht sagen." „Aber ist es wieder in Ordnung?" fragte Ihre Gnaden und preßte die Hände zusammen. „Ja," sagte der Jägermeister und hob das Gesicht, während der gebückte Leib wieder zusammenfiel, „es ist in Ordnung."

„Gott sei gelobt", sagte Ihre Gnaden, und ihre Arme fielen über die Seitenlehnen des Stuhles herab. „Aber wir müssen wohl hinein", sagte der Jägermeister und stand auf. Seine Augen sahen noch ganz irr drein. „Ja," sagte Ihre Gnaden, „wasch dein Gesicht." Ihre Hände zitterten, während sie die Eau de Cologne in das große Waschbecken goß. „So", sagte sie, und der Jägermeister fuhr mit dem eingetauchten Handtuch über sein Gesicht hin. „Leih es mir", sagte sie, und sie führte das feuchte Tuch einen Augenblick an die eigenen Augenlider. „So," sagte sie, „gib mir deinen Arm."

Sie gingen hinein. In allen Zimmern brannten schon die Kronleuchter. „Sind die Blumen angebracht?" fragte Ihre Gnaden den schlanken Diener, der sich verbeugte in seinem schwarzen Festanzuge mit der Hvideschen Schulterschleife. „Ja, Eure Gnaden." „Schön." „So öffnen Sie", sagte Ihre Gnaden und nahm Platz. „Ja, Eure Gnaden." Der Diener ging. „Hast du ihn jetzt schon gesehen?" fragte Ihre Gnaden. „Nein." „Dann bleib hier", sagte Ihre Gnaden, und beide warteten unter den brennenden Kerzen. Die Mutter war zu Seiner Exzellenz hineingegangen, auf dessen Brust Georg soeben das Großkreuz befestigte. Als der Diener gegangen war, sagte die Mutter lächelnd: „Wie fein du sein wirst!" „Ja, wir putzen uns ja wohl alle." Die Mutter sah auf die Etuis mit all den Orden der Exzellenz, die noch auf dem Schreibtisch standen. „Es sind viele", sagte sie. „Ja", sagte Seine Exzellenz und beförderte die Etuis in eine Schublade, „sie sind gut gewesen fürs Geschäft." Als die Mutter die Tür zu den Wohnzimmern öffnete, rief Seine Exzellenz: „Ist Hans da?" „Ja", erwiderte der Jägermeister. „Komm hier herein." Der Jägermeister durchschritt das Zimmer, während Ihre Gnaden ihm mit den Augen folgte. „Da", sagte Seine Exzellenz, der am Schreibtisch stand, und reichte ihm die Anweisung, als wäre es ein Rezept für ein paar Hustentropfen gewesen. Dem Jägermeister war auf der Stirn der Schweiß ausgebrochen. „Danke", sagte er und ging.

Der schlanke Diener meldete die Geheimrätin Rappe, die eine tiefe Stimme wie eine Mannsperson hatte und sehr um Entschuldigung bat, weil sie ihren Seidenpudel mitbrächte. „Aber ich wage es bei Gott nicht, das Viehchen mit den Dienstboten allein zu lassen." Alle versammelten sich um das kleine Tier, das im Schoße der Geheimrätin seinen Platz fand. „Das Tier ist krank," sagte die Geheimrätin, „Christensen hat es ja in Eu geholt, aber das Tier wurde krank und darf nichts andres bekommen als Portwein und Chinin." Alle lachten, während die Geheimrätin zu Seiner Exzellenz sagte, der gerade eintrat: „Guten Abend, alte Exzellenz, wie geht es mit Ihren Steinschmerzen?" „Guten Abend, Augusta," sagte er und schob die Brust vor, als werfe er eine Bürde von sich, „es tut wohl, einen Menschen zu sehen." „Aber Großpapa," sagte die Mutter: „wofür rechnest du uns denn?" „Offen gestanden," sagte die Exzellenz, „ich weiß es nicht."

Der Diener meldete die Baronin und den Baron Rosenkrands, einen

jungen Beamten im Ministerium des Äußern, einen Verwandten des Grafen Eck. Der Baron war mit seiner Gemahlin soeben von Italien nach Hause gekommen, und Ihre Gnaden fragte die Baronin, die in Gelb und ausgeschnitten erschien, nach bekannten Gegenden und Städten, während die Baronin sagte, daß sie von allen Orten Florenz den Vorzug gebe. „Uf, nein," sagte sie, „Rom kann ich nicht ausstehn. Man fühlt sich so winzig, mitten in all dem." Seine Exzellenz sagte: „Wie groß willst du sein?" „Lieber Onkel Hvide, man will doch am liebsten" — und die Baronin lachte — „das Gefühl haben, als besäße man die gewöhnliche Größe." „Ich liebe nun Rom," sagte die Geheimrätin mit ihrer tiefen Stimme, „ich liebe es, da unten umherzugehn und zu stöbern. Man lernt so prächtig sehen, daß die von früher mindestens ebenso klug waren wie wir. Ja, Rom und meine Berge, darf ich mir die ausbitten. Aber", sagte sie und versetzte dem Pudel einen kleinen Schlag, „Rom ist für die, die angefangen haben, den Schnabel nach unten zu kehren. Werde alt, Lydia, so wirst du schon dein Rom verstehen." Ihre Gnaden fand, nichts sei so schön, wie die Messe im Vatikan. Drüben an den Fenstern sagte Baron Rosenkrands, während die Marschallin eintrat, zu dem Jägermeister, es sei wunderbar schön in Neapel. „Ja, es ist so lange her, daß ich da war", sagte der Jägermeister und entfernte sich, um ins Speisezimmer zu gehen, wo er sich von dem schlanken Diener hastig ein Glas Madeira einschenken ließ; die Tür zum Flur ging in diesem Augenblick auf, und der junge Fritz trat ein. „Bist du es", sagte der Jägermeister und ließ das Glas los. „Ja, Papa", sagte der junge Mann, der das geleerte Glas nicht aus den Augen ließ. „Warum gehst du nicht hinein?" sagte der Jägermeister. „Ich gehe, Papa", sagte der junge Mann und ging nicht, bis der Jägermeister gegangen war. Der schlanke Diener hatte seine Augen zu seinem Herrn erhoben.

Alle im Wohnzimmer hatten die Marschallin begrüßt, während der Vater anfing, mit der Tischordnung umherzugehn, und ein neuer Aufbruch entstand, als Graf Eck eintrat, in Begleitung von Professor Berger. „Guten Abend, Adam," sagte Seine Exzellenz und ging dem Grafen Adam mit einem Handschlag entgegen, „ich danke dir, daß du gekommen bist." „Wie geht es mit der Gicht?" „Sie ist ja nicht so schlimm, daß ich nicht reisen könnte", sagte Graf Eck, der die kleine und zierliche Figur vor Ihrer Gnaden verneigte. „Ich bin immer traurig, wenn Eck reist", sagte die Geheimrätin mit ihrem Baß. „Meinen Dank, Augusta." „Wir sind sowie so so wenige Menschen hier im Lande", sagte sie. „Zwei Millionen, Tante", sagte Baron Rosenkrands. „Von was?" sagte die Geheimrätin, während der Baron und die Mutter anfingen zu lachen, und die Marschallin, deren über den Boden schleifende Wienerrobe von der Baronin gemustert wurde, ging dem Professor Berger entgegen und wandte ihr Gesicht einem Leuchter zu. „Wie hat denn Sie die Zeit verändert?" sagte sie. „Ja, wie?" sagte der Professor, ein Jugend-

freund der Marschallin von der Zeit her, als er Amanuensis bei Seiner Exzellenz war. „Hm," sagte die Marschallin und ließ seine Schulter los, „Sie sehen aus, Berger, als wären Sie traurig aus Überzeugung . . . was sagst du, Onkel Hvide?" Seine Exzellenz, der unablässig seine Augen auf Ihre Gnaden heftete, die aufrecht in ihrem Stuhle saß, mit den Silberblumen im Haar, sagte: „Er sieht aus, wie ein Mensch aussehen muß"; und Seine Exzellenz wandte sich zum Vater: „Wollen wir essen?" „Ja, wir warten nur auf Schulins", sagte der Vater, als Schulins gerade kamen und die Gräfin sofort in der Türe sagte: „Liebe Freunde, entschuldigen Sie, daß wir so spät kommen. Aber wir sind bei Brahes vorbeigefahren." Und zwei, drei Münder fragten zugleich nach Baronesse Emmely, während die Geheimrätin, alle andern übertäubend zu Seiner Exzellenz hinüberrief: „Ja, wie geht's ihr, alte Exzellenz?" „Es ist noch nicht nach mir geschickt worden", sagte Seine Exzellenz und sprach ungefähr ebenso laut, während alle einen Moment schwiegen, als hätte ein Glas geklirrt, bis die Marschallin ein paar Worte ins Leere sagte und Seine Exzellenz in die Hände schlug, da die Türen geöffnet worden waren. „Wollen wir zu Tische gehen", sagte er und führte, wie es im Hvideschen Hause Sitte war, die Mutter ins Speisezimmer.

Alle standen auf, wä rend die Herren ihre Damen suchten; und die Geheimrätin zu Graf Eck sagte: „Wir sind's, Adam"; und dem jungen Herrn Fritz den Pudel überlie erte, der im Speisezimmer auf einem Teppich untergebracht werden sollte. Die Marschallin lachte über das kläffende Vieh. Aber die Geheimrätin drehte sich nach der Baronin Rosenkrands um, die zusammen mit Professor Berger hinter ihr herging, und sagte, indem sie den Ausschnitt der Baronin betrachtete: „Was du zeigst, ist niedlich, Lydia. Aber ich hoffe, du packst dich gut ein, wenn du nach Hause fährst." Graf Eck und der Professor lachten, während alle ins Speisezimmer kamen — Ihre Gnaden mit dem Jägermeister als letztes Paar — und es wurde mit den Stühlen gescharrt um den breiten Tisch herum, bis Ihre Gnaden Platz genommen hatte und alle sich setzten, während Georg die Suppe herumreichte und der schlanke Diener sich hinter der Mutter verneigte: „Sherry oder Madeira?" „Ach, die alten, schönen Sachen", sagte die Marschallin und sah über den Tisch hin, während sie ein Glas von dem mit Aufsätzen besäten Tische nahm und es im Lichte glänzen ließ. „Wie man sie kennt", sagte sie. „Ja, sie sind schön", sagte die Geheimrätin. Alle sprachen von den Gläsern. „Ja," sagte die Mutter zu Graf Schulin, der links von ihr saß, „sie wurden vom Großvater meines Schwiegervaters gekauft . . . sie sollen sich von der Regentschaft herschreiben . . ." Die Marschallin, die noch immer mit dem Glase in der Hand dasaß, sagte zur Exzellenz hinüber: „Ich entsinne mich der Gläser von meiner Kindheit an, Onkel Hvide." Seine Exzellenz, der wohl ihre Worte nicht gehört hatte, sagte: „Ja, sie sind noch hier"; während plötzlich das Gesicht des Jägermeisters zusammenzuckte und der schlanke Diener

der jetzt hinter dem Stuhle des jungen Fritz Hvide stand, die blanken Augen zu seinem Herrn aufschlug: „Sherry oder Madeira?" „Und nur meine Lieblingsblumen auf dem Tisch", sagte Graf Eck und neigte den kleinen und vornehmen Kopf vor Ihrer Gnaden. Er hatte eine der tausend Stiefmütterchen vom Tische ins Knopfloch gesteckt, in dem die Rosette fehlte. Er trug wie Seine Exzellenz nur das Großkreuz. „Es ist immer Hvide", sagte Ihre Gnaden, „der gleich an all das denkt." „Ja," sagte Graf Eck, „es ist eine seiner Gaben."

Seine Exzellenz, der es gehört hatte wie alles, wovon Ihre Gnaden sprach, sagte: „Eine Gabe? . . Der Tag ist lang, guter Adam; derlei Dinge sitzen an ihrem Platze und melden sich, wenn sie sollen." „Ob sie nicht im Herzen sitzen, Großpapa?" sagte die Mutter, die selbst ein Bukett von den Stiefmütterchen, die auf dem Tuche verstreut lagen, gesammelt und an ihrer Brust befestigt hatte. „Ich weiß es nicht bestimmt", antwortete Seine Exzellenz. „Es ist eine traurige Blume", sagte Graf Schulin und betrachtete das Brustbukett der Mutter. Die Mutter schwieg einen Augenblick und führte die Hand über die Stiefmütterchen hin. „Das ist für die Erinnerung, Schulin," sagte sie, etwas leiser; „wissen Sie nicht, Ophelia sagt es." Der Graf nahm einen Mund voll Fisch. „So?" sagte er, „es ist so lange her, seit sie das Stück gespielt haben." „Gott sei Dank," sagte Seine Exzellenz, „all die Verstümmelungen der Gaukler müßten verboten werden." Oben am Tischende Seiner Exzellenz lachte man, während die Mutter sagte: „Ich kenne nichts, wie Großpapas Haß gegen das Theater." Die Geheimrätin sagte: „Er hat recht. Man hätte niemals Blaa Taarn niederreißen sollen." Aber die Exzellenz sagte: „Mögen sie mit den übrigen Affen ihre Äffereien treiben, soviel sie wollen. Aber von den großen Gedanken sollten sie am liebsten die Finger fortlassen und sie nicht verfälschen mit ihren dicken und dummen Zungen. Hätte ein einziger von ihnen Hamlet verstanden, er würde nie wagen, ihn zu spielen, aus Furcht vor den faulen Äpfeln. Goethe war klüger. Er schrieb seine Schauspiele so, daß keiner sie spielen mag." „Aber liest sie jemand?" fragte Graf Eck. „Ja, Adam," sagte die Exzellenz, „seine Anverwandten." Die Gräfin sagte, sie habe einmal während eines Aufenthaltes in London Booth gesehen; und die Baronin Rosenkrands, der die Konversation ziemliche Mühe machte, griff das Wort London auf, um dem Professor Berger wieder von ihrer Reise zu erzählen. Die Baronin blieb dabeistehen, daß Rom wirklich zu viel sei. „Was ist zuviel?" sagte der Professor und lächelte. „Uh ja," sagte die Baronin, während das Reden über Reisen plötzlich weitere Kreise zog und man rings über halb Europa sprach, „so wie Michel Angelo . . . — Das ist zu viel . . . Und dann sind's Verrenkungen", schloß die Baronin ihre Mutmaßungen über Michel Angelo. „Verrenkungen", sagte plötzlich Seine Exzellenz, „das ist richtig, Lydia. Das wollte der Mann. Er kannte die Ketten der Menschen und wußte, wo sie geknüpft waren."

Das Gesicht Ihrer Gnaden wurde bei den Worten Seiner Exzellenz steif

wie eine Maske; doch sie bog hastig den Kopf nieder und sagte — am Tischende Ihrer Gnaden war aus dem Gespräch über Reisen eine Konversation über den Katholizismus geworden —: „Ich finde doch immer, die Katholiken können so sorglos ihr Haupt ausruhen." Professor Berger hob den Kopf von seinem Teller. „Wenn sie sich erst einmal zum Ausruhen gezwungen haben, Euere Gnaden", sagte er. „Man erzieht sie dazu, Professor", sagte Graf Eck. Gräfin Schulin machte vom Katholizismus einen Sprung auf ihren eigenen Gutspfarrer über, der neu im Amte war. „Denken Sie," sagte die Gräfin, „er ist einer von denen, die mit der Pfeife im Munde und im Schlapphut zur Kirche kommen. Ich höre ihn natürlich nie," sagte sie, „aber jetzt entgehen wir wohl auch der Volkshochschule und dergleichen Dingen nicht."

Allgemein begann man vom Grundtvigianismus zu reden. „Na," sagte die Geheimrätin, „die Grundtvigianer sind nicht die schlimmsten. Sie singen so lange, bis sie starke Lungen bekommen. Diese Leute können es verflucht wagen, ihrem Herrgott in die Augen zu sehen." Die Marschallin ließ die Hände auf den Tisch sinken und sagte: „Tante Auguste flucht noch." „Ja, mein Kind," sagte die Geheimrätin, „und ich werd' es tun, solange ich lebe." Seine Exzellenz, der aus seinem Glase Wasser trank, sagte im Gedanken an den Grundtvigianismus: „Ja, mein Herr Halbvetter war verrückt, aber er hatte seine lichten Augenblicke: er machte die ‚Sünde' zu Freude und die Freude zu einem Sakrament. Er ließ den Himmel die Erde überspannen — und das ist schwierig." Der Jägermeister, der über seine geleerten Gläser wegsah, sagte halblaut: „Papa wird schließlich der einzige Kluge im Lande sein."

Die Geheimrätin, die die Konversation über Reisen wieder aufnahm, sprach von den Karpathen und sagte zu Frau Harriette: „Du bist wohl auch da gewesen?" „Nein, Tante Auguste, ich habe nicht die Beine dafür"; während Gräfin Schulin lachend sagte: „Die Geheimrätin hat zehn Gesellschaftsdamen das Leben abgelaufen. Und was wollen Sie eigentlich da oben, Geheimrätin?" Das Gesicht der Geheimrätin änderte den Ausdruck, und sie sagte: „Kommt man ein bißchen hoch hinauf, so ist man allein, Beste. Und die Welt, die bekommt auch ein andres Gesicht." „Was für eins?" „Ein größeres."

Und vielleicht um sich selbst zu unterbrechen, sagte die Geheimrätin plötzlich zu dem jungen Fritz Hvide: „Ach, Fritz, willst du für das Tier sorgen. Es ist Zeit, daß es seine Arznei bekommt." Herr Fritz erhob sich, und während alle lachten, goß er ein Viertel von einem Glase Portwein auf eine Untertasse und setzte sie dem Vieh vor, das auf einem Teppich vor dem Ofen placiert war. „Ein Viertel, ein Viertel", rief die Geheimrätin, und während alle noch lachten, sagte sie: „Aber man hat es doch hübsch, so unter Freunden." „Ja", sagte die Marschallin und sah im Fluge den Vater an, dessen Augen leuchteten vor Festesglanz und Licht. „Auf die Zeiten, die gewesen sind", sagte sie und stieß plötzlich mit dem Vater an, und ihr Gesicht wurde für einen Augenblick so bleich wie die Perlen an ihrem Halse. „Freunde," sagte

die Exzellenz, „glaubst du daran, Augusta?" „Ja." Seine Exzellenz lachte, aber Graf Eck sagte mit seiner sanftmütigen Stimme: „Bevor wir angefangen haben zu leben und wenn wir einmal damit aufgehört haben, dann, glaube ich, haben wir Zeit dazu, Freunde zu haben." „Glückliche Leute können Freunde haben", sagte Ihre Gnaden, die vor sich hinstarrte. „Und die unglücklichen?" „Haben ihre Leiden", sagte Ihre Gnaden und senkte den Kopf, während der Jägermeister sie ansah. „Mama", sagte er ganz leise und stieß mit ihr an. „Ich," sagte die Exzellenz, „Adam, habe von den Pferden, die an derselben Last ziehen, gehört, daß sie zuzeiten einander belecken. Andere Freundschaft habe ich nie gesehn." Graf Schulin fing an zu lachen, so daß seine Serviette zitterte, während die Geheimrätin sagte: „Ja, Sie sind unmöglich, alte Exzellenz", und der Vater, der auch lachte, sagte: „Man sollte nicht glauben, daß Papa nur Wasser tränke." „Gerade", sagte Seine Exzellenz und führte das mächtige Kristallglas mit dem Wappen Mecklenburgs und der alten wendischen Krone, ein Andenken von Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Mariane, zum Munde, „darum bin ich nüchtern." Und indem er den Blick den Tisch hinabschweifen ließ, sagte er: „Der Jägermeister trinkt für mich."

In der Stille, die eine halbe Minute lang folgte, hörte man, während das Gesicht Ihrer Gnaden graubleich geworden war, den Baron Rosenkrands, der vom türkischen Kriege sprach, sagen: „Ja, Onkel Eck, es ist Tatsache, der Sultan wollte neulich wirklich reisen, aber er blieb, da alle Haremsdamen zu schreien anfingen." Ihre Gnaden hatte unter dem Tische die Hand des Jägermeisters ergriffen, die heiß war wie Feuer, während die Baronin Rosenkrands, die die Brust über den Tisch vorschob, sagte: „Gott, wie fürchterlich muß doch die Eifersucht sein, die in so einem Harem herrscht." „Die dummen Frauenzimmer", sagte die Geheimrätin. Der Diener schenkte Champagner ein, und auf einmal fingen sie alle an, über Eifersucht zu reden und über eine Cousine der Baronin Rosenkrands, die vor acht Tagen ihrem Manne fortgelaufen war. „Aber warum ist sie nur davongelaufen?" sagte Frau Schulin und legte ihren Fächer auf den Tisch. Die Baronin wußte es nicht, und jeder gab seinen Grund hinzu. „Ich meine," sagte die Geheimrätin, „es ist ganz einfach. Ich könnte mir auch nichts Fürchterlicheres denken, Lydia, als von einem Manne geliebt zu werden, den ich nicht liebte." Gräfin Schulin brach in schallendes Lachen aus, während auf den Wangen Ihrer Gnaden zwei rote Flecke zum Vorschein kamen und die Mutter halbleise zu Seiner Exzellenz sagte: „Bist du müde?" Aber die Marschallin rief, während alle durcheinander redeten, in den Lärm hinein der Mutter zu: „Stella, bist du nie eifersüchtig gewesen?" „Eifersüchtig?," sagte die Mutter, „nein. Um eifersüchtig zu sein, meine ich, müßte man sich mit den andern vergleichen." Die Marschallin lachte wieder: „Und das ist dir nie eingefallen?" Ein Lächeln glitt über das Gesicht der Mutter. „Nein, niemals", sagte sie.

Die Marschallin fuhr einen Augenblick fort, die schönen Züge der Mutter zu betrachten. Dann sagte sie zu dem Vater: „Stella ist wunderbar." „Ja", sagte der Vater, und seine Mundwinkel zitterten ein ganz klein wenig.

Seine Exzellenz hatte sich wieder in seinem Stuhle aufgerichtet und hatte die Mutter betrachtet, als er plötzlich sagte, leise oder eher stöhnend, mit einer Stimme, die sie nicht kannte, und mit einem Blick in den Augen, den sie noch nie gesehen hatte: „Du bist also doch glücklich?" „Großpapa", sagte sie und fand nicht mehr Worte, während sie ihm in die Augen starrte — es war, als hätte ihr ein einziger Blitz tausend Dinge erhellt. Ihre Hände sanken auf den Tisch. Doch Seine Exzellenz hatte sein Gesicht abgewandt. Rings am Tische lachten und schwatzten sie, während die Marschallin, die im Gespräche zurückgriff, zu dem Vater sagte: „Ich bin übrigens im Harem gewesen." „Ich auch," sagte die Geheimrätin und entfaltete einen großen Fächer vor ihrem wetterharten Gesichte, „es war nicht viel daran." Graf Eck war nur beim Sultan gewesen, einmal während der Jahre, als er sich in Athen aufhielt, um dem jungen König zur Seite zu sein. Ihre Gnaden, die Georg einen Befehl erteilt hatte, drehte wieder den Kopf über dem Sammetbande mit Brillanten, das ihr Kleid einfaßte, und sagte: „Ja, als Frau Jerichau mich malte, erzählte sie mir viel von Konstantinopel."

Auf Grund einer seltsamen Gedankenverbindung — vielleicht durch einen Übergang von den Damen des Serails auf Schmuckgegenstände — fing die Marschallin auf einmal an, von der Etatsrätin und ihrem Dauphin zu erzählen, während sie sich vor Lachen auf dem Stuhle zurückwarf. „Mouritzen hat die Beweise," sagte sie und ahmte den Tonfall der Etatsrätin nach, „aber wir haben es aus Frankfurt." Die Mutter und Frau Schulin lachten mit, während die Geheimrätin sagte: „Ich glaube wirklich, daß diese Rothschilds einen Hinterladen mit derlei Sachen haben." „Ja, ein Leihamt haben sie", sagte Baron Rosenkrands. „Und es herrscht ja auch Not in vielen alten Familien." Die Augen der Marschallin streiften unwillkürlich das Brillantband um den Hals Ihrer Gnaden, während der Vater sich ein wenig hastig auf ihre Schulter niederbeugte und sagte: „Wie herrlich die Perlen sind, Harriette." „Ja," sagte die Marschallin und nahm das Kollier auf, „es ist auch historisch. Es soll der Madame Dubarry gehört haben." Gräfin Schulin war auf die fortgelaufene Cousine der Frau Rosenkrands zurückgekommen und schloß ihre Bemerkungen mit den Worten: „Ach Gott, ja, es ist gut, daß man seine Kinder hat. Nicht wahr, Tante Hvide?" sagte sie und nickte Ihrer Gnaden zu, die über ihrer leuchtenden Halsschnur lächelte. „Ja," sagte Frau Rosenkrands und trocknete den kleinen Kirschmund mit der Serviette, „es mag schon gerne sein, daß nicht so viel am Leben ist." „Herrje, Baronin", sagte die Marschallin und lachte, und indem sie sich plötzlich an den Grafen von Eck wandte, sagte sie: „Ja, Graf Eck, was hält denn eigentlich ein so kluger alter Mann wie Sie vom Leben?" Graf Eck

senkte den kleinen, vornehmen Kopf. „Ich interessiere mich ... nicht so sehr für das Leben", sagte er. „Aber trotzdem?" Der alte Diplomat, der immer recht langsam sprach, sagte und lächelte halb: „Ich seh' es in der Hauptsache für Schatten an ... Schatten auf einem aufgehängten Laken." Die Marschallin, die die Stirn gerunzelt hatte, sagte: „Aber, Eck, wer lenkt sie, die Schatten?" Seine Exzellenz hatte die Hand nach dem schlanken Diener ausgestreckt. „Ein Glas", sagte er. Ein Glas Champagner wurde ihm gereicht, und er leerte es in einem Zuge. „Wird nicht alles Schattenspiel", sagte er, „von einem strammen Finger gelenkt?" Während die Geheimrätin lachte hörte man Professor Berger in die Stille hinein sagen — die Herren hatten rote Köpfe bekommen —: „Das Hauptziel bleibt wohl immer, die Schmerzen des Patienten zu lindern."

Die Mutter, die ein paar Minuten lang nicht gesprochen hatte, fuhr bei den Worten Seiner Exzellenz zusammen und hörte den Grafen Schulin, der sich hauptsächlich mit dem Seidenvieh am Ofen beschäftigte, sagen: „Das Tier ist wahrhaftig betrunken." Die Mutter lächelte und sagte: „Das Tier ist klug." „Ja, wahrhaftig", sagte Schulin und leerte selbst ein Glas zum Rehziemer. Die Marschallin, die fortfuhr, sich mit dem Grafen Eck zu unterhalten, fragte ihn aus über eine leitende politische Persönlichkeit, einen Volksführer. „Man versteht die Dinge nie richtig," sagte sie, „wenn man so jahrelang im Auslande sitzt. Aber", sagte sie in bezug auf den Volksführer, „glauben Sie denn wirklich, daß er selber an all das glaubt, was er sagt?" „Zuweilen. Und", fuhr Herr Eck fort, „er glaubt immer daran, daß er der Mittelpunkt der Welt ist." „Beneid' ihn drum", rief Seine Exzellenz, „den Glauben darf niemand verlieren."

Und leiser, so daß ihn nur die Mutter und die Geheimrätin hörten, sagte er: „An dem Tag, wo man den verliert, beginnt der Sandflug ..." „Der Sandflug, Großväterchen?" „Ja, der Sandflug durch die Wüste. Und", die Stimme Seiner Exzellenz klang leise wie vorher, einen kurzen Moment sahen seine Augen aus, als werde er von einem unmäßigen und bis auf den Grund gehenden Schmerz übermannt —, „wer, glaubst du wohl, Mädel, bedeutet mehr als das Sandkorn in der heißen Wolke."

„Wovon sprecht ihr?" sagte er plötzlich wieder laut zu Eck und der Marschallin. „Von Politik", sagte die Marschallin. „Politik," sagte Seine Exzellenz, der in aufrechter Haltung und die Hände gegen den Tisch gestützt dasaß, „hierzulande haben wir keine Politik. Politik bedeutet Handeln, und einer, der hierzulande handeln wollte, würde gleich mit der Stirn gegen die Rednerstühle rennen. Und" — Seine Exzellenz lachte — „der, der es sich unterstände, die Rednerstühle niederzuhauen, er würde geköpft werden. Von wem hat Anders Sandöe Dank erfahren, oder von wem Bluhme? Der Bischof von Ny Zeeland verstand es, ihnen um den Bart zu gehen und sie zum Danewerk zu führen." Die Geheimrätin fing an, ihr Männerlachen zu

lachen. Hans Christian Örsted fiel ihr ein, und sie lachte immer noch. „Wie der Mann auf seinen Beinen einherging", sagte sie. Seine Exzellenz saß eine Weile, bis er sagte: „Ja, er war Anders Sandöes Bruder. Und doch rollte unter Hans Christians Fingern der Ariadnefaden auf." „Der Ariadnefaden?" sagte die Marschallin von unten her. „Ja," sagte Seine Exzellenz, „von dem Tage an kann man, wenn man mag, tappen danach, was das Leben ist, und wo das Leben sitzt."

Sie hörten alle zu, während Graf Eck aus einer Gedankenverbindung heraus sagte: „Zum Interessantesten, wovon ich weiß, gehörte es, Charles Darwin in London zu sehen." Seine Exzellenz sagte: „Was er glaubt, haben all die Großen geglaubt. Jener, der kopfüber in den Ätna hineinsprang, war der erste, der verstand, und er wußte, daß er verstanden hatte." Die Marschallin, die den Philosophen vom Ätna nicht kannte und immer noch in ihre eigene Stimmung vertieft dasaß, hob die Augen und sah sich unwillkürlich im Zimmer um. „Ja," sagte sie, „wie viele Männer doch eigentlich aus und eingegangen sind in diesen Zimmern." „Ja", sagte Seine Exzellenz und maß selbst den Raum mit langem Blick, „viele. Und was ist übrig geblieben von ihnen? Die Stakete um ihre Gräber." Einen Augenblick war es still im Zimmer. Dann sagte Graf von Eck: „Und die Telegraphenpfähle über der Erde." „Ja," sagte Seine Exzellenz, „zur Vermehrung der menschlichen Lügen." Seine Exzellenz nahm einen Löffel voll Eis auf den Teller der Mutter.

Das Gespräch stockte beinahe ganz, und die Gräfin Schulin beugte sich zu Professor Berger hinab, der beim Essen seine sehr vornehmen Hände bewegte, fast wie eine Frau es tut: „Was ist nur mit Onkel Hvide passiert," sagte sie, „ich habe die ganze Zeit das Gefühl, als ob der Boden schaukle." „Was sagte die Frau Gräfin?" fragte der Professor, der entweder nicht verstanden hatte oder nicht hatte verstehen wollen. „Nichts!" und Frau Schulin schlug ihren Fächer auseinander. „es ist so warm hier." Fast zugleich begannen sie und die Marschallin und die Mutter wieder zu sprechen, während alle einfielen, und sie sprachen von den Gütern und dem Hofe und von Ihrer Majestät der Königin-Witwe, die leider krank war. „Sie hat Magenschmerzen", sagte Seine Exzellenz. Während alle weitersprachen, sagte Graf Eck, der lange dagesessen und den jungen Mann betrachtet hatte, plötzlich zu Herrn Fritz Hvide hinüber: „Woran denken eigentlich Sie?" Der junge Mann hob das blasse Gesicht. „Herr Graf richten eine Gewissensfrage an mich", sagte er. „Die Sie nicht beantworten", sagte lachend der Graf. Der junge Mann antwortete nicht weiter, sondern senkte nur den Kopf.

Der schlanke Diener brachte auf einem Kristalltablett vierzehn sehr kleine, gravierte Gläser herein, mit einer Verbeugung reichte er sie als erstem dem Grafen Eck dar. „Es ist der Tokayer", sagte Graf Eck, der ein Glas ergriffen hatte. „Ja", sagte Seine Exzellenz. Es war ein uralter Wein, von dem achtzehn Flaschen im Besitze des Hauses gewesen waren, als Geschenk

eines verstorbenen Prinzen von Philippsthal. „War das die letzte Flasche?" fragte Seine Exzellenz, zu Georg gewendet. „Ja, Euere Exzellenz, es ist die letzte," antwortete Georg, sich verneigend. Alle betrachteten den Wein und hielten die Gläser hoch, in denen das eingravierte Hvidesche Wappen leuchtete. Die Mutter saß und starrte auf ihr Glas: „Wie wenige eigentlich jemals den Wein geschmeckt haben." „Ja," sagte seine Exzellenz, „die wenigsten." Die kleine Baronin, die auch dasaß und ihr erhobenes Glas betrachtete, sagte: „Er ist wie Blut." „Wie Feuer und Blut, mein Kind", sagte Seine Exzellenz und stieß mit der Geheimrätin an, die Wein sehr liebte und die in all den Jahren mit dabei gewesen war, zu allen achtzehn Flaschen. „Ja", sagte die Baronin.

Und mit dem Glase an den Lippen sagte sie halblaut zu ihrem Manne hinüber: „Du." „Dja", sagte der Mann — Dja war sein Kosename für Lydia — und sie tranken und sahen sich dabei tief in die Augen.

In demselben Moment hatte die Mutter sich vorgebeugt, als ob sie mit jemandem trinken wollte. Doch hastig setzte sie das Glas wieder auf den Tisch und wandte den Kopf fort. Der junge Hvide hatte den Wein nicht geschmeckt. Stumm starrte er auf sein Glas, dessen Wappenschild blutbesprengt schien auf dem Grunde des Weines. „Prosit, Hans", sagte die Marschallin und trank dem Jägermeister unten am Tische zu. „Prosit", antwortete er. Und um etwas zu sagen, sagte die Marschallin: „Ich muß doch auch einmal sehen, daß ich nach Thorsholm komme." Der Jägermeister antwortete und sah auf: „Dann mußt du dich sputen. Eh' das Dach einstürzt." „Wie du doch sprichst, Hans", sagte Ihre Gnaden. „Ich spreche die Wahrheit", sagte der Jägermeister, während Seine Exzellenz sich erhoben hatte, das erhobene Glas in der Hand. „Es gilt dir", sagte er, zu Ihrer Gnaden am andern Tischende gewendet, und während alle sich erhoben, leerten sie den letzten Tropfen auf das Wohl Ihrer Gnaden. Georg schlug die Türen zurück, und alle gingen hinein, Ihre Gnaden zuerst, am Arme des Jägermeisters.

Als die Tür wieder geschlossen war, war der schlanke Diener allein. Er sah sich auf dem Tische um, und sein Auge fiel auf das unberührte Glas des jungen Hvide. Der junge Mann leerte es hastig, ehe Georg zurückkehrte. „Den Kaffee", sagte Georg. Der Schlanke antwortete ihm nicht, sondern ging, um den Kaffee zu holen. Als Georg allein war, machte er sich selbst daran, die Reste alle durcheinander zu leeren.

Der Kaffee war getrunken, und der Spieltisch war in den mittleren Wohnraum aufgeschlagen, wo Seine Exzellenz sich zusammen mit dem Grafen Eck, Schulin und dem Professor zum Spiele niederließ. „Nun werd' ich mein Schläfchen halten, mein Kind", sagte die Geheimrätin, die, wo sie auch sein mochte, immer eine Viertelstunde nach dem Kaffee schlief. „Ja", sagte die Baronin und erhob sich vom Sofa, wo die Geheimrätin ein Taschentuch über ihr weißes Gesicht legte und eine Minute darauf eingeschlafen war. Die Marschallin, die mit der Mutter drüben in der andern Ecke saß, fing

an zu lachen. „Tante Auguſta hat immer den Schlaf der Gerechten gehabt" ſagte ſie. „Ja", ſagte die Mutter.

Ihre Gnaden und die Gräfin Schulin ſprachen mitten im Zimmer von Wohnungen, die wirklich ſchwer zu bekommen ſeien. „Aber Hvide will ja nicht umziehen", ſagte Ihre Gnaden. Das Geſpräch ſtockte hier und da, und aus dem andern Zimmer hörte man die Karten fallen. Die Mutter hob den Kopf ein wenig und ſagte: „Wie ſeltſam dieſer Tag für dich geweſen ſein muß, Harriette." „Wieſo?" ſagte die Marſchallin und drehte ihr das Geſicht zu. „Uns alle wiederzuſehen . . . . nach einer ſo langen Zeit." „Ja," ſagte die Marſchallin, „nach faſt zwanzig Jahren . . ." „Und", fügte ſie hinzu, „bald reiſe ich wieder." „Reiſe?" ſagte die Mutter. „Ja," ſagte Frau Harriette, und ihre Stimme zitterte ſeltſam, „nun hab' ich euch ja geſehen." Die Mutter antwortete nicht, und wieder hörten ſie die Karten fallen. Dann ſagte die Mutter, als ſähe ſie nach etwas hin, was unendlich weit fort war: „Es war gerade vor meiner Hochzeit, als du reiſteſt." Die Marſchallin hatte über ihrem Knie die Hände gefaltet. „Ja", ſagte ſie, „es war gerade vor deiner Hochzeit." Und nachdem es einen Augenblick ſtill geweſen war, ſetzte ſie hinzu: „Alle können wir ja nicht im Lande bleiben." Der Vater trat zu ihnen: „Wovon ſprecht ihr zwei?" „Wir ſprachen von dieſem und dachten an jenes", antwortete die Marſchallin. „Woran denn?" Alle drei Geſichter ſah man zuſammen im Scheine der Standlampe. „Ach", ſagte Frau Hariette, „ich wenigſtens ſaß und dachte an das Glück und an den Lauf des Lebens." Der Vater antwortete nicht. Doch die Marſchallin ſagte: „Ich bin zu der tiefen Überzeugung gekommen, daß alle Aufopferung unnütz iſt." Gräfin Schulin hatte ſich drüben in einer Fenſterniſche bei der Baronin Roſenkrands niedergelaſſen. „Es muß doch", ſagte ſie, „ſeltſam für Harriette ſein, nach Hauſe gekommen zu ſein und nun alles dies zu ſehn." „Wieſo alles dies?" „Nun", ſagte die Gräfin, und nach einer Weile fuhr ſie fort, wie jemand, der an etwas denkt, was ſehr weit zurück liegt: „Harriette hatte doch wohl immer Fritz geliebt. Sie haben ſich ja von Kind auf gekannt. Doch dann verliebte Fritz ſich ja in Stella — und dann reiſte Harriette zu der Tante in Wien und heiratete den Marſchall." Gräfin Schulin ſchwieg einen Augenblick. „Und jetzt kommt ſie zurück und ſieht, wie alles geworden iſt." „Wie iſt es denn geworden?" ſagte die Baronin, die, ohne zu verſtehen, den Oberkörper ganz vorgebeugt hatte. „Ach," ſagte Gräfin Schulin und fuhr mit der einen Hand über die Augen hin, „Sie ſind ein Kind. Aber," ſagte ſie, und betrachtete einen Augenblick Schulin, der drinnen beim Spiel ſaß, breit und ſtark, wie einer, der nichts von ſeinem guten Appetit die Jahre hindurch eingebüßt hat, „Sie werden noch viel vom Leben lernen." Die Baronin Roſenkrands ſchob den Kirſchenmund vor. „Ja, das werd' ich wohl", ſagte ſie und ſeufzte, ohne zu wiſſen, warum. „Sollen wir fahren?" fragte ſie den Baron, der hinzukam. „Ja, mein

Kind", sagte der Baron; und der Baron und die Baronin Rosenkrands, die zu einer Gesellschaft beim englischen Gesandten geladen waren, gingen herum und verabschiedeten sich.

Georg kam vom Gang durch die Zimmer hereingestürzt, auf Seine Exzellenz zu. „Euere Exzellenz," sagte er und sprach flüsternd weiter. Seine Exzellenz hatte sich sofort erhoben. „Ist der Wagen da?" rief er. „Ja, Euere Exzellenz." In beiden Zimmern hatten sich alle erhoben — mit Ausnahme Ihrer Gnaden. „Was ist denn?" sagte die Geheimrätin, die aufgewacht war. „Meinen Pelz", sagte Seine Exzellenz und ging durch die Zimmer. „Was ist denn geschehen?" fragte die Marschallin, mit dem Gesicht der Exzellenz zugewandt. „Ich muß zu Brahes"; und zum Vater gewandt, sagte er: „Nimm meine Karten." Seine Exzellenz ging.

An der Tür zur Treppe wartete der Wagendiener der Brahe, bleich hielt er den Kopf über den breiten Kragen geneigt. „Es eilt, Euere Exzellenz", sagte er. „Ich weiß es", sagte Seine Exzellenz und stieg ein. „Vorwärts." Die Pferde der Brahe schlugen mit den Hufen Funken aus dem hartgefrorenen Schnee. Das Brahesche Tor wurde aufgerissen vor den dampfenden Tieren. Der Pförtner lief hinzu und wäre beinahe über das hinterste Rad des Wagens gestolpert, während seine Frau auf der Kellertreppe stand, an die Wand gelehnt, die Schürze über den Kopf gebreitet, und weinte, daß es wiederhallte im Portal. „Es ist die höchste Zeit, Exzellenz, es ist die höchste Zeit", sagte sie. „Ich weiß es", sagte wiederum Seine Exzellenz. An der geöffneten Tür wartete der Kammerdiener. „Guten Abend, Euere Exzellenz", sagte er, und seine Stimme zitterte. Er hatte zwanzig Jahre im Hause gedient. „Nehmen Sie den Pelz", sagte Seine Exzellenz. Und er riß ihn sich selber vom Leibe, daß er wie ein schwerer Sack zu Boden fiel, da der Diener nicht schnell genug kam. „Hängen Sie ihn auf", sagte Seine Exzellenz. Er öffnete die Tür, und Baron Brahe, der auf einem Stuhle saß, wandte das vom Weinen angeschwollne Gesicht — er war's nicht gewohnt zu weinen — der Exzellenz zu: „Ich danke dir", sagte er und erhob sich. Die Baronin kam gelaufen und schlang ihre Arme um den Hals der Exzellenz. „O, Onkel Hvide, o, Onkel Hvide", schluchzte sie. Seine Exzellenz löste ihren Arm von seinem Halse. „Ihr holt mich spät", sagte er. Es war, als ob die barsche Bestimmtheit seine Gestalt ummeißelte zu der eines Riesen, „laßt mich sie sehen." „Ja", sagte die Baronin und ging ihm voran, sich auf die Möbel stützend, durch die Zimmer, wo kein Mensch war. Einmal blieb sie stehen und lehnte sich an einen Stuhlrücken an. „Wie sie leidet", sagte sie und wandte ihr Gesicht Seiner Exzellenz zu. Er antwortete nicht.

Graf Preben saß im innersten Wohnzimmer auf einem Stuhle, auf den er zufällig hingeraten war. Unablässig führte er die Rückseite seiner linken Hand zum Munde, als seien es seine Lippen, die ihn schmerzten. „Onkel Hvide ist da", sagte der Baron. „So", sagte Preben und erhob sich, ohne verstanden zu haben.

In den langen Gang hatten die beiden Schwestern zwei Lehnstühle gebracht, und darauf saßen sie vor Emmelys Türe, bang und zusammengekauert, ohne weinen zu können, während eine Kammerjungfer weiter hinten im Halbdunkel hin und her ging wie ein Schatten. „Onkel Hvide ist da", sagte der Baron wieder. „Guten Abend, Kinder", sagte Seine Exzellenz. Der Baron ließ die Türe los, und nur Seine Exzellenz und die Baronin gingen ins Zimmer hinein, wo die Krankenpflegerin sich lautlos erhob. Seine Exzellenz war vor dem Fußende von Emmelys Bett stehen geblieben. In dem matten Scheine trat die Nase über den eingefallenen Wangen hervor, während man den keuchenden Laut der arbeitenden Brust vernahm. „Nimm den Schirm ab", sagte Seine Exzellenz. Die Baronin streckte stöhnend die Hand nach der Lampe aus, aber sie brach zusammen. „Wollen Sie so gut sein?" sagte sie. Die Krankenpflegerin hob den Schirm ab, so daß das Licht hinfloß über Emmelys Gesicht, während Seine Exzellenz stehen blieb, ohne sich zu rühren, am Fußende des Bettes, vor der jungen Sterbenden. „Setzen Sie den Schirm auf", sagte er und hatte sich nicht gerührt. Die Krankenpflegerin tat es. Es wurde von neuem dunkel. Es war, als erwache die Sterbende, und sie suchte die Hand von der Decke zu heben. „Wer ist da?" flüsterte sie. „Ich", sagte Seine Exzellenz und faßte ihre Hand. Fast ging ein Lächeln über ihr Gesicht, und sie versuchte zu nicken. „Wo ist Preben?" flüsterte sie wieder, während sie die Augen wandte, die vielleicht kaum mehr sehen konnten. „Gleich wird Preben kommen", sagte Seine Exzellenz plötzlich sehr leise, und er ging. Die Baronin hatte sich nicht erhoben. Seine Exzellenz war in die Wohnräume gegangen, wo der Baron wartete. Die beiden Schwestern waren nachgefolgt, lautlos wie zwei Schatten. „Gebt ihr Champagner", sagte Seine Exzellenz, der mitten im Zimmer stand. „Ja", sagte der Baron. „So oft ihr könnt", sagte Seine Exzellenz. „Ja", sagte der Baron. Keiner rührte sich. „Wo ist Preben", fragte Seine Exzellenz. Preben erhob sich von einem Stuhle. „Gehn Sie hinein, lieber Preben; aber sitzen Sie still." Seine Exzellenz schwieg einen Augenblick, während Preben durch das Zimmer hinging, unsicher wie einer, der getrunken hat. „Gut Nacht, Kinder", sagte Seine Exzellenz und sah im Fluge von Gesicht zu Gesicht, bevor er ging. Der Baron war ihm gefolgt und konnte beinahe nicht gehen. „Wie steht es?" sagte er, als sie zur Türe kamen. Der starke Mann zitterte wie Laub. „Es ist das Ende", sagte Seine Exzellenz und hatte die Hand des Barons ergriffen, mit einem Griff, daß es brannte. Der Baron griff vor sich hin, als die Exzellenz losließ. „Gut Nacht", sagte Seine Exzellenz wieder, und die Tür fiel zu. „Vorwärts", sagte er und stieg ein. Und der Wagen fuhr fort.

In den Zimmern der Hvide war kaum gesprochen worden, unablässig ging die Marschallin mit verkreuzten Armen auf und ab, während die vier Herren am Spieltische schweigend spielten, ohne ein Wort, mechanisch, wie Figuren,

die aufgezogen waren. Nur hie und da sagte die Mutter oder die Geheimrätin einen Satz ins Zimmer hinaus, und sie schwiegen wieder, so daß es wieder still wurde und nichts mehr zu hören war als das Fallen der Karten. Die Geheimrätin sagte: „Warum sollten auch sie gerade glücklich werden?" Gräfin Schulin hatte einen Schal umgenommen und saß da, als fröre sie. „Das Leben ist so neidisch", sagte die Geheimrätin wieder mit ihrer tiefen Stimme. „Ja", sagte die Marschallin und hielt plötzlich inne. Alle schwiegen wieder, bis die Marschallin sagte: „Wie alt war sie eigentlich?" „Zwanzig Jahre", antwortete die Mutter von ihrem Platze her. „Zwanzig Jahre", wiederholte die Marschallin. Und die Geheimrätin sagte aus ihrer Ecke zu ihnen hinüber: „Ja, alles hier in der Welt ist blind — auch der Tod."

Man hörte einen Wagen auf der Straße, und die Marschallin schob die Gardine beiseite. Aber es war nicht der, den sie erwartete. „Wo ist Hans?" fragte Ihre Gnaden. Der junge Hvide hob das Gesicht von einem Buche auf: „Papa ist im Speisezimmer." „Hole ihn", sagte Ihre Gnaden. Doch der junge Hvide rührte sich nicht. „Gehst du?" sagte Ihre Gnaden. „Ja, Großmama." Der junge Hvide ging ins Speisezimmer hinein, wo er in der Fensternische den Jägermeister über ein Glas Kognak mit Wasser gebeugt fand. „Großmama wünscht dich zu sprechen." „So." Der Jägermeister versuchte aufzustehen. „Stütz' dich auf mich", sagte der Sohn. „Was soll ich?", sagte der Jägermeister, und seine trunknen Augen loderten auf. „Papa kann nicht auf seinen Beinen stehn", sagte der junge Hvide und ließ den Vater in seinen Stuhl zurückfallen wie einen leblosen Klumpen.

Als der Sohn gegangen war, stand der Jägermeister auf und taumelte durchs Zimmer hin. Draußen in dem langen Gange stieß er mit den Ellbogen eine Türe auf und fand sich bis zu einem Bett durch, darauf warf er sich nieder, und einen Augenblick darauf schnarchte er laut. Es war das Bett Seiner Exzellenz. Der junge Hvide war in das Wohnzimmer zurückgekehrt. „Papa war gegangen", sagte er und nahm wieder seinen Platz ein. Die Marschallin ging fortwährend hin und her in dem Zimmer, während alle warteten: „Da ist er", sagte sie und schob die Gardine abermals zur Seite. „Ja", sagte die Mutter und stand auf. Der Wagen fuhr ein. Es wurde nicht gesprochen, bis Seine Exzellenz eintrat und die Geheimrätin in sein Gesicht gesehen hatte. „Es war also der Tod?" sagte sie. Die vier Herren hatten aufgehört zu spielen. Seine Exzellenz nickte, ohne ein Wort. „Leidet sie?" fragte die Marschallin mit einer Stimme, die man beinahe nicht hören konnte. „Ich gebe ihnen Wein", sagte Seine Exzellenz, und er ging an den Spieltisch hinein. „Wie hast du mit meinen Karten gespielt?" sagte er zu dem Vater, und Seine Exzellenz setzte sich, um den Rubber zu Ende zu spielen.

Die Gäste waren aufgebrochen. In dem mittelsten Wohnzimmer saß Ihre Gnaden und schlummerte in ihrem Stuhle. Die Brillantschnur leuchtete so

seltsam an ihrem Halse in dem vielen Licht, das von den beinah heruntergebrannten Kerzen des Kronleuchters fiel. Die Mutter und Seine Exzellenz saßen drinnen im Zimmer Seiner Exzellenz, wo es dunkel war. „Bist du da, mein Kind?", sagte er. „Ja, Großväterchen." Der Schein der Straßenlaternen fiel ins Zimmer hinein und irrte umher an den Wänden entlang, wo die Bilder der Männer des Jahrhunderts in einem unsichern Lichte auftauchten und wieder verschwanden. Die Mutter sagte, ins Dunkel hinein: „Großpapa, du solltest die Praxis nicht behalten." Er drehte den Kopf. „Warum nicht?" und plötzlich lachte er. „Laß sie mich ruhig dafür bezahlen, daß ich ihnen ihre Todesatteste schreibe", sagte er. Es war lange still, dann sagte die Mutter: „Weißt du, Großpapa, wenn wir beide hier sitzen, dann ist mir, als säßen wir und hätten ein und dasselbe vor Augen." „Was?" „Wracktrümmer." Er antwortete, nicht und wieder war es eine Weile still. Dann sagte Seine Exzellenz: „Sitzt sie noch drüben?" „Wer? Meint Großpapa Elsebeth? Ja", sagte die Mutter, „sie sitzt und wartet noch." Einen Augenblick schwiegen sie in dem Dunkel. Und dann sprach Seine Exzellenz: „Es ist nichts da, worauf man warten könnte," ertönte seine Stimme, „ein Loch in der Erde ist so vieler Gedanken nicht wert." Wieder schwieg er, ehe seine Stimme von neuem ertönte: „Und das, wovor uns trotz alledem bangt, kommt zeitig genug." Die Mutter hatte den Kopf geneigt. „Vielleicht nicht für alle", sagte sie ganz leise.

Es wurde wieder still. Seine Exzellenz schlummerte vielleicht. Die Mutter hob im Dunkel das bleiche und schöne Gesicht, und, halb ohne es zu wissen und ganz leise, sang sie vor sich hin:

Wie Pflanzen welken,
weil die Wurzel dorrt und durstet,
wie Blumen blaß verglüh'n,
weil Sonnenstrahlen fehlen,
so welke und verblühe ich,
weil du, du mich nicht liebst.

„Singst du, mein Kind?" sagte Seine Exzellenz plötzlich aus dem Dunkel. Die Mutter fuhr zusammen. „Nein, Großpapa," sagte sie, „es war nur ein Seufzer."

Georg öffnete die Tür zu dem erhellten Zimmer und verbeugte sich auf der Schwelle: „Ihre Gnaden läßt bitten zum Tee", sagte er. „Wir kommen", sagte Seine Exzellenz.

Und sie erhoben sich.

***

Aus einer griechischen Reise/ von Gerhart Hauptmann

(Dritte Folge)

Wir stehen auf dem hohen Achterdeck eines griechischen Dampfers und harren der Abfahrt. Der Lärm des Piräus ist um uns und unter uns. Wir wollen gen Delphi, zum Heiligtum des Apoll und Dionysos.

Mehr gegen den Ausgang des Hafens liegt ein weiß angestrichenes Schiff, ein Amerika-Fahrer, rings um ihn her auf der Wasserfläche, über die er emporragt, steht, wie auf Dielen, nämlich in kleinen Booten, eng gedrängt, eine Menschenmenge. Es sind griechische Auswanderer, Leute, die das verwunschene Land der Griechenseele nicht ernähren mag.

Dem Hafengebiet entronnen, genießen wir den frischen Luftzug der Fahrt. Unsere Herzen beleben sich. Wir passieren das kahle Inselchen, hinter dem die Schlacht bei Salamis ihren Verlauf genommen hat, den niedrigen Küstenzug, wo Xerxes seinen gemächlichen Thron errichten und vorzeitig abbrechen ließ. Der ganze, bescheidene Schauplatz deutet auf enge maritime Verhältnisse.

Die bergige Salamis öffnet in die fruchtbare Fülle des Inneren ein weites Tal. Liebliche Berglehnen, Haine und Wohnstätten werden dem Seefahrer verlockend dargeboten: alles zum Greifen nahe! und es ist wie ein Abschied, wenn er vorüber muß.

Man weist uns Megara. Wir hätten es von der See aus nicht wiedererkannt: Megara, jetzt nur gespenstisch und bleich von seinen Hügeln winkend, die Stadt, die Konstantinopel gegründet hat. Wir werden den Weg der megarensischen Schiffe in einigen Wochen ebenfalls einschlagen.

Wenn wir nicht, wie bisher, über Steuerbord unseres Dampfers hinausblicken, sondern über seine Spitze, so haben wir in der Ferne alpine Schneegipfel des Peloponnes vor uns, darunter, vereinzelt, den drohenden Felsen der Burg von Korinth.

Wir suchen durch den zitternden Luftraum dieser augenblendenden Buchten den Standort des äginetischen Tempels auf, und meine Seele saugt sich fest an die lieblichen Inselfluren von Ägina. Warum sollten wir uns in der vollen Muße der Seefahrt, zwischen diesen geheiligten Küsten, der Träume enthalten und nicht der lieblichen Jägerin Britomartis nachschleichen, einer der vielen Töchter des Zeus, von der die Ägineten behaupteten, daß sie alljährlich von Kreta herüberkäme, sie zu besuchen.

Gibt es wohl etwas, das wundervoller anmutete, als die nüchterne Realität einer Mitteilung des Pausanias, etwa Britomartis angehend, wo niemals die Existenz eines Mitglieds der Götterfamilie, höchstens hie und da ein lokaler Anspruch der Menschen mit Vorsicht in Zweifel gezogen ist.

Nicht nur die Vasenmalereien beweisen es, daß der Grieche sich in allen

Formen des niederen Eros auslebte: aber der schaffende Geist, der solche Gestalten, wie Britomartis, entstehen ließ und ihnen ewige Dauer beilegte, mußte das Element der Reinheit, in Betrachtung des Weibes, notwendig in sich bergen, aus dem sie besteht: keusch, frisch, unbewußt-jungfräulich, ist Britomartis im Stande glückseliger Unschuld bewahrt worden. Sie hat mit Amazonen und Nonnen nichts gemein. Es ist in ihr weder Männerhaß noch Entsagung, sondern sie stellt, mit dem freien, behenden Gang, dem lachenden Sperberauge, der Freude an Wald, Feld und Jagd, die gesunde Blüte frischen und herben Magdtums verewigt dar.

Überall auf der Fahrt sind Inseln und Küstenbereiche von lieblicher Intimität, und es ist etwas Ungeheueres, sich vorzustellen, wie hier die Phantasie eines Volkes, in dem die ungebrochene Weltanschauung des Kindes neben exakter und reifer Weisheit des Greisenalters fortbestand, jede Krümmung der Küste, jeden Pfad, jeden nahen Abhang, jeden fernen und ferneren Felsen und Schneegipfel mit einer zweiten Welt göttlich phantastischen Lebens bedeckt und bevölkert hat. Es ist ein Gewirr von Inseln, durch das wir hingleiten, uns jener Stätte mit jeder Minute nähernd, wo, gleichsam aus einem dunklen Quell, diese zweite Welt mit Rätselworten zurück ins reale Leben wirkte und damit zugleich die Atmosphäre des Heimatlandes mit neuem, phantastischem Stoff belud. Es gibt bei uns keine Entwicklung des spezifisch Kindlichen, das stets bewegt, stets gläubig und sprudelnd von Bildern ist, zum Weinen bereit und gleich schnell zum Jauchzen, zum tiefsten Abgrund hinabgestürzt und gleich darauf in den siebenten Himmel hinaufgeschnellt, glückselig im Spiel, wo nichts das vorstellt, was es eigentlich ist, sondern etwas anderes, Erwünschtes, wodurch das Kind es sich seinem Wesen, seinem Herzen zu eigen macht.

Der große Schöpfungsakt des Homer hat dem kosmischen Nebel der Griechenseele den reichsten Bestand an Gestalten geschenkt, und die Zärtlichkeit, die der spätere Grieche ihnen entgegentrug, zeigt sich besonders in mancher Mythe, die wieder lebendig zu machen unternimmt, was der blinde Homer vor den Schauern des Hades nicht zu retten vermochte. Ich weiß nicht, ob hier herum irgendwo Leuke ist, aber ich wüßte keine Sage zu nennen, die tiefer in das Herz des Griechen hineinleuchtete, als jene, die Helena dem Achill zur Gattin gibt und beide in Wäldern und Tempelhainen der abgeschiedenen kleinen Insel Leuke ein seliges Dasein führen läßt.

Unser Dampfer ist vor dem Eingang zum isthmischen Durchstich angelangt und einige Augenblicke still gelegt. Mein Wunsch wäre, wiederzukehren und besonders auch auf dem herrlichen Isthmus umherzustreifen, dieser gesunden und frischen Hochfläche, die würdig wäre, von starken, heiteren, freien und göttlichen Menschen bewohnt zu sein, die noch nicht sind. Das Auge erquickt sich an weit gedehnten, hainartig lockeren Kieferbeständen, deren tiefes und samtenes Grün, auf grauen, silbererzartigen Klippen, hoch an die

blaue Woge des Meeres tritt. Auf diesen bewaldeten Höhen zur Linken hat man den Platz der isthmischen Spiele zu suchen. Man sollte meinen, daß keiner der zahllosen Spielbezirke freier, und in Betrachtung des ganzen Griechenlandes, günstiger lag und ferner: daß nirgend so belebt und im frischen Zuge der Seeluft überschäumend die heilige Spiellust des Griechen sich habe auswirken können, wie hier.

Die Einfahrt in den Durchstich erregt uns seltsamerweise feierliche Empfindungen. Die Passagiere werden still, im plötzlichen Schatten der gelben Wände. Wir blicken schweigend zwischen den ungeheuren, braungelben Schnittflächen über uns und suchen den Streifen Himmelsblau, der schmal und farbig in unseren gelben Abgrund herableuchtet.

Kleine, taumelnde, braungraue Raubvögel scheinen in den Sandlöchern dieser Wände heimisch, ja, der Farbe nach, von ihnen geboren zu sein. Eine Krähe, wahrscheinlich von unserm Dampfer aufgestört, strebt, ängstlich gegen die Wände schlagend, an die Oberfläche der Erde hinauf. Nun bin ich nicht mehr der späte Pilger durch Griechenland, sondern eher Sindbad der Seefahrer, und einige Türken, vorn an der Spitze des rauschenden Schiffes, jeder mit seinem roten Fez längs der gelblichen Ockerschichten gegen den Lichtstreif des Ausganges hingeführt, befestigen diese Illusion.

Der Golf von Korinth tut sich auf. Aber während wir noch zwischen nahen und flachen Ufern hingleiten, denn wir haben die weite Fläche des Golfes noch nicht erreicht, werden wir an einem kleinen Zigeunerlager vorübergeführt und sehen, auf einer Art Landungssteg, zerlumpte Kinder der, wie es scheint, auf ein Fährboot wartenden Bande mit wilden Sprüngen das Schiff begrüßen.

Nach einiger Zeit, während wir immer zur Linken das neue Korinth, die weite, mit Gerstenfeldern bestandene Fläche des einstigen alten, das von dem gewaltigen Felsen Akrokorinth drohend beschattet wurde und die bergigen Küsten des Peloponnes vor Augen hatten, eröffnet sich zur Rechten eine Bucht mit den schneebedeckten Gipfeln des Helikon. Eine Stunde und länger bleibt er nun, immer ein wenig rechts von der Fahrtrichtung, sichtbar, hinter niedrigen, nackten Bergen, die vorgelagert sind. Die Luft war bis hierher schwül und still, nun aber fällt ein kühler Wind von den Höhen des Heiligen Berges herab und in einige Segel, die leicht und hurtig vor ihm her über das blaue Wasser des Golfes vorüberschweben.

Aller Schönheit geht Heiligung voraus. Nur das Geheiligte in der Menschennatur konnte göttlich werden, und die Vergötterung der Natur ging hervor aus der Kraft zu heiligen, die zugleich auch Mutter der Schönheit ist. Wir haben heut eine Wissenschaft von der Natur, die leider nicht von einem heiligen Tempelbezirk umschlossen ist. Immerhin ist sie, und Wissenschaft überhaupt, eine gemeinsame Sache der Nation, ja der Menschheit geworden. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist schließlich und endlich ein gemein-

sames Werk. Dagegen bleiben die reinen Kräfte der Phantasie heute ungenützt und profaniert, statt daß sie am großen sausenden Webstuhl der Zeit gemeinsam der Gottheit lebendiges Kleid wie einstmals wirkten.

Und deshalb, weil die Kräfte der Phantasie heut vereinzelt und zersplittert sind und keine gemäße Umwelt (das heißt: keinen Mythos) vorfinden, außer jenem, wie ihn eben das kurze Einzel-Leben der Einzel-Kraft hervorbringen kann, so ist für den Spätgeborenen der Eintritt in diese unendliche, wohlgegründete Mythenwelt zugleich so beflügelnd, befreiend und wahrhaft wohltätig.

Sollte man nicht einer gewissen, nur persönlichen Erkenntnis ohne Verantwortung nachhängen dürfen, die den gleichen Vorgang, der jemals etwas wie eine Tragödie oder Komödie schuf, als Ursprung des ganzen Götterolymps, als Ursprung des gesamten, jenem angenäherten Kreises von Heroen und Helden sieht? Wo sollte man jemals zu dergleichen den Mut gewinnen, wenn nicht auf einem Schiffe im Golf von Korinth, im Angesichte des Helikon? Warum hätte sonst Pan getanzt, als Pindar geboren worden war? und welche Freude muß unter den Göttern des Olymps, von Zeus bis zu Hephaistos und Aidoneus hinunter, ausgebrochen sein, als Homer und mit ihm die Götterwelt aufs neue geboren wurde.

Die ersten Gestalten des ersten Dramas, das je im Haupte des Menschen gespielt wurde, waren „ich" und „du". Je differenzierter das Menschenhirn, um so differenzierter wurde das Drama! um so reicher auch an Gestalten wurde es und auch um so mannigfaltiger, besonders deshalb, weil im Drama eine Gestalt nur durch das, was sie von den übrigen unterscheidend absetzt, bestehen kann. Das Drama ist Kampf und ist Harmonie zugleich, und mit der Menge seiner Gestalten wächst auch der Reichtum seiner Bewegungen: und also, in steter Bewegung Gestalten erschaffend, in Tanz und Kampf mit einander treibend, wuchs auch das große Götterdrama im Menschenhirn, zu einer Selbständigkeit, zu einer glänzenden Schönheit und Kraft empor, die jahrtausendelang ihren Ursprung verleugnete.

Polytheismus und Monotheismus schließen einander nicht aus. Wir haben es in der Welt mit zahllosen Formen der Gottheit zu tun, und jenseit der Welt mit der göttlichen Einheit. Diese eine, ungeteilte Gottheit ist nur noch ahnungsweise wahrnehmbar. Sie bleibt fast ganz Abstraktion, ohne jede Vorstellbarkeit. Vorstellbarkeit ist aber das wesentliche Glück menschlicher Erkenntnis, dem darum Polytheismus mehr entspricht. Wir leben in einer Welt der Vorstellungen, oder wir leben nicht mehr in unserer Welt. Kurz: wir können irdische Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen hinter allem wissen. Wir wollen sehen, fühlen, schmecken und riechen, disharmonisch harmonisch das ganze Drama der Demiurgen mit seinen olympischen und plutonischen Darstellern. Im „Christentum" macht der Sohn Gottes einen verunglückten Besuch in dieser Welt, bevor er sie aufgibt und also zertrümmert. Wir aber wollen sie nicht auf-

geben, unsere Mutter, der wir verdanken, was wir sind, und wir bleiben im Kampf, verehren die kämpfenden Götter, die menschennahen; freilich vergessen wir auch den menschenfernen, den Gott des ewigen Friedens nicht.

Ein kalter Gebirgswind empfängt uns bei der Einfahrt in die Bucht von Galaxidhi, den alten Krisäischen Meerbusen, und überraschenderweise scheint es mir, als liefe unser Schiff in einen Fjord und wir befänden uns in Norwegen, statt in Griechenland. Beim Anblick der Nadelwälder, von denen die steile Flanke der Kiona bedeckt ist, erfüllt mich das ganze starke und gesunde Bergglück, das mir eingeboren ist. Es zieht mich nach den Gipfeln der waldreichen Kiona hinauf, wohin ich die angestrengten Blicke meiner Augen aussende, als vermöchte ich dort noch heut einen gottselig begeisterten Schwarm rasender Bacchen zwischen den Stämmen aufzustöbern. Es liegt in mir eine Kraft der Zeitlosigkeit, die es mir, besonders in solchen Augenblicken, möglich macht, das Leben als eine große Gegenwart zu empfinden: und deshalb starre ich immer noch forschend hinauf, als ob nicht Tausende von Jahren seit dem letzten Auszug bacchischer Schwärme vergangen wären, und es klingt in mir ununterbrochen:

Dahin leite mich, Bromios, der die bacchischen Chöre führt!
Da sind Chariten, Liebe da,
Da dürfen frei die Bacchen Feste feiern.

Wer hält es sich immer gegenwärtig, daß die Griechen ein Bergvolk gewesen sind? Während wir uns Ithea nähern, tiefer und tiefer in einen ernsten Gebirgskessel eingleitend, erlebe ich diese Tatsache innerlich mit besonderer Deutlichkeit. Die Luft gewinnt an erfrischender Stärke. Die Formen der Gipfel stehen im tiefen und kalten Blau des Himmels kalt und klar, und jetzt erstrahlt uns zur Rechten, hoch erhaben über der in abendlichen Schatten dämmernden Bucht, hinter gewaltig vorgelagerten, dunkel zerklufteten, kahlen Felsmassen, ein schneebedecktes parnassisches Gipfelbereich.

Nun, wo die Sonne hinter der Kiona versunken ist und chthonische Nebel langsam aus den tiefen Flächen der Felsentäler, Terrassen und Risse verdüsternd aufsteigen, steht der Höhenstreif des heiligen Berges Parnaß noch in einem unwandelbar makellosen und göttlichen Licht. Mehr und mehr, indes das Schiff bereits seinen Lauf verlangsamt hat, erdrückt mich eine fast übergewaltige Feierlichkeit.

Man fühlt zugleich, daß man hier nicht mehr im Oberflächenbereich der griechischen Seele ist, sondern den Ursprüngen nahe kommt, nahe kommt in dem Maße, als man sich dem Kern der griechischen Landschaft annähert.

Man findet sich hier einer großen Natur gegenübergestellt, die nordische Rauheit und nordischen Ernst mit der Weichheit und Süße des Südens vereinigt, die hier und dort ringsumher beschneite Berggipfel in den klaren Höhenäther gehoben hat, deren Flanken bis zur Fläche des südlichen Golfes herabreichen, bis an die Krisäische Talsohle, die in gleicher Ebene, einen einzigen,

weitgedehnten Ölwald tragend, den Grund des Tales von Krisa erfüllt. Man fühlt, man nähert sich hier den Urmächten, die sich den erschlossenen Sinnen eines Bergvolks, nicht anders wie das Wasser der Felsenquellen, die Frucht des Ölbaums oder des Weinstocks, darboten, so daß der Mensch, gleichwie zwischen Bergen und Bäumen, zwischen Abgründen und Felswänden, zwischen Schafen und Ziegen seiner Herden oder im Kampf, zwischen Raubtieren, auch allüberall unter Göttern, über Göttern und zwischen göttlichen Mächten stand.

Wir steigen, angelangt in Ithea, in einen Wagen, vor den drei Pferde gespannt sind. Die Fahrt beginnt, und wir werden durch Felder grüner Gerste in das Tal von Krisa hineingeführt. Im Getreide tauchen hie und da Ölbäume auf, und mehr und mehr, bis sie zu Hainen zusammentreten und wir zu beiden Seiten der staubigen Straße von Olivenwäldern begleitet sind. Im Halblicht unter den Wipfeln liegen quadratisch begrenzte Wasserflächen. Nicht selten steigt ein gewaltiger Baum daraus empor, scheinbar mit seinem Stamme in einem glattpolierten Spiegel aus dunklem Silber wurzelnd, einem Spiegel, der einen zweiten Olivenbaum, einen rötlichen Abendhimmel und einen anderen, nicht minder strahlenden Parnassischen Gipfel zeigt.

Bauern, die aus den Feldern heimwärts nach den Wohnungen im Gebirge streben, werden von uns im Dämmer der Waldstraße überholt. Es scheint ein in mancher Beziehung veredelter deutscher Schlag zu sein, so überaus vertraut in Haltung, Gang und Humor, in den Proportionen des Körpers, sowie des Angesichts, mit dem blonden Haar und dem blauen Blick, wirken auf mich die Trupps der Landleute. Wir lassen zur Linken ein eilig wanderndes und mit einer dunklen Genossin plauderndes, blondes Mädchen zurück. Sie ist frisch und derb und germanisch kernhaft. Die Art ihres übermütigen Grußes ist zugleich wild, verwegen, ungezogen und treuherzig. Sie würde sich von der jungen und schönen deutschen Bauernmagd, wie ich sie auf den Gütern meiner Heimat gesehen habe, nicht unterscheiden, wenn sie nicht doch ein wenig geschmeidiger und wenn sie nicht eine Tochter aus Hellas wäre.

Und ich gedenke der Pythia.

Religiöses Empfinden hat seine tiefsten Wurzeln in der Natur; und sofern Kultur nicht dazu führt, mit diesem Wurzelsystem stärker, tiefer und weiter verzweigt in die Natur zu dringen, ist sie Feindin der Religion. In diesem großen und zugleich urgesunden Bereich des nahen, großen Mysteriums denkt man nicht an die Götterbilder der Blütezeit, sondern höchstens an primitive Holzbilder, jene Symbole, die, durch Alter geheiligt, der Gottheit menschliche Proportionen nicht aufzwangen. Man gedenkt einer Zeit, wo der Mensch mit allen starken, unverbildeten Sinnen noch gleichsam voll ins Geheimnis hinein geboren war: in das Geheimnis, von dem er sich Zeit seines Lebens durchaus umgeben fand und das zu enthüllen er niemals wünschte.

Nicht der Weltweise war der Ersehnte oder Willkommene unter den Menschen

jener Zeit, außer wenn er sich gleich dem Jäger oder dem Hirten — der wahre Hirt ist Jäger zugleich! — zur ach so wenig naiven Verehrung eines Idoles, einer beliebigen Rätselerscheinung, der nur im Rätsel belebten Natur, verstand, sondern ersehnt und willkommen war immer wieder nur das Leben, das tiefere Leben, das den Rausch erzeugende Rätsel.

Immer jedoch ist der Mensch dem Menschen Träger und Verkünder der tiefsten Rätsel zugleich gewesen, und so ward das Rätsel stets am höchsten verehrt, wenn es sich durch den Menschen verkündigte, die Gottheit, die durch den Menschen spricht. Und um so höher ward es unter jenen Menschen verehrt, ward die Gottheit verehrt, je mehr sie den schlichten Mann, das gewöhnliche Weib aus dem Hirten- und Jägervolke gewaltsam vor aller Augen umbildete, so daß es von Grund aus verändert, von einem Gott oder Dämon beherrscht, als Rätsel erschien.

Ein so verändertes Wesen war vor urdenklichen Zeiten die erste bäurische Pythia, und sie erschien in den Händen des bogenführenden Jägers und Rinderherden besitzenden Hirten, in den Händen des Jäger- und Hirtengottes Apollon willenlos. Den Willen des Menschen zerbrach der Gott, wie man ein Schloß zerbrechen muß, das die Tür eines fremden Hauses verschließt, will man als Herrscher und Herr in dieses eintreten; und nicht der menschliche Wille, sondern gleichsam die Knechtschaft im göttlichen, nicht Vernunft, sondern Wahnsinn besaß vor den Menschen damals allein die Staunen und Schauder verbreitende Autorität.

Die Pferde beginnen bergan zu klimmen. Mehr und mehr, während wir aus den dunklen Olivenwäldchen emportauchen, verdichtet sich um uns die Dämmerung. Die Luft ist warm und bewegungslos. Es ist eine Art tierischer Wärme in der Luft, die aus dem Erdboden, aus den Steinblöcken um uns her, ja überall her zu dunsten scheint. Überall klettern Ziegenherden. Ziegenherden kreuzen den Weg oder trollen ihn mit Geläut zu Tal. Ich fühle auf einmal, wie hier das Hirten- und Jägerleben nicht mehr nur als Idyll zu begreifen ist. In dieser brütenden Atmosphäre, wie sie über den schwarzen Olivenwäldern der Tiefe, in dem weiten, gewaltig zerklüfteten Abgrund zwischen den Wällen schroffer Gebirge steht, wird mein Blut überdies zu einem seltsamen Fieber erregt, und es ist mir, als könne aus dieser buhlerisch warmen, stehenden Luft die Frucht des Lebens unmittelbar hervorgehen. Das Geheimnis ist ringsum nahe um mich. Fast bang empfinde ich seine Berührungen. Es ist, als trennte — sagen wir von den „Müttern" nur eine dünne Wand oder als läge das ganze Geheimnis, in dem wir schlummern, in einem zurückgehaltenen, göttlichen Atemzug, dessen leisestes Flüstern uns eine Erkenntnis eröffnen könnte, die über die Kraft des Menschen geht.

Ich habe in diesem Augenblick mehr als je zu bedauern, daß mir der musikalische Ausdruck verschlossen ist, denn alles um mich wird mehr und mehr zu einer einzigen, großen, stummen Musik. Das am tiefsten Stumme

ist es, was der erhabensten Sprache bedarf, um sich auszudrücken. Allmählich verbreitet sich jenes magische Leuchten in der Natur, das alles vor Eintritt völliger Dunkelheit noch einmal in traumhafter Weise verklärt. Aber Worte besagen nichts, und ich würde, mit der wahrhaft dionysischen Kunst begabt, nach Worten nicht ringen müssen.

Ich empfinde inmitten dieser grenzenlos spielenden Schönheit, die von einem grunderhabenen, düsteren Glanze gesättigt ist, immer eine fast schmerzhafte Spannung, als ob ich mich einem redenden Brunnen, einem Urbrunnen aller chthonischen Weisheit gleichsam annäherte, der, wiederum einem Urmunde gleich, unmittelbar aus der Seele der Erde geöffnet sein würde.

Niemals, außer in Träumen, habe ich Farben gesehen, so wie hier auf dem Marktplatze von Chryso, in dessen Nähe das alte Krisa zu denken ist. In diesem Bergstädtchen werden unsere Zugtiere getränkt. In Eimern holt man das Wasser aus dem nahen städtischen Brunnen, der im vollen, magischen Licht des Abends sich aus dem Felsen, rauschend in sein steinernes Becken stürzt. Hier drängen sich griechische Mädchen, Männer und Maultiere, während im Schatten des Hauses gegenüber würdige Bauern und Hirten beim Weine von den Lasten des Tages ausruhen. Alles dieses wirkt feierlich schattenhaft. Es ist, als bestünde in dem Menschengedränge des kleinen Platzes die geheiligte Übereinkunft, die innere Sammlung der delphischen Pilger nicht durch laute Worte zu stören.

Unter den schweigsam Trinkenden, die uns mit Würde beobachten und ganz ohne Zudringlichkeit, fällt manche edle Erscheinung auf. Von einem Weißbart vermag ich mein Auge lange nicht abzuwenden. Er ist der geborene Edelmann. Die Haltung des schlanken Greises, der seine eigene Schönheit durchaus zu schätzen weiß, ist durchdrungen von einem Anstand, der eingeboren ist. Aus seinem Antlitz sprechen Güte und Menschlichkeit: ich sehe in ihm das Gegenbild aller Barbarei. An diesem Hirten legt jede Wendung des Hauptes, jede gelassene Bewegung des Armes von edler Herkunft Zeugnis ab: von einer Jahrtausende alten, verfeinerten Hirtenwürde! denn wo wäre die Freiheit der Haltung, die stolze Gewohnheit des Selbstgenügens, die Würde des Menschen vor dem Tier weniger gestört, als im Hirtenberuf.

Es ist, nachdem wir die Stadt verlassen haben und weiter die steilen Kehren aufwärts dringen, als sänke sich von allen Seiten, dichter und dichter, Finsternis über das Geheimnis, dem wir entgegenziehen, schützend herein. Es ist wie eine Art Unschlüssigkeit in der Natur, als deren bevorzugtes Kind sich der gläubige Grieche fühlen muß, die sich mir aber dahin umdeutet, als sollte erst durch die volle Erkenntnis einengender Finsternis der volle Durst zum Orakelbrunnen erzeugt werden.

Noch immer ist die stehende Wärme auch in der fast völligen Dunkelheit verbreitet um mich. Der Himmel hat rötlich zuckende Sterne enthüllt, aber der Blick ist von nun an beengt und eingeschlossen. Die große Empfindung

der Götternähe weicht einer gewissen heimlich schleichenden Spukhaftigkeit, und so will ich nun auch eine Vorstellung dieser spukhaften Art aus dem Erlebnis der unvergleichlichen Stunden festhalten.

Mehrmals und immer wieder kam es mir vor, als stiege der Schatten eines einzelnen Mannes mit uns nach dem gleichen Ziele hinan, und zwar auf einem Fußsteige immer die Kehren der großen Straße abschneidend. Kamen wir bis an die Kreuzungsstelle heran, so schien es, als sei er eben vorüber, oder er war zurückgeblieben und stieg weit unten, schattenhaft über die Böschung der tieferen Straßenschlinge herauf. Auch jetzt unterliege ich wieder dem Zwang dieser Vorstellung.

Es ist unumgänglich, daß ein bis ins Tiefste religiös erregter, christlich erzogener Mensch, auch wenn er das innere Auge abwendet, gleichsam mittels des peripherischen Sehens doch immer auf die Gestalt des Heilands treffen muß: und dies war mir und ist mir noch jetzt jener Schatten. Etwas wie Unruhe, etwas wie Hast und Besorgnis scheint ihn den gleichen Weg zu treiben, und etwas, wie der gleiche, immer noch ungestillte Durst.

Und ist nicht auch er wiederum ein Hirt? Sah er sich selbst nicht am liebsten unter dem Bilde des Hirten? Sehen ihn nicht die Völker als Hirten? Und verehren ihn nicht die prunkhaften Hohenpriester von heut, mit dem Symbole des Hirtenstabes in der Hand, als göttlichen Hirten, als Hirtengott?

Heut, am frühen Morgen aus meiner Herberge tretend, befinde ich mich auf der sonnigen Dorfstraße eines alpinen Dörfchens. Wenn ich die Straße nach rechts entlang blicke, wo sie, nach mäßiger Steigung, in einiger Ferne abbricht oder in den weißlichen, heißen und wolkenlosen Himmel auszulaufen scheint, so bemerke ich die Spitze eines entfernteren Schneeberges, der sie überragt.

Die Straße läuft meist dicht am Abhang hin. Von ihrem Rande ermesse ich die gewaltige Tiefe eines schluchtartigen Tales, mit steilen Felswänden gegenüber. Die grauen Steinmassen sind durch Thymiansträucher dunkel gefleckt.

Der Grund der Schlucht scheint ein Bachbett zu sein, und wie sich Wasser von seiner hochgelegenen Quelle herniederwindet, bis es am Ende der verbreiterten Schlucht in den weiten See eines größeren Tales tritt, ergießen sich hier, gleichsam wie Wogen aus dunklem Silber, Olivenwaldungen in die Tiefe, wo sie die Fülle des ölreichen Tales von Krisa aufnimmt.

Es ist eine durchaus nur schlichte und ganz gesunde alpine Wonne, die mich erfüllt, jener Zustand des bergluftseligen Müßiggangs, in dem man so gern das Morgenidyll dörflichen Lebens beobachtet.

Hähne und Tauben machen das übliche Morgenkonzert. Es wird in der Nähe ein Pferd gestriegelt. Beladene Maultiere trappen vorüber. Alles ist von jener erfrischenden Nüchternheit, die wiederum die gesunde Poesie des Morgens ist.

Kastri heißt das Dorf, in dem wir sind und genächtigt haben. Einige

Schritte auf der mit grellstem Lichte blendenden Landstraße um einen Felsenvorsprung herum, und der heilige Tempelbezirk von Delphi soll sich enthüllen.

In diesem Felsenvorsprung, den wir nun erreichen, sind die offenen Höhlen ehemaliger Felsgräber. Nahe dabei haben Wäscherinnen ihren Kessel über ein aromatisches Thymianfeuer gestellt, das uns mit Schwaden erquickenden Weihrauchs umquillt. Schwalben schrillen an uns vorüber, Fliegen summen, irgendwoher dringt das Hungergeschrei junger Nestvögel, und die Sonne scheint, triumphierend gleichsam, bis in die letzten Winkel der leeren Gräber hinein.

Eine zahlreiche Herde schöner Schafe begegnet uns, und minutenlang umgibt uns das freudige Älplergeräusch ihrer Glocken. Ich beobachte eine dicke Glockenform mit tiefem Klang, von der man sagt, daß sie antikem Vorbild entspreche. Inmitten der Herde bewegt sich der dienende Hirt und ein herrenhaft-heiter wandelnder Mann in der vorwiegend blauen Tracht der Landleute.

Dieser Mann erscheint zugleich jung und alt: insofern jung, als er schlank und elastisch ist, insofern alt, als ein breiter, vollkommen weißer Bart sein Gesicht umrahmt. Doch es ist die Jugend die, in diesem Manne triumphiert: das beweist sein schalkhaft blitzendes Auge, beweist der freie, übermütige Anstand der ganzen Persönlichkeit, eine Art behaglich fröhlichen Stolzes, der weiß, daß er unwiderstehlich fasziniert.

Als Staub und Geläut uns am stärksten umgeben, bemerken wir, wie dieser schöne und glückliche Mann, der übrigens seine Jagdbüchse über der Schulter trägt, den langen Stab aus der Hand seines Hirten nimmt. Gleich darauf tritt er uns entgegen und bietet uns, wirklich aus heiterem Himmel, eben denselben Stab als Gastgeschenk.

Die Wendung des Weges ist erreicht. Die Straße zieht sich in einem weiten Bogen eng unter mächtigen roten Felswänden hin, und der erste Blick in dieses schluchtartige, delphische Tal sucht vergeblich nach einer geeigneten Stätte für menschliche Ansiedelung. Von den roten, senkrecht starrenden Riesenmauern der Phädriaden ist ein Böschungsgebiet abgebröckelt, das steil und scheinbar unzugänglich über uns liegt. Überall in den Alpen trifft man ähnliche Schutt- und Geröllhalden, auf denen man, ebenso wie hier, höchstens weidende Ziegen klettern sieht. Selten bemerkt man dort, etwa in Gestalt einer besonders ärmlichen Hütte, Spuren menschlicher Ansiedelung, während hier der unwahrscheinliche Baugrund für ein Gewirr von Tempeln, tempelartigen Schatzhäusern, von Priesterwohnungen, von Theater und Stadion, sowie von zahllosen Bildern aus Stein und Erz zu denken ist.

Wir schreiten die weiße Straße langsam fort. Wir scheuchen eine anderthalb Fuß lange, grüne Eidechse, die den Weg, ein Wölkchen Staub vor uns aufregend, überquert. Ein Esel, klein, mit einem Berge von Ginster bepackt,

begegnet uns: es heißt, daß die Bauern aus Ginster Körbe zur Aufbewahrung für Käse flechten. Ein Maultier schleppt eine Last von bunten Decken gegen Kastri heran, begleitet von einer Handelsfrau, die während des Gehens nicht unterläßt, von dem Wocken aus Ziegenhaar fleißig denselben Faden zu spinnen, aus dem jene Decken gewoben sind.

Immer die steile Böschung des delphischen Tempelbezirks vor Augen, drängt sich mir der Gedanke auf, daß alle die einstigen Priester des Apoll sowohl als die des Dionysos, alle diese Tempel, Theater und Schatzhäuser von ehemals, alle diese zahllosen Säulen und Statuen den Ziegen und einer gewissen Ziegenhirtin gefolgt und nachgeklettert sind.

Das Hirtenleben ist in den meisten Fällen ein Leben der Einsamkeit. Es begünstigt also alle Kräfte visionärer Träumerei. Ruhe der äußeren Sinne und Müßiggang erzeugen die Welt der Einbildung, und es würde auch heut nicht schwer halten, etwa in den Irrenhäusern der Schweiz ländliche Mädchen zu finden, die, befangen in einem religiösen Wahn, von ähnlichen Dingen überzeugt sind, von ähnlichen Dingen „mit rasendem Munde" sprechen, als die erste Seherin, die Sibylle oder ihre Nachfolgerin zu Delphi, tat. Diese hielten sich etwa für die angetraute Gattin Apolls, oder für seine Schwester, oder erklärten sich für Töchter von ihm.

Wir klettern die steile Straße innerhalb des Tempelbezirkes empor. Überall zwischen den Fundamenten ehemaliger Tempel, Schatzhäuser, Altäre und Statuen blüht die Kamille in großen Büschen, ebenso wie in Eleusis und auf der Akropolis. Die Steine der alten und steilen Straße sind glatt, und mit Mühe nur dringen wir, ohne rückwärts zu gleiten, hinan.

Nicht weit von dem Felsenvorsprung, den man den Stein der Sibylle nennt, ruhe ich aus. In heiß duftenden Büscheln der Kamille, zwischen die ich mich niedergelassen habe, tönt ununterbrochen Bienengesumm. Wer möchte an dieser Stelle mit Fug behaupten wollen, daß ihm die ungeheuere Vergangenheit dieser steilen Felslehne in allem Besonderen gegenwärtig sei. Der chthonische Quell, jene verwirrende Dämpfe ausströmende Felsspalte, die Corethas entdeckte, quillt, wie es heißt, nicht mehr, und schon zur Zeit des großen Periegeten hatten die Dämonen das Orakel verlassen. Werden sie jemals wiederkehren? Und wird, wie es heißt, wenn sie wiederkehren, das Orakel gleich einem lange ungenutzten Instrument göttlichen Ausdrucks aufs neue erschallen?

Die architektonischen Trümmer umher erregen mir einstweilen nur geringe Aufmerksamkeit. Die Kunst inmitten dieser gewaltigen Felsmassen hatte wohl immer, nur im Vergleich mit ihnen, Pygmäen-Charakter. Durchaus überragend in wilder, unbeirrbarer Majestät bleibt hier die Natur, und wenn sie auch mit Langmut oder auf Götter-Gebot die Siedelungen der menschlichen Ameise duldet, die sich, nicht ohne Verwegenheit, hier einnistete, so bleibt die Gewalt ihrer Ruhe, die Gewalt ihrer Sprache, die überragende Macht

ihres Daseins das unter allem, hinter allem, über und in allem Gegenwärtige.

Man denkt an Apoll, man denkt an Dionysos, aber an ihre Bilder aus Stein und Erz denkt man in dieser Umgebung nicht: eher wiederum an gewisse Idole, die uralten Holzbilder, deren keines leider auf uns gekommen ist. Man sieht die Götter da und dort, leuchtend, unmaterialisch, visionär, hauptsächlich aber empfindet man sie in der Kraft ihrer Wirkungen. Hier bleiben die Götter das, was unsichtbar gegenwärtig ist: und so bevölkern sie, bevölkern unsichtbare Dämonen die Natur.

Ist wirklich der chthonische Quell versiegt? Haben die Dämonen wirklich die Orakel verlassen? Sind gar die meisten von ihnen tot, wie es heißt, daß der große Pan gestorben ist? Und ist wirklich der große Pan gestorben?

Ich glaube, daß eher jeder andere Quell des vorchristlichen Lebensalters verschüttet ist als der pythische und glaube, daß der große Pan nicht gestorben ist: nicht aus Schwäche des Alters und ebensowenig unter den jahrtausendelangen Verfluchungen einer christlichen Klerisei. Und hier, zwischen diesen sonnebeschienenen Trümmern, ist mir das ganze totgeglaubte Mysterium, sind mir Dämonen und Götter samt dem totgesagten Pan gegenwärtig.

Noch heut sind unter den „vielen Strömen, die unsere Erde nach oben sendet", viele, die in den Seelen der Menschen eine Verwirrung und Begeisterung hervorrufen, wie in dem Hirten Corethas jener, der in Delphi zutage trat, auch wenn wir dieser Begeisterung wenig achten und die tiefen Weihen nicht mehr allgemein machen wollen, die mit dem heiligen Rausch verbunden sind.

Dieser Parnaß und diese seine roten Schluchten sind Quellgebiet: Quellgebiet natürlicher Wasserströme und Quellgebiet jenes unversiegbaren, silbernen Stromes der Griechen-Seele, wie er durch die Jahrtausende fließt. Es ist ein anderer Reiz und Geist, der die Quellen, ein anderer der den Lasten und Wimpel tragenden Strom umgibt. Seltsam, wie der Ursprung des Stromes und seine Wiege dem urewig Alten am nächsten ist: das ewig Alte der ewigen Jugend. Man kann solche Quellgebiete nicht einmal mit Fug griechisch nennen, denn sie sind meist, im Gegensatz zu den Strömen, die sie nähren, namenlos.

Gegenüber, jenseit des Taleinschnitts, tönen von der Felswand, dem Ruf des Hornes von Uri nicht unähnlich, gewaltige Laute eines Dudelsacks, hervorgerufen von Hirten, die unerkennbar mit ihren Ziegen in den Felsen umhersteigen. Diese gesegneten Quellgebiete waren und sind noch heute von Hirten umwohnt. Platon nennt die Seele einen Baum, dessen Wurzeln im Haupte des Menschen sind und der von dort aus mit Stamm, Ästen und Blättern sich in das Bereich des Himmels ausdehnt. Ich betrachte die Welt der Sinne als einen Teil der Seele und zugleich ihr Wurzelgebiet, und verlege in das menschliche Hirn einen metaphysischen Keim,

aus dem dann der Baum des Himmels mit Stamm, Ästen, Blättern, Blüten und Früchten emporbringt.

Nun scheint es mir, daß die Sinne des Jägers, die Sinne des Hirten, die Sinne des Jägerhirten sagen wir, die feinsten und edelsten Wurzeln sind und daß ein Hirten- und Jägerleben auf Berghöhen der reichste Boden für solche Wurzeln, und also die beste Ernährung für den metaphysischen Keim im Menschen ist.

Zwischen den Trümmern des steilen Tempelbezirks von Delphi umher zu steigen, erfordert einige Mühe und Anstrengung. Am höchsten von allen Baulichkeiten lag wohl das Stadion; ein wenig tiefer, doch mit seinen obersten Sitzen an die unzugängliche Felswand stoßend, ist das Theater dem Felsgrunde abgetrotzt.

Der Eindruck der natürlichen Szenerie, die es umgibt, ist drohend und großartig. Ich empfinde eine Art beengender Bangigkeit in dieser übergewaltigen Nähe der Natur, dieser geharnischten, roten Felsbastionen, die den furchtbarsten Ernst blutiger Schauspiele von den Menschen zu fordern scheinen.

In das Innere dieser Felsmassen scheint übrigens ein dämonisches Leben hineingebannt. Sie wiederholen, in die tiefe Stille über den rötlichen Sitzreihen, die Stimmen unsichtbarer Kinder weit unten im Tal, sie lassen gespenstige Herdenglocken, wie in einem hallenden Saale, durch sich hin läuten und geben die klangvolle Stimme des fernen Hirten aus der Nähe und geläutert zurück. Aus ihrem Inneren dringt Hundegebell, und ein fernes und schwaches Dröhnen, aus dem Tale von Krisa her, erregt in ihr einen klangvoll breiten, feierlich musikalischen Widerhall.

Das ununterbrochene, mitten im heißen Lichte des Mittags gleichsam nächtliche Rauschen der kastalischen Wasser dringt aus der Schlucht der Phädriaden herauf.

Die Götter waren grausame Zuschauer. Unter den Schauspielen, die man zu ihrer Ehre — man spielte für Götter und vor Göttern, und die griechischen Zuschauer auf den Sitzreihen trieben mit schaudernder Seele gegenwärtig Gottesdienst! — unter den Schauspielen, sage ich, waren die, die von Blute trieften, den Göttern vor allen anderen heilig und angenehm. Wenn zu Beginn der großen Opferhandlung, die das Schauspiel der Griechen ist, das schwarze Blut des Bocks in die Opfergefäße schoß, so wurde dadurch das spätere höhere, wenn auch nur scheinbare Menschenopfer nur vorbereitet: das Menschenopfer, das die blutige Wurzel der Tragödie ist.

Blutdunst stieg von der Bühne, von der Orchestra in den brausenden Krater der schaudernden Menge und über sie in die olympischen Reihen blutlüsterner Götterschemen hinauf.

Anders wie im Theater von Athen, tiefer und grausamer und mit größerer Macht, offenbart sich hier, in der felsigten Pytho, unter der Glut des Tagesgestirns, das Tragische, und zwar als die schaudernde Anerkennung unabirrbarer Blutbeschlüsse der Schicksalsmächte: keine wahre Tragödie ohne den

Mord, der zugleich wieder jene Schuld des Lebens ist, ohne die sich das Leben nicht fortsetzt, ja, der zugleich immer Schuld und Sühne ist.

Gleich einem zweiten Corethas brechen mir überall in dem großen parnassischen Seelengebiet — und so auch in der Tiefe des roten Steinkraters, darin ich mich eben befinde — neue chthonische Quellen auf. Es sind jene Urbrunnen, deren Zuflüsse unerschöpflich sind und die noch heute die Seelen der Menschen mit Leben speisen: derjenige aber unter ihnen, der dem inneren Auge der Seele und gleicherweise dem leiblichen Auge vor allen anderen sichtbar und mystisch ist, bleibt immer der springende Brunnen des Bluts.

Ich fühle sehr wohl, welche Gefahren auf den Pilger in solchen parnassischen Brunnengebieten lauern, und vergesse nicht, daß die Dünste aller chthonischen Quellen von einem furchtbaren Wahnsinn schwanger sind. Oft treten sie über dünnen Schichten mürben Grundes ans Tageslicht, unter denen glühende Abgründe lauern. Der Tanz der Musen auf den parnassischen Gipfeln geschah, da sie Göttinnen waren, mit leichten, die Erde nicht belastenden Füßen: das ihnen Verbürgte nimmt uns die Schwere des Leibes, die Schwere des Menschenschicksals nicht.

Auch aus der Tiefe des Blutbrunnens unter mir stieg dumpfer, betäubender Wahnsinn auf. Indem man die grausame Forderung des sonst wohltätigen Gottes im Bocksopfer sinnbildlich darstellte, und im darauf folgenden, höheren Sinnbild gotterfüllter dramatischer Kunst, gaben die Felsen den furchtbaren Schrei des Menschenopfers unter der Hand des Rächers, den dumpfen Fall der rächenden Axt, die Chorklänge der Angst, der Drohung, der schrecklichen Bangigkeit, der wilden Verzweifelung und des jubelnden Bluttriumphes zurück.

Es kann nicht geleugnet werden, Tragödie heißt: Feindschaft, Verfolgung, Haß und Liebe als Lebenswut! Tragödie heißt: Angst, Not, Gefahr, Pein, Qual, Marter, heißt Tücke, Verbrechen, Niedertracht, heißt Mord, Blutgier, Blutschande, Schlächterei — wobei die Blutschande gewaltsam in das Bereich des Grausens gesteigert ist. Eine wahre Tragödie sehen hieß, beinahe zu Stein erstarrt, das Angesicht der Medusa erblicken, es hieß das Entsetzen vorwegnehmen, wie es das Leben heimlich immer, selbst für den Günstling des Glücks, in Bereitschaft hat. Der Schrecken herrschte in diesem offenen Theaterraum, und wenn ich bedenke, wie Musik das Wesen einfacher Worte, irgend eines Liedes, erregend erschließt, so fühle ich bei dem Gedanken an die begleitenden Tänze und Klänge der Chöre zu dieser Mordhandlung eisige Schauder im Gebein. Ich stelle mir vor, daß aus dem vieltausendköpfigen Griechengewimmel dieses Halbtrichters zuweilen ein einziger, furchtbarer Hilfeschrei der Furcht, der Angst, des Entsetzens, gräßlich betäubend zum Himmel der Götter aufsteigen mußte, damit der grausamste Druck, die grausamste Spannung sich nicht in unrettbaren Wahnsinn überschlug.

Man muß es sich eingestehen, das ganze Bereich eines Tempelbezirks, und so auch diese delphische Böschung, ist blutgetränkt. An vielen Altären vollzog

sich vor dem versammelten Volk die heilige Schlächterei. Die Priester waren vollkommene Schlächter, und das Röcheln sterbender Opfertiere war ihnen die gewöhnlichste und ganz vertraute Musik. Die Jammertöne der Schlachtopfer machten die Luft erzittern und weckten das Echo zwischen den Tempeln und um die Statuen her: sie drangen bis ins Innere der Schatzhäuser und in die Gespräche der Philosophen hinein.

Der Qualm der Altäre, auf denen die Ziege, das Schaf mit der Wolle verbrannt wurde, wirbelte quellend an den roten Felsen hinauf, und ich stelle mir vor, daß dieser Qualm, sich zerteilend, das Tal überdeckte und so die Sonne verfinsterte. Der Opferpriester, mit Blut besudelt, der einem Zyklopen gleich das geschlachtete Tier zerstückte und ihm das Herz aus dem Leibe riß, war dem Volk ein gewöhnlicher Anblick. Er umgoß den ganzen Altar mit Blut. Diese ganze Schlachthausromantik in solchen heiligen Bezirken ist schrecklich und widerlich, und doch ist es immer vor allem der süßliche Dampf des Bluts, der die Fliegen, die Götter des Himmels, die Menge der Menschen, ja sogar die Schatten des Hades anzieht.

In alledem verrät sich mir wiederum der Hirtenursprung der Götter, ihrer Priester und ihres Gottesdienstes, denn das Blutmysterium mußte sich den Jägerhirten zuerst aufschließen und dem Hirten mehr als dem Jäger in ihm, wenn er, friedlich, friedlich von ihm gehütete, zahme Tiere abschlachtete, zuerst das Grausen und hernach den festlichen Schmaus genoß.

Wir sind den steilen Abhang des delphischen Tempelbezirks bis an den obersten Rand emporgeklommen. Ich bin erstaunt, hier, wo aus dem scheinbar Unzugänglichen die rote unzugängliche Felswand sich erhebt, auf eine schöne, eingeschlossene Fläche zu stoßen, hier oben, gleichsam in der Gegend der Adlernester, zwischen Felsenklippen, auf ein Stadion.

Es ist still. Es ist vollkommen still und einsam hier. Das schöne Oblong der Rennbahn, eingeschlossen von den roten Steinen der Sitzreihen, ist mit zarten Gräsern bedeckt. Inmitten dieser verlassenen Wiese hat sich eine Regenlache gebildet, darin man die roten Umfassungsmauern des Felsendomes, mit vielen gelben Blumenbüscheln widergespiegelt sieht.

Ist nicht das Stadion dann am schönsten, wenn der Lärm der Ringer und Renner, wenn die Menge der Zuschauer es verlassen hat? Ich glaube, daß der göttliche Priester Apolls, Plutarch, oft, wie ich jetzt, im leeren Stadion der einzige Zuschauer war und den Gesichten und Stimmen der Stille lauschte.

Es sind Gesichte von Jugend und Glanz, Gesichte der Kraft, Kühnheit und Ehrbegier, es sind Stimmen gottbegeisterter Sänger, die unter sich wetteifernd den Sieger oder den Gott preisen. Es ist der herrlichste Teil der griechischen Phantasmagorie, die hier für den nicht erloschen ist, der gekommen ist, Gesichte zu sehen und Stimmen zu hören.

Die schrecklichen Dünste des Blutbrunnens drangen nicht bis in dieses Bereich, ebensowenig das Todesröcheln der Menschen- und Tieropfer. Hier

herrschte das Lachen, hier herrschte die freie, von Erdenschwere befreite, kraftvolle Heiterkeit.

Nur im Stadion, und ganz besonders in dem zu Delphi, das über allen Tempeln und allen Altären des Götterbezirks erhaben ist, atmet man jene leichte, reine und himmlische Luft, die unseren Heroen die Brust mit Begeisterung füllte. Der Schrei und Ruf, der von hier aus über die Welt erscholl, war weder der Ruf des Hirten, der seine Herde lockt, noch war es der wilde Jagdruf des Jägers: es war weder ein Racheschrei noch ein Todesschrei, sondern es war der wild glückselige Schrei und Begeisterungsruf des Lebens.

Mit diesem göttlichen Siegesruf der lebendigen Menschenbrust begrüßte der Grieche den Griechen über die Fjorde und Fjelle seines herrlichen Berglands hinweg, dieses Jauchzen erscholl von Spielplatz zu Spielplatz: von Delphi hinüber nach Korinth, von Korinth nach Argos, von Argos bis Sparta, von Sparta hinüber nach Olympia, von dort gen Athen und umgekehrt.

Ich glaube, nur vom Stadion aus erschließt sich die Griechenseele in alledem, was ihr edelster Ruhm und Reichtum ist; von hier aus gesehen, entwickelt sie ihre reinsten Tugenden. Was wäre die Welt des Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympischen Ölzweig und Siegerbinde? eben das gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darstellen.

Es wird mir nicht leicht, diesen schwebenden und versteckten Spielplatz zwischen parnassischen Klippen zu verlassen, der so wundervoll einsam und wie für Meditationen geschaffen ist. Hier findet sich der sinnende Geist gleichsam in einen nährenden Glanz versenkt, und der Reichtum dessen, was in ihn strömt, kann in seiner Überfülle kaum bewahrt und behalten sein.

Man müßte vom Spiel reden. Man müßte das eigene Denken der Kindes- und Jünglingsjahre heraufrufen und jener Wegeswendung sich erinnern, wo man in eine mißmutige und freudlose Welt einzubiegen gezwungen war, die das Spiel, die höchste Gabe der Götter, verpönt. Man könnte hervorheben, daß bei uns mehr Kinder gemordet werden, als jemals in irgend einem Bethlehem von irgend einem Herodes gemordet worden sind: denn man läßt nie das Kind bei uns groß werden, man tötet das Kind im Kinde schon, geschweige, daß man es im Jüngling und Manne leben ließe.

Nackt wurde der Sieger, der Athlet oder Läufer dargestellt, und ehe Praxiteles, ehe Skopas seine Statuen bildete, entstand ihr Urbild hier in Stadion. Hier ist für die Schönheit und den Adel der griechischen Seele, für Schönheit und Adel des Körpers der Muttergrund. Hier wurde das schon Geschaffene umgeschaffen, das Umgeschaffene zum ewigen Beispiel und auch als Ansporn für höhere Artung in Erz oder Marmor dargestellt. Hier hatte die Bildung ihre Bildstätte, wenn anders Bildung das Werk eines Bildners ist.

Wer je sein Ohr an die Wände jener Werkstatt gelegt hat, deren Meister den

Namen Goethe trug, der wird erkennen, daß nicht nur Wagner, der Famulus, den Menschen mit Götterſinn und Menſchenhand zu bilden und hervorzurufen verſuchte: alles Sinnen, Grübeln, Wirken, Dichten und Trachten des Meiſters war eben demſelben Endzweck raſtlos untertan. Und wer nicht in jedweder Bildung ſeines Geiſtes und ſeiner Hände das glühende Ringen nach Inkarnation des neuen und höheren Menſchen ſpürt, der hat den Magier nicht verſtanden.

Es iſt bekannt, wie gewiſſen griechiſchen Weiſen Bildung ein Bilden im lebendigen Fleiſche, nicht animaliſch unbewußt, ſondern bewußt „mit Götterſinn und Menſchenhand" bedeutete. Was wäre ein Arzt, der ſeine Kranken bekleidet ſieht, und was ein Erzieher, dem jener Leib ſamt dem Geiſte, dem er höhere Bildung zu geben beabſichtigt, nicht nackt vor der Seele ſtünde? Aus dem Grunde der Stadien ſproßten, nackt, die athletiſchen Stämme einer göttlichen Saat des Geiſtes hervor. Und hier, auf dem Boden des delphiſchen Stadions, gebrauche ich nun zum erſten Male in dieſen Aufzeichnungen das Wort Kultur: nämlich als eine fleiſchliche Bildung zu kraftvoll gefeſtigter, heiterer, heldenhaft freier Menſchlichkeit.

Zwei Vögel, unſern Zeiſigen ähnlich, ſtürzen ſich plötzlich aus irgend einem Schlupfloch der Felſen quirlend herab und löſchen den Durſt aus dem Spiegel der Lache vor mir im Stadion. Ihr piepſendes Spiel weckt Wiederhall, und das winzige Leben, der ſorgloſe, dünne Lärm der kleinen Geſchöpfe, die niemand ſtört, offenbaren erſt gleichſam das Schickſal dieſer Stätte in ſeiner ganzen Verwunſchenheit.

Während ich auf die grüne Erde hinſtarre und der Füße jener zahlloſen Läufer und Kämpfer gedenke, aller jener göttergleichen, jugendlich kraftvoll ſchönen Hellenen, die ſie erdröhnen machten, vernehme ich wiederum aus den Felſen den gewaltigen Widerhall von Geräuſchen, die mir verborgen ſind. Aus irgend einem Grunde erhebe ich mich, rufe laut und erhalte ein ſechsfaches mächtiges Echo: ſechsfach ſchallt der Name des delphiſchen Gottes, des Python-Beſiegers, aus dem Inneren der Berge zurück.

Ich bin allein. Die dämoniſche Antwort der alten parnaſſiſchen Wände hat bewirkt, daß mich die Kraft der Vergangenheit mit ihren triumphierenden Gegenwarts-Schauern durchdringt und erfaßt und daß ich etwas wie ein Bad von Glanz und Feuer empfinde. Beinahe zitternd horche ich in die neu hereingeſunkene, faſt noch tiefere Stille hier oben hinein.

Der Morgen iſt friſch. Wir ſchrieben den erſten Mai ins Fremdenbuch. Vor der Türe des Gaſthauſes warten ſchäbige Eſel und Maultiere, die uns nach Hoſſios Lucas bringen ſollen. Ins Freie tretend, beginne ich mit den letzten Blicken Abſchied zu nehmen, ich begrüße die Kiona, den weißen Gipfel des Korax-Gebirges, dort, wo die Dorfſtraße, wie es ſcheint, in den Luftraum verläuft. Ich begrüße drei kleine Mädchen, die, trödelnd, ebenſo viele Schäfchen vor ſich her treiben, begrüße ſie mit einer ihnen unverſtändlichen Herzlichkeit. Eines der hübſchen Kinder küßt mir zum Dank für ein kleines, unerbetnes Geſchenk die Hand.

Wir lassen die Mäuler voranklingeln. Wieder schreiten wir an dem Felsen vorüber, mit den Höhlungen leerer Gräber darin, und wieder erschließt sich dem Auge die steinigte Böschung des delphischen Tempelbezirks. Wer alles dieses tiefer begreifen wollte, müßte mehr als ein flüchtiger Wanderer sein. Immerhin sind mir auch hier die Steine nicht stumm gewesen.

Wir haben den Grund von Delphi, der Stadt, die unterhalb unseres Weges lag, über allerlei Mauern und Treppchen kletternd, durchstreift, und während wir jetzt unsere Reise fortsetzen, zieht uns das Leuchten der Tempeltrümmer, zwischen tausendjährigen Ölbäumen, zieht uns der weiße Marmor umgestürzter Säulen an. An den kastalischen Wassern nehmen wir wiederum einen kleinen Aufenthalt. Ich habe mich auf einen großen Felsblock niedergelassen, in der wundervoll hallenden und rauschenden Kluft, den Felsenbassins jenes alten Brunnen- und Baderaums gegenüber, wo die delphischen Pilger von einst sich reinigten.

Ein Tempelchen, mit Nischen der Nymphen, war grottenartig in die Felswand gestellt.

Heut sind die Bachläufe arg verunreinigt, die Wasserbecken mit Schlamm gefüllt. Oben durch die feuchte und kalte Klamm fliegen lange Turmschwalben und jagen einander mit raubvogelartigem, zwitscherndem Pfiff.

Wir wiegen uns nun bereits eine gute Weile auf unseren Maultieren. Der Weinstock, das Gewächs des Dionysos, begleitet uns in wohlgepflegten, wohlgeordneten Feldern die parnassischen Höhen hinan. Immer wieder begegnen uns wollige Herden mit ihren Hirten. Ich bemerke plötzlich den mir von gestern bekannten stattlichen Weißbart auf dem Bauche im Grase liegend am Straßenrand und empfinde mit ihm, was sein leise ironisches, überlegen lachendes Antlitz zum Ausdruck bringt. Hinter dem Patriarchen steigen seine Herden zwischen Rainen, Steinen und saftigen Gräsern umher und füllen die Luft mit der Glockenmusik seines reichen Besitzes. Die Sonne strahlt, der Tag wird heiß.

Schon im Altertum wurden solche Wege wie diese auf Mäulern zurückgelegt. So wird auch das Um und An einer Bergreise, an Rufen, Geräuschen und Empfindungen, nicht anders gewesen sein, als es heute ist. Maultiere haben die Eigentümlichkeit, am liebsten nicht in der Mitte des Weges, sondern immer womöglich an steilen Rändern zu schreiten: was dem ungewohnten Reiter zuweilen natürlich Schwindel erregt. Allmählich gewinne ich im Vertrauen auf das sich mehr und mehr entfaltende Klettertalent meines Reittieres eine gewisse, schwindelfreie Sorglosigkeit. Immer wilder und einsamer wird die Berggegend, bis hinter Arachova die Einöde, das heißt die parnassische Höhenzone beginnt. Von der gesamten südlichen Flora ist nichts übrig geblieben. Der letzte Weinstock, der letzte Feigenbaum, die letzte Olive liegt hinter uns. Nun aber tut sich ein weiter und grüner Gebirgssattel vor uns auf, von jener gesunden, alpinen Schönheit, die ebenso heimatlich, als über alles erquickend ist.

Der weite Paß, mit flach geschweifter, beinahe ebener Grundfläche, ist

Weideland: das heißt, ein saftiger Wiesenplan, auf dem der Huf des schreitenden Maultiers lautlos wird und der Pfad sich verliert. Das helle, ruhige Grün dieser schönen Alm ist eine tiefe Wohltat für Auge und Herz, und der starke, düster-trotzige Föhrenstand, der die steile Flanke einer nahen Bergwand hinaufklettert, fordert heraus, ihm nachzutun. Ich weiß nicht, was in dieser Landschaft so fremdartig sein sollte, daß man es nicht in den deutschen Alpengebirgen um diese oder jene Sennhütte her ebenso antreffen könnte, und doch würde der gesunde Jodler des einsamen Sennen hier einen Zauber vernichten, der unaussprechlich ist.

Das hurtige Glöckchen des Maultieres klingelt am Rand einer teichartig weit verbreiteten Wasserlache dahin, die, in den hellen Smaragd der Bergwiese eingefügt, den blauen Abgrund des griechischen Himmels, die ernste Wand der wetterharten Apolloföhren und das hastende kleine Vögelchen in einem ruhigen Spiegel widergibt. Über die Art, wie für den, der sich einmal in das Innere des Mythos hineinbegeben hat, jeder neue sinnliche Eindruck wiederum ganz unlöslich mit diesem Mythos verbunden wird und ihn zu einer fast überzeugenden Wahrheit und Gegenwart steigert, möchte manches zu sagen sein. Es beträfe nicht nur den Prozeß eines gläubigen Wiedererweckens, sondern jenen, durch den die menschliche Schöpfung der Welt überhaupt entstanden ist, es beträfe das Wesen jener zeugenden Kraft, die im dichtenden Genius eines Volkes lebendig ist und darin sich die Seele des Volkes verklärt.

Plötzlich taucht in der panisch beinahe beängstigenden, nordischen Vision von Bergeinsamkeit die wilde Gestalt eines bärtigen Hirten auf, der uns in schneller Gangart, fünf schwarze Böcke vor sich hertreibend, von jenseit, über die grüne Matte entgegenkommt. Die schönen Tiere die von gleicher Größe und, wie gesagt, schwarz wie Teufel sind, machen den überraschendsten Eindruck. Noch niemals sah ich ein so unwahrscheinliches Fünfgespann. Wer wollte da, wenn eine auserlesene Koppel solcher Böcke, wie zum Opfer geführt, ihm entgegenkommt, und zwar über einen parnassischen Weidegrund, die Nähe des Gottes ableugnen, der einst durch Zeus in die Gestalt eines Bockes verwandelt ward, um ihn vor Heres Rache zu schützen, und dem diese Höhen geheiligt sind.

Wie diese Tiere einhertrotten, unwillig, durch den rauhen Treiber mehr gestört als in Angst versetzt, mit dem böse funkelnden Blick beobachtend, jeder mit seinem zottligen Bart, jeder unter der Last und gewundenen Krönung eines gewaltigen Hörnerpaares, scheinen sie selber inkarnierte Dämonen zu sein, und in wessen Seele nur etwas von dem alten Urväter-Hirten-Drama noch rumort, der fühlt in diesem klassischen Tier einen wahrhaft dämonischen Ausdruck zeugender Kräfte, dem es leider auch seinen Blocksberg-Verruf in der verderbten Weltanschauung der christlichen Zeit zu verdanken hat.

***

Ernst Abbes sozialpolitisches Vermächtnis/ von Felix Auerbach

Vorbemerkung. Im Jahre 1846 errichtete Karl Zeiß eine kleine feinmechanische Werkstätte in Jena; er schlug sich schlecht und recht durch, kam aber erst auf einen grünen Zweig, als er 1866 mit dem Privatdozenten Dr. Ernst Abbe in wissenschaftliche und bald auch geschäftliche Verbindung trat; namentlich erlangten die mathematisch vorausberechneten Mikroskope einen Weltruf. Nach und nach wurden fast alle andern optischen Apparate einbezogen, besonders Feldstecher, photographische Apparate, Fernrohre, Meßinstrumente für Wissenschaft und Praxis, Entfernungsmesser, Zielvorrichtungen und vieles andre. Die Zahl der Angestellten wuchs rapide und beträgt zurzeit 2000, mit denen des Glaswerks nahezu 3000; dazu treten noch die Angestellten auswärtiger Vertretungen und mehrerer Fabriken in Europa und Amerika, mit denen die jenaische liiert ist. Nach dem 1888 erfolgten Tode von Karl Zeiß und dem Austritte seines Sohnes aus der Firma wandelte Abbe das Unternehmen in eine Stiftung, die „Karl-Zeiß-Stiftung", um, der er sein gesamtes verfügbares Vermögen überwies und für die er ein in langen Jahren ausgearbeitetes Statut aufstellte — ein Meisterwerk, für das er den juristischen Doktorhut erhielt. Die oberste Leitung der Stiftung wurde dem Großherzoglich Sächsischen Ministerium im privaten Nebenamte übertragen; sie beschränkt sich auf die Ausführung der Bestimmungen des Statuts und die Sanktion der Beschlüsse der die einzelnen Betriebe leitenden Vorstände. Der Hauptbetrieb ist die Firma Karl Zeiß in Jena, dazu kommt der hälftige Anteil an dem Glaswerke von Schott und Genossen, ebenfalls in Jena, sowie auswärtige Filialen und Beteiligungen. Leider war es Abbe nicht vergönnt, seine Schöpfung, ihre Entwickelung und Konsolidation mit irdischen Augen zu verfolgen: durch Schlaflosigkeit und Gegenmittel aufgerieben, starb er im Jahre 1905, im Alter von 64 Jahren. Auch sein langjähriger Mitarbeiter und der Erbe seiner Ideen, Siegfried Czapski, ist dem Unternehmen bereits durch den Tod entrissen worden.

Die Historiker liegen seit längerer Zeit im Streite darüber, ob die Weltgeschichte von den Personen gemacht werde oder von den Dingen. Natürlich hat die Diskussion sehr bald gezeigt, daß diese extreme Fragestellung sich nicht aufrecht erhalten läßt; denn die Wechselwirkung zwischen beiden Faktoren ist gar zu innig, und es kann sich höchstens um den Anteil eines jeden von ihnen handeln, hauptsächlich aber um den Rhythmus und den kausalen Zusammenhang, indem sich beide in der führenden Rolle ablösen. Zu gewissen Zeiten sind zweifellos die Dinge, die Zustände selbstbestimmend, sie tragen in sich die Fähigkeit, sich zu entwickeln, nach oben oder nach unten, — die Zeiten, in denen die Entwicklung nach unten stattfindet, sind ja leider nur allzu häufig.

Aber, ob nach oben oder unten, immer hat diese rein sachliche Entwickelung zur Folge, daß sich die Gegensätze zuspitzen, die einfache Klarheit verwirrt; und das ist der Moment für das Eingreifen der überragenden Persönlichkeit, die die Einheit in den Gegensätzen erfaßt, die die Verwirrung löst, indem sie den Knoten zerhaut. Aus der Fülle von Beispielen, die sich für dieses Spiel bietet, sei nur eines genannt: Bismarck.

Auch an Abbes Wiege hat der Genius der Persönlichkeit gestanden, aber auch Abbe ist erst an den Zuständen das geworden, als was er uns jetzt in unverlöschlichem Bilde gegenwärtig ist; und was für Bismarck der Bundestag und die politische Misere, das war für Abbe die soziale Frage. Auch er war, so weichen Herzens er auch als Privatmann gewesen sein mag, als Wollender und Wirkender von hartem Holze; und so wenig war er Idealist, so stark und überzeugt als Realist, daß er auch hierin dem andern, von dem wir gesprochen haben, nichts nachgab. Die erste Voraussetzung, wenn er etwas in seinen Kreis einbeziehen sollte, war dessen reale Möglichkeit, — aber freilich war auch er Meister in Erweiterung dieses Begriffes „Möglichkeit": die Zaghaften dort und hier hätten und haben ein gut Teil von alledem für Utopie erachtet, was nun gesicherter Besitz der Lebenden ist.

Es ist absolut notwendig, zur Beurteilung von Abbes Lebenswerk seine kraftvolle, harte Willenspersönlichkeit in den Vordergrund zu rücken. Wenn man die von ihm geschaffene Karl-Zeiß-Stiftung und das ihr zur Richtschnur dienende Statut bis ins letzte hinein verfolgt, so kommt man zu dem Resultat, er habe den egoistischen Willen gehabt — das Wort Egoismus hier freilich im höchsten Sinne gebraucht —, für ewige Zeiten spiritus rector des von ihm geschaffenen Werkes zu bleiben. Er wollte über seinen physischen Tod hinaus etwas, ja beinahe alles zu sagen haben; er wollte die Ausführung seines Willens nicht andern überlassen. Diese andern wären, wenn er solche gehabt hätte, zunächst seine Söhne gewesen, und man hat die Frage aufgeworfen, ob er in diesem Falle die ganze Sache unterlassen hätte. Nach dem, was ich aus seinen Äußerungen glaube entnehmen zu dürfen, wäre das sicherlich nicht der Fall gewesen; denn selbst Söhne sind immer anders geartet als die Väter, und nicht selten sogar ganz anders. Wie die Dinge nun aber wirklich lagen, hätte er alles in blutsfremde Hände legen müssen, und zu diesen hatte er nicht das hinreichende Vertrauen. Man könnte das für übertriebenen Pessimismus erachten, wenn man nicht zu bedenken hätte, daß das im Statut niedergelegte System von Geist und Willen einen Mut und eine Überzeugungstreue voraussetzte, wie sie wirklich nur außerordentlich selten sich verwirklicht und vereinigt finden. Am allermeisten aber schreckte ihn die Aussicht, sein Werk den Händen derer zu überantworten, die heute, wie es nun einmal gekommen ist, die Großindustrie beherrschen, in jene Hände, deren einzige Mitarbeit an dem Werke, das ihr Eigentum ist, mit Hilfe der Couponschere erfolgt. Nur um alles in der Welt keine Aktiengesellschaft!

Und warum nicht? Damit kommen wir auf die andre Seite des Problems zu sprechen.

Die industriellen Zustände waren der andre Faktor, der das Lebenswerk Abbes bestimmte. Diese Zustände waren im höchsten Maße traurig zu der Zeit, wo Abbe als Knabe seinem als Vorarbeiter in einer Spinnerei beschäftigten Vater das Mittagessen in die Fabrik brachte, bestimmt, in wenigen Minuten hinuntergewürgt zu werden, um nur ja nicht etwas nennenswertes von der zum Lebensunterhalt notwendigen Arbeitszeit, mochte sie auch vierzehn- oder gar fünfzehnstündig sein, zu verlieren. Da mochte sich schon in des Knaben Herzen etwas regen, und diese Regung wuchs und wuchs und wurde zuletzt die auslösende Kraft für die Entschlüsse des reifen Mannes. Aber sie blieben keine Regungen des Herzens, sie wanderten aus nach dem Kopfe und nahmen dort die Form nüchterner, ernster, realer Gedanken an. Was für Bismarck die Misere des Frankfurter Bundestages, das war für ihn die Misere in der Industrie. Und wie Bismarck das preußische Heer, so schuf er sich — zunächst freilich im geheimsten Innern — jene Organisation, die geeignet sein möchte, die Misere zu beseitigen.

Absichtlich habe ich das Bild vom preußischen Heere gebraucht, von diesem Sinnbilde der Kraft und Ordnung. Denn Abbe hielt es für grundfalsch, der sozialen Frage auf dem Wege des Mitleids beizukommen. „Wenn jemand krank oder invalide ist, dann soll er in meine Privatwohnung kommen, ich will ihm gern helfen; im Geschäft interessieren mich in erster Reihe die Gesunden, die Kraftvollen, die auf der Höhe des arbeitsamen Lebens Stehenden." Und wenn man etwa einwenden wollte, die Kräftigen brauchten doch keine Wohltätigkeit, dann brach er los und sagte: „Um des Himmels willen, es handelt sich ja gar nicht um Wohltätigkeit, es handelt sich um ein Recht dieser Leute; und wenn sie die Vollkraft haben, um ihre Arbeit am Webstuhl oder an der Drehbank zu verrichten: gegen ihre Rechtlosigkeit im sozialen Betriebe nützt ihnen, wie heute die Dinge liegen, keine Kraft und keine Gesundheit. Hier hat die Umwälzung einzusetzen!"

Und weshalb können sich diese kraftstrotzenden Arbeiter nicht helfen? Einfach deshalb nicht, weil im Arbeitsleben heute nicht die physische, auch nicht die geistige Kraft herrschend ist, sondern etwas ganz, ganz anderes: das Geld, das Kapital. Und nun wird man begreifen, wie ihn der Gedanke aufregte, die Geldmacht, die Aktie könnte sich auch seines Werkes bemächtigen und die in ihm Tätigen zu ihrem Diener machen. Die Befreiung vom Druck des Kapitals, das war somit die Quintessenz, die sich ihm aus dem täglichen und so oft auch nächtlichen Brodeln seiner Gedanken herausdestillierte.

Es ist vielfach ausgerufen worden: Geht uns doch mit den großen Deduktionen über die Art, wie die Arbeit vom Kapital befreit werden könne! Abbe hat eben einfach in einer selten zu findenden Hochherzigkeit sein ganzes Vermögen, soweit er darüber verfügen durfte, der neuen Stiftung überwiesen;

diese Schenkung ist das Alpha und Omega seines Lebenswerkes, unabhängig hiervon hat alles übrige keine Bedeutung; ohne eine solche Riesenschenkung ist ein industrielles Gebilde wie die Zeißstiftung nicht möglich und wird auch in Zukunft nicht möglich sein. Deshalb könne man die Forderung Abbes in den einzigen Satz zusammenfassen: Fabrikbesitzer und Aktionäre, entledigt euch eures Kapitals und schenkt es euren Fabriken! Nichts kann mißverständlicher sein als diese Auffassung. Eine Schenkung machen und eine Organisation schaffen, ist durchaus zweierlei. Daß Abbe jene Schenkung gemacht hat, ist aus drei verschiedenen Gesichtspunkten heraus zu betrachten. Einmal ist es der Ausfluß seiner Überzeugung, daß ihm das Kapital gar nicht gehöre; daß er es nur für das Unternehmen als solches verwaltet habe und nunmehr, nach Beseitigung aller dem entgegenstehender Hindernisse, „zurückzuerstatten" habe, mit Ausnahme etwa des Bruchteils, den er sich selbst „erarbeitet" hatte und der ohnehin mit Rücksicht auf die gesetzlichen Bestimmungen seinen Angehörigen vorbehalten bleiben mußte. Ferner pflegt doch jeder Mensch sein Geld in der Weise zu verwenden, die ihm am meisten Freude macht. Nun, für Abbe gab es, abgesehen von der Einfachheit seiner persönlichen Lebensweise, nichts Höheres und Schöneres als das unter seiner Mitwirkung entstandene Werk, und somit auch keine schönere Verwendung des Kapitals als zu dessen Gunsten. Schließlich muß zugegeben werden, daß jene Schenkung dem neuen Lebewesen, der Stiftung und ihren Betrieben, das Emporkommen nicht unwesentlich erleichtert hat, daß sie sozusagen einen Grundstock bildete, der es ermöglichte, das sofort zu erreichen, was sonst sich erst aus einer allmählichen Entwickelung ergeben hätte.

Stiftung und Schenkung sind somit voneinander unabhängige Dinge, und man begeht einen fundamentalen Fehler, wenn man in der Schenkung alles und in der Stiftung und ihrer Organisation, kurz in dem System, nichts erblickt. Man kann sich z. B. leicht ausrechnen, daß, wenn Abbe das damalige Kapital, anstatt es zu schenken, auf ratenweise Rückzahlung geborgt hätte, diese Rückzahlung schon jetzt erfolgt wäre und das Unternehmen nahezu ebenso groß und mächtig dastände wie jetzt.

Aber freilich, was Abbe nicht anerkannte, war der unbegrenzte Ertragsanspruch des weder physisch noch geistig mitarbeitenden Kapitals. Da nun Kapital unbedingt erforderlich ist für neue und, bis zu einem gewissen Grade, auch für bereits konsolidierte Unternehmungen, so bleibt nur die einzige Lösung übrig: die physisch und geistig in dem Unternehmen tätigen Personen müssen selbst die Kapitalisten sein. Bei Karl Zeiß würde das Gesamtkapital der Angestellten zweifellos schon zur Fortführung des Unternehmens ausreichen (ob es nicht bei so mancher Fabrik aus dem Gebiete andrer hochstehender Industrien auch schon so weit wäre, wage ich nicht zu entscheiden). Aber dieser Form der Lösung ist, zunächst wenigstens, in der Periode der ersten Bewährung dieser Kollektivideen, die andre bei weitem vorzuziehen: die Lösung, bei der die

Kapitalistin das Unternehmen als solches und als Ganzes ist, bei der das Kapital sich bildet aus den Überschüssen der Jahre, soweit diese nicht notwendiger- und berechtigterweise sofort an die Individuen ausbezahlt werden. In diesem Sinne erfolgt, wie wir noch sehen werden, hier in Jena die Gewinnverteilung.

Nun ließe sich einwenden: Diese Vereinigung von Arbeit und Kapital ist ja gut und schön; aber sie wird zur Gefahr und ist undurchführbar, weil man dann auch die Leitung und Verwaltung des Unternehmens in die Hände der Arbeiter legen muß. Es ist merkwürdig und nicht ohne komischen Beigeschmack, daß diese angebliche Konsequenz gerade von denen betont wird, die mitten in der kapitalistischen Ordnung der Dinge stehen und doch nur zu gut wissen, daß in dieser die Aktionäre auch keinen Einfluß auf die Verwaltung haben, die einzelnen gewiß nicht, und ihre Vertretung, der Aufsichtsrat, nur einen höchst beschränkten und zweifelhaften. Dieser Punkt darf also der kollektivistischen Ordnung der Dinge wahrhaftig nicht vorgehalten werden. Abbe war von vornherein so weitblickend, daß er hierin festblieb und es ganz beim alten ließ: das Zeißwerk ist eine Produktivgenossenschaft, wenn man so sagen will — ganz stimmt der Ausdruck auch nicht —, zwar in Hinsicht der wirtschaftlichen Interessen, also namentlich in bezug auf die Gewinnverteilung, aber durchaus nicht in Hinsicht auf Leitung und Verwaltung. Man kann, mit Rücksicht auf die schlimmen Lehren, die uns die Wirtschaftsgeschichte in diesem Betrachte gegeben hat, nur sagen: Gott sei Dank, daß es so ist und nach dem Statut nie anders werden kann!

Wenn nun die Geschäftsleitung alles macht und der Angestellte gar nichts zu sagen hat, so besteht ja, wird man einwenden, für diesen nach wie vor die völlige Rechtlosigkeit. Das wäre auch der Fall, wenn die Leitung tun dürfte, was sie will. Aber genau das Gegenteil ist der Fall: in allen spezifisch produktiven, technischen und kaufmännischen Entschlüssen allerdings waltet und schaltet sie frei; in allem jedoch, was das Prinzip, in allem, was die rechtliche, soziale und wirtschaftliche Grundlage und Entwickelung betrifft, ist sie gänzlich unfrei, ist sie lediglich die Behörde, die von Fall zu Fall über dem Statut zu wachen hat; und das Statut ist, wie wir wissen, der verewigte Wille Abbes, und dieser Wille war gerichtet auf die Schaffung eines allen Forderungen fortgeschrittener Wirtschaftsordnung gerecht werdenden privaten Arbeiterrechts — privaten, da sich gezeigt hat, daß der Staat an solche Aufgaben noch nicht herantreten will oder kann, daß er sich auf die Caritas der Arbeiterwelt gegenüber beschränken muß.

Über diesem Kodex des Rechtes wacht nun die Geschäftsleitung, wacht aber auch — man kann ihr das durchaus nicht verübeln — die Arbeiterschaft selbst durch ihren Ausschuß und, soweit dieser eine zu vielköpfige Gesellschaft ist, die von ihr eingesetzte Siebenerkommission. Ein Gegensatz, wie man sieht, aber einer, der sich sofort auflöst in dem gemeinsamen Gegenstande, nach dem

er zielt: im Statut der Karl-Zeiß-Stiftung. Abbe hat deshalb mit gutem Grunde und gutem Mute der Vertreterschaft der Arbeiter die größte Freiheit gewährt, sich zu versammeln und hierbei die Leitung je nach Bedürfnis zuzuziehen oder fernzuhalten; denn er sagte sich: jeder etwa entstehende Gegensatz findet doch seine Schlichtung in einem unangreifbaren, jeder Leidenschaft baren, leblosen und doch lebendigen Wesen: dem Statut. Aber auch innerlich ist ja dem Gegensatze die Spitze abgebrochen. Man stellt diesen Gegensatz gewöhnlich dar als den zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer — ein Gegensatz, den übrigens Abbe nicht anerkannte und durch den andern zwischen vernünftigen Gebern und Nehmern auf der einen und unvernünftigen auf der andern Seite ersetzt wissen wollte; indessen trifft dieser Gegensatz gar nicht den Kern der Sache. Es handelt sich gar nicht um den Arbeitgeber als Tyrannen des Arbeitnehmers, denn der Arbeitgeber arbeitet ja unter Umständen selbst mit und wird, wenn er ethisch entsprechend veranlagt ist, damit der Kamerad des Arbeiters; wer aber nie Kamerad werden kann, das ist der Geldgeber, denn er kann und will doch gar nicht mitarbeiten, der wahre Konflikt kommt also wieder auf den zwischen Arbeiter (Geber und Nehmer in eins gerechnet) und Kapitalisten hinaus, er verschwindet somit da, wo der Kapitalist mit dem Arbeiter oder gar mit dem Unternehmen als Ganzem verschmilzt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Konflikte ausgeschlossen sind, und es sind auch hier in Jena solche aufgetreten und mit begreiflichem Behagen in die Welt hinaustelegraphiert worden; für ihre Lösung aber kommen nicht Gesichtspunkte der Macht, sondern solche des Rechts in Frage, und das Recht ist schwarz auf weiß geschrieben und wird, wo einer Deutung Spielraum geboten ist, immer vom Gesichtspunkte eines einzigen Interesses gedeutet: des Interesses des Unternehmens als solchen.

Die Kardinalfrage aber ist begreiflicherweise die der Gewinnverteilung, und diese bildet denn auch mit den wichtigsten Teil des im Statut niedergelegten Rechtssystems. Wenn man die Frage, unter welche Personen denn der Gewinn verteilt wird, bis ins letzte verfolgt, kommt man eigentlich zu einer sehr einfachen Antwort: er wird gar nicht verteilt, sondern kommt ungeteilt den im Unternehmen Tätigen zugute, also, um den Ausdruck in seiner allgemeinsten Bedeutung zu nehmen: den Arbeitern. Formell freilich findet eine Dreiteilung statt: das erste Drittel wird den Arbeitern direkt in Wochen- oder Monats- oder Jahresraten ausbezahlt, das zweite wird für sie und ihre Nachkommen sowie für das Unternehmen als solches aufgehoben, das dritte wird für öffentliche und allgemeine Zwecke verwandt und kommt damit indirekt ebenfalls den Arbeitern zu statten.

Die direkte Ausbezahlung findet wiederum in drei verschiedenen Formen statt, als Zeitlohn, als das im Akkordlohn enthaltene Plus und als Nachzahlung. Auf die unendlich erörterte Frage von Zeit- und Akkordlohn soll hier nicht eingegangen werden; bei einer so hochstehenden und hochbezahlten

Tätigkeit, wie es die des Mechanikers und Optikers ist, ist jedenfalls ohne Akkordlohn nicht auszukommen, wenn man den Ansprüchen des tüchtigen und fleißigen Arbeiters gerecht werden will. Indessen ist es eben besser, die Sache so aufzufassen, daß als Basis der Zeitlohn dient und daß sich auf diese Basis noch etwas aufsetzt, das im Akkordlohn enthaltene Plus. Was nun den dritten Teil betrifft, so wird dafür gewöhnlich der Ausdruck „Gewinnbeteiligung" gebraucht, ein Ausdruck, den Abbe jedoch verabscheute, indem er mit seiner unerbittlichen Logik sagte, eine Gewinnbeteiligung hätte notwendig auch eine Verlustbeteiligung zur Folge, und dafür würden sich die Arbeiter wohl schönstens bedanken. Wenn er trotzdem nach reiflichen Erwägungen etwas dem ähnliches in das Statut mit aufnahm, nämlich eine sogenannte jährliche Gehalts- und Lohnnachzahlung von je nach dem Jahresergebnis schwankender Höhe, so hat das einen ganz bestimmten Grund. Nach dem Statut darf nämlich der einmal gewährte Gehalts- und Lohnsatz — von bestimmten, außergewöhnlichen Fällen abgesehen — nicht willkürlich herabgesetzt werden, auch nicht in Zeiten schlechten Geschäftsganges; der Angestellte soll eben eines gewissen Minimums von Verdienst sicher sein und nicht fürchten müssen, daß er sein mühsam zuwege gebrachtes finanzielles Lebensgleichgewicht verliere. Für das Unternehmen selbst aber liegt hierin eine große Gefahr: die ganze Lohnentwickelung ist vergleichbar mit einem Rade mit Sperrklinke, das sich nur vorwärts drehen läßt, niemals rückwärts. Es muß daher mit der Erhöhung von Zeit- und Akkordlöhnen sowie von Gehältern äußerst vorsichtig vorgegangen werden; soll nun in guten Jahren trotzdem jeder einzelne an der Gunst der Zeiten Anteil haben, so ist das nur dadurch möglich, daß ihm am Schlusse dieses Jahres noch etwas extra draufgezahlt wird — natürlich etwas, wovon er sich nicht einbilden darf, daß es sich nun alljährlich wiederholen werde. In der Tat hat diese Nachzahlung bei Zeiß zwischen 5 und 10 Prozent des Gehaltes oder Lohnes betragen; und als sie einmal sogar ganz ausfiel, herrschte große Enttäuschung — eine weise Lehre für diejenigen, die, was ja begreiflich ist, den Sinn der Einrichtung noch nicht sogleich erfaßt hatten. Die Gewinnbeteiligung hat aber noch eine andre, für das Unternehmen sehr wichtige Bedeutung. Wenn sich nämlich in einem offenbar sehr günstigen Jahre bei der Abrechnung herausstellt, daß es trotzdem keine Nachzahlung gibt, oder wenn in einem zweifellos ungünstigen Jahre eine beträchtliche Nachzahlung möglich wird, so ist das ein Anzeichen, daß irgend etwas im Organismus nicht stimmt, und es kann nicht zweifelhaft sein, was das ist: die Akkordsätze sind im ersten Falle zu hoch, im zweiten zu niedrig bemessen worden, und es ist notwendig, sie neu zu regulieren.

Wie man sieht, stellt die Dreiteilung der Auszahlung in Zeitlohn, Akkordplus und Nachzahlung ein System von vorzüglicher Selbstregulierung dar, und es müssen sich mit der Zeit Akkordsätze herausbilden, die man beinahe als Normalsätze von mathematischer Exaktheit bezeichnen kann. Natürlich

bleibt immer die Gefahr bestehen, daß der Arbeiter das Tempo seiner Tätigkeit nicht hinaufzuschrauben geneigt sein wird, da er damit eventuell erreicht, daß der Akkordsatz herabgesetzt wird. Soweit es sich indessen hierbei um eine gesunde Grenze handelt, ist sie nur erwünscht, denn der Arbeiter soll sich gar nicht übernehmen, um zeitweilig recht viel zu verdienen; und eine unnatürliche, etwa von der Vertreterschaft aufgezwungene Langsamkeit der Tätigkeit rächt sich am Schlusse des Jahres naturgemäß durch die Herabminderung des Gewinnanteils.

Was nun die absoluten Zahlen betrifft, so steht über die Gehalts- und Lohnsätze begreiflicherweise nichts im Statut. Sie richten sich nach den Zeit- und Ortsverhältnissen, sind aber in den Stiftungsbetrieben naturgemäß sehr hoch, — sind doch eben keine Aktionäre zu ernähren. Was aber im Statut steht, das ist eine Bestimmung, die zur Folge hat, daß sich jener hohe Standard nicht gleichmäßig auf die einzelnen Lohn- und Gehaltsschichten verteilt, sondern nach oben hin relativ abnimmt. Die einfachen Arbeiter mögen zwischen 1000 und 1500 Mark verdienen, die „gelernten" Arbeiter — und das sind hier beinahe die meisten — bis zu 2000, einzelne sogar zum Teil noch wesentlich mehr, und es kommen selbst Jahresverdienste bis zu 3000 Mark vor. Auch die Werkmeister und die jüngeren wissenschaftlichen, technischen und kaufmännischen Mitarbeiter stehen sich meist nicht unwesentlich besser als bei andern Betrieben in entsprechender Stellung. Dann aber nimmt die Progression, wie gesagt, rasch ab und erreicht eine relativ niedrige Grenze. Es darf nämlich nach dem Statut niemand mehr erhalten als das Zehnfache des durchschnittlichen Arbeitseinkommens aller über 24 Jahre alten und mindestens drei Jahre im Geschäft tätigen Arbeiter; nimmt man hierfür, was vielleicht schon etwas zu hoch ist, die runde Zahl von 2000 Mark an, so darf somit niemand, auch kein Mitglied der Geschäftsleitung, mehr als 20000 Mark erhalten, wobei noch zu beachten ist, daß die Geschäftsleiter — also die Personen, die anderwärts als einzige oder doch als bevorzugte Tantièmen erhalten — durch Abbe von der Gewinnbeteiligung ausgeschlossen wurden, damit auch der Schein vermieden werde, sie könnten bei der Feststellung des Abschlusses einen großen Gewinn herausrechnen, um auch für sich einen großen Anteil zu erlangen.

Man sieht, es handelt sich hier um Zahlen, die das Lächeln und das Mitleid derer erwecken werden, die in unserer Großindustrie an leitender Stelle stehen und die mit Summen zu rechnen gewohnt sind, die das Zehnfache der jenenser Ziffern nicht selten noch überschreiten. In der Tat kann man darüber streiten, ob dieser Spartanismus nicht entbehrlich gewesen wäre und ob nicht auf diese Weise die Gefahr besteht, daß sich das Unternehmen einige der besten Kräfte verscherze. Aber in diesem Punkte war Abbe unerbittlich: er wollte keine auf die Spitze getriebenen Gegensätze der Lebensmittel und der Lebensführung innerhalb eines und desselben Betriebes, er hielt das

geradezu für schädlich für den Geist und die Zukunft des Ganzen. Und auf Vorhaltungen der soeben angedeuteten Art erwiderte er: nun, auf diesen anspruchsvollen Herrn müssen wir eben, so tüchtig er im übrigen sein mag, verzichten. Wie gesagt, man kann hierüber verschiedener Ansicht sein. In jedem Falle aber hat die Gehälterfrage mit dem Prinzip des Systems direkt nichts zu tun. Denn das Prinzip ist die Honorierung der Arbeit und nur der Arbeit; wie hoch man die Arbeit eines Direktors einschätzen wolle im Vergleich zur Arbeit des Drehers oder Webers, ist eine Frage, die in zweiter Linie steht.

Übrigens hat das mit Konsequenz so stark gepanzerte Statut doch an dieser Stelle ein sehr wichtiges und die eben geschilderten Spannungen milderndes Ventil. Es läßt die außerordentliche Honorierung außerordentlicher Leistungen zu — allerdings in ganz gleicher Weise für den einfachen Arbeiter wie für den wissenschaftlichen oder technischen Mitarbeiter; irgend eine kleine Idee, die zur Verbesserung einer Betriebseinzelheit Anlaß gibt, wird im Verhältnis ebenso belohnt wie eine Erfindung von weittragender und umwälzender Bedeutung. Es kommt nicht selten vor, daß auf diese Weise ein Goldstück überreicht wird; aber es sind auch schon Hunderttausende vergeben worden. Mit großer Begeisterung hat Abbe freilich diese Bestimmungen in das Statut nicht aufgenommen. Denn er war der Meinung, daß, wenn ein Unternehmen jemanden anstellt, es von ihm beanspruchen darf, daß er das Beste und Äußerste für es leiste; man könne also eigentlich nicht sagen: du bist zwar verpflichtet, das Beste zu leisten; da du aber etwas noch besseres geleistet hast, will ich dir noch etwas extra geben! Indessen gibt es eben Fälle, wo man gut tut, die harte und abstrakte Logik durch ein wohlwollendes Gemisch von Logik und Billigkeit zu ersetzen.

Dies also der erste Teil des Jahresgewinnes. Und was wird aus den beiden andern? Warum werden sie nicht ebenfalls ausgezahlt, wenn doch alles den Arbeitern zufließen soll? Den Arbeitern schon, nur nicht gerade im jetzigen Augenblicke und überhaupt nicht gerade der jetzt lebenden Generation. Denn diese hat berechtigten Anspruch nur auf denjenigen Teil des Ertrages, von dem man annehmen darf, daß er aus der Arbeit des einzelnen entstanden ist. Ein mindestens ebenso großer aber entspringt aus der Kooperation aller, die schon Dahingegangenen eingeschlossen, denn sie haben ihr geistiges und praktisches Erbe hinterlassen; er entspringt aus der Kontinuität der Ideen und Taten, der Erfahrungen und Methoden, er muß daher selbst in Kontinuität mit dem Ganzen bleiben, er ist dazu bestimmt, diese Kontinuität auch für die Zukunft zu garantieren. Dieser Teil ist gewissermaßen das, was sonst an ein Phantom ausgezahlt wird, an das Aktienkapital; hier aber fließt es dem einzigen wirklichen Aktionär zu, den das Unternehmen besitzt, es fließt in seine eigne Tasche. Richtiger ausgedrückt: in seine Taschen, denn derer sind gar viele: Die Bau-, Dispositions- und Reservefonds, die

Kranken-, Invaliden- und Altenskassen, die Kasse zur Unterstützung von Witwen und Waisen; die Darlehnskassen für Zwecke der Angestellten, z. B., um ihnen den Bau eigner Häuser zu ermöglichen; die Kasse für Abgangsentschädigung — eine Einrichtung, die Abbe als einen wesentlichen Bestandteil seines Systems angesehen und sozusagen als eine Abschlagszahlung auf das Recht auf Arbeit betrachtet hat; eine Entschädigung, die jedem, der ohne sein Verschulden ausscheidet, in reichlicher Höhe ausbezahlt wird, um ihn in den Stand zu setzen, sich ohne Überstürzung neue Arbeitsquellen zu suchen.

Endlich das letzte Drittel des Jahresgewinnes: es ist für öffentliche Zwecke bestimmt, und zwar in der Hauptsache für Stadt und Universität Jena. Abbe wußte es ganz genau, wie leicht sich auch verhältnismäßig große Summen verzetteln lassen, wenn keine Schranken gesetzt sind. Daß bei der Verwendung dieser Mittel — und es handelt sich schon jetzt um Millionen — im wesentlichen naturwissenschaftlich-technische Interessen auf der einen und Interessen der Volksbildung auf der andern Seite in Frage kommen, ist mit Rücksicht auf den Charakter der Quelle, aus der die Gelder fließen, verständlich; indessen wird dabei in keiner Weise engherzig verfahren, wie denn beispielsweise außer Lehrstühlen und Instituten naturwissenschaftlich-medizinischen Charakters auch der Gesamtlehrkörper bedacht wurde, dessen Gehaltserhöhung längst geboten war, ohne Mitwirkung der Karl-Zeiß-Stiftung aber niemals zustande gekommen wäre. Der Volksbildung aber im weitesten und schönsten Sinne des Wortes dient außer vielem andern ganz besonders das Volkshaus, ein Riesenbau mit Bücherei, Lesesälen aller Art, Räumen für Versammlungs-, Kunst-, musikalische, Fortbildungs- und andre Zwecke; ein Bau, der selbst einer Großstadt würdig wäre, und mit dem sich Abbe noch selbst ein edles Denkmal gesetzt hat, ehe er, unter der Last seines Lebenswerkes zusammenbrechend, von uns ging.

Und ein Denkmal seines Sinnes ist es, dieses Haus, in dem man alles antrifft, was der Erholung pflegt, einer Erholung, die selbst wieder Arbeit ist. In dem der Hochschullehrer, der Studierende und der Arbeiter als Nachbarn ihrer Lektüre obliegen und selbst dann nicht aus der Haut fahren, wenn sich beim Umschlagen des Blattes zeigt, daß der eine die Kreuzzeitung, der andre den Vorwärts liest. In dessen Bücherei sich das Höchste und Zarteste, nur für wenige Leser Geschriebene findet neben einer Anleitung, wie man auch mit geringen Mitteln sein Häuschen oder sein Gärtchen schmücken könne. In dessen großem, schönem Hauptsaal heute von den Arbeitern über das Problem der Überstunden beraten wird, während gestern der Prorector magnificus seine Gäste hier begrüßte und morgen vielleicht die Klänge der neunten Symphonie vom Podium herüberklingen.

Was nun die Leistungen für Stadt und Hochschule betrifft, so wird man vielleicht sagen, diese Beträge fänden doch außerhalb des in der Grundidee

des Systems umschriebenen Rahmens Verwendung, da sie den Arbeitern verloren gingen. Indessen, abgesehen davon, daß Abbe diese Leistungen als die Abzahlung einer Dankesschuld für alles das ansah, was Milieu und Atmosphäre, Wissenschaft und Schule dem Zeißwerk gewesen sind und genützt haben, fließt doch auch dieser Strom zuletzt wieder in das Unternehmen zurück, dem es im höchsten Maße förderlich sein muß und das es vor etwaigen ungünstigen Wendungen bewahren kann, wenn das Gemeinwesen, in dem es seinen Sitz hat, kräftig gedeiht und wenn Wissenschaft und Schule in den Stand gesetzt werden, ihm immer neue Aufgaben zu stellen und ihm immer zeitgemäßer vorgebildete Kräfte zuzuführen.

Und nun zum Schlusse noch ein wichtiger Hinweis! Das Rechts- und Wirtschafts-System, das Abbe seinen Unternehmungen als letzten Willen hinterlassen hat, ist so fest und eng gefügt, wie es für ein System erforderlich ist, das bestimmt ist, sich unter ganz bestimmten und besonderen Verhältnissen zu bewähren. Aber es wäre ein Irrtum, hieraus zu schließen, Abbe wäre der Meinung gewesen: so und nicht anders ist soziale Reform zu machen. Dazu hatte er einen zu weiten Blick und einen zu umfassenden Verstand. Er wußte sehr wohl, daß manches auch anders gemacht werden könnte und unter andern Verhältnissen sogar anders gemacht werden müßte. Bleibt nur der ideale Grundgedanke gewahrt, so darf und soll die Ausführung sich den realen Umständen anpassen. Und in diesem und einem höheren, darüber schwebenden Sinne verschmilzt bei Schöpfungen wie die Karl-Zeiß-Stiftung und bei Persönlichkeiten wie Ernst Abbe der uralte Gegensatz: Idealismus und Realismus — zu einer höheren Einheit.

Hans v. Bülow/ Briefe aus den letzten Jahren

Aus dem letzten Bande der Briefe Hans v. Bülows, der nächstens herausgegeben werden wird, bringen wir im Folgenden eine Auslese, die in bunter Reihe Proben der Korrespondenz darbietet. Das vielbändige Briefwerk wird nun abgeschlossen sein und in der Literatur der Memoiren und Briefe als eine ganz einzige Veröffentlichung dastehen. Seine Originalität ist eine doppelte. Einmal schrieb diese Briefe ein Mann, der Musiker war und trotzdem mitten im Leben stand, knorrig und verwurzelt in einem Boden, der Nahrung trug und verschwenderisches Unkraut, Korn und Blumen, und die Obstbäume mitten im Weizenfeld und noch Wein daran gezogen, ohne je brach liegen zu brauchen. Dann aber ist der Horizont dieser Landschaft ein so weiter, wie er niemals ähnlich bei einer Briefveröffentlichung bisher genommen wurde. Es ist nicht nur der Verkehr Bülows mit seinen Berufsgenossen, es ist der ganze Betrieb des Konzertwesens, der heimlichen Arbeit durch die Agenturen, Verleger und Unternehmer, der hier aufgedeckt ist. Das gibt der Sammlung den originalen Charakter, und nicht nur der Briefschreiber enthüllt sich, sondern der Prozeß seiner Mission. Es ist oft gewürdigt worden, mit welcher meisterhaften Technik die Herausgeberin, Frau Marie v. Bülow, in der Reihe dieser Bände verstanden hat durch Ausschnitt des Wesentlichen und Ergänzung in Antworten und Kritiken die Bilder der Korrespondenz zu formen, sei es daß sie sich selbst lokal begrenzen oder in einem Lebensabschnitt verdichten. Auch das Ende Bülows wird sie in einer Korrespondenz darstellen, treu dem Stil des gewaltigen Werkes, das nur Menschen zu Menschen sprechen läßt.

An Richard Strauß (Meiningen).

Sehr geehrter lieber Herr College! St. Petersburg 18./30. März 86.

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für Ihre Mittheilungen: sie haben mich alle lebhaft interessirt. Zudem macht mich der Anblick Ihrer Handschrift allein schon guter Laune: Sie haben immer etwas zu sagen, wenn Sie schreiben, sei es in Noten oder Buchstaben. Wenn ein „berühmteſter" russischer Componist zu sagen pflegt: „ich schreibe lieber eine Sinfonie als einen Brief", so macht dieses dictum Einen deßhalb höchst perplex, weil man den Zweifel, für welches der beiden Produkte dadurch Reklame gemacht werden soll, vergeblich zu lösen versucht. Sie, lieber junger Freund, wissen dagegen Ihrer Feder stets die richtigen Wege zu weisen — nämlich durch keinerlei Steppen und Öden.

Zunächst in meinem Erwiderungsversuch herzlichen Glückwunsch — nicht zu Petzolds Kicksern, sondern zu S. H. geschmackvollem Schreiben, dann zur Anerkennung seitens Ihrer dankbaren Vokaltänzerinnen in Meiningen und zum Dresdner Hornconzertsuccesse — u. s. w. u. s. w. Was für schöne u. s. w.'s

stehen Ihnen überhaupt noch bevor! Bezüglich R.[obert] F[ranz]'s stimmen Sie ganz mit Maestrissimo Brahms überein — ich denke mir, Sie werden in diesen Tagen den Hallischen Übersetzer der Orgel ins Clarinettfagöttliche gemeinschaftlich im Löwen verarbeiten, bei welcher Gelegenheit ich Sie freundlichst ersuche, dem Illustrator des 60sten herzoglichen Geburtstages meinen dauernden Respekt zu vermelden. Daß derselbe die Bogenverstärkung für Nr. XIII [4. Sinfonie] abgelehnt, erfüllt mich mit entschiedenem Mißbehagen. Ich betrachte dieß als ein neues persönliches Fiasko — da ich die Ehre gehabt, die Sache bei der Prinzeß in Anregung zu bringen. Was letztere (LETZTERE hätte ich schreiben sollen) betrifft, so ersuche ich Sie ebenfalls um Vermittlung meiner gehorsamst unterthänigsten Empfehlungen und um die Botschaft, daß ich mir gestattet habe, für J. H. 1000 Stück Cigaretten privatim herstellen zu lassen — aus Dankbarkeit für die gnädige Fürsprache wegen der Dekorirung meines Freundes Klindworth — daß ich aber die Absendung erst durch den Gesandschaftskurier bewerkstelligen lassen kann, weil auf anderem Wege eine Verdampfung auf profanen Lippen gar zu leicht zu befürchten. Senden Sie doch Ihre Partituren: Streich 4tett, Sinfonie, Serenade, Violinconcert, Cellosonate, Hornconcert mit einem „devoten" Schreiben an das kaiserliche Conservatorium zu Händen des Herrn Direktors Carl Davidow. Spitzweg wird über diese Ausgabe hoffentlich keinen stumpfen Winkel bilden. Nb. als Cellist ist D. doch der Joachim seines Instruments. Es war mir vorgestern ein geradezu erhebender Genuß, mit ihm in einem der unzähligen Wohlthätigkeitsconcerte, zu denen ich hier gepreßt werde, Mendelssohn's B dur-Sonate Op. 45 zu spielen. Diese warme Correktheit, diese noble Einfachheit, dieser vornehme Geschmack! Einzig — und ebenso unjüdisch wie bei Joachim.

R[ubinstein]'s russische Sinfonie hat mir viel Beschwerden gemacht, nämlich harten Kampf gegen die unzweideutigste und leider sehr begreifliche Unlust des Orchesters, das nur gute Musik gut spielen will. Letztere muß ich mir aber immer durch Concessionen an das Asiatenthum erkaufen. Doch sind in letzterem einzelne Weizenkeime, z. E. Alex. Glasunoff, dessen E dur-Sinfonie Op. 5 (Leipzig Belaieff Kistner) verdient von Ihnen examinirt zu werden. Der Autor kennt Brahms genauer als irgend einer seiner Landsleute, er ist ein wirklich ernster, vertiefungsfähiger Künstler — vielleicht höchstens 3 Jahre älter als — Rich. Str.

Tschaikowsky war einen Tag hier und brachte mir seine Manfredsinfonie (Partitur 287 S.), die ich nur erst anzublättern Zeit gefunden, die aber mehr Musik zu enthalten scheint als sämmtliche Orchester-opera A. R.[ubinstein]'s. Der Verfasser ist persönlich einer der allerliebenswürdigsten Menschen, denen ich je in diesem Leben begegnet, dabei so tolerant und lobesfreudig für seine Collegen, kurz ein Prachtexemplar. 1840 geb. beinahe schon weißhaarig, aber voll geistiger Jugend; wenn er componirt, vergräbt er sich in die absoluteste Einsamkeit; ist er fertig mit der Arbeit, so erfreut er durch seinen herzlichen Verkehr alle ihm sympathischen Mitwesen.

Mit dem ersten Bogen ist meine Muße eigentlich auch darauf gegangen. Ich habe heute Abend zu spielen, im Concert einer moskowitischen Sängerin, morgen Abend Beethovenkursus (wie gestern Bachcurs- und -cultus) im Conservatorium (8—10½) abzuhalten — für Brahms fehlen hier alle Vorbedingungen — und werde von den unmöglichsten Ton„setzern" mit den schwierigsten Manuscripten fortwährend heimgesucht — na, wo bliebe das Verdienst, seiner Kunst zu dienen, wenn es einem nicht von den Stieftrüdern in Apollo auf jede denkbare Weise erschwert würde?

Bravo für Ihre kammermusikalischen Programme. Freundliche Genesungswünsche an den Concertmeister, noch freundlichere Grüße an Corno und Clarinetto, die freundlichsten natürlich an A. R.[itter] (nicht zu verwechseln mit A. R.[ubinstein]), dessen Nichten [in Petersburg] ihm höchste Ehre machen.

„Doch nun habe ich Sie bereits lange genug bel{ä/u}stigt," wie Sie mir schreiben (ich kann das „ä", nämlich das Ihrige, vom „u", nämlich dem Ihrigen [nicht] unterscheiden), und so mahne ich Sie nur noch schlüßlich an Ihr Versprechen, nach dem 2. April wiederum lästig zu fallen Ihrem in freundschaftlicher Hochschätzung stets aufrichtigst ergebenen Hans v. Bülow.

An Fräulein Helene Raff (München).

Theuerstes Nichtchen! Frankfurt a. M., 2. Juni 86.

Wäre das alte Wort doch wahr, daß die Hälfte mehr als das Ganze! Über 8000 Mark sind jetzt auf selten noble Weise zusammengeläppert. Nun heißt's, trotz Wetter und Menschen — invitis nubibus ist das hübsche Motto — nicht den Athem verlieren. — — Diese mailichen Hundstage waren beinahe so arg wie die vorjährigen Juni-ditto. Meiner Feinde ärgster: hoher Réaumur. — —

Will's denn immer noch nicht heraus? Also, liebste Lene — da haben mir die dankbaren Hörer und Schüler beiderlei ein prachtvolles Album verehrt, welches ich Dich hierdurch onkeligst bitte, in Dein Eigenthum zu wandeln, sei es für den runden Salontisch Deiner vielmals zu grüßenden verehrten Mutter, sei es für Dein Arbeitskämmerlein. Dieser Helm gehört Dir! Freund Steyl, unter allen meinen wirklichen Freunden mein geheimster, sendet ihn Dir gleichzeitig, d. h. demnächstens.

Wie geht's Dir? „Strenge Dich nicht zu sehr an" — nein, zum Teufel. Strenge Dich gehörig an, aber, aber, aber — erfasse den richtigen Moment, wo man sich dem Anstrengen (gleich=menschlich leben) zu liebe wieder abzustrengen hat.

Der Mensch gehört nicht nur der (idealen) Fauna an, sondern auch — speziell dem schöneren Geschlechte gemäß — der Flora. Ihr habt auch zu blühen — dann muß mit dem Spinnen ausgesetzt werden.

Nach dreijährigem Werben habe ich endlich mein Ziel erreicht: höre — ich werde wieder geliebt. Von wem? Vom Kameel des Zoologischen Gartens, sogar von zweien, aber das Eine — „Antar" habe ichs getauft — kennt

meinen Ruf, begrüßt mich und begleitet mich wie ein Hündchen hinter seinem Gitter — springend und hüpfend. Heute Nachmittag ist noch feierlicher Abschied von den Bestien allsammt. Es ist nicht unmöglich — denn dieses Lebewohl geht ihm wahrhaft zu Herzen — daß dabei einige wirkliche Thränen vergießt Dein treuer Wahlonkel.

Sollte Deine Frau Mutter — so wenig vertraut mit den realen Musikweltverhältnissen — die sog. Feier vom 27. Mai unbegreiflich exotisch finden — so genüge Dir der heilige Gemeinplatz:

Vernünftig (nicht blos verständig, worin noch nichts Ethisches liegt) ist allein, was nützlich, was möglich. Wer handelt, muß seine Kraft nicht mit Reden, Erörtern, Erklären vergeuden! — —

Frau Bertha Cornelius (München).

Verehrteste Frau! Hamburg, 7. December 1886.

Es drängt mich, Ihnen mein wahrhaft festtägliches Entzücken zu telephoniren, mit welchem mich die gestrige vierte (für mich die erste) Aufführung des Barbiers von Bagdad erfüllt hat. Wie sehr gratulire ich mir, — trotz meiner Zeitknappheit — drei Tage darauf gewartet zu haben — wie sehr condolire ich mir, der morgenden fünften nicht beiwohnen zu können. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Das prächtige Werk, von dem eine einzige Seite mehr Geist und — Musik — athmet, als sämmtliche Schweißprodukte der Wagnerianer, bleibt auf dem Repertoire, wird viele, viele Wiederholungen erleben. Direktor Pollini, dessen wahrhaft genialem Instinkte die urliebenswürdige Originalität dieses Unicums in der dramatischen Musik — soweit die Stimmgabel reicht — Dank dem Enthusiasmus, mit welchem alle Ausführenden, von dem befeuert befeuernden Dirigenten bis zum letzten Choristen, bis zum Triangulisten herab, probirt haben und jetzt in wahrhaft idealer Weise zu interpretiren fortfahren — sofort aufgegangen ist, so daß er's als eine persönliche Ehren- und Herzenssache betrachtet, durch unausgesetzte Vorführung auch den dümmsten Opernabonnenten zum Verständnisse zu zwingen — Direktor P. hörte als mein Nachbar so charmant zu, daß ich ihm hätte um den Hals fallen mögen. Vielleicht thue ich's später, dann aber nicht post- sondern praenumerando — Eid — pssssst — ich habe nichts gesagt — aber wenn die Sache reif sein wird — Sie erfahren's zunächst. [Darsteller der Oper]. Um's Himmelswillen, gnädige Frau, befürworten Sie nicht, dulden Sie nicht eine Zusammenziehung des Werks in einen Aufzug! Nach meiner „geringen" Theatererfahrung wäre das ein — Mord. K. M. Sucher, der mit einer Liebe, Energie und Umsicht dirigirt hat, wie ich nur die „Walküre" von ihm habe leiten sehen (meiner Meinung wird genanntes Drama nirgends in Deutschland nur annähernd trefflich gegeben, sicherlich nicht in München — pardon), theilt dieses Dafürhalten auf's Entschiedenste. [Darsteller].

Kurz, ein Abend, unvergeßlich, unvergeßlich wie der edle Poet, der Ton- und Wortmeister, Ihr seliger Gatte, mein herrlicher Freund und Kunstgenoß.

Verehrteste Frau — einen zweiten Briefbogen habe ich noch zur Hand, — aber keine zweite halbe Stunde — ich muß reisen, also packen u. s. w.

Nehmen Sie diesen Erguß meines überströmenden Musikerherzens freundlich nachsichtig auf, lassen Sie Sich die herzlich aufrichtigsten Wohlergehenswünsche gefallen.

An Eugen Spitzweg (München).

Hamburg, 19. August 1887.

Es geht nicht — es taugt nichts. Du bist sachverständig genug — überzeuge Dich selbst von der Richtigkeit meiner „schroffen" Behauptung durch Einblick in die unterbreitete — Maculatur.

Erinnere Dich — von Anbeginn an — manifestirte ich Dir meine nicht blos persönliche, sondern zunächst sachliche Abneigung gegen eine „Bearbeitung" Chopin's, insbesondere seiner Etüden. Ich überwand dieselbe, als Du Dich zu einer chrestomathisirenden Auswahl entschlossest, bei der das specifisch Romantische und das höchst parnaßgradige Virtuosenhafte ausgeschlossen werden konnte.

Immerhin war ich mit meiner sogenannten Arbeit höchst unzufrieden und fand demnach ganz in der Ordnung, daß das Publikum sich nicht genügend (für die Opfer des Verlegers) dafür erwärmen konnte. Du glaubtest den Grund der Theilnahmlosigkeit darin erblicken zu müssen, daß man den ganzen, ungetheilten Etüdenchopin haben wolle. Sehr richtig. Meist handelt es sich bei Acquisition von derartigem mehr um den Besitz als um den Gebrauch.

Die Peters'sche Ausgabe wird immer den Vogel abschießen, weil sie sich dem Dilettantismus am liebenswürdigsten accommodirt. Die Klindworth'sche — meiner Ansicht nach, trotz kleiner Detailausstellungen, d. h. Ansichtsvarianten — Musterausgabe ist viel zu gründlich, zu tief, zu ernst, zu akademisch. Sollte ich mich nun entschließen, eine blecherne Mittelstraße zwischen diesen beiden genannten Editionen zu wählen? Non possumus. Ich kann die Aufgabe nur von eben demselben idealen Standpunkte auffassen wie Klindworth, und da er dieselbe bereits vor mehreren Jahren gelöst hat, so befinde ich mich in dem Falle, entweder zum Plagiator zu werden, oder zum ängstlichen Verschlimmbesserer, wenn mir nichts Neues und Nützliches einfallen sollte. Dieses letztere ist nun bei keinem der zu verschiedenen Zeiten angestellten verschiedenen Versuche eingetroffen. Ohne K.'s Ausgabe vor mir zu haben, komme ich, wenn gut inspirirt, stets auf seine Les- Schreib- Ausführungs-Arten. Nun quäle ich mich ab — ein ziemlich unwürdiges Geschäft — das doch als richtig Erkannte auszustreichen, weil's ein Andrer bereits früher gefunden und gezeigt hat, und mir gewissermaßen die Nägel zu zerkauen, ob ich nicht eine andere, natürlich nicht minder treffliche Les- Schreib- Ausführungsart entdecken könnte, die den Vorzug hat, originaler zu sein, oder vielmehr des Fehlers entbehrt, den Vorwurf der Abschreiberei zu provociren.

Dem armen Kl. ist es bei seiner Beethovenausgabe (der ich übrigens vor

der meinen, wie Du weißt, den Vorrang einräume) ähnlich ergangen. Da hat er bei Rhythmisirung sog. freier Cadenzen da Triolen gesetzt, wo ich Quartolen und umgekehrt — trotzdem er wahrscheinlich im Herzen meine persönliche Interpretation theilte — na, die Absurdität dergl. Querthätigkeiten liegt auf der Hand.

Kommen wir zur Conclusion. Op. 10 liegt nun einmal vollständig vor — es ist wichtiger als Op. 25 für die Pianistenmehrheit. Wenngleich nicht so sehr Brot wie Cramer, doch nicht ganz so sehr Caviar wie das zweite Studiendutzend.

Mich will es dünken, als ob die Herstellungskosten des Op. 25 — vergleiche selbst die früheren Ausgaben, z. B. das erste Stück in As dur — sehr, sehr erheblich ausfallen dürften und die Hoffnung auf Rentabilität als eine recht, recht problematische bezeichnet werden müßte. Denn mein Name wird doch nicht blos gekauft — sondern er soll die Waare rechtfertigen, wie diese ihn. Das kann aber nicht der Fall sein, aus Gründen, die ich Dir ja bis zum Gähnkrampfe schon auseinandergesetzt habe. Die Klindworth'sche Ausgabe ist für mich nun einmal (meine subjektiven Abweichungen sind gering an Zahl, wie geringfügig dem Wesen nach) eine plusquamperfekte, aus der ich mir selbst unendlich häufig allerlei Belehrung geschöpft habe. Während eines ganzen Lustrum war das Chopinstudium Klindworths Specialität, und die von ihm während dieser Zeit entfaltete Lehrthätigkeit gestattete ihm dabei allerhand Winke, Erleichterungen, Handhaben. Instruktive Ausgaben müssen eben ad usum delphini gefertigt werden. Ich habe mich in so vielen anderen Gebieten, Oper, Concert u. s. w. umhergetrieben, daß mir der delphinus ein X ist, und sein usus durchaus nicht „gegenständlich".

Demnach: wie ich meine Chopinetüdenausgabe kaum mit erträglichem Gewissen einem Collegen empfehlen könnte, so vor Allem nicht Dir, dem Verleger und Freunde.

Überlege einmal die Materie nach allen Seiten hin und entscheide Dich. Du bist tenax propositi, das weiß ich, und ich werde Dich zu guter Letzt auch nicht sitzen lassen, d. h. Dir den Rest von Op. 25 und zwar bis vor Mitte September „bearbeiten" (entsetzliches Mißbrauchswort, zur Qualifikation von allerhand ästhetischen Verbrechen euphemistisch wie gefunden) — aber, die Sache scheint mir bestenfalls nutzlos für die Klaviermusikwelt, für den Verleger — des Hrn. Bearbeiters zu geschweigen, den nicht blos Nevralgie und etwaiger marasmus senilis (der übrigens auch dabei im Spiele sein kann) zu dieser Expektoration veranlaßt.

Bez. der neuen Strauß'schen Sinfonie resp. sinfonischen Fantasie ist mein künstlerisches Interesse so gespannt, als nächst etwa einer Brahms'schen Novität überhaupt mir, der seine Consumtionsfähigkeit nachgerade zur Neige erschöpft hat, noch möglich ist. Das Orchester ist seine Domäne; das wird Niemand incl. seiner selbst bestreiten. Nun ist aber die große Frage: werden

es die großen technischen Schwierigkeiten erlauben, das Werk mit dem philharmonischen Orchester in Berlin (das doch unzweifelhaft das beste unter den drei, die ich nächste Saison zu exerziren habe) nach nur drei Proben (in denen auch noch Anderes geübt werden muß) zu einer geziemenden Aufführung zu bringen, die für den Erfolg beim Publikum nicht compromittirend ist? That is the question. Werde ich es meinerseits an Nichts ermangeln lassen, es bei Wolff durchzusetzen — sehr wahrscheinlich werde ich ihm dafür (do ut des) eine Localconcession machen müssen — bittere Pille — so möchte ich es Dir empfehlen, Deinerseits es auch nicht an Insinuationen beim Karlsbader Büreau fehlen zu lassen. H. Wolff ist nun einmal — Großmogul und — sapienti sat, satter, am sattesten. — —

In circa 6 Tagen werden vermuthlich vorbereitende Klavierproben für das Mozart'sche Heptameron beginnen, das übrigens erst gegen Ende October inscenirt werden soll. Wie sich die Saison gestalten wird, wie ich zwischen Charybdis Wolff und Scylla Pollini werde heil, d. h. ohne tracasserie und Ärger durchschiffen können, wissen die Götter. Einstweilen ist nur theetrinkendes Abwarten möglich. Director P. ist im Nordseebad, kehrt erst Ende des Monats zurück, und Alles muß mündlicher Vereinbarung überlassen bleiben, da er (wie auch Wolff) schriftlich — gar sehr diplomatisch verfährt. Ach — warum gibt's keine schneidigen Nichtjuden in der Musikwelt! Aber der Weltgeschichte zu grollen ist kindlich. Sei nicht so kindlich Deinerseits, mir wegen der Chopin-Impotenz zu grollen.

[P. S.] Noch Eines. Glaube nie unbedingt, zuweilen auch nicht einmal bedingt, Zeitungsnotizen über mich; Wolff verfährt da nach Belieben, ohne mich je zu consultieren. Nach vielen vergeblichen Versuchen, ihm das abzugewöhnen, habe ich mich resignirt.

An Alexander Ritter (München).

Mein theurer alter Freund! Hamburg, 30. December 1887.

— — Du wünschest mir ein gutes — Schaltjahr. Ich fürchte sehr, ich werde nicht viel „schalten" können, d. h. nicht so, daß meine Freunde und ich mir selbst dazu gratulieren können. An einer — Wirksamkeit — ich brauche sie Dir nicht zu nennen — habe ich bereits übergenug und bereue eigentlich bitter, auf so trügerische Basis meine Residenz hier etablirt zu haben, sintemal ich kein Austernliebhaber. Es ist doch eigentlich ebenso traurig wie abgeschmackt, daß ein Mensch meines Alters nach so viel reichen Erfahrungen sich nochmals so stark „verheddern" kann.

Nun, da bleibt nichts übrig, als mit dem seligen Großmeister »enfin« zu sagen und die darauf folgenden Gedankenstriche praktisch auszufüllen, so gut es eben gehen will. Schwer wird's sein, denn — ich habe hier nicht mehr soziale, d. h. collegiale Ressourcen als — in Meiningen, weniger als zur Zeit, wo Du und unser Phönix Strauß die bescheidenen Exzesse bei Schunk recht-

fertigten. Preise Dich glücklich, in Deinem jetzigen — wohl definitiven — Heim weniger isolirt zu sein, als ich!

Es ist mir unendlich freudlos zu Muthe — allerdings tragen wohl die mehr durch ihre Dauer als ihre Heftigkeit ermüdenden Schmerzen die Hauptschuld — deßhalb kann ich mich auch nicht entschließen, an Str[auß] über seine sinfonische Fantasie zu schreiben, bez. derer ich mit mir selbst noch nicht im Klaren bin, also mich noch in keiner Weise urtheilsfähig fühle. Im Ganzen wie auch im Einzelnen hat mir das Werk ganz gewaltig imponirt: eine wirkliche Sympathie zu begründen, wird hoffentlich das lebendige Hören ermöglichen.

Macht mich das Alter so reactionär? Ich finde eben, daß der geniale Autor bis an die äußerste Grenze des tonlich Möglichen (im Gebiete der Schönheit) gegangen ist, dieselbe eigentlich ohne dringende Noth häufig überschritten hat. Ein wundervoller, beneidenswerther Fehler, diese Üppigkeit von Einfällen, dieser Reichthum von Beziehungen, allein . . . . nun, ich erwarte die Aufführung unter des Componisten Leitung am 23. in Berlin. Die colossalen Schwierigkeiten der Ausführung beklage ich am meisten. Es ist z. B. kein Gedanke dran, eine Aufführung mit den abgetriebenen Theaterorchestern in Hamburg oder Bremen — bei drei noch dazu relativ kurzen Proben — zu versuchen. Vielleicht gäbe der Componist eine Halbirung zu: I Rom II Neapel — jede Stadt in zwei Stationen. — —

Ich verspüre bereits einen schweren Druck im „rechten Vorderhufe". Ich muß mich beschränken, Dir freundschaftlichst die Hand noch zu schütteln, besser, Dich zu umarmen unter innigsten Segenswünschen für Dich und die Deinigen.

In alter treuer Anhänglichkeit.

An Richard Strauß (München).

Verehrter lieber Herr College! Hamburg, 27. März 1888.

Es hat mich sehr gefreut, wieder einmal Ihre Handschrift zu sehen, wenngleich die Mittheilungen über Ihre Residenz und Ihren sog. Wirkungskreis keinerlei Gratulation provoziren. Welche „niederhuberliche" Wirthschaft! Und wie lange wird das noch so weiter dauern. — Na — man läßt Ihnen Zeit, über Ihrer Oper zu brüten. Mögen Sie in Ihrem Inneren alle die Anregung finden, welche Sie über die Mißstimmung erheben kann, in welche Sie Ihre nächste Umgebung — mit Ausnahme der trefflichen Ritterfamilie — versetzen muß.

Bei der Lectüre von Ibsen's neuestem (d. h. aus älterer Zeit stammendem, aber erst kürzlich verdeutscht veröffentlichtem) romantischem Drama: Das Fest auf Solhaug dachte ich lebhaft an Sie. Ein vorzüglicher Opernstoff, nach meiner Ansicht allerdings zu einem tragischen Ausgang zu modifiziren! Doch Sie sind ja versehen und versorgt!

Eigentlich — mit unentwurzelbarer Offenherzigkeit muß ich es Ihnen eingestehen — war ich Ihnen einige Wochen lang ziemlich g r a m. Ja! Ich hatte nur die Wahl zwischen der Annahme, daß Sie mich hätten foppen

wollen, oder der noch schlimmeren, daß Sie sich in einer acuten Urtheilslosigkeit befunden haben könnten — bez. der drei Pintos. Auf Ihre Empfehlung ließ ich mir den Klavierauszug kommen (beiläufig ein Monstrum von orthographischer und „syntaktischer" Unreinlichkeit), und beim besten Willen, etwas Löbliches herauszuschischen, — es ist mir unmöglich gewesen. Wo Weberei, wo Mahlerei — einerlei — das Ganze ist per Bacco ein infamer, antiquirter Schmarren. Positiv übel ist mir darnach geworden: glücklicherweise fand ich ein Gegengift in zwei sehr anständigen komischen Opern von Gevaërt (Direktor des Brüsseler Conservatoriums), deren eine, die beste, Quentin Durward, jetzt zur Aufführung in Weimar vorbereitet wird. — Die drei Pintos werden natürlich hier gegeben werden (5. April), hoffentlich nur einmal, wie Zöllner's sofort durchgefallener Faust (vielleicht ist der Zenger'sche gar noch besser) — ich habe trotz allem Pessimismus so viel Vertrauen in das Anstandsgefühl des deutschen Publikums, daß selbiges sich nicht gefallen lassen wird, den Autor des Freischütz zum Vorgänger von Victor Neßler „apotheosirt" zu sehen.

Ich bin noch so stark beansprucht — — daß ich kaum zur Zeitungsaugenbummelei Zeit finde: somit war mir's eine große Überraschung, zu hören, daß sich Blauweiß partikularistisch blamirt haben soll. Wo, wann, wie? Na — Schwamm drüber wie über manches Andere. Wenn uns traurige Männer ärgern, sollen uns (leider paßt das nicht mehr für mich) lustige Weiber schadlos halten, natürlich aus Windsor, wo die Seifenfabrikation blüht. — —

Mit innigsten Wohlwünschen in aufrichtiger Hochschätzung

Ihr stets ganz ergebener H. v. Bülow.

An Moritz Moszkowski (Berlin).

Verehrter Herr und College! Hamburg, 15. April 1888.

So sehr mich Ihr Gruß erfreut hat, so wenig bin ich von dem Pathos Ihres „merci, Monsieur" erbaut. Das Vergnügen war wahrlich ganz auf unsrer Seite. Sie glauben gar nicht, wie patriotisch wohl mir zu Muthe wird, wenn ich einen meiner Landsleute sich mit so viel Eleganz auf musikalischem Parket bewegen sehe, als Sie die dafür angeborene Gabe prakticiren. Und noch dazu ..... les Contrastes v. Moscheles sind achthändig, nicht?

Cortège wurde „erbfeindlich" gespielt, und das „bis" war nach jeder Richtung hin ein berechtigtes und deßhalb gernigst erfülltes Verlangen. Wenn you don't object, werde ich das Stück gelegentlich auch anderwärts als douceur, als Belohnung für fleißige, sittige — Brahmszuhörer verwerthen. Honny, wer mir dergleichen Bagatellen unterschätzt! Wie selten kommt unser (Erzblasirten) Einer in die Lage, „charmant" zu exclamiren! Ist ein Meissonier „zweiten Ranges", weil er sechs oder zwölf Mal weniger Platz einnimmt als ein Gallait?

Der Himmel (der blaue, gewölbte) möge Ihnen während Ihrer Erholungspensumsabsolvirung ebenso günstig sein und bleiben, als mir das — leider

noch nicht definitiv abgeschlossene Concertfegefeuer gewesen ist: dies mein innigster Wunsch. Vielleicht macht Ihnen die gute (auch intellectuelle) Pflege durch Ihre Frau Lebensgefährtin (please – our best regards) es möglich, an Ihre Oper zu denken, zu deren Entwicklung „ich nicht mit unbedingtem Mißtrauen erfüllt bin" — Berliner Rezensentenstyl. — Kennen Sie Gevaërt's Quentin Durward und Capitaine Henriot? Da ist ein vlämisches Element, welches der sonst ziemlich ächt-französischen Faktur ein „zest" verleiht, das „weder absolut verwerflich, noch vollkommen anregungsbar" genannt zu werden in die Lage gebracht zu sein zu denken gedacht werden möchte.

Leben Sie wohl! In aufrichtiger Hochachtung [usw.]

An Marie von Bülow.

Meine geliebte Marie! 5. August 88, Scheveningen.

Schlechtes Wetter — zum Theil auch do. Stimmung. Bin melancholisch geworden; Melancholie ist der Zustand, in welchem man die Dinge sieht, wie sie sind und sich schon deßhalb nicht durch etwaigen schönen Schein täuschen lassen kann, weil ein solcher nicht vorhanden ist. Beleuchtungsfrage.

Nun ist allerdings Wolff einige Tage hier gewesen und hat meinen fadenscheinig gewordenen Humor aufgefrischt, so daß ich das Unerquickliche meiner sonstigen Umgebung weniger peinlich empfunden habe. Jedoch ganz zulänglich war die Episode ebenfalls nicht. Dennoch — wegen der immerhin stärkenden Seeluft will ich noch bis nächsten Mittwoch aushalten und dann über Frankfurt nach Zürich fliegen. Vielleicht verliere ich unterwegs die Lust zu dieser Improvisation, Impromptu, Caprice, Intermezzo. Es ist mir als müßte ich Etwas suchen, bezw. finden, was meiner Maschine einölende Dienste leisten könnte. Ich brauche ein tonique, welcher Art ist mir noch unbewußt.

Einliegender Brief [v. Bronsart] möge Dich nicht allzu enthusiastisch auf die Seite meines gegnerischen Freundes stellen, wozu Du ja immer eine kleine Neigung hast. Er steht jetzt ganz unter dem Einfluße des künstlerisch frivolen wiewohl liebenswürdigen Lassen, der von Brahms so viel versteht, als ich vom Teppichkauf. Ferner ist er in seinem Ehrgeize verletzt — „man" hatte sich offenbar an ihn gewendet, um mich wiederum für diese Dilettantenwirtschaft als Mitonkel zu kapern. Pas si bête. Ich brauche meine Kräfte für den Winterärger auf. Und diese Tonginstlerfeste haben für's Musikleben nicht mehr Sinn und Bedeutung als die Leipziger und Braunschweiger Messen heutzutage für Handel und Verkehr. Immerhin habe ich Br[onsart] geantwortet: wenn's ihm nicht gefällt so kurzweilt's ihn doch und da singt er das Hundecouplet in Göttingen, dessen Musik Heine — Harzreise — in Worte gesetzt hat.

Marie, liebe Marie — lies (ach Himmel jetzt ists ja schon geschehen) mir zu lieb keinen Zola mehr. Es ist doch infames Zeug — trotz alles Talentes — ich habe mich meistentheils höchst übel befunden nach solcher Lektüre und mehr

aus Opposition gegen landläufige Kaffern dafür geschwärmt als aus unästhetischer Überzeugung. Enfin — ich habe eben den alten Chateaubriand wieder gelesen — seit 38 Jahren — „Atala, René, Abencerages" und muß gestehen: trotz aller Demodirtheit hat das Zeug ein vornehm poetisches Gepräge bewahrt, das auf die vergangenen Tage einen schönen Abendsonnenglanz zurückwirft. — —

An Johannes Brahms.

Höchstverehrter Meister! Hamburg, 15. November 1888.

Daß ich der vortrefflichen Frau d'A[lbert] die seltene Ehre einer Mittheilung von Dir verdanken würde, habe ich mir nicht träumen lassen. Sie sei — gebenedeit! Deine gütigen Zeilen kamen mir a tempissimo gestern Abend in den Concertsaal und brachten mir eine so willkommene als nothwendige Ermuthigung für die — unter recht erschwerenden „Lokalverhältnissen (Ibsen) riskirte, aber Gottlob gut gelungene — Aufführung Deiner Haydnvariationen, welche das Publikum zu einer vom Orchester spontan getheilten Huldigung für den abwesenden Autor (sic! sagt der Journalist) begeisterte und befleischigte. „Wo die Könige u. s. w." Daß Dein getreuester Kärrner Dank seiner Residenz am Alsterglacis 10 unter anderen schönen Aussichten auch diejenige hat, Dich im Verlaufe des Winters zu sehen, wenn Du Deine Vaterstadt auf die durch den Zollanschluß hervorgebrachten Änderungen examiniren wirst, erfüllt ihn mit größter Freude. Könntest Du nicht im Voraus annähernd bestimmen, wann so — beiläufig? — Im 4. Concerte 10. Januar spielen die Meister Joachim und Hausmann hier Dein Doppelconcert. — — Je nach Deiner Datenwahl könnte ich nun Deine Anwesenheit durch die Vorführung desjenigen Deiner Werke „feiern" (pardon), das Dir, zu hören, am wenigsten „Schnuppe" wäre. Ich harre Deiner Ordre. Vielleicht blüht Dir auch der Genuß Ignatz Brüll's „Steinernes Herz" — silberne Brosche — hier im Theater zu hören. Man kann des Schicksals Gunst, ebensowenig wie seine Ungunst im Voraus berechnen. – A la cour il faut être court, sagte 'mal Liszt zu Karl Alexander; ich begnüge mich also, Dir nochmals herzlichst für Dein freundliches Lebenszeichen zu danken, und ohne Dich mit Grüßen für meine verehrlichen Mitkärrner in der „Neuen Freien" und „Presse" zu beschweren, verbleibe ich, bis Gotha, stets in höchster Verehrung Dein getreuer Hans v. Bülow.

An Helene Raff (München).

Meine liebe Wahlnichte! Hamburg, 16. Mai 1889.

Dein Brief vom 9. März ist erst gestern mir zu Auge und Gemüth gestiegen — 9 ganze Wochen war ich im „besseren" (ja!) Jenseits. Trotz aller Arbeit und Nichtzubehör fühle ich mich erfrischt und erstarkt wie selten; nur die maliciöse linke Schultergelenk-Kapsel mahnt mich in Verbindung mit dem hohen Réaumur, daß es noch höhere Zeit ist, nach Wiesbaden zu pilgern, was denn schon morgen geschehen soll — ich möchte nämlich die Kur vor der schwülen Temperatur und dem do. „Töpfer"feste erledigt haben.

Nun weißt Du, fragendes Fräulein, warum ich Dir nicht früher meinen aufrichtig freudigen Glückwunsch abstatten konnte zu Deinem ersten Erfolge größeren Kalibers! Crescas, floreas, vigeas! In der Hauptsache behält freilich der falsche Bacon recht, wenn er in Tr[oilus] und Cr[essida] (?) sagt: won things are done: joy's soul lies in the doing. — —

Theater: von New York, wo wir Coquelin und manche ganz excellente amerikanische Acteurs bewundert, bin ich mit Frau dem Théâtre libre in Berlin unter den Ersten subscribirend beigetreten. Ach — Lene! — welches Zauberbild die Statue of Liberty, die Einen beim Eintritt in den Hafen grüßt. Welch herrlicher Welttheil — welch 7meilenstiefelfortschritt! Übrigens — sammeln sie drüben jetzt so viele Meisterwerke Deiner Kunst, daß etwaige autochthone Talente gar nicht mehr in die europ. Museen zu wallfahrten brauchen. Du würdest staunen über die Kataloge der Museen von NY. und Boston, der Privatgalerien von Baltimore und Washington! — —

An Johannes Brahms.

Hehrer theurer Meister und Freund! Berlin, 7. December 1889.

Gesegnet sei der Faltenwurf auf dem Antlitz des gekesselten Trompeteus, der mir Deine Handzüge wieder mal vermittelt hat. Wo steht's doch gleich im Pentateuch: „Und da sie Gott geschaut hatten, aßen und tranken sie?" Ein Zeichen Deines Meinergedenkens gibt mir immer kurz vor Vorrathsausgang neuen Lebensappetit.

In Deiner Spei(del)sendung habe ich zuletzt doch nur die Erlaubniß begrüßt, Dir gelegentlich Gleiches mit Gleichem oder auch Ungleichem zu vergelten. Zuerst habe ich die Schwäche gehabt — nicht mich zu ärgern (dies geschieht seit lange nur noch über mich selber), sondern mich zu grämen. Ja! Jeder auch noch so abprallende Hieb gegen Dich ist ein Stich in mein Herz. Ja! Sieh — wenn Dich Frau und Herr von Herzogenberg — relictis ceteris — mit vielleicht noch größerer Intelligenz bewundern, mit innigerer Liebe zu Dir können sie nicht aufwarten. Du bist meines Geistes Erheller gewesen: Dir verdankt die Musikwelt Alles Löbliche, was meine letzten besten Lebensjahre ihr zu bieten vermögen! Lächle — weiß ich doch nicht, wie „verschieden geartet" Du bei Empfang dieser Buchstaben sein möchtest — nicht gelber oder grauer über diese Liebeserklärung als der Doge von Hamburg es über Dein Ehrenbürgerliches Danktelegramm gethan. Der alte Herr ist ein Prachtkerl; ich verkehre jetzt immer häufiger mit ihm, und er besucht die Concerte, wenn was von Dir gemacht wird. Ich reise morgen Nacht noch nach Hamburg, um dort das Programm des 12. zu (ap)probiren. Dein Doppelconcert soll z. e. M. zünden; habe neulich z. B. den sphärenhimmlischen Schluß durch und durch „ciselirt". Weißt Du — schilt nicht auf Überhebung: das latente Feuer in Deinen Werken zu einem patenten (offenkundig) zu machen, ist die Lieblingsaufgabe — das Steckenpferd — Deines allergetreuesten Taktsteckens Bülow.

P. S. Eine Bitte, deren Originalität ihre Impertinenz vergessen machen kann. Ich gehe einem ominösen Datum, der Vollendung meines 12ten Lustrums entgegen. Grauen erfüllt mich beim Gedanken an den drohenden Gratulationsjour; bin doch kein Jot jreis (Jubel oder Jammer — au choix). Tröste Du mich darüber durch ein Drahtwort, daß Du mir gut bist und weiter bleiben willst! Ja?

An Gräfin Sauerma geb. Spohr (Berlin).

Verehrte gnädige Gräfin! Berlin, den 10. December früh 6½ 1889.

Der schönste Dank, nicht wahr? den man für eine schönste Gabe abstatten kann, besteht in der Versicherung durch Wort und besser noch That, wie hoch man sie zu würdigen weiß. Schmerzlichst bedaure ich (darf ich sagen: theure Collegin, treue Freundin?), daß ein hoffentlich rasch vorübergehendes Unwohlsein — Sie gestern Abend der Genugthuung beraubt hat, Zeugin des Segens (ja!) [zu sein], den mir das herrliche Abbild des eingeborenen Musikgottessohnes gebracht hat!

Die zweite Sinfonie spiegelte mir bis dato nur erst den werdenden, nicht den gewordenen Erlöser vor. Es kam wie eine Inspiration über mich, als ich mein Auge in das Bild vertiefte. — Ein glücklicher Zufall führte mich kurz vor dem Concerte in Wolff's Bureau. — Deutlich kam mir zum Bewußtsein, wie das, was uns in den emotionsreicheren, ungeraden No. 3, 5, 7, 9 — Sinfonieen rührt und packt, bis in's tiefste Mark der Seele erschüttert, doch eigentlich bereits dem Tiefblicker auch durch die Jugendwerke offenbart werde. Wohlan — ich habe gestern Abend den letzten Beethoven in den ersten hinein „dirigirt", und der allgemeine Jubel der Hörer hat quittirt, daß es mir gelungen, daß ich das Richtige getroffen!

Was will man mehr wollen können?

Ihr Name, gütige Geberin, wird nun in meinem Herzen unauflöslich an die zweite Sinfonie gekettet sein: dieses Herz küßt Ihnen dankbar die Hand als Ihr verehrungsvoll ergebener Hans v. Bülow.

Pardon — ich muß eilig nach Hamburg.

An Fräulein Agnes Sorma (Berlin).

Verehrtestes Fräulein! Berlin, 24. Februar 1890.

Gottbegnadete Künstlerin!

Eine große Wohlthat habe ich Ihnen zu verdanken: die größte, auf welche ich in meinem Alter zu reflectiren noch berechtigt bin. Vom Fieberdrang verzehrt, den Abend meines Lebens nach Möglichkeit auszunützen, brauche ich Jugendelixire. Nichts verjüngt mehr als Enthusiasmus. Ihr wunderherrliches Talent, so eng geknüpft an Ihre harmonische — wahrhaft musikalische — Persönlichkeit, hat mir viele unvergeßlich schöne Stunden herzlicher Begeisterung gewährt.

Ich fühle mich als Ihren Schuldner, und ich trage dieses „Schuld"bewußtsein so ätherleicht, daß ich gar zu gern im Gedächtnisse meiner Gläubigerin haften möchte. Gestatten Sie mir zur Erreichung dieses Zweckes: kein unheiliges

zwar, doch immerhin ein banales — mir fällt — wie dem Obersten — nicht gleich die Verdeutschung bei — Mittel zu wählen. Hartmann (vormals Névir) offenbart mir, daß Sie Chronometer lieben, allerdings in zierlichstem Format. Einen solchen Ihnen „zu Füßen" zu legen, ziemt Glücklicheren. Der massive meinige erbittet sich einen Platz in Ihrem Studierzimmer, als Wächter, daß Sie Sich nicht verstudieren, als Mahner an des Tages Forderungen. Versagen Sie mir nicht die Gunst, dieses nützliche Geräth gebrauchen zu wollen, mit gelegentlichem geneigten Gedenken an einen Ihrer herzlichst begeisterten, aufrichtigst ergebenen Verehrer.

An Marie von Bülow (Hamburg).

Berlin, 8. Januar 1892 Nachmittag 1/2 6.

— — Also — D'Albert hat mir den heutigen Tag bis zum five o'clock — sehr erträglich gemacht, und ich habe mich gefreut, ihm nützlich sein zu können und ihn zu Gunsten seiner Sinfonie [Op. 4 F dur] seinem Coswig abtrünnig zu machen. — — Jetzt corrigirt er unter meiner kritischen Leitung an seinem opus heftig herum, wir haben zusammen beinahe vegetabilisch (Hecht ausgenommen) dinirt und auf's Wohl seines opus (Componist und Kutscher included) champagnisirt. Das ist mir ganz wohlbekommen. — — Die Nacht war böse — desgl. die ersten Morgenstunden — ein Antipyrinpulver in der Apotheke — mein allererster Ausgang, wie stets — machte es mir möglich, um 10 „rin in's Verjnigen" zu stolpern. Der gehorsame freundliche Nicht-Empfang des Orchesters verbesserte noch meine Laune, und ich habe 3 1/2 Stunden straff und stramm probirt. D'Albert war prächtig; meine schroffen, scharfen, spitzigen Ausstellungen vor dem Orchester nahm er auf's Intelligenteste hin, fügte sich allen Correcturen, Kürzungen, Umänderungen. Prächtig! Er wußte, wie wohl ich's in der Sache mit ihm und seinem Werke meinte, und das gab auch mir Flügelschwung. Kurz — so eine lohnende Anstrengung, die ermüdet nicht, nein, die belebt und kräftigt. Jetzt — kommt er alle halbe Stunden aus seiner Höhle in die meinige und consultirt mich. So komme ich mir denn nicht so heillos unnütz mehr vor und lebe heute in seiner Zukunft. Dazwischen klimpre ich viertelstundenweise für's Hamburger Bettelheim, das auf 12. Februar angesetzt bleibt: Barbi ist in den März verschoben. Im ersten Anfange bewähren sich also meine neuen „Prinzipien" von 92. — —.

Schabbes, 23. Januar 1892.

Morgenstunde hat zuweilen — wie heute — Quittung im Munde. Schönen Dank, theure Haka, für die Sendung: jetzt kann ich ordentlich Champagner trinken, ächten, erbfeindlichen; ich brauche ihn, mich zu betäuben. Ja! Les dieux s'en vont. D'Albert's Triumph hat mir eine schlaflose Nacht gemacht. Und dazu das mild gewordene Wetter! Mild macht wild. — —

Stupend, verblüffend, aber meistens unkünstlerisch hat Teresa gespielt, saltimbanquierhaft. Einzelnes, wie Bach's Orgelfuge, war freilich imposant und geiststrotzend, Liszt's Sonnett zauberhaft elegant, aber sonst ging's sehr rosen-

steinhaft, rubinthalisch zu — daß — bin zu faul, über Lacrymae christi einen Kalauer zu erkünsteln. Nur soviel: hätte ich eine Recension zu schreiben, — — en tête müßte ich setzen: das Gift des Virtuosenthums und der Fluch der Concurrenz! So stark, so rasch als möglich — auf Kosten aller Grundbedingungen des mistero: Klarheit, Feinheit, Logik, Schönheit. Concertcoulissenreißerei! O Jammer! Dilemma: soll ich's ihm sagen? Besser natürlich, wie stets, dans le doute abstiens-toi. Ich hoffe zu „J", D'A.'s bessere Natur wird schließlich siegen. Auf den gestrigen Rausch folgt — nicht heute — aber vielleicht „übermorgen" ein apollinischer Katzenjammer.

So — bisognava sfogarmi; nun, seit Mittwoch, ja, betrachte ich Dich, theure Marie, als eine Collegin im Embryo — denn Du hast 1 und 4 der Beeth. Geigensonaten nobel und respektvoll gespielt, ebenso wie Partnerin Maggie.

Schade, daß Du nicht da warst! Warum? Um Hanusch sich affirmiren zu helfen, der durch künstlerischen Charakter den manco an Talent ersetzt und somit noch lebensberechtigt nützlich sein kann, wenn „J"'s Engel (Reimers) seine physische Kraft wieder stählen wollen.

A proposito — Wieniawski soll vorgestern Abend mein Dantesonnett (Liszt'sche Transcription) bei weitem am besten und mit Beifall gespielt haben, wie mir Nachbar Moszkowski, mit dem ich (senza lupo) nach dem Concerte noch gebiergartnert habe [,mittheilte]. Nun — e lei? — —

Erfreue bald mit Zeule Deine melancholische Eule von heute.

Neulich in einem Dresdner Concert — Lindau erzählt es sehr gut — doch nein, das geht nur mündlich — die sächsische Pointe ist mit der Feder undarstellbar. Erinnre mich dran!

An Professor L. Bödecker (Hamburg).

Verehrter Herr Professor! Hamburg, 19. Januar 1892.

Erlauben Sie mir, Ihnen für die freundliche Anerkennung herzlich zu danken, die Sie meinem jungen, genialen Freunde D'Albert auch als Tonsetzer öffentlich gezollt haben — in unsrer Beider Namen. Wer sich vorzustellen vermag, wie mürbe, müde, wie alt es macht, ein langes Leben hindurch den Kampf gegen die (naturgemäße) Indifferenz des Publikums durch die (unnatürliche) feindselige Gegenarbeiterschaft der kritischen Er(?)zieher dieses Publikums erschwert zu sehen, versteht es auch, die Erfrischung zu würdigen, welche dem Künstler zutheil wird, wenn er einmal einem Kritiker begegnet, der Chateaubriand's Vorschrift „d'abandonner la critique aisée et mesquine des défauts pour celle plus noble et plus difficile des qualités" beherzigt. So schrieb „unser" Rob. Schumann in seiner ersten Periode, als er sich noch nicht vom Genie zum Talent herabcomponirt hatte. Gerade die unerbittliche Abwehr schädlicher Mittelmäßigkeit erheischt Ergänzung durch unkärgliches Wohlwollen für Alle (es sind ja nicht gar so Viele), die was können, auch wenn sie's noch nicht so unwidersprechlich zeigen, daß man sie bei lebendigem jungen Leibe schon zu den

Klassikern (von mir mit „Akademikern" durchaus nicht synonymisirt) reihen kann. Nochmals beste Danksagung.

An Eugen Spitzweg (München).

Mein theurer Freund, Hamburg, 2. April 1893.

zuerst schönsten, d. h. herzlichsten Dank für Deine treue Erinnerung an einen — Invaliden. Denn das bin ich noch im schmerzlichsten Grad, trotz dreimonatlichem Klinik-Exil und trotz aller Herausreißungsversuche, die gewöhnlich mit siebentägigen Rückfällen ab—schließen. — —

Non bis in idem — sehr richtig. Aber sagt auch Einer „non ter in idem"? Ja, mein Arzt. Somit gehe ich Donnerstag wieder nach der Reichshauptstadt, um am 10. den Versuch zu machen, das Benefizconcert des philh. Orch. durch — das Gespenst meines Rufes — zu füllen. Also Wolff — unschuldig. Bei dieser Gelegenheit kommt mein Pankower Arzt (3/4 St. Fahrt) nach meinem „Mascagni'schen Hof" und behandelt mich — hm — —.

Ich schreibe Dir heute ohne jedes Talent dazu, gewissermaßen nur um mir vorzuspiegeln, daß ich die Feder noch führen kann. Quatuor menses sine linea! Dann um Dir doch einmal einen direkten, wirklich warm freundschaftlichen Gruß zu senden, Dich meiner steten, wenn auch stillen, doch ächten Theilnahme in Leid und Freud, mehr und besser in letzterer, zu versichern. Ah — wie geht's Deinem schlanken, so gescheut und feurig blickenden Sohne? Macht er Dir Freude?

Merci für alle sonstigen Notizen, auch die „klatschigen". P. und P. und drgl.

Für R. Strauß stets die innigsten Wünsche in Ferne und Nähe. Wollte Gott, ich könnte wieder fähig werden, seiner Geistesentwickelung lebhaften Antheils zu folgen. Nach Ihm (Brahms) doch bei weitem die persönlichste, reichste Persönlichkeit! Ruhm Dir, sie eigentlich entdeckt, zuerst erkannt zu haben. Gott schütze seine Physis — dann ist die Psyche gesichert.

Gestern — es ist meinem Nervengesindel schlecht bekommen — traf ich — rathe! Levi mit Lenbach in Friedrichsruh beim Durchlauchtigsten zur Gratulation. Ich habe mich bei ihm, Levi, wegen meiner Juni-Unfreundlichkeiten gegen ihn entschuldigt. Ja. In dem Lokal war mir jede Dissonanz unerträglich. Sollte sich Levi meines Schrittes rühmen, so schwindelt er also nicht. NB. es ist übrigens Thatsache, daß Levi unter allen meinen Stellvertretern (Richter, Mottl, Maszkowski) den bei weitem größten Erfolg, qualitativ wie quantitativ, gefunden hat. — „Das ist kein Maßstab", wirst Du sagen — dennoch, sage ich, muß es sagen, wenn ich etwas auf mich selbst geben will. Doch genug. Wenn ich länger schreibe, gerathe ich in eine Art Fieber. Und das darf nicht sein. Ich freue mich, daß ich Dir ein Lebenszeichen habe geben können. Laß es Dir als solches tale quale gefallen. Ja? Es ist ein Wiederanfang.

***

Die Heimat des Lebens/ von Gerhardt Katsch

Wenn wir am Gestade des Meeres die Blicke schweifen lassen über die unendliche Wasserfläche, wie sie atmet und wogt, wenn das ruhige, rhythmische Rauschen der Wellen eindringlich zu unserer Seele redet, dieses Rauschen, das neben unserm lärmenden Wirken und Schaffen, neben allem irdischen Werden und Vergehen zeitlos erscheint, wie die Ewigkeit selbst, dann geht ein wunderbares Sehnen durch unsere Brust, fast wie ein Sehnen nach einer fernen Heimat. Und die Phantasie des Dichters träumt wohl von einem früheren Dasein in den geheimnisreichen Tiefen der Ozeane. Aber was uns als ein phantastischer, dichterischer Gedanke erscheint, das erklärt die Wissenschaft für eine nüchterne Realität. Die Ahnen des Menschengeschlechts waren Meerbewohner; und ein jeder von uns hat ein Entwickelungsstadium durchgemacht, in dem er eine deutliche atavistische Kiemenanlage aufzuweisen hatte.

Das Meer ist die Heimat des Lebens überhaupt. In jenen warmen, vorkambrischen Meeren geschah das Wunder, das wir uns gewöhnt haben als „Urzeugung" zu bezeichnen. Dort erschien das Leben wie eine Anadyomene. Zuerst bildete sich ein kleines Plasmaklümpchen, das die Summe verschiedener Eigenschaften besaß, die wir „Leben" nennen, ein kleines Urschleimwesen, kaum unterschieden von einem Öltröpfchen, das im Wasser suspendiert ist. Und von einem oder vielen solchen Urwesen ging dann die Entwickelung aus, die unsere Erde mit der gewaltigen Fülle und Mannigfaltigkeit organischer Lebewesen bevölkerte.

Von unserm anthropozentrischen Standpunkte hatten wir uns gewöhnt das Landleben als das normale, ursprüngliche anzusehen. Aber die moderne Forschung hat erwiesen, daß die meerbewohnenden Arten bei weitem zahlreicher sind als die auf dem trockenen Lande oder in der Luft lebenden. Das gibt zu denken! Wenn wir ferner beachten, daß die einfachsten, einzelligen Lebewesen zum Leben einer wässerigen oder wasserreichen Umgebung bedürfen, und daß die höheren Tiere ausnahmslos zu Beginn ihrer Entwickelung ein Morula-, Blastula- und Gastrula-Stadium durchmachen, Formen, die frei nur im Wasser sich ernähren können, so haben wir die wichtigsten Argumente beisammen, die dafür sprechen, die Wiege des Lebens im Meere zu suchen.

Aber die Biologie geht weiter. Nicht allein soll das Leben dem Meere entstammen, sondern das Meerwasser soll überhaupt das wahre Lebenselement sein, die natürliche Umgebung, in der alle lebendigen Zellen leben. So paradox es erscheinen mag, es wird behauptet, daß auch die Landsäugetiere, die Vögel, daß auch wir Menschen im Meerwasser leben, und daß wir dieses Meerwassers unumgänglich bedürfen. Von Hoppe-Seyler stammt der Ausspruch: „Alle Organismen leben im Wasser, und zwar im fließenden Wasser." Neuere Biologen setzen hinzu: im fließenden Meerwasser. Freilich ist das

bildlich gesprochen, und will im Grunde nur sagen, daß das eigentlich Lebendige an uns, die Summe der lebenden Zellen unseres Körpers, sich nur dann am Leben erhalten können, wenn sie umspült werden von einer Flüssigkeit, die die Zusammensetzung des Meerwassers hat. Diese meerwasserartige Flüssigkeit tragen wir in uns als Blut, Lymphe, Gewebsäfte. Claude Bernard hat die Summe dieser Flüssigkeiten, die etwa den dritten Teil unseres Körpergewichtes ausmachen, als „milieu intérieur" bezeichnet. Sie durchspülen unausgesetzt den Organismus und schaffen so für jede Zelle eine geeignete flüssige Umgebung, aus der sie ihre Nahrungsstoffe aufnehmen, an die sie ihre Stoffwechselprodukte abgeben kann. Demnach hätten nur solche Lebewesen aus dem Wasser auf das trockene Land auswandern können, welche die Fähigkeit besaßen, sich die für ihre Zellen zum Leben notwendige Meerwasser-Umgebung selbst zu schaffen. Auch wir Menschen sind gewissermaßen wandelnde Aquarien.

Von wie enormer Wichtigkeit das Wasser zur Unterhaltung des Lebens ist, lehrt eine tausendfältige Erfahrung. Hungerkünstler haben gezeigt, daß ein Mensch wohl längere Zeit jede Nahrung entbehren kann; nur ganz kurze Zeit aber kann er der Wasserzufuhr entraten. Und da die Anwesenheit einer geeigneten Wassermenge im Körper von solcher Bedeutung ist, besitzt der Organismus zahlreiche Mittel, die den Wassergehalt des Ganzen wie einzelner Teile zu regulieren bestimmt sind. Auch braucht nicht geschildert zu werden, wie zwingend das Durstgefühl ist, durch das der Organismus eilige Abhilfe wider die drohende Gefahr der Vertrocknung anstrebt. Ja, das Durstgefühl ist sogar übertrieben stark und tritt schon ein, wenn von einer Gefährdung des Lebens nicht die Rede sein kann. „Die Abhängigkeit des Lebens vom Wasser ist so groß," schreibt Dr. Groddeck „daß der Organismus seine Schutzmaßregeln gegen Wasserarmut übertrieben fein eingerichtet hat." — Derselbe Autor klagt darüber, daß man gar so häufig von einem Blutkreislauf spricht und diesem mancherlei Funktionen zuschreibt, wo es richtiger wäre, von einem Wasserkreislauf zu reden. Denn das Blut strömt nur in den Gefäßbahnen und gelangt nicht an die einzelnen Zellen, die wahren Stätten des Lebens, heran.

Nun soll aber nicht schlechthin Wasser, sondern Meerwasser die wahre Grundlage des Lebens sein. In der Tat zeigen die tierischen Flüssigkeiten eine ganz auffällige Ähnlichkeit mit dem Meerwasser. Wir finden darin gelöst eine Anzahl von Salzen in fast gleichen prozentischen Verhältnissen. Die erste Stelle unter ihnen nimmt bekanntlich das Kochsalz ein, dann folgen Kalium-, Kalzium-, Magnesium-Salze, Eisen. Aber außer dem Dutzend Elemente, die sich in größerer Menge im Meerwasser finden, lassen sich darin stets noch minimale Spuren von etwa siebzehn anderen Elementen nachweisen. Von zwölf dieser siebzehn hat man bisher das konstante Vorkommen auch in den tierischen Flüssigkeiten ermittelt; und zwar läßt sich zeigen, daß diese Elemente in den meisten Fällen keineswegs durch die Nahrung in demselben prozentischen Verhältnis in den Organismus hineingelangen, in welchem Falle die

Übereinstimmung mit dem Meerwasser als eine rein zufällige erscheinen müßte. Im Gegenteil, der Salzgehalt der tierischen Flüssigkeiten erweist sich als konstant, welcher Art auch die eingeführte Nahrung sei. An den Hungerkünstlern Succi und Cetti wurde gezeigt, daß beim Hungern die Kochsalzausscheidung durch die Nieren allmählich fast ganz aufhörte, während sonst täglich ca. 15 Gramm ausgeschieden werden. Dabei enthält das den Nieren zuströmende Blut beim Hungern ebensoviel Kochsalz, wie bei Nahrungsaufnahme. Es existiert also im Organismus ein merkwürdiger Apparat, der die Zusammensetzung der Körpersäfte reguliert.

Die Anwesenheit jener anorganischen Salze und Verbindungen, die die tierischen Flüssigkeiten gelöst enthalten, scheint ferner durchaus notwendig zur Erhaltung des Lebens zu sein. Für verschiedene ist das mit Sicherheit nachgewiesen; und man ist heute weit entfernt, die Rolle und Bedeutung anorganischer Bestandteile des Organismus zu unterschätzen. Lehrt doch ein physiologisches Experiment, daß ein Tier, dem jegliche Salzzufuhr abgeschnitten wird, trotz vorzüglicher und reichlicher Ernährung unter Umständen schneller zugrunde geht, als bei vollkommnem Hungern! Und wissen nicht die Viehzüchter seit undenklichen Zeiten, daß das Vieh verfällt, daß sein Fell Schönheit und Glanz, die Tiere ihre Frische und Fruchtbarkeit verlieren, wenn ihnen neben der salzarmen Pflanzennahrung nicht Gelegenheit gegeben wird, den Salzgehalt ihres Körpers zu ergänzen?

Daß das Meerwasser ein geeignetes Lebenselement für die Zellen unseres Körpers abgeben kann, beweisen sehr bekannte Tatsachen: die weißen Blutkörperchen leben, in verdünntes Meerwasser gebracht, vierzehn Tage lang darin fort wie kleine Amöben. Das gleiche ist nicht der Fall, wenn man sie in Flußwasser bringt. Es ist ferner bekannt, daß Kochsalzeinspritzungen in unsern Krankenhäusern täglich angewendet werden, und oft geradezu lebenrettend wirken. Wenn für diese Einspritzungen Kochsalzlösungen verwendet werden, so darf man deshalb nicht glauben, daß diese vom Meerwasser sehr verschieden seien. Denn einerseits bildet ja Chlornatrium den größten Teil der im Meerwasser vorkommenden Salze, anderseits ist unser gewöhnliches Kochsalz kein reines Chlornatrium. Es stammt ja aus den Salzablagerungen früherer Meere, ist also in letzter Linie Meersalz und enthält Spuren von den meisten Elementen, die sich gelöst im Meere finden. Allerdings soll in mehreren Pariser Krankenhäusern die Erfahrung gemacht worden sein, daß wirkliche Meerwassereinspritzungen noch günstiger wirken, als die üblichen Kochsalzinjektionen. Man muß abwarten, in wie weit diese Angabe von anderer Seite bestätigt werden wird.

Ähnliches wie vom Kochsalz gilt von den verschiedenen mineralischen Heilquellen. Die Salze, die sie enthalten, haben sie aufgenommen in unterirdischen Lagern, die früheren Meeren entstammen müssen. Ihre heilsame Wirkung ist bekannt und dürfte hauptsächlich darin ihren Grund haben, daß die aus irgend-

welchen Ursachen anormale Zusammensetzung der Körpersäfte in bestimmter Weise beeinflußt und auf den Normalzustand zurückgeführt wird. An genaueren Untersuchungen hierüber fehlt es indessen noch.

Wie kräftigend und erfrischend der Aufenthalt an der See, im Seebade, auf Jung und Alt wirkt, brauchte nicht gesagt zu werden. Der Wert des Badens in freier See ist jedermann bekannt. Ebenso der Einfluß des bloßen Aufenthalts in der würzigen Seeluft, mit der wir eine nachweisbare Menge Salz einsaugen.

Aber abgesehen davon, daß die tierischen Flüssigkeiten auch hauptsächlich organische Stoffe — Nahrung und Exkrete der Zellen (Proteinstoffe, Lezithin usw., Harnstoff usw.) — enthalten, haben wir bisher verschwiegen, daß doch zwei Unterschiede zwischen unseren Körpersäften und dem Meerwasser bestehen. Erstlich ist ihre Temperatur weit höher als die des Meeres. Zweitens enthalten sie wohl im allgemeinen dieselben Elemente und in demselben prozentischen Verhältnis, aber in verschiedener Konzentration. Das Meerwasser ist eine viel konzentriertere Salzlösung als unsere Säfte.

Hier setzt nun die Hypothese von dem Franzosen René Quinton ein. Er behauptet, der Salzgehalt und die Temperatur unseres Blutes seien dieselben wie in jenen einstigen Meeren, aus denen unsere Urahnen hervorgegangen sind. Diejenigen Bedingungen, unter denen das Leben erschienen ist, seien zugleich die günstigsten zu seiner Erhaltung. Und die vollkommensten Organismen sind daher die, welche imstande sind, der Außenwelt zum Trotz ihren lebenden Zellen jene urtümliche Umgebung dauernd zu erhalten.

Was zunächst die Temperatur der Ozeane betrifft, so ist es durchaus wahrscheinlich, daß sie früher höher gewesen ist, als heute. Ferner ist festgestellt, daß ungefähr 45° die höchste Temperatur ist, bei der Lebewesen fortbestehen können, und anderseits, daß eine Temperaturhöhe, die dieser Grenze nahekommt, für das Leben am günstigsten ist. Die höheren Wirbeltiere — die Warmblüter — sind also gegenüber den niederen Tierklassen außerordentlich im Vorteil, weil sie einen Apparat besitzen, der sie befähigt, ihre Körpertemperatur annähernd bis zu jener Optimalhöhe zu erheben. Während ein Frosch oder ein Fisch die Temperatur seiner Umgebung hat, befinden sich die Zellen eines Säugetier- oder Vogelorganismus stets in einer vorteilhaften Wärme, und infolgedessen ist ihr Lebensprozeß viel intensiver. Die Erwerbung jenes Temperaturregulationsapparates der Säuger und Vögel hätte nach Quinton auf dem Wege allmählicher Anpassung stattgefunden. Immer wenn die Temperatur der Außenwelt um 1° sank, erwarben die Organismen die Fähigkeit, ihre Eigentemperatur spontan um 1° zu erheben. Und so haben sie es zustande gebracht, daß ihre Zellen sich noch immer in derselben günstigen Umgebung befinden wie in jenen Urzeiten.

Ähnlich verhält es sich mit der Salzkonzentration. Quinton nimmt an, der Salzgehalt der Ozeane sei in früheren Zeiten geringer gewesen, eben weil

sämtliche Tiere in ihren Flüssigkeiten einen geringeren Salzgehalt aufweisen als die heutigen Meere. Geologische Gründe dafür, daß das Meerwasser nicht immer seine heutige Salzkonzentration gehabt hat, würden sich wohl finden lassen. Durch Einsickern in die Erde, durch zentrifugale Fortschleuderung wasserdampfhaltiger Atmosphäre, durch Gefrieren an den Polen usw. können erhebliche Wassermengen für den Kreislauf verloren gegangen sein. Jedenfalls ist es auffällig, daß fast alle Tiere ungefähr denselben Salzgehalt von ungefähr 8,5‰ in ihren Säften zeigen. Sogar die höheren meerbewohnenden Tiere zeigen diesen geringeren Salzgehalt, der demnach für das Leben günstiger zu sein scheint, trotzdem es doch bei ihnen zunächst natürlich erscheinen würde, wenn sie sich ihrem jetzigen Milieu anpaßten. Indem sie dies nicht tun, widersetzen sie sich auf unerklärte Weise einem physikalischen Gesetze, dem zufolge zwischen Flüssigkeiten, die durch für anorganische Salze durchlässige Häute voneinander getrennt sind, solange ein Austausch stattfindet, bis beiderseits von der trennenden Membran die gleiche Konzentration sich eingestellt hat.

Nach der Quintonschen Hypothese ist also die ideale, natürliche Umgebung für die lebende Zelle ein auf 0,8% Salzgehalt verdünntes Meerwasser bei Körpertemperatur. Man überblickt leicht, von wie eminenter theoretischer Tragweite diese Hypothese ist, im besonderen für die Entwickelungslehre. Aber auch praktisch, auf therapeutischem Gebiet könnte sie befruchtend wirken, bezüglich der Verwendung des Meerwassers und der mineralischen Brunnen.

Die selige Insel/ Erzählung von Paul Ernst

Dem Grafen Heinrich v. W. waren in recht jungen Jahren die Eltern gestorben, deren einziges Kind er gewesen; die Sorge für seine Erziehung und die Verwaltung des großen Vermögens wurden einem entfernten Oheim als Vormund aufgetragen, welcher ein wunderlicher und hochmütiger Mann in hohen Jahren war mit altväterischen und starren Ansichten. Dieser, nachdem er bei sich überlegt hatte, wie er selbst zu einsiedlerisch und familienfrei lebte, um ein Kind bei sich zu halten, weil das alsdann unerwünschten Einflüssen der Bedienung unterliegen müsse, beschloß, den Knaben in ein Kadettenkorps zu geben.

Es stellte sich bald heraus, daß die Korpserziehung für den empfindlichen und wilden Jungen ganz ungeeignet war, denn in einem eigenen Stolze wollte der alles freiwillig tun und in nichts einem Zwange unterliegen, welcher Art wohl durch einen besonderen Erzieher nachgegeben werden konnte, so für ihn allein da gewesen wäre und in Klugheit ihn den nötigen Weg geleitet hätte; aber ein großer Betrieb, wo alles nach einer allgemeinen und gemeinsamen Regel gehen muß, kann auf Ansprüche eigentümlicher Schüler keine Rücksicht nehmen.

So holte ihn der Vormund bald wieder aus der Anstalt und suchte einen geschickten Mann, der ihn in seine Familie aufnehmen würde, welcher die erzieherische Begabung hätte, den im übrigen gutwilligen Knaben in Frieden hoch zu leiten. Hierbei wurde ihm ein Pfarrer besonders gerühmt, welcher in einem abgeschiedenen Dörfchen eine kleine Gemeinde hütete und zu seinen Amtspflichten aus besonderer Freude an Kindern, denn er selbst war mit seiner Frau kinderlos und hatte geringe Ansprüche, daß er dessen nicht bedürfte, einige Waisen zu sich genommen hatte und erzog. An dem hingen alle Zöglinge, die jungen sowohl, welche er in der Zucht hielt, wie die alten, die längst ins Leben getreten waren, mit ganz besonderer Liebe; und auch schwierige Kinder gerieten gut bei ihm durch seine eigene Art von Liebe und Begeisterung. Nur ein Bedenkliches wurde ihm nachgeredet, daß er nämlich schlechte Ansichten in politischen Dingen haben solle und alle Menschen für gleich halte, so daß seine Zöglinge republikanische Meinungen bekämen, ja, sogar von sozialistischen Gedanken wurde gesprochen.

Der alte Graf war der Meinung, daß sein Mündel vor allem eines kinderfreundlichen und liebevollen Mannes bedürfe, der die Geduld habe, sich mit seinem eigenartigen Wesen zu beschäftigen, welches ja heute selten ist bei den Männern, die sich der Erziehung widmen; deshalb dachte er über das übrige hinwegzusehen, denn es schien ihm auch lächerlich, daß einmal ein Herr aus seiner Familie sollte Ansichten haben können, welche nicht seines Standes wären, und besonders sein Mündel, bei welchem der Grund aller

Schwierigkeiten ein ererbter unbändiger Stolz schien. So nahm er Rücksprache mit dem Pastor und dann übergab er dem den jungen Grafen.

Der Pastor war ein alter Mann mit weißen Haaren und fröhlichen Augen eines Kindes. In früheren Zeiten hatte er einmal einen heftigen Streit mit seiner vorgesetzten Behörde gehabt, in welchem er sich gegen aller Erwarten als jähzornig und hartnäckig erwies; aber weil seine ganze Gemeinde ihn sehr liebte und gänzlich anhing, so mochten die Vorgesetzten keine weiteren Schritte gegen ihn tun, sondern ließen ihn gewähren. Er sagte zu dem jungen Grafen Heinrich, daß ein junges Bäumchen über sich sieht in den Himmel, aber es muß einen Gärtner haben, der es an einen Pfahl bindet, damit es gerade wächst, und muß das Schädliche aus seinen Zweigen verschneiden, denn es soll einmal Früchte tragen für die Menschen, wenn es ein alter Baum geworden ist und seine Äste abwärts neigt zur Erde. Dann sagte er auch, daß wir alle gleich sind, aber wer einen vornehmen Namen trägt, der muß zusehen, daß er besser wird wie die andern.

Der junge Herr wuchs auf in dem kleinen und umgrünten Pfarrhaus als ein fröhlicher und gesunder Knabe, welcher viel in den alten Schriftstellern las, denn er meinte, weil er doch später einmal zu denjenigen gehöre, welche unser Volk beherrschen und führen, so wolle er seine Seele nähren mit der Liebe und Treue, welche die Alten dem Vaterland erwiesen haben in Freiheit; von dem Lärm, der Verworrenheit und Unfreiheit aber unserer Zeit verspürte er nichts, denn davon wußte auch der alte Pastor wenig, dem recht gleichgültig war, was draußen geschah in der großen Welt.

So kam er auf die Universität in einer ganz anderen Verfassung, wie gewöhnlich die jungen Leute sind; und zwar gewann er zuerst Freunde, indem er einer Verbindung beitrat, welche ihm sein Oheim genannt hatte, aber weil er gleich im Anfang verspürte, daß seine Art ganz anders war wie seiner Genossen, und daß sie ihn durch tyrannische Mittel zwingen wollten, sich ihnen anzupassen, so hielt er sich zurück, wie er konnte und beschloß, sobald als es möglich sei, sich wieder freizumachen.

In diese Stimmungen und Absichten kam der Anfang eines Geschehnisses, welches seinem weiteren Leben die entscheidende Richtung gab, weil es in sich zusammenfaßte sowohl den Gegensatz seines Wesens zu der Gesellschaft, wie die Art, in welcher er diesen Gegensatz äußerlich zeigte.

Die Leute, bei denen er seine Wohnung hatte, waren durch eigene Schuld, indem sie sich liederlich und unbedachtsam führten, aus besseren Verhältnissen heruntergekommen. In ihrer verschämten Armut hatten sie sich ihrer einzigen Tochter, weil sie ihnen zur Last fiel, recht schnell entledigen wollen und sie dem ersten Freier überlassen, wider deren Willen; denn die war ein schönes und feines Wesen, und der Mann ein unedler und häßlicher Mensch von verletzendem Betragen, aber reich für die Verhältnisse der Familie, denn er führte einen wohleingerichteten Kaufmannsladen. Diese junge Frau empfand,

daß in dem vornehmen Jüngling ein Verstehen für ihr Leben sein würde; und wiewohl die beiden nur zufällig und selten bei gelegentlichem Zusammentreffen im Flur, wenn sie einmal ihre Eltern besuchte, einige gleichgültige Worte wechselten, so hatte doch auch er das Gefühl, daß ein Gemeinsames zwischen ihm und ihr webte.

So geschah es, daß sie an einem Tage, wie ihre Eltern nicht zu Hause waren, an Herrn Heinrichs Wohnung anklopfte und zögernd eintrat, dann ihm erzählte und um Rat fragte, indem sie freilich mehr eine Ermutigung ihres Vorhabens suchte zu einem Troste für sich, wie einen überlegten Bescheid oder Hilfe. Sie sagte aber, daß sie von ihrem Manne gehen wolle, nur wisse sie nicht, wohin sie sich wenden dürfe, denn zu ihren Eltern könne sie nicht zurückkehren; und hatte sie sich gedacht, daß sie ihr Brot verdienen wolle als Verkäuferin in einem Geschäft oder als Buchhalterin. Der junge Graf billigte ihren Plan und erbot sich, daß er wolle Erkundigungen einziehen, damit sie gleich eine Stelle wisse; welche Freundlichkeit sie gar nicht erhofft, und da sie ihn für unbekannt hielt mit dem bürgerlichen Leben, so meinte sie auch nicht, daß seine Mühe nützen werde; aber sie freute sich über seine Bereitschaft zum Helfen und war ihm dankbar mit dem Munde wie im Herzen.

Der junge Graf ging nun zu den Leuten, welche in dem Hause wohnten, das seiner Verbindung gehörte, und da alles imstand hielten, denn die schienen ihm, weil er unerfahren war, brav und rechtlich zu sein; und zwar nannte er den Namen seines Schützlings nicht, aus Vorsicht, aber erzählte im übrigen alles. Hieraus schlossen die Leute, daß er mit jener Frau eine Liebschaft habe; helfen konnten sie ihm zwar nicht, aber über das vertraulich Gesagte begannen sie schnell gegen alle Menschen, welche sie kannten, ein solches Gerede, daß auch die Verbindungsbrüder des jungen Grafen davon hörten; und weil die ihn für einen Duckmäuser hielten, so beschlossen sie ihn wegen dieser vermeintlichen Liebschaft zu hänseln.

So begann denn einer der Jüngsten aus der Gesellschaft, welchem er noch am wenigsten unvertraut war, leichte Scherzreden gegen den Jüngling; der wurde betroffen und zu einer gewissen Ängstlichkeit befangen; aber da sah er sich gegenüber sitzen einen älteren Verbindungsbruder, welcher ihm von Anfang an verhaßt gewesen durch sein gewöhnliches Gesicht und auffällig gewählte Kleidung; der schien recht ergötzt und verzog seine Miene zu einem Lächeln. Hierüber geriet der junge Graf in eine plötzliche Wut und Scham, daß ihm die Tränen in die Augen traten, aufsprang und auf die verzogene Backe schlug.

Wie er das getan, waren alle erst verwundert, dann sprangen sie gleichfalls auf, und es entstand ein heftiger Wortstreit, Vorwürfe und hochmütige Reden. Der Geschlagene verließ das Zimmer.

Auf alles, was ihm Ärgerliches gesagt wurde, erwiderte Herr Heinrich

nichts, und wie immer größere Verwirrung und Uneinigkeit entstand, ging auch er fort.

Am nächsten Tage geschahen all die bekannten Dinge, welche bei den Studenten nach solchen Vorfällen Sitte sind, und in dem folgenden Zweikampf erhielt der junge Graf eine schwere Wunde mit dem Säbel auf der Schulter.

Während der langen Zeit seines Krankenlagers besuchte ihn die junge Frau täglich, indem sie allerhand nützliche und verständige Sorge für ihn trug. Diese Besuche waren ihm nicht recht lieb, denn er meinte, daß sie eine Verlegenheit haben werde mit ihrem Manne, aber in der ersten Zeit fühlte er sich zu schwach, um sich in einen solchen Kampf mit ihr einzulassen, daß sie eingewilligt hätte, von ihm fernzubleiben. Wie er wieder gesünder war, erklärte er ihr seine Meinung, da antwortete sie, daß sie zu ihrem Manne alles geredet habe, wie es sei, und da habe es sich wider ihr Erwarten herausgestellt, daß er Angst vor ihr bekommen und sie nun in allem tun ließ, was sie wollte; und auch ihre Eltern wußten nichts gegen sie zu sagen.

So vergingen nun Wochen, in denen der junge Herr allmählich wieder zu seinen Kräften kam, und am Ende sprach die Frau zu ihm, nun dürfe sie ihn nicht mehr besuchen, weil er sie nun nicht mehr nötig habe, und das mache sie sehr traurig; denn wenn er auch keine Zuneigung zu ihr verspüre, welches sie auch gar nicht erhoffe oder wünsche, so sei sie selbst doch an ihn durch ein starkes Band gefesselt; und wie sie ohne sein Antlitz leben solle, das vermöge sie sich gar nicht vorzustellen.

Hierauf antwortete er ihr, daß es eine falsche Meinung sei, wenn einer denke, er dürfe einen andern lieben, ohne daß er es wolle; denn durch unsere Liebe ergreifen wir Besitz von dem andern und machen ihn unfrei, und auch durch Dienstbarkeit und Demut vermöge man einen anderen in einen fremden Zwang zu bringen. Deshalb wolle er nicht, daß sie an ihn denke, und ganz besonders dürfe sie nicht solche Reden gegen ihn führen, wie eben geschehen.

Durch die Worte wurde die Frau beschämt, weinte und ging fort. Dann verlief eine geraume Zeit, daß die Frau sich fern hielt von ihm, dessen er sich recht freute, denn ihre Anhänglichkeit war ihm verhaßt, weil sie allzustark war.

So nahte das Ende des Halbjahres heran, welches er sich vorgenommen hatte, auf dieser Universität zu verbringen, denn weil er keine Freundschaft fand unter seinen Genossen, so wollte er nicht länger in dem kleinen Orte verharren, sondern in eine große Stadt gehen, wo ein freundloser Mensch besser verborgen bleiben kann und keine Scheu haben muß vor den neugierigen Blicken widerwärtiger Menschen. In der Zwischenzeit aber wollte er auf dem überkommenen Schloß seiner Vorfahren wohnen und sich durch die Jagd vergnügen.

Dieses Schloß war ein alter Bau aus den ritterlichen Zeiten, welchen seine stolzen Väter sorgfältig immer in seiner alten Verfassung bewahrt hatten mit großen Unbequemlichkeiten und Mühen. Es stand aber inmitten des Dorfes und war abgeschlossen durch einen tiefen und breiten Graben, über welchen die schwere Zugbrücke führte, die noch in ihren Ketten und Angeln hing, wenn sie schon freilich nicht mehr aufgezogen wurde. In der Tiefe des längst trocken gelegten Grabens wuchsen alte Kastanienbäume in die Höhe, deren oberste Spitzen bis zu den Fenstern des Kellergeschosses reichten, daß es ein wunderlicher Anblick war, wenn man aus den Fenstern der Wohnräume im Winter auf das Gewirr der Äste und Zweige niedersah. In den dicken Mauern waren unten viele und große Wirtschaftsräume mit gewölbten Decken und dicken Pfeilern; darüber lagen zwei große Säle und einige winzige Stübchen, die alle niedrig waren unter Decken mit dräuenden Balken, und so geringes Licht erhielten selbst die Säle durch wenige schmale und tiefliegende Fenster, daß im Winter schon vom frühen Nachmittag an Dunkelheit herrschte unter den lastenden Decken. Der junge Graf wohnte in dem engen Stübchen, welches in den dicken Mauern des Turmes lag, dessen bleiverglaste Fenster alte Schießscharten waren, aus welchen Verteidiger hatten mit Armbrüsten nach unten zielen können. Dieser Turm war der älteste Teil des Bauwerkes, und wurde eine schauerliche Sage von ihm erzählt, wie bei seiner Grundsteinlegung ein lebendiges Kind mit eingemauert sei, einer hörigen Familie aus dem Dorfe, deren Nachkommen noch lebten unter moosbedecktem Strohdach.

Die langen Jahre der Vormundschaft hindurch hatte das feste Haus unter der Hut eines alten Mannes gestanden, welcher auf Dach und Fenster Obacht geben mußte, damit der Bau nicht in Verfall geriet. Er wohnte in einem Kämmerchen, welches unter dem spitzgiebligen Dach abgeschlagen war. Sein Name war der jener Familie, aus welcher das geopferte Kind genommen sein soll.

Einige Wochen lebte der junge Graf in diesem Hause jagend und lesend, indem der alte Mann für seine Bedürfnisse sorgte. Da geschah es an einem Abend, wie er in seinem engen Turmstübchen saß und in einem alten deutschen Buche mit Holzschnitten blätterte, daß der Diener anklopfte und ihm meldete, eine fremde Dame wolle ihn sprechen; und indem trat die auch schon ein, und war jene junge Frau aus der Universitätsstadt, wegen deren er das Duell gehabt hatte.

Sie erzählte ihm eine lange und tränenreiche Geschichte. Denn nach seiner Abreise hatte sie sich nicht mehr zu wehren vermocht gegen ihren Mann, und so war dessen rohe Art wieder hervorgetreten in Vorwürfen und Beschimpfungen. In diese zog er aber auch jetzt noch den jungen Herren mit hinein, und das hatte ihr das Ausharren bei ihm ganz unmöglich gemacht. Und hinzu kam noch eines, das sie ihm mit schamhafter Röte und unter

häufigem Stocken der Sprache erzählte. Nämlich schon vorher war es ihr unerträglich geworden, wenn ihr Mann zärtlich gegen sie war, und da sie kein anderes Mittel wußte, denn sie wollte dem jungen Herrn nicht mehr zur Last fallen mit Klagen und Bitten, so hatte sie alsdann die Augen geschlossen und dem Sinn des Gehörs befohlen und mit Anstrengung an den Herrn Heinrich gedacht und sich vorgestellt, daß der sie liebkose; und nicht aus schlechter Gesinnung habe sie das getan, sondern weil sie sonst nicht hätte leben können vor Scham. Und nun fühle sie, daß sie in guter Hoffnung sei, und sie könne ihren Gedanken nicht den Zwang antun, daß sie meine, das sei ihres Mannes Kind, sondern sie müsse immer glauben, das Kind gehöre ihm.

Der Graf hatte zwar einen heftigen Unwillen, aber doch konnte er eine Rührung nicht verbergen, und indem war es dunkel draußen geworden, und ein kalter Regen war schon seit dem Nachmittag gewesen. So mochte er sie nicht wieder hinausschicken auf die Landstraße, denn im Orte konnte sie nicht unterkommen bei den armen Gutsarbeitern, und sprach zu ihr, sie möge in seinem Hause bleiben bis morgen, und dann werde er weiteres bedenken. Hiermit schied die Frau von ihm, und der alte Diener besorgte das Essen für sie und Nachtlager.

Während der Nacht nahm des jungen Herrn Verdruß zu, wie er sich alles überlegte, aber als er am andern Morgen wieder mit ihr sprach, vermochte er doch nicht hart zu sein; indessen wußte er auch nicht, was er mit ihr beginnen solle, und so kam es, durch Gewährenlassen, daß sie in dem Hause blieb. Wie sie aber etwa eine Woche verharrt hatte, bekam sie Heiterkeit in ihr Gesicht; von einem besonderen Reiz waren die Haare in ihrem Nacken.

Als es gegen den Oktober zuging, erschien plötzlich und ohne Anmeldung der alte Oheim im Hause, forderte mit ernstem Gesicht eine Unterredung mit dem jungen Herrn und vermahnte den, indem er sagte, daß er ihm zwar nicht verbieten wolle, die Freuden einer freien und heitern Jugend zu genießen, aber er dürfe nicht Anstoß erwecken bei seinen Leuten, indem er seine Geliebte im Hause behalte. Über diese Rede wurde Herr Heinrich in neuer Art betroffen, denn er hatte diesmal eine andere Scham, nämlich nicht für den Redenden, sondern für sich selbst, und das Bewußtsein einer Schuld, und wurde ihm deutlich, daß er nunmehr doch eine Art von Neigung gefaßt hatte für die Frau, welche ihm bis dahin noch nicht klar geworden war, aber jetzt verspürte er sie plötzlich. Deshalb vermochte er nur in gedrückter Weise zu antworten, und versprach dem Oheim, daß er die Fremde fortsenden wolle, der aber verabschiedete sich nach dem Gespräch gleich und fuhr wieder ab.

Indem der junge Graf sich nun überlegte, auf welche Weise er das Versprochene erfüllen könne, geriet er in eine immer größer werdende Verlegenheit und Ärger, und so sprach er mit der Frau in heftiger Weise und ohne

Schonung. Sie hörte ihn an ohne Widerrede, und hielt den Kopf gesenkt und war errötet und dann sagte sie, daß sie seine Verzeihung erbitte und den Befehl erfüllen wolle, dann ging sie auf ihr Zimmer. Da reute ihn alles, und sein Verdruß wendete sich gegen ihn selber; und zugleich kam ihm jenes fremdartige Geständnis wieder vor die Seele, daß sie immer an ihn denken müsse bei ihrem Kinde, und eine starke Zärtlichkeit ergriff ihn, die nicht verliebter Art war, sondern Treue und Ehrfurcht umfaßte, wie man gegen die Ehefrau zärtlich sein mag; und weil er auferzogen von fremden Menschen und im Heim anderer, und nun, wo er im eignen lebte, doch keine Heimischkeit empfand durch den ungeschickten, alten Diener, so kam ihm, wiewohl er noch ein junger Mensch war, doch eine starke Sehnsucht nach Weib und Kind, welche ein Haus uns erst zu eigen machen, und eine Erinnerung an frühe Jugend wurde ihm lebendig, wie ihn sein Vater auf dem Knie gehalten. So bedachte er am Ende, daß es an ihm liege, solches Glück und Ruhe zu genießen, und daß auch die Frau Glück haben würde, und Niemandem würden sie ein Leid antun durch eine heimliche Vertrautheit; und für einen kurzen Augenblick erschien ihm, als könne er sich als Vater denken für das Kind.

Aber die Stunden vergingen in seiner Unentschlossenheit, und meinte, die Frau sei schon lange aus seinem Hause gegangen, und fiel ihm seine Härte jetzt schwer auf die Seele, daß er sie so bloß und bedürftig entlassen hatte, und konnte sich doch an Niemanden wenden in der Welt. So ging er aus einem unbekannten Gefühl von Ratlosigkeit auf ihr Zimmer, das er leer glaubte. Als er nun die Türe öffnete, da fand er sie inmitten der Stube auf dem Boden liegen, ohne eine Bewegung und kalt, und ihre Augen und Mund waren mit einem kläglichen und starren Ausdruck weit geöffnet. Da erschrak er, rief den Mann und hob sie mit dem aufs Bett, und es zeigte sich, daß sie schon seit Stunden mußte gestorben sein. Der alte Diener versuchte ihr die geöffneten Augen zu schließen, aber die Lider wollten sich nicht niederdrücken lassen. Nur, daß er ihr ein Tuch um den Kopf binden konnte, daß der Mund geschlossen blieb. Aber nun hatten die Augen einen neuen Ausdruck angenommen; und schienen über alle Maßen grausig zu sein.

Der Alte jammerte sehr über den Unfall, und, indem auch er glaubte, daß die Gestorbene des jungen Herrn Geliebte gewesen sei, beklagte er den und rühmte die Tote, welche treue Zuneigung sie gehabt, denn sie habe von ihm alles erkundet, was er von seiner Kindheit gewußt, und die alten Spielsachen, welche auf dem Hausboden aufbewahrt wurden, hatte sie heruntergeholt und zärtlich betrachtet, und viele heimliche Sorge für ihn getragen, davon er nichts bemerkt, weil sie wollte, daß es ihm verborgen bleibe; auch hatte sie zu häufigen Malen vor dem alten Manne geweint, welches der auf den Gram geschoben darüber, daß sie mit dem Geliebten doch nicht in ehrlicher Ehe leben könne. Am Ende erzählte er auch Abergläubisches über das Gespenst des eingemauerten Kindes.

Der junge Graf ging mit erschüttertem Gemüt in seine Stube zurück, und bei seiner Jugend hatte er ein solches Grauen, daß er sich fest einschloß mit der schweren, eichenen Tür, welche die Turmtreppe hinaufführte, und mit der zweiten Tür vor seinem Kämmerchen. Dann kam er im Geiste zurück auf die letzten Gedanken, welche er gehabt, und die beginnende Freiheit, welche er durch sie genießen konnte, nämlich, daß sie beide einander hätten in heimlicher Liebe genießen können, und hätten sich eine Zeit glücklich und froh gemacht, und Niemandem ein Leid zugefügt durch dieses Glück; aber er hatte sich gesträubt aus Furcht vor der Nachrede der Menschen, welche doch nur Übles sprechen, wenn der äußere Schein verletzt wird, und sonst ein freundliches Lächeln hatten für seine Jugend; und auch eine fremde Sittlichkeit, welche ihm gelehrt war, hatte ihn bestimmt. So hatte er eigentlich untapfer und knechtisch gehandelt, nämlich unter Furcht und Zwang, und hatte die arme Frau getötet und selber ein jugendliches Glück verscherzt. Da wurde ihm zuerst klar, daß wir nicht sittlich handeln können nach allgemeinen Regeln und Vorschriften und den Urteilen der Menschen, sondern wir müssen aus unserem Herzen heraus handeln. Und indem er dachte, daß der letzte Grund doch gewesen war das Einwirken fremder Menschen auf ihn, denn wenn der Oheim nicht gekommen, so wäre er am Ende doch wohl mit ihr zusammen getroffen im Laufe der weiteren Wochen; da schien es ihm richtig, daß er sich fürderhin den Menschen fremd machen müsse. Nach diesem Gedanken und Entschluß empfand er eine Freude und Befreiung, denn die kamen aus seinem innern Wesen und wurden nur durch dieses letzte Geschehnis ans Licht gefördert. Und nun bedachte er, daß vergangene Dinge nicht mehr geändert werden können, und es ist eine Torheit, auch über eigene Fehlgriffe zu trauern, sondern wir sollen sie vergessen und an die Zukunft denken.

Indem dieses aber nicht die Gedanken eines Jünglings waren, sondern eines Mannes, wurde hier der Grund gelegt für das Absonderliche seines späteren Lebens; denn wer leben will, wie die Menschen untereinander leben, der muß die Jünglingsgedanken zu seiner Zeit haben, und auch zu seiner Zeit die Männergedanken.

Da nun sein Geist sich dergestalt bewegte, und langsam Form gewann, was hier geschrieben ist, so verharrte er viele Stunden eingeschlossen in seinem Stübchen, und kam der Abend durch das Sinken der Sonne und die lange Nacht mit jagenden Wolken am Himmel und Schlagen der Baumäste und den wunderlichen Geräuschen aus weiter Ferne, und dann senkte sich das Grauen des Morgens und die Sonne stieg auf, daß die unbestimmten Schatten entflohen.

Am frühen Morgen öffnete er die schmale Tür und stieg die gewundene Treppe im Turm hinab und schloß die eisenbeschwerte Eingangstür auf. Da fand er auf ihn wartend mit verängstigtem und grauem Gesicht den alten Mann, welcher ihm Verwirrtes erzählte von Poltern in dem Zimmer, wo die

Tote lag und von Kindergeschrei, und sich ängstigte vor dem Gespenst des vermauerten Kindes und vor dem Leichnam im Hause, denn es war in dem Saal das Fenster nicht geöffnet, daß die arme Seele nicht entfliehen konnte, welche gewiß ungern geschieden war von ihrem Leibe.

Da fühlte er eine neue Furcht und wunderte sich dessen und ging mit dem Alten zu dem Saal, schloß den auf und trat ein. Da fand sich der Sarg umgeworfen, welcher auf zwei Stühlen gestanden, und die Frau lag zur Seite auf dem Boden, und die Augen, welche nicht hatten zugedrückt werden können, hatten ein anderes Aussehen bekommen, denn nun erst waren sie gebrochen, und die Hände hatten sich in das Tuch gekrampft, welches der Alte ihr um das Gesicht gebunden. Aber ihr zu Füßen lag ein neugeborenes Kind, ein Knäblein, welches sie zur Welt gebracht hatte. Diese Nacht, in dem Sarge liegend, denn sie war vorher in Wahrheit nur von einer tiefen Ohnmacht betäubt gewesen, nun aber war sie wirklich gestorben; und ein Strauß später Rosen, welche der Mann ihr gepflückt, weil er keine andern Blumen hatte, lag an ihrer Seite.

Der junge Herr bezwang sich mit großer Anstrengung, aber seine Gliedmaßen zitterten vor Angst; und indem während der Gedanken dieser Nacht eine Sehnsucht und Liebe in ihn gekommen war, fühlte er in sein Herz einen heftigen Stoß von Zärtlichkeit, welche auch bewirkte, daß ihm Tränen in die Augen stießen.

Unterdessen beschwichtigte der Alte seine eigene Angst durch ein lautes Jammern, denn das einsame Leben in dem alten Hause voller Geschichten hatte ihn zu einem scheuen Menschen gemacht. Und wie er nach einer Weile wagte, an die Leiche zu treten, rief er aus, daß das Kindchen dem Herrn ähnlich sehe. Der dachte aber wieder an den stürmischen Abend, wo die Frau erschienen, und an ihr gesenktes Gesicht, das errötet war bis über die Augenbrauen, wie sie ihm das wunderliche Geständnis gemacht, und so mußte er in ein heftiges Schluchzen ausbrechen.

Nun hatte seine besondere Art ihn schon vorher in eine Einsamkeit zwischen den Menschen getrieben, denn es war ihm, als spreche er eine andere Sprache wie die Leute, welche um ihn herum waren, weil sie mit den Worten solche Vorstellungen verbanden, die er nicht dachte oder wollte. Nach diesem Erlebnis aber fand er sich noch einsamer, weil er nun dachte, er wolle ganz frei sein; deshalb zog er in die Großstadt und begann hier ein Leben, welches vor ihm keiner seines Geschlechtes geführt.

Er brach nämlich alle Verbindung ab, welche er mit Menschen gehabt, so, daß er mit niemandem als ein Besonderer zu tun hatte; sondern, indem er sah, daß die Großstädter es verstanden haben, Dienste und Leistungen aller Leute in eine solche Verbindung zu bringen, daß für ihr Leben nur Tätigkeiten und Äußerungen von Menschen nötig sind, nicht aber Menschen selbst, so vermochte er eine Art Insel zu bewohnen, an welche die Wellen ihm

täglich alles brachten, dessen er bedurfte, ohne daß er wußte noch fragte, woher das kam, und wie die Beziehung auf ihn gemeint war.

So hatte er einen Diener, welcher für seine Wohnung und Kleidung sorgte; den rief er mit seinem Vornamen, aber seinen Vatersnamen kannte er nicht, noch wußte er von seinem übrigen Leben, ob er Wünsche hatte zu Besserem, oder leichtsinnig lebte, oder eine Liebe hatte und einmal heiraten wollte, oder woher er stammte und was seine Eltern waren; nur das wußte er, ob er die Kleidung ordnungsmäßig hielt, die Wohnzimmer sauber besorgte, die kleinen Aufträge erfüllte und zu bestimmter Zeit ans Bett kam. Und in dem Gasthause, wo er aß, war ein Kellner, der einen Kellneranzug hatte, wie jener einen Bedientenrock, der brachte ihm die Speisen und die Zeitung, wünschte ihm die Tageszeit und half ihm den Überrock anziehen, und auch von dem wußte er nur den Vornamen, und ob er langsam ging oder schnell. In der Zeitung stand gedruckt, was sich ereignete, aber er wußte nichts von den Leuten, welche ihm die Mitteilungen zukommen ließen. Und weil er begierig war nach weiterm Wissen, und zwar in naturwissenschaftlichen Dingen, so studierte er Bücher, aus denen er immer mehr erfuhr von allem, das unser Weltbild zusammenhält, aber von den Menschen, welche die Dinge entdeckt und beschrieben hatten, wußte er nichts als den Namen und einige gleichgültige Angaben über ihre Stellung, Vaterland und etwa Alter.

Indem er so lebte, geschah es ihm plötzlich, daß er ein Bild von sich bekam, als stehe er ruhig da und sehe vor sich die Welt schweben wie eine kristallene Kugel, in deren Raum unendliche Räder sich bewegten und ineinandergriffen durch Kämme, Zähne und Ketten, und er war ganz gewiß, daß diese Bewegung außerordentlich sicher und ungestört vor sich ging, und überhaupt keinerlei Irrung oder Wirrnis war da möglich; er selbst aber kannte ganz genau Zusammenhang und Ordnung dieses schnurrenden Lebens in der Glaskugel vor ihm, welche in der freien Luft schwebte. Da ergriff ihn ein neues Entsetzen, denn es war ihm, als müsse er sich vor sich selber fürchten, weil er keine Vergangenheit habe und keine Zukunft, und er sei überhaupt kein Wesen, wie er es vorher gedacht, sondern es sei da nichts als sein Gehirn, in dem geschehe etwas, das aber sei ganz tief gleichgültig; denn auch die kristallene Kugel mit dem Räderwerk in ihrem Raume war ganz tief gleichgültig.

Dieses Bild und Gefühle hatte er, wie er an einem Abend auf einer belebten Straße ging; und hingen da große und runde elektrische Lichter in zwei Reihen ganz weit entlang, daß sie sich vereinigten an ihrem Ende, und aus strahlenden Schaufenstern strömte Licht auf die eilenden Menschen, und in den Fenstern war alles zur Schau gestellt, was Menschen erzeugen und gebrauchen, und wartete immer der Verkäufer, daß ein Gebrauchender zu ihm kam; für den war gesorgt, ohne daß er es gewußt hatte, durch Arbeiter in allen Erdteilen, Handelsleute, Schiffer, Staaten, Religionen, Tiere, Pflanzen

und unbelebte Steine. Aber ganz eilig drängten sich die Menschen unter den runden elektrischen Kugeln und an den strahlenden Schaufenstern vorbei und sahen nicht nach rechts noch links, sondern nur geradeaus blickten sie; und wie er selber stillstand, da eilten sie an ihm vorbei mit scharfen Gesichtern, welche geradeaus gerichtet waren, und drängten immer einer den andern, als sei für sie ein Ziel am Ende der Straße, wo die elektrischen Lampen sich zu vereinigen schienen; und nebenan auf dem Fahrdamm fuhren die elektrischen Wagen mit heulendem Geräusch, indem Funken oben sprühten am Leitungsdraht; und in dem erleuchteten Innern saßen Menschen dicht nebeneinander gedrängt, die blickten nur vor sich hin und sahen keiner den andern an, so daß zwei Brüder hätten nebeneinander sitzen können und hätten das nicht gewußt, und auch diese Leute schienen nur an das Ziel zu denken am Ende der Straße. Da fiel ihm ein, daß auf der andern Seite der Straße die Menge der Menschen in der entgegengesetzten Richtung strömte, und die Wagen nach der andern Richtung fuhren, und daß die Menschen da ebenso geradeaus sahen nach ihrem Ziel, wie sie hier blickten; und das Ziel, nach dem jene schauten, das war der Anfang dieser, und das Ziel dieser war der Anfang jener.

Wie er das gedacht hatte, kam ihm ein Antlitz näher, und zwei Augen sahen ihn an, und da merkte er, daß die Augen und das Gesicht so auf ihn gerichtet waren, als sähen sie ihn gar nicht; aber sie sahen ihn wohl, nur war er ihnen ganz gleichgültig, und es war das gleiche, ob er selbst dastand, oder ein Eckstein, denn nur an die Wirkung dachte der Mensch, nämlich, daß eine Stelle des Weges beengt war, und nicht daran dachte er, daß da ein Mensch stand. Wie ihm das blitzschnell durch das Gehirn fuhr, da wurde ihm klar, daß er selbst auch ein so gleichgültiges Gesicht und gleichgültige Augen machte, wie er den andern ansah, weil auch er nicht daran dachte, das ist ein Mensch, sondern er dachte, das ist ein Drängendes.

Aber zugleich sah er vor sich sein Gesicht, wie er die ganze Straße entlang ging mit den Schaufenstern voller Dinge, welche ihn anriefen: gebrauche uns! und sprachen: so viel kosten wir, und sagten: wir sind nicht nur für dich, sondern für jeden, der Geld für uns gibt; und er sah, wie er dasselbe Gesicht machte, wenn er studierte und forschte, und wenn er in ein Schauspiel ging oder in einen Saal, wo Bilder hingen. Denn da war ja nur eine Kristallkugel, welche in der Luft schwebte, vor seinen Augen, in deren Raume schnurrten Räder und Ketten, und er wußte, wie die Räder und Ketten zusammengesetzt waren.

Da hatte er plötzlich Sehnsucht nach einem Menschen, und Liebe strömte aus seinen Augen. Und weil diese ganze Reihe der Gedanken und Gefühle einander mit der größten Schnelligkeit gefolgt waren, so war im ganzen noch nicht mehr Zeit vergangen, als nötig ist, wenn sich zweier Menschen Blicke zufällig kreuzen. So traf ein liebender Blick das gleich-

gültige Gesicht des Fremden, welcher ihn erweckt hatte, und zugleich wurde der Blick dankbar. Der andre aber fühlte im Unbewußten die Regung des Herrn Heinrich, der ihm ein Fremdes und Gleichgültiges war, wie die andern Leute auf der Straße; und sogleich zeigte sein Blick aus der Gleichgültigkeit erst Kälte und dann Haß. In einem Nu geschah das alles, und dem andern kam wohl nichts ins Bewußtsein, und Herrn Heinrich wurde alles erst eine Weile später klar; da ging er gebückten Hauptes und nachdenklich in der Menge, in anderem Schrittmaß, viele ungeduldig machend, welche um ihn herum waren, aber er merkte das nicht, sondern dachte nach.

Da wurde ihm klar, daß er nicht wirklich lebte, sondern eine Art Ersatz für das Leben hatte, wie es heute Ersatz für alle Dinge gibt, welche von den Menschen verfertigt und verkauft werden. Und fiel ihm schwer aufs Herz, daß die Menschen um ihn eigentlich nicht Menschen genannt werden durften, weil sie doch nur Räder waren in dem kristallenen Gehäuse; und allen Zweck, um welchen sie auf der Welt waren, müßten sie eben so erfüllen können wie jetzt, wenn sie nicht Menschen wären, sondern nur künstlich gebaute Automaten, welche für Herz und Gehirn eine Maschine im Innern tragen, die Bewegungen ihrer Gliedmaßen zu leiten zu ihrer notwendigen Tätigkeit; denn diese Tätigkeit, vermöge deren sie eine Stelle als ein Rad in dem kristallenen Gehäuse hatten, war ja ihre ganze Bedeutsamkeit, und außer der hatten sie nichts.

In solchen Gedanken bog er in eine stille Nebenstraße ein. Da sprach ihn ein geschminktes Mädchen an, und weil er zerstreut war, so verstand er ihre Absichten nicht gleich und sah ihr ohne Nachdenken in das Gesicht, welches ganz leer war und so flach wie eine Pfütze. Das Mädchen lachte über ihn und wollte seinen Arm nehmen, da besann er sich, schüttelte sie ärgerlich ab und ging weiter. Einige Schritte weiter bettelte ihn ein krüppelhafter Mensch mit Zündhölzern an; gegen den empfand er solchen Haß, daß er seinen Stock erhob, um ihn zu schlagen, aber da zog der Mensch plötzlich ein Messer aus der Tasche, welches aufschnappte und bedrohte ihn; hierüber empfand er plötzlich eine heftige Angst, wie er bis dahin noch nie gekannt, und ohne weiteres Bedenken wendete er sich mit eiligen Schritten zum Fliehen, indessen der Krüppel mit einer widerlichen Stimme eines Trunkenboldes und Verkommenen ihm abscheuliche Schimpfworte nachrief.

Als Herrn Heinrichs Lebensgeister sich wieder beruhigten, erfaßte ihn ein tiefes Entsetzen über diese letzten Geschichten; denn er begriff nicht, wodurch er diesen plötzlichen Haß empfangen hatte, da ihn doch solche Menschen gar nichts angingen, und war ihm, als sei durch dies Gefühl eine Gleichheit zwischen ihm und dem Strolch hergestellt, so daß er ein ebensolcher Mensch wäre wie der Bettler, und alle Vornehmheit wäre ihm verschwunden wie durch ein übles Leben.

Und noch tiefer graute ihm vor der Angst, die sich plötzlich in ihm gezeigt,

denn noch mehr deutete ihm dies neue Gefühl an, daß er ein anderer Mensch geworden war, wie er bisher gewesen. Denn seine Vorfahren waren berühmt durch waghalsige Unternehmungen, und daß sie nie gewußt, was Furcht ist; so hing noch in seinem Hause ein altes Schwert, das einem König gehört, den hatte ein Vorfahr, wie er mit andern Grafen in Fehde gegen ihn gelegen, mit eigener Hand gefangen, in dem er ganz allein des Nachts zwischen die schlafenden Feinde geritten, den König vom Lager auf sein Roß gezogen und mit dem Messer bedroht, daß er ihn ungefährdet mitten durch die Feinde zu sich gebracht. Er aber, der Nachkomme dieses Mannes, hatte Furcht gehabt und entfloh vor einem lahmen Bettler.

Wie er dieses mit heftig schmerzendem Gram begrübelte, da wurde ihm klar, daß der Grund seiner wunderlichen und neuen Art war, daß er ja auch eigentlich und in Wahrheit nicht mehr ein solcher Mensch war wie seine Vorfahren gewesen, sondern er schien wirklich zu einem Menschen geworden, wie die andern Leute hier auf der Straße, von denen er sich soeben gesagt, daß sie auch ganz gut Automaten sein könnten, denn alsdann würden sie ihre Aufgabe, um die sie auf der Erde gingen, ebenso erfüllen. Und weil er nicht ein solcher Mensch sein wollte, wie er sich eben erschienen, der sich für gleich hielt mit den Niedrigsten, und der Furcht hatte, so beschloß er, daß er sein Leben ändern müsse.

Nach vielem Nachdenken fand er nur zwei Mittel, welche ihn herausreißen konnten; nämlich, wenn er eine Möglichkeit fand, wo er für einen hohen Zweck schwere Gefahren ausstehen konnte, und wenn er eine starke und große Liebe für einen anderen Menschen faßte.

Das aber wurde ihm nur mit dem Verstande klar und kam nicht aus Neigung oder Wollen. Vielmehr, als er sich nun prüfte, da fand er, daß er beide Wege nicht gehen konnte, denn es zeigte sich, daß er im Innern gänzlich leer war, sehr wunderlich schien es ihm, daß er im Innern gänzlich leer war, und er hätte früher nie glauben können, daß solches überhaupt bei einem Menschen möglich wäre.

Indessen der Graf Heinrich in der geschilderten Weise erzogen wurde, durch andere wie durch ihn selbst, entwickelte sich auch die Jungfrau, die später seine Gemahlin werden sollte; und indem ihre erste Begegnung gerade stattfand, wie sie beide eben zu ihrem entscheidenden Punkte gelangt waren, so schien es nachher, als sei Beider Lebensgang von Beginn an mit Absicht eines Gottes so gestellt, daß sie später einmal zusammengehörten.

Die junge Dame hieß aber Sidonie und entstammte einem vornehmen und alten Geschlecht, welches früher sich selbst genug gewesen war, nun aber nach dem Wechsel der Zeiten Ruhm und Ehre im Staatsdienst suchte.

Sie wuchs von früher Kindheit an auf, indem ihr von hervorragenden Männern ihres Namens erzählt wurde, was sie getan und geschaffen hatten, und von den Frauen, wie treu, geduldig und für jeden Dienst ihres Mannes

tüchtig die gewesen waren. So erfuhr sie schon früh und verstärkte durch solches eine angeborne Neigung, daß es besondere Tugenden der Frauen gibt gegenüber den Tugenden der Männer, und daß die Art edler Frauen darin besteht, ihre besonderen Tugenden in sich zu vervollkommnen und die Männer zu ehren als Männer, gleich wie die Männer die Frauen ehren sollen als Frauen. Dergestalt kam sie als ein jugendfrisches Mädchen aus dem stillen Hause der Eltern in die Gesellschaft, und in jenen großen Kreis, wo jüngere und ältere einander durch flüchtige und unbeschwerte Verbindungen in leichten Worten von geringer Bedeutung und in geselliger Festlichkeit, die einen Genuß und Erholung, die anderen Bildung und Anregung und viele Gleichgültigkeit erleben und Sichverschließen.

Wie die ersten Zeiten des Staunens, Bewunderns und froher Begeisterung vergangen waren, sah sie eine tiefe Kluft zwischen ihrer Art und diesem Leben. Denn in ihres Vaters Bücherſammlung waren viel schöne, alte Werke gewesen, darunter hatte sie ein Buch gefunden, da stand unter allerhand Seltsamem und Altväterischem eine Historie, wie es sich begab, daß der König von England ohne ein Gemahl war, der hörte sagen von dreien Töchtern des Königs von Dänemark, und dieweil derselbe König und Königin eines frommen Wesens waren, schickte der König von England etliche Ritter und Frauen, die besten seines Königreiches, die gemeldeten drei Töchter zu besehen. Da nun dieselben übers Meer und an des Königs von Dänemark Hof kamen, und es der König und die Königin inne wurden, empfingen sie dieselbigen gar ehrlich und mit großen Freuden, hielten ihnen groß Hochzeit und Fest vier Tage lang, und mochte doch niemand wissen, welche sie von den dreien Töchtern erwählen wollten. Die Töchter zierten sich auch darauf und strichen sich mit ihrer Kleidung und allen Dingen aus, so best sie mochten. Nun war unter solcher Botschaft ein Ritter und eine Frau, die gar subtil und verständig waren, die waren gar geflissen, der Töchter Weis und Gebärde zu erkünden und suchten deshalb oft mit ihnen zu reden. Also bedeuchte sie, wiewohl die Ältere die Schönste, so wäre doch die Junge des besten Wandels, denn die Ältere ihr Gesicht und Haupt gar oft hin und herwendet, sich zu viel Fröhlichkeit und Redens gebraucht, das aber die andere nicht tat, sondern dieselbe hielt sich mit ihren Reden und Gebärden gar mäßiglich, und gab nicht Antwort, bis sie gar wohl verstande, was man sie gefragt oder mit ihr geredet hatte. Die dritte war der Welt noch nicht wohl berichtet, aber sie war die Allerlieblichste mit steten und hübschen Züchten und Gebärden und redete langsam genug. Sie war auch mit ihrem Gesicht sonderlich stet und demütig für den andern. Also bedacht sich die Botschaft, wie sie wieder zu Land fahren, und dem König, ihren Herrn, erzählen und sagen wollten, was sie gesehen und funden hatten, daß er nehmen möcht, welche ihm am allergefälligsten wäre. Kamen also zum Könige und Königin, um Urlaub zu bitten und ihnen der Ehren und des Guten, was sie ihnen getan hatten, zu danken. Der König frager

sie, was sie seiner Töchter halb bedeuchte? Da antworten sie ihm: „Nichts, denn alles Gute, sie wollten ihrem Herren sagen, er sollte davon eine nehmen nach seinem Willen." Also begabt sie der König mit köstlichen Gaben, damit sie von ihm schieden, und fröhlich wieder in England kamen, ihrem Herrn, dem König, alle Gelegenheit der Töchter sagten. Darauf der König bei den Seinen umfragte, welche sie rieten, die er zu seinem Gemahl nehmen sollte. Da rieten ihrer viele, und der mehrere Teil, er sollte die Älteste oder die andre nehmen, denn es viel ziemlicher und ehrlicher wäre, die Älteste und Schönste zu haben, denn die Junge. Aber als der König gar ein weiser Mann war, und ihr aller Meinung hatte vernommen, sprach er zuletzt: seine Vorfahren hätten weder durch Geizes noch durch großer Schöne willen nicht geweibet, sondern allweg den Ehren, guter Weise und Wandel nach. Desgleichen, sprach er, will ich auch tun, denn ich hab oft hören sagen, daß gar dick mißraten sei, Frauen zu nehmen nach Gefallen und Schöne, und nicht um steten und guten Wandel, denn hie in Zeit nichts Besseres ist, denn eine Frau von gutem Wesen, Weise und Gebärden. Darum so erwähle ich mir die dritte Tochter, die jünger, und keine andere. Und ließ auf das nach ihr schicken, deß die anderen großen Verdruß hatten, und ward also die, so der besten Weisen und Gebärden war, Königin von England, daß die Ältere durch ihr unstetig Gesicht und leichtfertige Gebärd, desgleich die andere durch ihr zu viel unmäßiges Reden verloren.

Diese Historie hatte ihr vor Zeiten recht gefallen, wie sie in dem alten Buche las, und meinte damals, unser aller Leben müsse auch heute so sein, wie die Gesinnungen des alten Buches waren. Nun aber hatte es sich ihr gezeigt, daß das Leben in der Gesellschaft ein ganz anderes Gesicht hatte, wie sie geglaubt. Denn es war da ein unfrohes Lächeln und freudloses Scherzen, und ein Wille, aufzufallen und anzuziehen, und alle taten, als ob sie immer spielten, und als gäbe es gar keinen Ernst, und waren dabei doch viele in ihrem Innern voll des tiefsten Jammers, und taten als seien sie Kinder, die noch nichts wissen von den schweren Dingen des Lebens, da sie doch oft erdrückt wurden durch ganz kleinliche Sorgen um die geringe Bedürftigkeit.

Dadurch geschah es, daß sie schroff wurde in ihrem Betragen, ohne daß sie solche Absicht hatte; aber es kam diese Schroffheit aus ihrem innern Wesen als eine Abwehr gegen das Fremde, hierdurch aber wendeten sich die Männer von ihr, und sie mußte auch viele Bosheit der Frauen und Mädchen ertragen.

Nun war es schon in den ersten Zeiten ihres Lebens in der Gesellschaft geschehen, daß sich ein Herr zu ihr gesellt hatte, ein Offizier, welcher etwas über die Jugend der anderen unverheirateten Herren hinaus war, der hatte öfter mit ihr getanzt und auch Gespräche geführt, wie sie gewöhnlich geführt wurden. Der ließ nicht nach, als sie unbeliebter wurde, und zeichnete sie weiter aus; und geschah es zuweilen, daß er anderes besprechen wollte mit ihr, wie das Gewöhnliche, aber wenn sie verspürte, daß er mit besonderer Rede

beginnen wollte, so bekam sie eine heftige Scheu, und sagte Worte, wie sie ein ungeschickter und junger Mensch gebraucht, wenn er einen anderen aus zu großer Nähe entfernen will, und weiß noch nicht, wie er den andern kränkt und beleidigt. Denn weil alle Menschen ihr fremd geworden waren, so hatte sie wohl nicht das unedle Mißtrauen der gemeinen Leute bekommen, aber sie fürchtete sich vor den Menschen, und war in allem, was sie tun mußte, ganz irr geworden und ohne feste Regel.

Eine Bekannte fragte sie zuweilen nach dem Herrn, und war ihr auffällig, daß die auf unmerkliche Weise ihn an sich zu ziehen suchte; auch sprach der oft mit ihr in Gesellschaften, und sie bemerkte nicht selten, wie die beiden miteinander lachten. So war es auch an einem Abend, wo viele Menschen zu einem großen Fest vereinigt waren, in einem überfüllten Saale, dessen Hitze und Menschenluft eine wunderliche Stimmung in ihr erzeugten, indem sie zuzeiten müde und abgespannt war und dann wieder sehr aufgeregt. Da sah sie ihn viel mit der Bekannten tanzen und lebhaft sprechen; und weil sie wußte, daß die vieles von sich redete, und ihre Augen häufig auf die Menschen richtete, mit welchen sie sprach, so war sie ihr zuwider.

Später suchte der Herr eine Gelegenheit, daß er mit ihr recht allein blieb, und führte sie in einen Wintergarten, welcher an den Saal angebaut war; dabei sagte er im Scherz, daß dieser Wintergarten von den Wirten gewiß geöffnet sei für solche ihrer Gäste, welche sich heimliches zu erzählen hätten. Über diese Rede wurde sie verdrossen, und wie er das merkte, sprach er mit einer veränderten Stimme, ihm sei nicht ums Scherzen zu tun, aber er habe solche Worte gebraucht, um eine Verlegenheit zu verbergen. Darüber stockte ihr das Herz, und sie zog ihren Arm aus dem seinen. Er aber dachte in sie zu dringen und wußte wohl nichts anderes zu sagen, als daß er in bittendem Tone sprach, er fühle sich sehr einsam; und indem diese Worte ihren Unmut vermehrten, wendete sie sich in unartiger Weise schnell um, ließ ihn stehen und ging in den Saal so schnell zurück, daß er kaum vermochte, den andern das Geschehene zu verbergen, indem er mit scheinbarem Gleichmut an ihrer Seite ging.

Noch an demselben Abend erfuhr sie, daß der Herr sich mit ihrer Bekannten verlobt hatte, da kamen sie die Tränen an, daß sie sich sehr bezwingen mußte, sonst hätte sie geweint.

Seitdem hatte sie einen Widerwillen gegen das gesellige Leben, fühlte sich auch oftmals schwach, niedergeschlagen und krank und hatte eine tiefe Unlust am Leben. Dergestalt wußte sie nun nicht, wie sie die Zeit verbringen sollte, und es schien ihr alles langweilig und ohne Sinn, was sie tun sollte, und hatte sie immer ein Gefühl, als werde sie geplagt und gequält von den Menschen und werde ihr Unrecht zugefügt von aller Art, da doch die Menschen vielmehr höflich und aufmerksam gegen sie waren; aber die Höflichkeit und die Aufmerksamkeiten erschienen ihr gerade wie ein Käfig, in welchem sie verschlossen gehalten wurde, und schlug ihre Flügel wund am Draht.

In dieser Verfassung folgte sie einer andern Bekannten, welche Wohltätigkeit übte, und war das ein unverstandener Drang, der sie dazu trieb, denn sie wollte in Wahrheit zu Menschen kommen, und ihrer Leiden Ursache schien, daß sie nicht in Wahrheit mit Menschen zusammen war.

So ging sie mit der Bekannten zuerst zu armen Leuten, welche in einer üblen Straße wohnten und in einem abscheulichen Hause voll häßlicher Gerüche; da traten sie in einen engen Raum, wo in einem Ofen Speise gekocht wurde und ein beschmutztes und durchnäßtes Frauenkleid hing zum Trocknen ausgebreitet, indessen das Mädchen, der es gehörte, im weißen Unterrock und mit bloßen Armen, welche sehr hager waren, auf einem zerbrochenen Stuhl saß und eine dicke Zigarre rauchte; wie sie die beiden Damen sah, lachte sie laut, spuckte aus und verließ das Zimmer. Der Mann, welcher auf der Erde gelegen und geschlafen hatte, indem er sich die Rockschöße umgeklappt und über das Gesicht gebreitet, sprang auf, machte lächerliche Verbeugungen und sagte viele Entschuldigungen, daß seine Tochter so ungebildet sei, aber er habe sie keine höhere Bildung genießen lassen können, weil er immer zu arm gewesen, wegen seiner Gutherzigkeit, aber jetzt werde seine Tochter eine gute Stellung bekommen, denn sie habe sein gutes Herz geerbt, und das werde anerkannt von allen Menschen. Sidonias Bekannte erwiderte ihm mit strengem Ausdruck, er dürfe nicht immer lügen und er habe auch gegen sein Versprechen wieder getrunken. Darauf wischte der Mann mit dem Schoße seines schmierigen und zerlumpten schwarzen Rockes eine Träne aus den Augen und klagte sich selber an, daß er soweit heruntergekommen sei, lobte die beiden Damen und sagte, sie seien Engel, denen man die Hand küssen müsse. Indem erhob die Frau ihre Stimme, welche in einer Ecke auf dem Boden lag und mit Lumpen zugedeckt war, hudelte den Mann und rief, er dürfe den Damen noch nicht einmal die Stiefel küssen, so ein Mensch sei er, und so hoch stünden die Damen, und der Mann stimmte ihr schnell bei und sagte auch, er dürfe den Damen nicht die Stiefel küssen. Ein Kind von etwa fünf Jahren, dessen Geschlecht man nicht erkennen konnte, hockte auf der Erde und sah den Besuch mit starren Augen an; die Bekannte erzählte Sidonien kurz, daß das Kind blödsinnig sei. Hierüber begann die kranke Frau plötzlich mit geläufiger Stimme neue Klagen, zu welchen der Mann häufig mit dem Kopf nickte. Sidonias Bekannte unterbrach, indem sie fragte, ob ein Abgeordneter der Armenverwaltung bei ihnen gewesen sei; hierauf erwiderten die Leute häßliche Reden über die Verwaltung, indem sie erzählten, wie die armen Leute von den Pflegern nicht das erhielten, was ihnen zukomme, und daß viel betrogen werde, und dazwischen sagten sie niedrige Schmeicheleien über die beiden Besucher. Am Ende gab die Dame dem Mann Geld, indem sie ihn streng ermahnte, welches er mit großer Demut anhörte, und dann ging sie mit Sidonia.

Wie die beiden in der freien Luft waren, erklärte Sidonia, daß sie solche Wege nicht wieder mit der Bekannten gehen werde, denn die Leute schienen

ihr ein bösartiges Gesindel zu sein, welches nicht unterstützt werden dürfe, sondern ins Zuchthaus gehöre, und die Bekannte gehe solche Wege nur aus Bedürfnis nach Aufregung und um eine widerwärtige Lust zu befriedigen; und wie die andere darauf erst in ein verletztes Wesen und dann in eine zudringliche Mütterlichkeit verfiel, trennte sie sich noch auf dem Wege von ihr.

Nach diesem Versuche beschloß sie, ein zweites Mal allein zu gehen; und indem sie dachte, daß es besser sei, guten und ordentlichen Menschen eine Unterstützung zu gewähren und Freude zu machen, suchte sie solche in einer Arbeitergegend zu erkunden, kaufte allerhand Nützliches ein und etliches Spielzeug für Kinder und ging entschlossen an einem Abend in die Wohnung solcher Leute.

Die Frau machte ihr auf, und obwohl Sidonia plötzlich verlegen wurde und nicht recht ihre Absicht sagen konnte, nötigte sie doch die vornehme junge Dame gleich in die Stube; da saßen zwei Kinder am Tisch, welche ihre Schularbeiten machten, und der Vater lag auf dem Sofa, indem er eine Broschüre las. Alle standen auf und waren erstaunt, und wie sie in Erwartung auf Fräulein Sidonia sahen, wurde die noch mehr verlegen. Am Ende brachte sie in ungeschickter Weise ihre Absicht vor und legte die Pakete auf den Tisch, welche von den Kindern gleich mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet wurden. Indessen der Vater, welcher ein gutmütiger Mann schien, kratzte sich mit Bedenken den Kopf, strich sich den kurzen und kräftigen Vollbart und schien recht unschlüssig, und indem er der Frau Schweigen gebot, welche sich schneller gefaßt hatte und Dankeserhebungen machen wollte, sagte er zu Fräulein Sidonia, daß er ihre gute Absicht wohl verspüre, aber die Arbeiterklasse sei der Eckstein, auf dem die Kirche der Zukunft ruhe (und das sagte er sehr feierlich, indem er die Finger in die Höhe hob), deshalb müsse sie alles sich selbst verdanken, und das Bürgertum dürfe nicht meinen, daß es durch Wohltätigkeit den Klassenkampf verhüten könne. Hier fiel ihm die Frau ins Wort, sagte, daß die Männer von solchen Sachen nichts verstünden, und begann die Pakete zu öffnen unter großem Rühmen und bei lebhafter Freude der Kinder. Der Mann wußte nicht recht, wie er bei seiner Ansicht beharren sollte, als er die Pakete bereits geöffnet sah, und so sagte er am Ende, ihm solle es auch so recht sein; da stieß ihm die Frau heimlich in die Seite und nickte ihm zu, daß er danken müsse; deshalb stand er auf, dankte und drückte Fräulein Sidonia recht kräftig die Hand, daß sie einigen Schmerz verspürte; er war aber ein Zimmermann und trug ein wollengestricktes Kamisol.

Auch dieses Unternehmen erschien Fräulein Sidonia doch recht dumm verlaufen zu sein, und sie dachte bei sich, daß doch nur das Bewußtsein sie treibe, sie sei ganz unbeschäftigt und habe keinerlei Ausfüllung für die leeren Stunden, deren Folge das Leben ausmacht. So gab sie es denn auf, fernerhin an Wohltätigkeit zu denken.

Nun erfuhr sie, daß jenes Offiziers Heirat, von welchem schon erzählt ist,

übel abgelaufen war, und daß er recht unzufrieden lebte mit seiner Frau, denn er machte auch ein wenig glückliches Gesicht. So empfand sie eine Neigung, wenn sie es vermöchte, so wolle sie ihn trösten, und dachte viel darüber nach, auf welche Weise sie wohl einen Trost spenden könnte; und wurde ihr hierbei zum erstenmal klar, daß nicht nur in so lächerlichen Dingen, wie die Wohltätigkeit ist, sondern auch bei Schwerem und Ernstem, wo unsere eigene Seele selbst einen lebhaften Willen hat, uns fast unmöglich scheint, einem anderen Menschen zu helfen, weil die Menschen einander so fremd sind. Aber ihr Herz floß über von Freundlichkeit gegen den Mann, und deshalb trat sie zu ihm, auch ohne daß ihr Nachdenken ihre Worte und Gedanken gegeben hatte. Es geschah aber auf dem Lande, wie sie mit ihm in einem großen Garten alter und hoher Bäume ging, und sie sprachen gleichgültig zusammen; da faßte sie plötzlich seine Hand in Erregtheit und sagte leise und schnell, sie möchte ihm helfen, wenn das möglich wäre, und dann ließ sie seine Hand wieder los und beschleunigte ihren Schritt abgewendeten Gesichtes. Da sah sie, wie seine Augen ganz schwarz geworden waren, durch Vergrößerung der Pupille, und erstaunte. Er aber antwortete und sprach zu ihr:

„Sidonia, wie ich Sie das erstemal gesehen, faßte ich eine heftige Liebe zu Ihnen, und eines erprobten Mannes Liebe, welche nicht das erstemal brennt, geht tiefer wie ein jugendliches Feuer. Aber Sie schienen nicht zu verspüren, was in mir sich bewegte, sondern gingen mir kalt vorüber, ja wenn ich es wagte, mich Ihnen näher zu stellen, so wendeten Sie sich mit Widerwilligkeit ab. Aber in meinen Jahren steht eines Mannes Herz nach Weib und Kind und nach einem Hause; und so groß kann in Einem die Sehnsucht werden, daß sie ihm Angst verschafft vor seinem leeren Zimmer und seinem dunkeln Kämmerlein, und wenn er abends nach Hause kommt, so mag es ihm geschehen, als warten Gespenster auf ihn, die sich über seinen Leib werfen wollen, um ihn zu ersticken. So wendet er in Furcht und Scham oft die Schritte von seiner Tür zurück, damit er nur unter Menschen weilen kann, denn selbst unter leeren und jungen Leuten und mit törichtem Geschwätz bei den Gläsern verschwindet die Angst und die Sehnsucht, welche die Angst erzeugt hat. Wie in einem gläsernern Hause waren Sie, denn wenn ich meine Hand ausstreckte gegen Sie, so stieß ich an die durchsichtige und kalte Härte. Und an jenem Abend, den Sie wohl wissen, waren mir Liebe und Verzweiflung über das Herz gestiegen, da führte ich Sie in den Wintergarten, und meine Not schrie zu Ihnen, denn es war mir, als müßten Sie mich trotz allem lieb haben, denn sonst hätten Sie ja mit mir gespielt, und Sie sind nicht leichtfertig. Aber da nahmen Sie mir die letzte Hoffnung, daß ich endlich gänzlich verzweifelte, meiner Sehnsucht Ziel zu erreichen; und wie ich an meine einsame Stube dachte und mein dunkles Kämmerlein, und dachte, wie es da war, als sitze im dunkeln Winkel die Angst und warte auf mich, sich über mich zu stürzen, wenn ich die Tür aufschließe, da empfand ich solches Grauen vor der Einsamkeit, daß ich

bedachte, ob ich nicht meinem Leben ein Ende machen solle. Aber Sie wissen, auch wenn wir unglücklich sind, hängen wir doch sehr am Leben und wollen es nicht verlassen, denn es zwingt uns wohl ein Starkes, gegen unsere Vernunft. Deshalb faßte ich einen törichten Entschluß und bat meine jetzige Frau um ihre Liebe, wiewohl ich keinerlei Zuneigung zu ihr hatte; aber ich wußte, sie würde ja sagen, und ich würde nicht mehr müssen allein sein; und dazu meinte ich, daß ich meine Liebe zu Ihnen überwinden könnte, und auch so ein glückliches Leben führen nach anderer Menschen Art; denn das Äußerste, was wir wollen, wird ja wohl niemandem beschieden und wir müssen uns alle einrichten mit Verringerung unserer Wünsche und Anpassung an die Wirklichkeit. Aber im Laufe der Zeit verspürte ich, daß ich einen falschen Schritt getan, indem ich auf den klügelnden Verstand gehört, und nicht auf die Leidenschaft, welche doch allein aus unserem wahren Menschen kommt; denn ich kann meine Wünsche nicht verringern, und ich muß meine Frau hassen, denn noch immer stehen Sie vor meiner gequälten Seele. Und ich bin nicht ein schwacher Mensch oder ein Weichling, Sidonia, der aus Lässigkeit oder weil er keine Kraft hat, seinen Gedanken nachhängt, sondern in allen anderen Dingen habe ich Zucht und Willen."

Wie der Mann dies erzählte, fühlte Sidonia ihr Herz in einer ängstlichen Scham erbeben, und fragte sich heimlich ob sie ihn nicht vielleicht lieb gehabt habe, ohne daß ihr das klar geworden wäre, denn der Liebe Formen sind tausendfältig, und eines jeden Menschen Empfinden ist neu und muß neu gedeutet werden. Und wußte keine andere Probe, als daß sie sich sorgfältig bedachte, ob sie sich ihm ganz hingegeben hätte, und hätte keine Scham vor ihm gehabt; das aber mußte sie mit Ja beantworten bei sich. Da zog in ihr Herz mit einem Male ein sonderbares Glück, und ihr Inneres weitete sich in einem frohen Jubel, indessen neben ihr der Mann ging mit einem vergrämten Gesicht und mit den Augen einer verzehrten Seele.

Aber so groß war ihre innere Bewegung, wiewohl sie sich beherrschte und dies nicht merken lassen wollte, daß sie Wirkung ausübte auf ihn, und er verspürte von ihrer Gesinnung; so stand er still, und wie er seine Augen auf sie richtete, welche mit hochrotem Antlitz vor ihm stand, da leuchtete es über sein ganzes Gesicht, und rief laut ihren Namen, und sie war an seiner Brust, indessen ihr Tränen aus den Augen strömten.

Wie sie sich nun in der Folge besprachen, auf welche Art sie ihrer Liebe Früchte genießen wollten, da ergab sich freilich viel Schweres, Häßliches und Niederdrückendes. Und Sidonia zwar sagte frei, sie sei entschlossen zu allem, und wenn er sie nähme, um mit ihr zu entfliehen, so würde sie gehen, wohin er wolle. Er aber als ein Mann vermochte nicht derart alle Bedenken, Rücksichten und Sorgen abzustreifen, sondern dachte andere Wege zu finden, welcher Art sie in gläubigem Vertrauen zu folgen gedachte. Und hatte er den Gedanken, daß er wollte seine Frau zur Scheidung bewegen, damit er alsdann Sidonien ehelichen konnte.

Aber noch bevor er dieser Absichten Ausführung zu beginnen vermochte, hatte seiner Frau alter Argwohn auf Sidonien verspürt, was geschehen war, und in der Meinung, daß ihres verfehlten Lebens Ursache bei der liege, hatte sie ihr eine öffentliche Beschimpfung zugefügt. Hierüber meinte Sidoniens Bruder eine Verpflichtung zu haben, sich der Schwester anzunehmen, ging zu dem Mann und verlangte von dem Rechenschaft über das Betragen seiner Frau. Wie der nun so in die Enge getrieben war, daß er es nicht anders vermeiden konnte, ihrem Bruder feindselig entgegenzutreten, da erzählte er alles und legte auch seine Absichten klar.

Nun hatte Sidonia in ihrer Familie immer allein gestanden und hatte keiner der Ihrigen gewußt, welche Bedeutung ihre Art eigentlich hatte, sondern hatten alle gemeint, sie sei etwas kleinbürgerlich und bescheiden geraten, deshalb war nun eine große Entrüstung, als ihre letzten Handlungen bekannt wurden, und ward sehr hart über sie geurteilt, und durch vieles Reden und Beurteilen ward es, daß jetzt alles, was geschehen war, ein ganz fremdes Gesicht erhielt und sehr ärgerlich und anstößig schien; dazu kam noch, daß die Frau des Geliebten durchaus nicht in eine Scheidung einwilligen mochte und indem einerseits sie selbst allerlei den Leuten erzählte, andererseits der Mann mehrfache Versuche machte, sie zu zwingen, welche aber fehlschlugen, bildeten sich bei den Außenstehenden viele häßliche und gemeine Sagen über alle Vorgänge.

Derart wurde Sidonien ein schönes und klares Bild beschmutzt, daß sie einen Ekel empfand, ruhelos wurde und ohne allen Rat verblieb, und nach geraumer Zeit zerrann alles und war wie eine Wiese, über welche im Frühjahr ein Bergwasser geströmt ist, und im Sommer sieht man nur noch übles Geröll, geschlämmte Erde und allerlei angeschwommenen leichten Unrat zwischen dem überwachsenden Gras.

Eine sehr kurze Zeit begrübelte sie das ganze Erlebnis und wunderte sich wohl über seinen Anfang wie über sein Ende, und besonders darüber, daß es ein Ende haben konnte, und daß Menschen nach dem Ende noch weiter leben konnten, wie sie vorher gelebt; denn zwar erschien es ihr, als sei ihr etwas genommen, das sie vorher zu eigen gehabt, aber sie vermochte doch zu leben.

Später begann sie ein neues Suchen nach etwas, das sie nicht wußte, das ihr eine Lust am Leben verschaffen sollte; denn sie war zu dem Schluß gekommen, sie sei vielleicht von den Naturen, welche der großen Liebe nicht fähig sind. Und wie damals die Zeit war, da die Damen begannen, sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen und zu lernen gleich den Männern, so meinte sie, daß sie in solcher Betätigung die Ruhe zu finden vermöchte. Aber, weil sich ihr bald zeigte, daß dieses Arbeiten keinen rechten Ausgang und Zweck hatte, weil sie es nicht für eine Betätigung zu nützen vermochte, so erlahmte ihre Freude recht bald wieder, und sie befand sich in der beunruhigten Stimmung der früheren Zeit.

Einmal sprach sie über alles dieses mit ihrem Bruder, der ein frischer und

froher junger Herr war, welcher tat und wirkte, was allgemein für notwendig gehalten wurde, und sich seines Lebens freute in der Art, wie sie alle billigten. Der sagte, daß er einen Mann kennen gelernt habe, welcher ähnlichen Wesens sei wie sie; das war unser Herr Heinrich; und indem er manches mit Verwunderung von dem erzählte, bemerkte er, daß seine Schwester sich in Gedanken viel mit ihm beschäftigte; und wie sie ihn dann das erstemal sah, war sie befangen und liebreizend. So geschah es, daß sie ihm einen besonderen Eindruck machte, und er mehreres und näheres mit ihr besprach, wie man sonst wohl in Gesellschaft bespricht. Und weil sie beide auf den Punkt ihres Lebensweges gelangt waren, daß sie jeder eines andern Menschen notwendig bedurften, so entzündete sich bald eine eigene Art von Zuneigung in ihnen. Es war dieselbe aber nicht recht verliebter Natur, sondern behielt ihr Wesen als aus einer allgemeinen Sehnsucht entstanden.

So sprachen sie untereinander nach einiger Zeit: „Unsere Leiden sind entstanden aus dem Grunde, daß wir einsam waren, denn das Leben der heutigen Menschen ist derart beschaffen, daß ein jeder allein lebt auf einer unseligen Insel, denn in allen Beziehungen, die er zu den Menschen hat, wirkt er nicht als ein ganzer Mensch zu den andern als ganzen Menschen, sondern er selbst bleibt allen andern gleichgültig und sie ihm; und so kann es kommen, daß selbst Eltern und Geschwister von unserem wahren Wesen nichts wissen, welches doch eine sehr bittere Enttäuschung für uns ist, wenn wir in Nöten sind und Hilfe, Rat und freundliche Gesinnung anderer haben wollen; dafür wir denn nur allerhand Torheit erhalten, die uns schädigt, statt zu nützen. Deshalb wollen wir beide den Entschluß fassen, unseren Lebensweg zusammen zu gehen und uns zu ehelichen, obwohl wir wissen, daß wir nicht eigentliche Liebe zueinander verspüren; denn wir sind wohl beide aus der Zeit, in welcher man noch der starken Liebe fähig ist, weil wir zuviel nachgedacht haben; aber allein kann man nicht leben, und so wird unsere Vereinigung, wenn wir uns fest vornehmen, daß wir einander schonen wollen, doch das geringere Übel sein. Es ist dieselbe aber dadurch möglich, daß wir wohl zwar nicht gleichen Wesens sind, aber doch die gleiche Not kennen gelernt haben, und dadurch, daß unsere Anlagen und Triebe solcher Art sind, wie sie den früheren Menschen eigen waren und Zeitumständen entsprechen, welche nun vergangen sind; hierdurch, indem wir inmitten ganz anders gearteter Menschen lebten, welche eben für die heutigen Zeitumstände geeignet sind, entstand uns eben jene besondere Vereinsamung."

Wie Heinrich und Sidonie vermählt waren, gewannen ihnen einem jeden die Dinge des Lebens eine andere Bedeutung, und während sie früher fürlieb genommen hatten mit allen Einrichtungen, Vorkehrungen, Dingen und Zuständen, welche nun einmal vorhanden waren, wie Reisende, welche nur eine Nacht im Gasthause bleiben, so begannen sie jetzt um sich herum ihr Leben so zu gestalten, wie es ihnen am wünschenswertesten schien, denn auch das

geschah, ohne daß sie es vorher gewußt hatten, daß sie in diesen Dingen Wünsche bekamen.

Wie sie durch nichts gezwungen und gefesselt waren, so hatten sie zuerst ihren Aufenthalt in der Großstadt genommen, ohne besondere Absicht oder Nachdenken, sondern indem sie nur der Gewohnheit folgten. Durch einen rührigen Vermittler waren ihnen eine Menge solcher Wohnungen nachgewiesen, welche nach Lage und Größe für sie geeignet schienen; und indem diese Wohnungen alle verständig nach den notwendigen Bedürfnissen der durchschnittsmäßigen Haushalte eingerichtet sind, so hatten sie sich auch bald für das Passende entschieden. Dann hatten die Eltern der Braut die verschiedenen Geschäftsleute beauftragt, welche alle besonderen Abteilungen des neuen Haushaltes mit den nötigen Einrichtungsstücken versehen sollten, und manches hatte das Brautpaar auch selbst ausgesucht; und so war denn in wenigen Wochen die ganze Wohnung eingerichtet, daß die jungen Herrschaften nur einzuziehen brauchten und alles geordnet und fertig vorfanden, von Möbeln und Teppichen, Geschirr und Bildern, Wäsche und Betten, und auch die Dienstboten trafen jegliches Gerät an seinem gebührenden Ort, dessen sie bedurften zum Kochen und zum Aufräumen der Wohnung, wie zur persönlichen Bedienung. Und war bei alledem ein großes Rühmen in der Familie, wie einfach, zweckmäßig und genau alle diese Dinge doch in der heutigen Zeit eingerichtet werden.

So fanden sich denn die beiden allein, nachdem die Feiern vorüber waren, und standen voller Erwartung in einem großen und behaglichen Raum, der schön durchwärmt war bei reiner Luft, und die Vorhänge waren vorgezogen, eine Lampe mit einem leuchtenden, seidenen Schirm brannte in einer behaglich zugerichteten Ecke, und alles war ganz still; wenn man aber auf den Knopf der Klingel drückte, so erschien der sauber gebürstete Diener in bereitwilliger Haltung, um alles noch zu besorgen, was etwa nötig wäre. Und wie sie da so standen, voller Erwartung und in einer gewissen Verlegenheit, denn sie waren sich in der Brautzeit nicht sehr vertraut geworden, und fühlten sich nun noch fremd einander, da empfand Sidonia plötzlich eine lebhafte Neigung, die sie noch nie empfunden, sie wollte Wirtin sein; nachdem sie ihren Gatten gefragt, klingelte sie, und wiewohl es gar nicht Zeit und Gelegenheit schien, mußte der Diener auf silberner Platte das Teegeschirr bringen, und sie zündete die Kochlampe an, und dann setzten sie sich fröhlich an das Tischchen, das Summen des kochenden Wassers zu erwarten. Dabei aber erwachte das Gefühl in ihnen, daß sie nun für immer zwischen diesen Möbeln verweilen würden, und die einzelnen Stücke erhielten ihnen dadurch eine gewisse Bedeutsamkeit, denn bis dahin hatten sie beide nie an solche Dinge gedacht, weil sie ihnen ganz gleichgültig und selbstverständlich erschienen. Deshalb standen sie auf, gingen an Schränke und öffneten die, zogen Schubkästen auf, freuten sich über das meiste und überlegten sich bei einigem, wie sie es ändern wollten, dann traten sie auch in die anderen Zimmer, und wie sie aus Versehen das Schlaf-

zimmer öffneten, wurde Sidonia rot, und sie gingen beide verlegen wieder zurück zu dem Tee; der war inzwischen fertig geworden, und nun tranken sie und plauderten fröhlich. Zu diesem Erzählen kam von ungefähr eine Pause, da dachte er an eine Veränderung in seinem Zimmer, und sie summte leise eine Melodie vor sich hin, den Fuß im Takt bewegend, und ganz plötzlich fiel ihr ein, daß sie beide schwiegen, und daß es ihnen in dem Schweigen behaglich war, und sie fühlte sich sehr glücklich und hätte mögen ihn küssen aus Freude; aber sie hatten sich vorher noch nicht geküßt in ihrer Brautzeit, außer das eine Mal, wie sie gemeinsam den Entschluß gefaßt, sich zu verheiraten, da hatte er ihr, als einer Widerwilligen, einen kühlen Kuß auf die Stirn gegeben; und deshalb schämte sie sich plötzlich ihres Gedankens und wurde rot. Da wachte er aus seinem Nachsinnen auf und sah ihre frohen Augen an seinem Gesicht hängen, da wurde auch er innerlich ganz froh und leicht, und war als wenn keine Wolken über uns sind, und wir uns gar nicht vorstellen können, daß es überhaupt Wolken gibt. Und wie es denn den Männern gegeben ist, in solchen Lagen kindlich zu sein, so erzählte er ihr, wie zufrieden ihm ums Herz sei, was ihn so wundere, denn er könne sich solcher Zufriedenheit nicht erinnern, daß er sie früher jemals gehabt. Sie aber sprach mit einer klaren und neuen Stimme, die ganz tief aus ihr hervorzukommen schien, sie sei sehr glücklich.

Sehr merkwürdig war ihm im weiteren Verfolg, als er mit seiner jungen Frau bei Bekannten und Verwandten die Besuche machte, welche er sich vorher als eine lästige Pflicht vorgestellt hatte; denn es war ihm, als seien alle Verwandten und Bekannten besonders liebevoll und zutunlich zu ihnen, nahmen vielen Teil an ihren Absichten und Gedanken, und fragten manches aus Herzlichkeit; solches alles wär ihm ganz ungewohnt, und er hätte nicht gedacht, daß die Menschen so wären.

Zudem kam nun noch, daß er immer mehr Liebe zu der Einrichtung seiner Zimmer gewann; und weil ihm nun bald auffiel, daß seine Stuben doch genau so aussahen wie die Stuben anderer Leute, so begann er mit einem größeren Eifer umzustellen, zu verändern und fortzunehmen, und Lücken, welche dergestalt entstanden, suchte er auszufüllen durch andere Gegenstände, welche er kaufte. So geriet er ganz unmerklich in eine Leidenschaft für das Kaufen und Sammeln alter Möbel und anderer Dinge der täglichen Umgebung; und wiewohl auch diese alten Stücke im Grunde seine Räume nicht persönlicher machten, wie die Räume anderer Leute waren, so schien es ihm doch so, weil ihr Erwerb mit kleinen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verknüpft war, welche indessen doch nicht so groß schienen, daß sie einen verwöhnten Herrn zurückgeschreckt hätten.

So mag es wohl die Tätigkeit gewesen sein, welche ihn froher und aufgeweckter machte, also daß er sogar gelegentlich auf Vorschläge zu allerhand Vergnügungen kam. Dergestalt machte er einst mit seiner jungen Gemahlin

eine Schlittenfahrt, indem die Frau saß, und er, hinter ihr stehend, die zwei mutigen und jungen Pferde leitete. Es war ein kalter und sonnendurchschienener Wintertag, an welchem der Schnee locker blieb und in kleinen Sternchen blitzte; vor den Hufen der Pferde stäubte er oftmals wie eine leuchtende Wolke, und in dem blitzschnellen Dahingleiten fuhr die belebende Luft an den geröteten Wangen vorbei. Eine weite Ebene konnte man übersehen, auf welcher nur die lange Linie der Bäume an der Landstraße sich hinzog zu einem fernen Walde, und nichts sonst war auf der Ebene zu erblicken, wie der leuchtende und flimmernde Schnee, und wenn sich die beiden umsahen, so waren da die Spuren der Hufe und der Kufen hinter ihnen in der doppelten Baumreihe. Und wie sie in den Wald der stummen Kiefern gelangten mit fröhlichem Klingen der Schellen, da starrten von blitzenden Eisspitzen die Äste und Zweige und jede einzelne Nadel der Kiefern, und es war wie eine Bezauberung, daß die Pferde stillstehen mußten, und wie einen kurzen Augenblick zwischen dem Atmen der Tiere eine völlige Stille war, da empfanden sie eine Lust im Herzen, welche wie ein Schmerz war. Dann fuhren sie wieder vorwärts mit lautem Geläute der Glocken und Glöckchen, und es stäubte der dünne Schnee vor den Hufen der Rosse, sie aber glaubten, sie müßten jauchzen wie Kinder, denn die Lust floß ihnen über im Herzen.

Aber wie sie dann wieder heimkehrten in die schmutzige Stadt voller Lärmen der Menschen und fuhren zwischen den toten Häusern, wo unendliche Menschen wohnen hinter gleichgültigen Fenstern; da umklammerte sie beide plötzlich ein Gefühl wie das, welches sie früher gehabt, und fast gleichzeitig kamen sie auf den Wunsch, aus der Stadt zu ziehen und im Freien zu wohnen.

So verließen sie die Stadt und wohnten in dem alten Hause, wo so viele Jahrhunderte hindurch Herrn Heinrichs Vorfahren gewohnt, von denen viele abgemalt waren auf Tafeln, welche in dem oberen großen Saale hingen. Aber weil ihnen beiden der Ort unheimlich, beschränkt und dunkel schien, so erbauten sie für sich in einiger Entfernung ein neues Haus.

Das lag auf einem kleinen Hügel, von welchem man die ebene Gegend weit übersehen konnte, über frische Weiden, sauber abgeteilt durch viereckige Buschzäune, innerhalb deren die friedlichen Herden weideten, und über den glänzenden Fluß hin, welcher sich freundlich und still durch die abgeteilten Weiden hindurchwand; im Frühjahr trug er auf seinem willigen Rücken lange Flöße, die sich nach seinem Laufe bogen, und die frischen und lustigen Flößer riefen der Milchmagd am Ufer Scherzworte zu, indessen die blanken Kühe sich erstaunt an der Tränke sammelten; in Neugier wagte sich vielleicht ein Stier oder auch ein älteres Rind weiter in den Fluß, dann erschrak es und eilte zurück und angesteckt vom Schrecken trabte die ganze Herde in den andern Winkel des Knicks. Aus den Fenstern des Hauses konnte man sehen, welche wunderlichen Einfälle die Rinder oft hatten; es fand vielleicht eines einen Frosch, vor den stellte es sich mit gesenktem Kopf und mit gespannter Aufmerksamkeit,

und nicht lange, so sammelten sich die anderen, und bald umstanden sie im Kreise den Frosch und wunderten sich über den, wie er in ihrer Mitte aufrecht saß und die Kehle blähte.

Ganz frei nach allen Seiten lag das Haus, daß es von allen Seiten gesehen werde konnte, in der Marsch sowohl, wenn die Knickzäune nicht den Blick beschränkten und die Augen in die Höhe zwangen zu dem sonnigen Himmel, wie in der weiten Geest, welche verbrannt war und schwarz unter der dürren Heide, in welcher der Schäfer ruhig dastand, auf seinen Stab gestützt und den wachsamen Hund an der Seite, indessen die Schafe weideten und keine Besorgnis fühlten. Nach Westen breitete sich die Geest aus; und wenn im Rücken des Schäfers die Sonne sank, so blitzten und leuchteten die Fenster des hohen Hauses wie rotes Gold, und seufzend dachte der Schäfer seiner niederen Hütte im Dorfe und meinte, wie glücklich müssen die Menschen sein, welche in dieser herrlichen Lohe wohnen; denn nicht ein Widerschein schien das Leuchten, sondern ein Strahlen von innen heraus wie von Überirdischem.

Im Hause aber war Freude, Frieden und Stille, und einer schonte den andern in Zartheit. Herr Heinrich und Sidonia dachten oft ein jeder für sich: ist dies das Glück? Das Glück ist Ruhe und Erinnerung an den Sturm, Wunschlosigkeit, und vielleicht ist es Entsagung. Alle Menschen streben nach dem Glück und wenige erreichen es, ein Hafen muß es wohl sein, und wir sind in einem Hafen, können die hochgehenden Wogen am Ende des Dammes noch sehen, welche abgeschnitten werden durch die Glätte des Hafenfriedens.

Bisweilen erschien es ihnen wunderlich, wie die Menschen auf den hochgehenden Wellen das Glück erstreben, und vieles schien ihnen schwer zu verstehen, was den Menschen sonst ganz einfach erscheint, weil es ihre Gewohnheit des Lebens ist.

Sidonia hatte eine schön tönende Stimme, wenn sie sprach. Deshalb hörte Heinrich ihr gern zu und sie mußte ihm vorlesen. Sie lasen aber gern am Sommerabend, wenn sie auf der Terrasse vor dem Hause saßen und in Abendfrieden alles unter ihnen ruhte, die eingezäunten Weiden und der stille Fluß, welcher den Mond spiegelte, und alle Weite, welche sich jenseits des Flusses hinzog in die dämmernde Nacht. Besonders liebten sie die alten Bücher, deren Dichter stolze und starke Menschen waren, die einen festen Willen hatten auf das, was ihnen gemäß schien; und so schien es ihnen oft, als stiegen sie an solchen Abenden aus dem gewöhnlichen Leben in ein goldiges und leuchtendes Sein, das kaum eine entfernte Ähnlichkeit hat mit dem bedürftigen, welches wir kennen; und auch die Gefühle und die Gedanken und das Glück der Dichter schien ihnen etwas, das es nicht unter uns gibt, sondern nur in den erträumten Reichen, wie dem sinnenden Hirten das Glück hinter der abendlichen Sonnenlohe der leuchtenden Fenster zu wohnen schien. Lächelnd dachten sie dann wohl: das Glück, wenn es ein Glück gibt, das haben wir, und wir halten es treu und sicher geborgen.

In solchen Gesinnungen geschah es, daß sie begannen, Dante zusammen zu lesen. Hier traf sie etwas, das ihnen beiden unerwartet geschah, und das war an der Stelle, wo Francesca jene berühmten Worte erzählt, die sie beide vorher schon oft gehört hatten, aber nun erregten diese Worte sie tief:

Noi leggiavamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza sospetto.
Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante,
Questi, che mai da me non fia diviso,
La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro, e chi lo scrisse:
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Hier sagte Heinrich mit leiser Stimme und mit einem Ausdruck der Augen, als spräche er zu sich selber: Wenn ich je einen solchen Augenblick kennen gelernt hätte, — das muß das höchste Glück für die beiden sein, auf ewig verbunden durch ihre Umarmung bei den Verdammten zu schweben.

Wie Sidonia ihn verstanden hatte, vermochte sie nicht ihre Tränen zurückzuhalten, und indem sie nur einen lauten Ausbruch bezwang, weinte sie leise vor sich hin. Er aber erhob sich, ging die Stufen der Terrasse hinab und blieb während der Nacht unter dem Himmel, auf Wegen wandernd und nachdenkend.

Eine alte Eiche stand neben dem Hause, ein vielhundertjähriger Baum mit breiter Krone. Der Sturm, welcher ungehindert von der See̊st herwehte, hatte ihn ein weniges schräg wachsen lassen, und an der zugewendeten Seite waren die Äste nicht so hinausgestreckt. Unter dem Baume standen am andern Tage die beiden, und ihm war, als empfinde er einen heftigen Haß gegen sein Weib. Da sprach er: Wenn wir einen Sohn hätten, so sollte er wie ein Vogel werden, der in der Luft fliegt. Ich denke ihn mir gern, wie er als ein Knabe oben sitzt in dem höchsten Geäst dieses Baumes, und der Baum wankt hin und her im Sturmwind, welcher dünnen Schnee vor sich herwirft.

Da dachte die Frau an ihren unfruchtbaren Leib, wendete sich ab, und weinte. Er aber, wie er sie weinen sah, fühlte sein Herz überwallen von Groll und Gram, ging von ihr und rief dem Knecht, daß er sattelte. Dann ritt er davon, und die Hufe seines Rosses schlugen scharf auf das Steinpflaster.

Herr Heinrich hatte sich ein kleines Segelboot gekauft, welches er führte in Gemeinschaft mit einem alten Schiffer, dem Weib und Kind gestorben waren, daß er ganz allein stand in der Welt. Der beiden Freude

war es, schwierige Fahrten zu vollbringen, und weil sie sich fest aufeinander verlassen konnten, so durften sie das Gefährlichste wagen, das gerade noch gelingen kann bei gespannter Aufmerksamkeit, raschem Entschluß und pünktlichem Gehorchen; dann aber gelingt es auch sicher. So hatte Herr Heinrich oft die herzerhebendste Freude, fühlte sich jung und heiter; und nur eines hätte er sich noch gewünscht, daß ein Krieg wäre, und heutige Kriege müßten derart geführt werden, daß zwei Männer auf einem Segelboot in einer Schlacht mit kämpfen können, denn zu der Aufmerksamkeit und schnellen Vorsicht auf die heranrollende Woge und den Druck des Windes, welcher das Boot auf die Seite legte, kam dann noch die Achtung auf den Feind; und zugleich mußte man wissen, in welchem Winkel das Boot zu der Woge stand und wieviel Fingerbreit sich der Rand des Bootes über der See hielt, und mußte das hereingespritzte Wasser ausschöpfen, das Geschoß auf den Feind richten und die fremden Kugeln vermeiden; und wenn man eines versäumte, so war man in Todesgefahr, beachtete man aber alles, so war man so sicher, wie in dem behüteten Stübchen einer friedlichen Stadt.

Wie Herr Heinrich eine Weile mit dem Manne im heimischen Meere gefahren war, kam ihn die Lust an, weiter zu reisen und sich ganz dem Kiel anzuvertrauen. So besorgte er sich Karten und allerhand einfaches Gerät, welches Leute gebrauchen, die wochenlang im offenen Boot leben wollen und unter dem hohen Himmel, und dann fuhr er in das Weltmeer hinaus. Und nach mancherlei Fahrten und Reisen kam er endlich in die adriatische See. Hier wendete er sich an die Küste von Dalmatien und fuhr zwischen unzähligen kleinen Inseln und nackten Felsen durch und besuchte oft das Ufer, alte kleine Städte zu sehen, über denen noch die Burg aus den Türkenkriegen ragte mit den geschlitzten Zinnen und den langen Mauern, welche zur Stadt führten, in der standen alte Häuser trotzig in engen Gassen; und zuweilen traf es sich, daß zwischen den stattlichen Gestalten der Morlacken eine vornehme Figur auftauchte aus der Zeit venetianischer Herrschaft, etwa ein schlanker junger Mann mit vollem Haar von leuchtendem Goldblond, mit dunkelblauen Augen und zarter Rosenfarbe des Gesichtes, wie wir Menschen auf Bildern des Giovanni Bellini sehen; und ein Hauch von der Seligkeit schöner Farben zog ihm aus der Erinnerung an stille Bilder in sein Leben, daß es ihm schien, als könne sein Atmen, Gehen und Segeln eine neue Bedeutung bekommen.

Wie das Gerippe einer längst gestorbenen Welt war das Land, denn die Felsen starrten nackt und blendend; vor Jahrhunderten hatten die Venetianer die uralten Eichen abgeschlagen, welche sich um dieses Geklipp klammerten, hatten sie nach Hause geführt und in der Lagune eingerammt, marmorne Paläste auf ihnen zu bauen; seitdem hatte der Regen die toten Wurzeln entblößt und die Erde die steilen Abhänge hinabgespült, und die Bora war gekommen, um das Gestein zu trocknen, und wenn etwa ein Staubkörnchen

irgendwo lag, das hatte sie in ihrer Jagd mit fortgerissen, nicht ein grüner Halm war zu erblicken auf stundenlanger Wanderung zwischen den weißen Steinen; und an die nackte Küste und entblößten Inseln schlug ruhelos das blaue Meer. Die uralten Eichenstämme aber standen indessen tief im Schlamm der Lagunen und im dunkeln Wasser; und wie sie vordem ihre Wipfel in die Luft gehoben hatten, so hoben sie nun Türme, Kirchen und Paläste und hatten sie geduldig gehalten viele hundert Jahre; nun aber war die Zeit gekommen, wo sie begannen, müde zu werden; denn das Geschlecht der alten Herren von Venedig war ausgestorben, allerhand kleines Volk hauste in ihren Sälen, betete in ihren Kirchen und hörte auf den Ton ihrer Glocken; so senkten sich jetzt Mauern, Türme drohten die Kirchen und Paläste zu erschlagen, große Risse zeigten sich in Strebepfeilern, welche den Druck leiten sollten, und die Springflut stieg von Jahr zu Jahr höher und höher auf den Platz, wo der alte Markuslöwe thronte. In diesem Untergehen zeigt aber die Stadt ihre letzte und höchste Schönheit; und dem nordischen Wanderer erscheint sie wie ein Bild von Carlo Crivelli, dessen Menschen so sonderliche Köpfe haben mit tückischem Ausdruck, welcher durch eine weltentiefe Schwermut geadelt wird; denn unser selbstsüchtiger Verstand, wenn er so groß ist, gelangt er bald an die Grenzen, welche ihm vorgeschrieben sind, und dann müssen wir leiden, und es tut sich uns die Freude auf an der Farbenschönheit und an dem Zusammenklingen der Töne.

Zwischen den felsigen kleinen Inseln, welche sich die Küste Dalmatiens entlang ziehen, traf Herr Heinrich das Abenteuer, welches für sein späteres Leben bestimmend wurde. Denn indem er an einem Morgen ausgefahren war mit seinem Schiffsmann und nun ruhigen Gemütes nordwärts segelte, erblickte er plötzlich in der Ferne einen dunkleren Punkt auf dem grauen Meer; und gleichzeitig erschauerte mit einem Male die glatte Fläche, wie wenn ein wildes Tier warnt durch seine bösen Augen, ehe es angreift. Der Schiffsmann nickte ihm zu, und sie richteten sich auf die Insel hin, die wunderlich bewachsen war mit hohen und alten Bäumen zwischen den nackten und glatten Eilanden ringsum, und es gelang ihnen auch noch, daß sie einen sicheren Platz trafen zum Anlanden, bevor der Sturm vom Gebirge ins Meer herabstürzte. Das Inselchen schien aber fast kreisrund abgeschnitten mit steilen Ufern aus der beunruhigten See zu ragen, und indem bis an den Rand die uralten Eichbäume standen, hingen die unteren Zweige weit über den Wasserspiegel, so daß rund um das Eiland ein Kreis gezogen war durch diesen Überhang, unter welchem ein großes Ruderboot ohne Mühe fahren konnte, indem nur zuweilen die Leute sich bücken mußten unter einem allzu tief ragenden Zweige durch; so war zur einen Seite der weiße Felsen mit dem knorrigen Wurzelwerk der Eichen, welche sich tief hineinkrallten in das Gestein, und von oben wölbte sich zur anderen Seite herab der grüne Schatten der Bäume, indessen unten das durchscheinende und dunkle Wasser leise

plätscherte. Ganz weltfremd war es hier, als gäbe es keine Menschen sonst und belebte Städte. Und an einer Stelle zog sich eine enge Bucht tiefer hinein in das Land, die schien durch die Natur geschaffen und mit Kunst erweitert und bestimmt für das Anlegen der Kähne, denn es waren eiserne Ringe in den Felsen mit Blei eingeschmolzen.

So tief lag die kleine Bucht in ihrer grauen Dämmerung verborgen nach außen gegen die See und nach oben gegen den Himmel, daß die beiden nun wohl das Rauschen und Schlagen der See hörten und das Rauschen und Ächzen der Baumkronen, aber hier unten das Wasser wurde bewegt, wie ein kleines Wassertier mit langen Füßen leicht über die Oberfläche huschte. Da war es Herrn Heinrich, als sei er verzaubert, und blieb lange in Träumen sitzen, indessen der Schiffsmann sich ausruhte im Boot. Recht bald legte sich der Sturm, und so beruhigten sich die rauschenden und knarrenden Baumwipfel und standen stumm, und nur klatschte das Meer noch unruhig an Steine.

Ein schmaler Fußpfad mit fast verwachsener Spur und zusammenwachsenden Zweigen führte von der Bucht in die Insel hinein. Herr Heinrich erhob sich und beging ihn. Eine Weile schritt er zwischen dem dichten Grase, dann kam eine Lichtung; da war eine zerstörte Mauer, welche einen viereckigen Olivengarten umschloß; trotzdem die an vielen Stellen so niedrig war, daß man sie leicht zu überschreiten vermochte, schien die hölzerne Tür sorgfältig verschlossen und verriegelt. Acht uralte Olivenbäume standen da; der Kundige mochte erkennen, daß hier einmal ein größerer Hain gewesen war, und die lebenden Stämme wiesen wunderliche Beschädigungen auf, tiefe Wunden von Axthieben, als habe sie einmal jemand fällen wollen, der dann überrascht wurde; der eine Baum lag gänzlich auf der Erde und hing nur noch zu einem geringen Teil mit dem Wurzelstock zusammen; an einige der Bäume schien vor langen Zeiten Feuer gelegt zu sein. Wohl vor mehr wie hundert Jahren mochten rohe Menschen hier gewüstet haben, die Ölbäume aber grünten auch jetzt noch, wie sie als ganz junge Bäumchen gegrünt hatten. Da fiel Herrn Heinrich ein, daß hier Türkenkämpfe gewesen sein mußten; aber aus der blutgetränkten Erde und dem Brandschutt grünte der Ölbaum, welcher Frieden kündet und ruhigen Fleiß.

An der einen Seite der verfallenen Mauer glitt leise ein kleines Wässerlein dahin, das silbern leuchtete von dem weißen Grunde unter überhängenden Gräsern und Rispen; neben dem führte der schmale Steig Herrn Heinrich weiter, bis ihn wieder Schatten hoher Eichen empfing und dichtes Gebüsch; und nach einer kleinen Weile hörte er ein helles Rauschen von dem Quell, dessen Abfluß das kleine Wasser war, und zugleich ein leichtes Plätschern wie von einem Menschen im Wasser; und weil er mit lautlosen Sohlen gegangen war auf dem gefügigen Moos, und ein breitstämmiger Baum verdeckte ihn, so konnte er auch zur rechten Zeit sich verbergen unbemerkt, wie er sein Abenteuer erblickte.

Es war da aber ein gerader Felsen, in welchem eine Nische gehauen war in uralten Zeiten, vielleicht noch im Altertum, mit einem Becken im Boden davor, welches allerhand leuchtende Blumen überhingen und zartgefiedertes Grün; in der Nische Mitten war ein Faunskopf angebracht, welcher lustig einen klaren Wasserstrahl in das Becken sprudelte, von dem das Wasser dann ablief, dem entlang Herr Heinrich gegangen war; und in einem verirrten Sonnenstrahl, welcher durch das Dach der großen Blätter brach, schien es im Grund der Nische aufzublitzen wie von Überresten alter Goldmosaik. Aber das Wunder war, inmitten des Beckens in dem Wasser, auf dessen Oberfläche runde Sonnenflecke leuchteten, stand ein badendes Mädchen, ein Kind, das eben zur Jungfrau gereift war, mit des Bellini schwerem, goldblondem Haar und den tiefblauen Augen und Wangen wie Rosenblätter; bis nahe an den Busen ging ihr das Wasser; ganz unbewegt stand sie und sah gerade vor sich auf den Spiegel, als wolle sie sich ihrer Schönheit freuen; so hielt sie sich eine Weile, plötzlich aber griff sie mit einer raschen Bewegung ins Wasser und hielt einen Fisch hervor, den sie mit der Hand gefangen; es war ein breiter Fisch mit silbernen Schuppen, von denen Tropfen abrollten und ins Wasser fielen; der krümmte sich in ihrer Hand und öffnete weit den Mund, und plötzlich war er ihr entglitten, fiel ins Wasser zurück und entschwamm mit raschem Schlage des Schwanzes. Das Mädchen lief hastig hinter ihm her, schnell hier und da greifend, aber der Fisch ließ sich nicht wieder fangen. Und wie sie in ihrem Eifer dem Faunskopf zu nahe gekommen war, spritzte ihr plötzlich der silberne Strahl auf die Schulter und zerstiebte da in leuchtende Perlen, daß sie erschreckt aufschrie; dann lachte sie über sich selbst und hielt, sich umkehrend, des Fauns boshaften Mund mit beiden Händen zu; aber der Strahl teilte sich nun in kleine Fäden, die zwischen den Fingern hervorsprangen nach allen Richtungen, und einer sprudelte ihr unvermuten ins Gesicht, daß sie schnell losließ und sich lachend mit dem Handrücken über die nasse Wange fuhr.

Da stand plötzlich in einem Sonnenstrahl, welcher schräg durch das Laubdach herabfiel, über dem sonnengefleckten Spiegel des Beckens eine Wasserjungfer, hielt sich in der Luft mit gläsernen Flügeln und starrte in des Mädchens fröhliches Gesicht; die war nun ganz ruhig und unbewegt und betrachtete das zierliche Wesen, wie es sich blitzend und funkelnd in dem sonnigen Strahl hielt, den feine Stäubchen durchtanzten; eine Weile war nur das Rauschen des Quells, und plötzlich vergaß Herr Heinrich das, und schien es ihm ganz still, daß er meinte, er könne das leise Surren der durchscheinenden Flügel hören; plötzlich aber geschah es, daß sein Herz ganz laut klopfte, wie er noch nie verspürt, und war ihm, als müsse das Mädchen das Klopfen hören; da schämte er sich, daß er gelauscht hatte, und wollte leise fortschleichen; aber sie hörte das Geräusch, blickte nach seiner Stelle hin und sah wohl zwar nichts von ihm, aber in dem Gedanken an einen Lauscher zog eine feine Röte

über ihre Stirn, Wangen und Hals, die sich lieblich abzirkelte von dem übrigen Weiß.

Wie es Herrn Heinrich gelungen war, unbemerkt zu entkommen, schritt er weiter, wohin ihn der Steig führte; und allmählich zeigten sich deutlichere Spuren von menschlicher Arbeit, daß man wohl merkte, hier wirtschaften Leute. So kam ihm mit fröhlichem Hüpfen ein weißes Hündchen entgegen, das bellte gar nicht, sondern tat recht zutunlich, und war ein Pudel, der wunderliche und närrische Bewegungen machte, wie wenn er sich freue; und indem Herr Heinrich seinen Hut in der Hand trug, erschnappte das Tierchen den unversehens und trug ihn vor ihm her in gar stolzer Haltung, den buschigen Schwanz und den Kopf mit dem Hut hoch haltend und die Füße zierlich hebend. So ging er vor dem Herrn her, sah sich oftmals um, ob der auch folge, und schien, als wolle er ihn recht einladen zu seiner Herrschaft.

Wie der Steig aus dem Walde herausführte, da war es wie ein schmales und hohes Tor, durch das erblickte man den leuchtenden Himmel oben und unten eine Wiese, auf welcher unzählige Narzissen wuchsen, und war, als sei ein Busch neben dem andern. Kalt und gefühllos erscheint der rotgesäumte Kelch inmitten des weißen Sternes dem Unkundigen; aber es ist, als verhehle sie durch ihre Kälte eine geheime Leidenschaft, welche alles verzehren muß, und deshalb muß sie recht eine Blume der Dichter sein.

Mit zögernder Scheu schritt Herr Heinrich durch diese blühende Ebene, denn es war ihm, als sei hier Heiliges; und auch das Hündlein mit dem Hut im Munde ging gesetzteren Schrittes vor ihm her; wie der Herr aber auf das ehrbare Tierchen blickte, da ward ihm ganz närrisch zumute, als sei er in einem schnurrigen Traum.

Nun erhob sich da am Ende der Wiese, und für den ersten Blick durch uralte und übermäßig hohe Weiden verdeckt, ein altes Schloß. Es war in venetianischer Art gebaut, und spannten sich unten Bogen auf stämmigen Säulen, welche tief in den Erdboden drückten, über denen lastete die schwere Mauer mit spitzen Fensterchen voll schöner durchbrochener Arbeit. Die Mauer war mit allerhand farbigem Gestein verkleidet, grünem, rotem und weißem, und waren die Platten zu gefälligen Figuren geordnet. Vor langen Zeiten schien der edle Bau geschändet durch rohe Hände, und noch sah man über den Fenstern den Ruß der Flamme, die herausgeleckt hatte beim Brande; das Dach war verschwunden, und die Zinne der vorderen Wand hatten außer dem Brand Zerstörung und Zeit mit tiefen Lücken ausgebrochen. Aber nun winkte aus einem Fenster das lichte Grün einer Birke, die ihre schwibben Zweige schien fliegen zu lassen als Banner übermütiger Jugend, Efeu drängte sich dicht nach oben mit einer glänzenden dunklen Farbe, und vom Sims herab hingen bunte Zweige von allerhand lustigen Sträuchern voller Blüten und leuchtender Beeren.

Im mittleren Bogen des Untergeschosses stand ein alter Mann in straffer Haltung, in der bunten Tracht der dalmatinischen Landleute gekleidet, und

hielt spähend die Hand vor die Augen; im breiten Gürtel blitzten ihm das lange Messer und die Pistolen, welche auf dem Festlande die Leute nicht mehr tragen dürfen. Am Ende ging er Herrn Heinrich mit wenigen Schritten entgegen, die scharfen grauen Augen unter den buschigen Wimpern mit fragendem Ausdruck auf ihn gerichtet. Der erklärte ihm und befriedigte ihn bald, daß er ihn zum Folgen einlud. So traten die beiden, und der Hund folgte ihnen getreulich, in den unteren Wohnraum des Schlosses, der war gänzlich erhalten, denn er lag unter steingewölbten Decken, welche durch schwere Pfeiler getragen wurden.

Im Winkel war der Herd, über dem öffnete sich ein großer Rauchfang, mit glänzendem Ruß ausgeziert. Ringsum waren die Wände schwarz vom Rauch undenklicher Jahre; Büschel von Maiskolben hingen an Nägeln, Säcke mit allerhand Früchten lagen und standen zusammen, Tiegel und Pfannen und ein sehr großer Kessel am Kesselhaken waren da, eine lange Bank, gescheuert durch den Gebrauch, und ein Tisch davor, und Gartengerät, auch Pfähle und Strohschütten, und eine sehr große Menge von allerhand sonstigem Zeug mochte man erblicken.

Die Frau des alten Mannes erhob sich vom Herde, wo sie in einem Töpfchen etwas rührte, knixte und wies eine wunderliche Höflichkeit auf, aber da sie nicht italienisch redete, so vermochte Herr Heinrich sie nicht zu verstehen. Der alte Mann wiederholte nur immer, wie sich die Contessina freuen werde, das arme Kind, das keinen Menschen gesehen habe seit ihres Vaters Tode. So setzte sich Herr Heinrich auf die Bank und faltete die Hände auf dem Tisch; und neben ihn setzte sich der Hund, als gehöre er zu ihm; der Alte hatte ein großes Glas roten Weines vor ihn gestellt, stand nun in der Tür, welche aus dem Halbdunkel des Kellers in die Helle führte, und blickte auf den Weg. Da überkam Herrn Heinrich eines jener wunderlichen Gefühle, welche in uns entstehen, wir wissen nicht, woher und zu welchem Ende; denn es war ihm, als sei er hier lange erwartet, und so lange er nicht hier gewesen sei, habe in diesem Hause eine hauptsächliche Person gefehlt, nun aber, da er angekommen, sei alles in Ordnung und habe diejenige Verfassung, welche alle Menschen hier als richtig erkennen und er selber mit ihnen. So war ihm nicht, als sitze er in Fremdem, sondern er lebte im Eigenen.

Über diesem nahte sich die Contessina, und Herr Heinrich sah sie im Rahmen der Tür von weitem, wie sie auf dem Wege einherschritt leichten und stolzen Ganges. Der Alte ging ihr entgegen und erzählte ihr von dem Besuch; da trat sie in das dunkle Gewölbe, ging dem Gast entgegen, und Röte war ihr wieder bis unter die Haarwurzeln gestiegen, denn sie wußte nun, daß sie doch belauscht gewesen von diesem da; aber in ihrem Gange und Schritt war keine Verlegenheit zu spüren. Und später einmal, wie sie schon vertraut miteinander geworden waren, sprach sie ihm von diesen Augenblicken und erzählte, daß sie sich nicht gescheut habe, weil sie wisse, daß sie schön sei.

(Die Fortsetzung folgt)

Die posthume Fontane-Tochter/ von Felix Poppenberg

Im Märkischen Museum muß man an den märkischen Wanderer denken. Dies Haus von Ludwig Hoffmann voll lebendiger Vergangenheit, in dem Altes atmend neu wird, in dem das Klima der Begebenheiten in alle Sinne weht, in dem Steine und Inschriftplatten der Mauerwände reden, hätte Theodor Fontane gefallen. Was er in der Historie suchte, nicht die Eroika, sondern die kleinen Züge, das Gegenständliche der Anekdote, das Sprechende des Hausrats der Zimmerecke und vom Fensterplatz, das findet sich hier, aus wechselnder Zeit wiederkehrend, zusammenhangsvoll zueinander, und stillvergnügt wäre Fontane hier in seinen eigenen Reichen umhergestreift unter den Lebenszeichen der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow, des Regiment Gens d'armes vor dem Sturm, des Prinzen Louis Ferdinand, des vielgeliebten Fürsten Pückler-Muskau und seiner Lieblingsplätze, des Königstädtischen Theaters und des Restaurants Jagor Unter den Linden, nahe dem öden Haus, von dem E. Th. A. Hoffmann erzählt.

Dies Museum, das er nicht mehr erlebt hat, ist die rechte Denkmalsstätte für Fontane. Und tief berührt es, voll einer Nähe, die ein Stein- oder Bronzestandbild nie geben könnte, wenn man nach der Wanderung durch Kapellen, Raubritter-Rüstkammern, Waffenhallen, Rokokogemächer, Innungssäle, Jettchen-Gebertzimmerchen in die stille Stube tritt, die sein Gedächtnis und seinen Wesens Hauch bewahrt.

Das Fenster hell umhangen — man denkt an die ehelichen Geburtstagsverse für Frau Emilie: „ich schenke dir zwanzig Ellen Tüll zu Gardinen für meine Stube" —, an der Wand die Bilder der „Männer und Helden", die er mit so stiebenden, dahersprengenden Versen besungen, und daneben das Bild aus seinen eigenen friedlichen Lehrjahren, die Rosesche Apotheke. Auf der Kommode Reliquien der Tunnelzeit. Und dann an der Hauptwand der große alte Mahagonischreibtisch, gebräunt wie eine Meerschaumpfeife. Auf ihm sieht man unter Glas Manuskripte des Dichters aufgeschlagen: Vor dem Sturm und Stechlin, Großfolio, Konzeptpapier, mit weitläuftig hastig und schräg daher und dahinfahrender Handschrift. Nicht in der sorglichen und bedachtsamen Kalligraphie, jenen liebevoll ausgemalten Kanzleischnörkeln, die sein talent epistolaire so gern in seinen Briefen beschaulich schweifend zog, sondern in bewegtem geistgetriebenem Gedankentempo heruntergestrichen.

Keine glatte Niederschrift fertiger Gebilde, keine ruhevolle Reproduktion einer gefügten Kopfarbeit, sondern auf dem Papier wird modelliert, gebosselt, geschärft, gefeilt. Wirkliche Werkstattzeugnisse sind das, Illustrationen zu den Manuskript-Charakteristiken, die Josef Ettlinger, der feinfühlige Sachwalter, in seiner Vorrede zu dem Nachlaßband des Fontanewerkes gibt.

In diesem Mahagoniearchiv liegen nun auch die gleichfalls dort beschriebenen Mappen, Faszikel und Konvolute, in denen der Dichter als sein eigener Archivar

mit haushälterischer Wirtschaft die Schriftsätze seines geistigen Hab und Guts gesichert und verwahrt.

Dies Inventar gab nach strenger Sichtung den posthumen Band her, der nun in der stattlichen Reihe der Werke, die der Fontanesche Verlag herausgab, als letzter neben dem Stechlin zu stehen kommt, nicht nur ein Anhang, sondern ein volles Buch mit Lyrik, literarischer Kauserie und Erzählung.

Eine echte Fontanegeschichte, von allerpersönlichster Prägung, steht zu Beginn, die Geschichte vom Mädchen-, Ehe- und Witwenstand eines Berliner Kindes, Mathilde Möhring. Wäre diese Geschichte nach vielen Jahren in fremder Umgebung ohne Namen aufgefunden worden, so wäre nach ihrem Stoff, nach der Prägung und Charakteristik, nach Randeinfällen und Beiwerk die Urheberschaft leicht zu erraten gewesen. Es läßt sich aber auch denken, daß Überscharfsinnige den Fontanismus dieser Erzählung so unterstrichen, so bewußt hätten finden können, daß sie die Hypothese einer Stilübung nach berühmtem Muster von einem sehr geschickten Virtuosen aufstellten.

Die Arbeit existiert nur in der ersten Niederschrift von 1891. Bevor sie der Verfasser selbst veröffentlicht hätte, wäre sie wohl noch durch mancherlei Stationen gegangen. Fontane hat in der ihm gemäßen Entwurfsform eines plauderhaft bequemen Feder- und Linienspiels zuerst alle Personen und Situationen mit dem gleichen Gespinst umzogen; wie er im Einfall plätschert, das wirkt, als übertrumpft, als überfontant er sich selber. Im gleichen Buche liest man in einem Aufsatz über Gottfried Keller — der ihm merkwürdigerweise nicht so schmackhaft ist, wie man glauben sollte — den Vorwurf, daß dieser Dichter „die ganze Gotteswelt erbarmungslos seinem Keller-Ton ausliefere". Fontane selbst hat eine solche Auslieferung seiner Menschen an den Fontane-Ton sicher noch viel skrupelloser getrieben. Und in der Mathilde Möhring, die in weiterer Distanz anzusehen ihm nicht mehr möglich war, fällt das nun wie eine Hypertrophie des Fontanismus auf. Das sollte nur konstatiert werden, ich selbst kann nicht einmal sagen, daß es mich stört; ich habe eine Schwäche für den Fontaneton und ziehe einen Portier oder eine Reinemachefrau, die ihm „mit Haut und Haaren ausgeliefert" sind, den phonographisch Echtesten bei weitem vor.

Ich halte es da mit Fontane dem Autor gegen Fontane den Kritiker. Fontane der Autor pflegte, wenn ihm ähnliche Verstöße gegen äußere Wahrscheinlichkeit von „Wohlmeinenden" gemacht wurden, solche Pedanterie sanft ironisch abzulächeln.

In der inneren Führung ist die Geschichte Mathilde Möhrings jedenfalls von zweifelloser Wahrheit und menschlicher Richtigkeit. Sie gehört in das Kapitel der „Bovarysmen" mit ihrem Klima gedrückter Lebenssphäre, aus der ein Menschenkind heraus will, das besser geartet ist oder es ambitiös zum mindesten zu sein glaubt, verwandt der Welt der Manon Poggenpuhl und der Corinna Schmidt. Bei Mathilde, der posthumen Fontanetochter, ist aber das soziale Niveau tiefer. Bei den Poggenpuhls hängen an der Wand die

Offiziersbilder der Familie, „gefallen für das Vaterland", und Corinna Schmidt hat, wenn ihr auch die Schmolken mit dem Wirsingkohl auf den Nerven liegt, doch ihren phantasievollen Professor-Vater mit seinen gut „Fontanisch-Schmidtschen" Einfällen, und wenn sie will — aber sie will nicht — die Gesellschaft seiner Bücher.

Bei Mutter Möhring, der Buchhalterwitwe und Zimmervermieterin, gibt es als Renommierstück nur die Chaiselongue, bei der das täglich drohende Einbrechen der Kute mit Angst und Kummer erwartet wird. Und Mathilde, die Tochter, zehrt davon, daß sie einer — es war merkwürdigerweise auf einer Kegelbahn — ein „Gemmengesicht" genannt hat, Fontane selbst aber gibt weniger galant ihr dünnsträhniges Haar und ihren „Blechblick" preis. Und die eigene Mutter sagt mit einer verzweifelten Schmeichelei: „von der Seite bist du doch beinah hübsch".

Die Möhringwirtschaft mit ihrer Pfennigsorge, ihrem Elendkleinkram, ihrer jammerhaften Spekulation, der weinerlichen Gedrücktheit und Dumpfheit der Alten, der Superklugheit und frostigen Profitrechnerei der Tochter wäre nun stofflich von schwer ertragbarer Unausstehlichkeit, wenn nicht die Fontanesche Beleuchtung und Einstellung diese Menschen und Verhältnisse aus- und einsichtsvoller zur Erscheinung brächte.

Wenn Bang solche Tristitien toten Lebens, träg stumpfen Alltagsseins, zermürbender Kümmerlichkeit verdichtet, so erreicht er die Steigerungswirkung von der Depression zu einer melancholischen Ergriffenheit, die uns selbst aber nicht mehr herniederzieht, dadurch, daß wir gleichsam „von einem anderen Stern" das angstgescheuchte Gewimmel der Geschöpfe zu sehen bekommen, daß sie uns in dieser Distanz wie Marionetten und Schatten eines Schicksalspiels erscheinen, aus dem „Tiefsinn und Trauer" rinnt und das ein Gefühl jener Omarverse an die Gottheit erweckt: „Verzeih den Menschen, wie wir dir verzeihen."

Fontane hält den Leser in viel näherer Distanz, und sein Mittel, daß ihn die Langweiligkeit der Existenzen nicht langweilt, daß ihre Depression ihn nicht mitdeprimiert, besteht in dem vielfältigen, durch wechselnde Situationen herbeigeführten Hin- und Herwenden der Personen. Dadurch kommt der Leser zu einem über den Moment hinausgehenden Durchschauen, zu einem experimentellen Vergnügen am Beobachten ihres Wollen und Handelns, der dazu angewandten Kunstgriffe, und an dem Spiel und Gegenspiel der Partner.

So sieht man nun hier der tragikomischen Strategie der Berliner Kleinbürgerstochter zu, die ihren ganzen Mutterwitz einsetzt — sie ist sehr helle, „paßt schmählich auf", und ein gewisser Herr Ehrenthal sagt später anerkennend von ihr: „sie hat entschieden was von unseren Leuten" —, um ihre bescheidene Fortune zu machen. Sie sucht sie als filia hospitalis im eigenen Revier, verpflichtet und gewinnt sich den bei ihnen wohnenden älteren Juristen, der in dieser Partnerschaft entschieden der schwächere, drillt und drängt ihn ins Examen und in Position und Stellung, bis sie mit ihm Frau Bürgermeisterin in dem kleinen westpreußischen Nest Woldenstein wird.

„Nebenfiguren sind immer das beste", heißt es in einem kleinen Widmungsgedicht Fontanes zur Stine, das gleichfalls in diesem Nachlaßband mitgeteilt wird. Und auch um Mutter und Tochter Möhring spielt eine Staffage liebevoll und behaglich vom Dichter ausgebastelter Exemplare aus dem Tiergarten Gottes, vom Einfall geboren, voll Groteske und Schnurrigkeit: da ist das alte Scheuer- und Reinemacheunsal, die Runtschen mit der schwarzen Klappe vor dem Auge und dem Kiepenhut, eine Nachkommin vom Hoppenmarieken aus „Vor dem Sturm", dann voll Klatschbaserei die Petermännin und die Schmaedicken, die Mathilden eine Ampel schenkt, weil sie sich in der eigenen düsteren Brautnacht so gegraut, als „Schmaedicke wie ein Verbrecher heranschlich", „und war doch so unbescholten, wie nur einer sein kann"; weiter denkt man mit Vergnügen an den „edelen Polen" Rybinski mit seinen Brauten, der, wie ein Verwandter von ihm in den „Poggenpuhls", zum Theater gegangen und der der „geborene Kosinsky" ist.

Und auch in Woldenstein fehlt es von dem alten Grafen an, der seine Jugend im Orpheum verträumte, dem Landrat, der eine frühere Sängerin geheiratet — „wer eine Sängerin heiratet, hat immer ein weiches Herz" — bis zu der Firma Silberstein und Ehrenthal nicht an menschlichen Drolerien.

Und so wird das graue Grundgewebe von den farbigen Fäden Fontaneschen Phantasiewitzes durchschossen und von den krausen Ornamenten launigen Spieltriebs durchrankt, die — wie es sein eigenes Rezept angibt — bei den Molukken und Japanern beginnen und zu Kroll und der Sembrich zurückfinden.

Das dichterisch Wertvollste bringt dann aber der Ausgang mit seinem kühlen Resignationsschein.

Das ist nicht des Buches letzter Schluß, daß Mathilde unter die Haube kommt, sondern daß sie, schnell Witwe geworden, wieder in die alten Verhältnisse zu der Mutter zurückkehrt und daß das Kleine nun wieder anfängt. Doch sie — das wird nicht etwa lehrhaft, sondern ganz leise und diskret zum Ausdruck gebracht — ist eine andere, ist menschlich freier geworden, die enge Spekuliererei der Alten erscheint ihr nun wie ein Zerrbild ihres früheren Wesens. Und statt mit ihr auf den Trümmern zu hocken und zu hadern, setzt sie sich ein kleines Ziel, sie lernt, macht ihr Lehrerinexamen und tut dann ihre Arbeit. Sie ist dabei froher und menschenfreundlicher als früher, da sie noch das Leben überschlau mit Kniffen und Listen erobern wollte.

Man fühlt hier etwas von der Desillusion jener letzten Worte der Wolffen im „Roten Hahn": „Man langt nach was . . ."

Aber hier werden sie nicht verbittert ausgesprochen, sondern von einer, die sich beschieden hat, die, nach der freilich nicht sehr fröhlichen Fontaneschen Weisheit, durch die Resignation erst die gesicherte unanfechtbare Lebensfähigkeit gelernt hat und die jetzt, wie ihr Vater, Herr und Meister, ihren „Pessimismus in Zeisiggrün" kleiden kann.

***

Die Freude/ von Emile Verhaeren

O schöne Tage, früh schon glutgesäumt!
So starken Duft haucht das erwachte Land
Aus heißer Brust, daß, trunken übermannt,
All unser Sein sich auf zur Freude bäumt.

Ihr, meine Augen, laßt euch danken,
Unter der Stirn, die Alter schon umwittert,
Noch hell genug zu sein, das ferne Blinken
Des Lichtes gierig in euch einzutrinken,
Ihr, Hände, daß ihr in die Sonne zittert,
Ihr, Finger, froh, die Früchte zu liebkosen,
Die, goldne Ketten, schwisterlich den Rosen
Von allen Mauern taufeucht niederschwanken!

Dank dir, mein Leib,
Daß du stark geblieben, geschickt und geschwind,
Um dem Ansprung zu trotzen von Welle und Wind
Dank euch, ihr Lungen,
Breitatmende Brust,
Daß ich meerwärts und hoch in der Gipfelkühle
Die Luft, die klar um die Welt sich geschwungen,
Strahlend und stark in mich einquellen fühle!

O du sanfte Schönheit der festlichen Morgen,
Die reinen Rosen, vom Frühtau besprengt,
Die Gärten, in Lichtglanz und Schatten geborgen,
Die Vögel, wie weiße Verkündigungen
Von fernher auf unsere Stunden gesenkt!

Ich liebe euch, glitzernd im Sommerglaste
Ihr Wege, auf denen Sie damals kam,
Mein Schicksal in Händen.
Ich liebe euch, Horste und trübe Moraste,
Und, Erde, dich bis zu den untersten Enden,
Die meine Toten aufnahm.

In allem ist mein Sein, was ringsum bebt;
Ihr Wiesen, Steige, Eschen, die ihr fernher funkelt,
Du klarer Quell, den Schatten selbst nicht dunkelt,
Ihr werdet Ich, seit ich euch voll erlebt.

Unendlich ist mein Sein in euch verlängert,
Was Traum einst schien, schafft nun Erlebnis mir.
Ihr schönen Bäume, die ihr goldgeschwängert
Am Horizonte harrt, mein eigner Stolz seid ihr,
Und wie sich eure Stämme, Ring an Ring, verstärken,
So stählt mein Wille sich in täglich neuen Werken.

Und wenn ihr, Rosen der leuchtenden Gärten,
Mein Antlitz umschmeichelt, so spüre ich Funken
Auf meinen Wangen wie brennenden Kuß.
Alles ist Schönheit, Gewalt und Genuß!
Und so trunken
Fühl' ich mich selber vervielfacht werden
In allem, was flammt und lodert auf Erden,
Daß mein Herz ekstatisch aufschreien muß.

O Schauer und Glut, aufzuckender Schwall,
Als höbe dich eine unfaßbare Schwinge
Aufwärts ins All!
Und fühlst du dich teilhaft der ewigen Dinge,
Dann darfst du in böser Zeit nicht mehr klagen;
Wie gierig die Qual auch in dich einwühlt,
Mußt du dir sagen:
Ich habe in jener letzten Sekunde
Die große, die einzige Freude gefühlt,
Das wunderbare Traumbild war mein,
Mein Herz in das Pulsen der Dinge zu tragen,
Sie ließ mich es ahnen, die eine Stunde,
Gottgleich zu sein.

Autorisierte Nachdichtung von Stefan Zweig.

Chronik/ von Junius

Von den Gemütsausbrüchen, durch die die gute Gesinnung, der vornehme Instinkt, die persönliche Kultur (so sagt man doch?) sich Luft zu machen pflegt, entlädt sich ein gut Teil gegen die Presse und den Journalismus.

Es gilt als ausgemacht, daß in erster Linie die Journalisten zu den plebejischen Elementen gehören, durch die die heutige Welt regiert, um- und ungestaltet wird. Es gilt als erster Schritt zur Betätigung höherer Lebensanschauungen, seinen Haß gegen diese niederziehende Begleiterscheinung der Demokratie laut zu bekunden. Auf eine Analyse dieser chamäleonartigen Begriffe läßt man sich lieber nicht ein. Der Durchschnitt der Kapitalisten, der Akademiker, der höheren Beamten, der Bevorrechteten in Staat und Gesellschaft, derer, die sich zu den produktiven Ständen rechnen, der Gesellschaftsstützen, die der Zufall der Geburt oder die talentvolle technische Beschränktheit rasch in gesicherte Lebensstellungen gebracht hat, wäre solcher Analyse gar nicht fähig; dazu fehlt die gesellschaftswissenschaftliche Bildung, die die armseligen Brocken geschichtlicher Schulbelehrung nicht ersetzen können. Und wo sie nicht am Gängelband der engsten nationalen und persönlichen Interessen ihre Orientierungen über Öffentliches und Allgemeinstes suchen, leben und atmen sie in dieser .. von Presse und Journalismus geschaffenen Atmosphäre. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Woran es liegt, und wie es gekommen ist, daß die Presse unter der dreifachen Diktatur des profitgierigen Kapitalismus, der in den Höhen der Gesellschaft mehr als den Niederungen grassierenden Seuche des Sensationalismus und der Parteien steht und trotzdem herrscht: darüber wüßten die meisten von ihnen nur faselnden Bescheid zu geben. Aber sie affektieren, aus gemeinem Snobismus oder interessierter Voreingenommenheit, den Seelenschmerz der freien Geister, die von der Presse verlangen, was jener Durchschnitt nur in den allerseltensten Fällen selber betätigt: intellektuelle Sauberkeit, geschärftes Verantwortungsgefühl, Sinn für die Nuancen im Werturteil.

Zu jenen feineren Geistern zählen wir in Deutschland von altersher die hervorragenden Universitätslehrer, besonders in den Geisteswissenschaften. Die Art, wie manche von ihnen die Objektivität verstehen, führt zwar nicht selten durch die Steppe der Langeweile, zudem leiden sie oft an abgeschwächtem Lebensgefühl, was wieder ihr Augenmaß für Allzumenschliches fälscht; aber der unbedingte Wille zur Wahrheit, der lebhafte Wunsch nach Objektivität, das Streben, auch auf dem Glatteis des sozialen und geschichtlichen Lebens die Vorurteile zu meiden, waren bisher die eisernen Pfeiler, auf denen ihre Autorität ruht. Wir sahen es gern, wenn Leute, die ihren Geist und Charakter berufsmäßig zu disziplinieren haben, zur Korrektur der öffentlichen Meinung die Stimme erhoben, wir fordern es sogar von jenen, die Geisteswissenschaften

treiben, da diese zum unmittelbaren Leben und seinen Bedürfnissen in direktester Beziehung stehen und die soziale Atmosphäre sollen schaffen helfen. Mir scheint aber die Zeit gekommen, den Journalismus des Katheders auch einer Kontrolle zu unterwerfen, da die gelehrte Anmaßung, mit der er betrieben wird, wohl kaum verhüten wird, daß der Mangel an Sachkenntnis und ... Verantwortungsgefühl an dieser Stelle ganz besonders verderblich wirkt. Ich denke, indem ich dies schreibe, an die Expektorationen eines an sich verdienstvollen Leipziger Historikers über die politische Lage Deutschlands. Sie sind für den Kathederjournalismus typisch. Gesagt wurde, daß Deutschlands Geschicke sich heute in Marokko und Makedonien entscheiden. Gedroht wurde, daß für diese (vermeintlichen) deutschen Lebensinteressen mit Gut und Blut gestritten werden würde. Und der jungen, grünen, erfahrungslosen Zuhörerschaft, die auf die Worte des Magisters schwört, wird eingeredet, der offenbare Versuch der koalierten Mächte (also fast ganz Europas), die Expansion des deutschen Handels an den bezeichneten Orten nach Möglichkeit einzuengen, sei beinahe dem gallischen vor 1870 gleich zu erachten, das Zustandekommen der deutschen Einheit zu hindern. Das mag nur Torheit oder Naivität sein, aber diese Art professoraler Befruchtung des öffentlichen Gewissens häuft sich und nistet sich in den jugendlichen Brauseköpfen von durchschnittlicher Spannweite als ideale Forderung des Patriotismus fest. Wenn der alldeutschen und der von dieser gespeisten Presse, deren maßlos provokatorischer Ton unsere deutsche Politik im Ausland fast schon endgültig in den Verruf der Nimmersattheit und der Bedenkenlosigkeit gebracht und ein schwer auszujätendes Mißtrauen gesät hat, von solcher Seite her Zuwachs erhält, dann ist's in dieser gewitterschwülen politischen Atmosphäre um den letzten Rest von Ruhe geschehen.

Denn jeden Augenblick ziehen neue Gewitter herauf und setzen die ahnungslose Diplomatie in Verwirrung. Sie ist, wie der unschuldigste Laie, von der Gewalt der jungtürkischen Bewegung überrascht worden. Von den mohammedanischen Albanesen abgesehen, galten in dem feindlichen Gebrodel christlicher Nationalitätchen die Balkantürken fast schon als quantité négligeable. Nun hat die einzig respektable Organisation unter ihnen, die Armee, das Säuberungswerk selbst in die Hände genommen und den gekrönten Mörder im Yildiskiosk gezwungen, dem von dem Eunuchengesindel am Bosporus unsäglich verwüsteten Lande eine Verfassung zu geben, wodurch die kleinen Mittelchen der englischen und der russischen Reformvorschläge sich nichts träumen ließen. Es geht nirgends mehr ohne die genaueste Kontrolle der Regenten durch die Regierten. Den europäischen Mächten ist dadurch das Konzept verschoben, die noch nicht getrockneten Vereinbarungen von Mürzsteg und Reval sind so gut wie zerlöchert, die dort verhandelte Liquidation des Türkenreichs aufgehalten. Ob für immer? Jedenfalls wird keine Macht wagen, weder Rußland, noch (das auf dem Balkan das verhältnismäßig ehrlichste Kulturwerk verrichtende) Österreich, den Prozeß der Reorganisation von innen heraus zu

stören. Als gar nicht unwahrscheinliches Zukunftsgebilde erscheint nun ein von Europa politisch unabhängiger, wirtschaftlich aber auf lange Zeit hinaus um so tributpflichtigerer Bund der Balkanstaaten; und ganz sicher ist's mit dem Diplomatenspiel vorüber, diese ökonomisch noch ungemein entwicklungsfähigen Keimstaaten wie Sachobjekte ohne eigenen Willen in politisch hörige Interessensphären einzuteilen. Der Aufmarsch des Heeres hinter dem Balkanliberalismus ist eine sehr deutliche Drohung an die Adresse des europäischen Diplomatenschachers. Ein wahres Glück, daß an ihm Deutschland nicht gar zu stark beteiligt war; die Kulturwerke, die sein Kapital im Türkenreich verrichten hilft, werden unter der gesitteten Herrschaft eines selbständigen Staates am reichsten gedeihen.

Wir können daher ruhigen Gemüts die Verbrüderungsfeste zwischen Russen und Franzosen in Reval vorüberrauschen lassen: die Lösung der orientalischen Frage, die der Exminister Gabriel Hanotaux eine spezifisch russische nannte, liegt aber nicht mehr in der Gewalt von Mächlern, und seien diese so gescheit wie die Herren Isvolsky und Pichon. Was sonst nach menschlicher Voraussicht in Reval verabredet sein mag? Nichts, was uns schrecken mag. Der russische Koloß erholt sich, als Machtorganisation, zusehends von der ostasiatischen Lektion: es ist ja, historisch gesehen, sein Lebensprinzip, sich nach Niederlagen zu konsolidieren. Ja, in dem Maße, als die schwachen Ansätze zu konstitutionellen Zuständen im Innern sich entwicklungsfähig erweisen, belebt sich seine expansive Energie nach Asien hin — zum Mißvergnügen Frankreichs. Das träumt — die offizielle Sprache mag vorlügen, was sie wolle — ganz im geheimen noch immer die Möglichkeit einer Rückkehr zum europäischen Staatensystem von vor vierzig Jahren. Daher sähen französische Politiker eine Konzentration der russischen Streitkräfte lieber am Njemen als am Amur und faseln von einer „Fälschung" dieses Systems durch Marokko und Mukden. Sie begreifen nicht, daß die nächsten hundert Jahre Weltgeschichte durch die vom Kapitalismus erzwungene Industrialisierung jedes bewohnten Fleckchens Erde bestimmt werden wird und keines der kultivierten Völker germanischer, slavischer, romanischer Rasse sich diesem imperialistischen Fatum willkürlich entziehen kann. Wir dürften uns übrigens dieser Systemfälschung schon freuen, wenn nicht grobe Ungeschicklichkeiten und versäumte Gelegenheiten zu beklagen wären und unsere eingeklemmte Lage als europäisches Volk der Mitte uns in diesem imperialistischen Wettkampfe nicht beeinträchtigte. Ob in diesem Wettkampfe England die Rolle des arbiter mundi zufällt, wie der sonst so feingestimmte, aber politisch nicht eben weitsichtige Friedrich Paulsen deutelt, ist heute doch mehr als zweifelhaft. Die letzten zwanzig Jahre seiner Geschichte beweisen das Gegenteil. Es hat weder die industrielle noch die kommerzielle Weltstellung mehr, die zur Zeit Palmerstons und vielleicht noch Disraelis die splendid isolation zur diplomatischen Selbstverständlichkeit, die Ansprüche auf das Weltarbitrium begreiflich machte. Dann entarteten Ansprüche

solcher Art zu Anmaßungen des blödesten Jingoismus, die Politiker sahen die Rivalen wachsen, drohend wachsen, erst die Weltreiche Rußland und Amerika, dann die imponierendste, weil intelligenteste Machtorganisation der Welt, nämlich Deutschland; sie fühlten neue Gewalten sich regen, spürten ihren drohend begehrlichen Atem und begannen langsam, trotz Heer und Flotte, sich mit den neuen Verhältnissen abzufinden und — o stolzes Albion — Anlehnungen zu suchen. Die geschäftige Ententenjagd König Eduards ist ein Resultat dieser Einsicht, der die Ziele altererbter Begehrlichkeiten, wie Marokko und Persien, geopfert werden. Über Systemfälschungen wurde gezetert, auch industriell, als, um 1880 herum, in den Bilanzen die Existenz Deutschlands und der Vereinigten Staaten wahrgenommen wurde; die Literatur jener Jahre ist voll davon. Aber man richtete sich ein, weil man's mußte.

Weltschiedsrichter? Nein; nicht einmal seine Seestellung reicht zu dieser Rolle aus, wird in Zukunft immer weniger dazu ausreichen, da die Schwierigkeiten, für die Rüstungen ohne koloniale Beihilfen die Mittel aufzubringen, täglich wachsen. Die Briten, individuell Menschen von denkbar höchstem Mute, sind als Volk ganz unkriegerisch geworden, der Militarismus ist, seit der Cromwell-Zeit, aus politischen Motiven ein Gegenstand tief eingewurzelter Antipathie; aber auch der Dienst auf der Kriegsmarine büßt seine Anziehungskraft ein. Darum macht auch der Ersatz der Flottenmannschaften immer größere Schwierigkeiten; zudem sinkt die Zuwachsquote der Bevölkerung: die Angelsächsin ist gebärunwillig. Und die Kolonialvölker? Die fühlen sich als unabhängige Staaten; sie sind im Gefühl absoluter Sicherheit erblüht, haben bisher all ihr Sinnen auf wirtschaftliches Emporkommen gerichtet und sind jetzt von der Vorstellung ihrer Entwicklung zum modernen Industriepalast so hypnotisiert, daß sie nicht einmal der Notwendigkeit, ihre kümmerlichen Milizen militär-technisch zu organisieren, die nötige Sorgfalt zuwenden. Bei kriegerischen Verwicklungen, die in dem allbeherrschenden industriellen und kolonialen Expansionstrieb als Keime liegen, also gerade auch von diesen angelsächsischen Töchtervölkern zu fürchten sind, sind sie völlig auf den Schutz durch die Flotten des Mutterinsel angewiesen, ohne für diese wesentliche Geldopfer bringen zu wollen. Dem soll nun die große, von Joseph Chamberlain nicht entfesselte, wohl aber mit höchster Energie vorwärts gepeitschte Bewegung abhelfen, die unter der Flagge des britischen Imperialismus segelt und sich aus Bündeln konstitutioneller und wirtschaftlicher Probleme zusammensetzt. Sie sucht vor allem auch eine einheitliche Organisation der Reichsverteidigung zustande zu bringen. Als deren erste Etappe ist, neben der neuen Gruppierung der Flotten, die Haldanesche Heeresreform anzusehen, — ganz offenbar ein hölzernes Eisen und ganz ungeeignet als Instrument einer aggressiven Weltpolitik und eines etwa angemaßten Weltschiedsrichtertums. Aber kann England, mit den Aufgaben einer Reichskonsolidierung über und über belastet, im Ernst daran denken? hält es den gegenwärtigen Augenblick für dazu geeignet? Ich

bezweifle es und habe mehr Gründe für meine Zweifel, als in einem Rundschauheft Platz fänden. Aber da kommt ein Mann wie Lord Cromer, der geniale Organisator und Modernisator Ägyptens, ein Mann, der sicher weiß, wie weit das Echo seiner Worte reicht, kein Zeitungsschreiber, kein hinterher kluger Geschichtsprofessor oder Bureaudiplomat, — kommt und sagt: wir trieben einem europäischen Konflikt scheinbar doch wohl zu, er sei vor Ablauf vieler Jahre möglich, und es sei nicht unwahrscheinlich, daß England in ihn verwickelt werden kann. Der europäische Konflikt, das heißt: Deutschland. Freilich, Lord Cromers Warnung, an den Rüstungen nicht zu knickern, blieb nicht unerwidert; aber was der temperamentvollste Redner des liberalen Kabinetts, der ebenso schlagfertige wie geschäftskundige Finanzminister Lloyd-George als Ausgeburt des pathologisch entstellten Patriotismus zeichnete, lebt leider nicht nur in der Phantasie von Feuilletonpolitikern, sondern wuchert als idée fixe im Gehirn einer mächtigen und einflußreichen Oberschicht. Er beklagt den Wahnsinn der Rüstungrivalitäten; aber auf der Haager Konferenz war der Abrüstungseifer der englischen (vom liberalen Kabinett entsandten) Vertreter bekanntlich nicht allzu merklich, noch war die Bereitwilligkeit sehr groß, die auf Englands Bedürfnisse geradezu zugeschnittenen Bestimmungen des Seekriegsrechts in der Richtung größerer Billigkeit zu ändern. Lloyd-George spricht für die Masse der Kleinengländer, die zu den sichersten Stützen der liberalen Regierung gehören. Deren Sinnen ist auf Kulturwerke gerichtet; die obligatorische Arbeiterversicherung (ohne Beitragspflicht!), die Verweltlichung der Volksschule, die Errichtung neuer und moderner Universitäten in Irland, die Bekämpfung der Trunksucht sind einige von den Maßregeln, die man ohne Übertreibung Kulturwerke nennen darf. Aber kein Mensch wird sagen dürfen, daß der liberale Grey das Auswärtige in anderem Sinne versieht als der konservative Landsdowne; niemand wird sagen wollen, daß die Maxime, die englische Flotte müsse den zwei nächstgroßen Flotten mindestens gewachsen sein, weniger Drohung erhalte, wenn die Liberalen sie aussprechen und anwenden. Seit Gladstones unvergessener Blamage im Sudan haben sich die Dinge gründlich geändert: der Imperialismus — als Stimmung und Hoffnung, als tiefste Wärmequelle für das angelsächsische Nationalgefühl — ist kein Parteibesitz mehr. Er ist darum nicht direkt aggressiv; aber er ist da. Und darum treibt die imperialistische Furie selbst besonnene Männer dazu, an sich immer kriegsunwilliger werdende Völker zu beunruhigen, wenn sie das Wort ergreifen, sie zu beruhigen. Kalt, ruhig, ohne Begeisterung spricht man das Gräßlichste aus, im Vertrauen darauf, daß die wissenschaftlichere Methode des Mordens den kapitalistisch gefaßten Interessen die Bahn frei machen werde.

Unter solchen Umständen von den großen Demokratien eine Fesselung der Kriegsfurie zu erwarten, setzt immerhin einen starken Optimismus voraus. Amerika? Es entwickelt sich, innerlich ein Kessel mit Kulturwaffen streitender Elemente, zur Kriegsbereitschaft. Die amerikanische Marine wird systematisch

für offensive Zwecke ausgebaut; sie müsse (erklärt eben der das Gewissen und die Vorsehung Amerikas spielende Roosevelt) nicht lediglich für die Küstenverteidigung, sondern für alle Phasen des Seekriegs eingerichtet sein, also auch eine feindliche Flotte aufsuchen und zerstören können. Wir amerikanisieren uns, die Transatlantiker europäisieren sich. Auch darin, daß sie eine Schutzzollmauer gegen neu zuströmende Menschen erheben, die für Abertausende der europäischen und asiatischen Überschußbevölkerung immer höher, immer unübersteiglicher wird. Das Recht, über die Zulassung von Einwanderern nach Gutdünken zu befinden, hat viel mehr als gegen das (durch das Höllentor von Ellis Gate gesiebte) Lumpenproletariat Europas gegen Japan seine Spitze; man rechnet mit der gelben Flut wie mit einem Elementarereignis und beginnt beizeiten schützende Dämme aufzuwerfen. Die gleiche Rassenanimosität gegen japanischen Zuzug herrscht bekanntlich in Australien, das weiß bleiben will, obwohl seine Bevölkerung sich nur spärlich vermehrt, und daher die britisch-japanische Verbrüderung mit Unbehagen vermerkt hat. Die britische Flotte ist fern, ihre Hauptmacht ist in Erwartung eines imaginären Feindes in den Heimatgewässern konzentriert und durch die Schutzaufgabe eines weitversprengten Riesenleibes geschwächt. Amerika aber ist nah, seine Kräfte sind noch unverbraucht, es ist in den Augen der Australier offenbar das Sammelbecken aller arischen Überschußkräfte; sie haben jedenfalls J. V. Jensens Rhapsodien gelesen und betrachten Bruder Jonathan als den providentiellen Schutzpatron der weißen Menschheit auf der westlichen Hemisphäre. Dem Begeisterungstaumel, mit dem die amerikanische Flotte in Australien begrüßt, auch offiziell (vom Bundespräsidenten Deakin) begrüßt wurde, gaben Klänge dieser Art die Farbe; da verraten die sog. Imponderabilien von Gewicht ihr Dasein. Sollte der kultivierten Menschheit beschieden sein, den zoologischen Krieg der mythologischen Urzeit, die Homo homini lupus-Periode noch einmal bei vollem Bewußtsein zu erleben?

Rundschau

Kulturbotschafter

Ein großer (ganz großer) und kluger Zeitungsverleger fragte mich unlängst, wie er es anfangen solle, zuverlässige, flinke, fleißige, gewandt und interessant schreibende Korrespondenten zu finden. Der Nachwuchs sei mäßig, wenigstens in Deutschland. Gebildete Menschen gebe es natürlich in Fülle, aber sie könnten nicht schreiben, nicht flott und elegant das Tagesinteresse kommentieren; Privatdozentennaturen, mit allen Tugenden emsiger Registratoren behaftet, aber von ihrer unproduktiven Gewissenhaftigkeit in die Wüstenei der Langeweile verschleppt. Der geborene Reporter hinwieder, der Depeschenschriftsteller amerikanischen Zuschnitts, sei ohne eigenes Urteil und von plebejischem Geschmack; seine Findigkeit höre auf, wo das Kulturgebiet: Theater, bildende Künste, Musik, schöne Literatur, anfange. Selbst die vorzügliche Bezahlung locke keine Talente herbei. Auf diesem Felde müsse man sich fast immer mit halben oder Viertelleistungen begnügen, so daß schließlich die besten Korrespondenzen meist in den Schreibstuben der Redaktion gemacht würden.

Also sprach der große und kluge Zeitungsverleger.

Darauf ich: Was Euer Liebden suchen, ist, mit einiger Übertreibung gesagt, der Europäer von übermorgen; aber der verreckt lieber an der Landstraße oder verdorrt lieber als Professor an der Staatskrippe, als daß er sich der dreifachen Tyrannei des Zeitungskapitalisten, des Chefredakteurs und des Publikums als Untertan verschreibt. Ihr mutet ihm Aufgaben zu, die ein Kulturmensch von eigenem Kaliber nie ganz erfüllen kann. Einmal soll er täglich, stündlich den Reporterkehricht zusammenfegen und jede Mistpflanze des Großstadtlebens in sein Herbarium legen, soll nächtlich sogar auf der Lauer liegen und inbezug auf Sofortigkeit der Klatsch- und Quatschmeldungen nicht hinter dem flinksten Schmock zurückzubleiben. Und dann soll derselbe Mensch plötzlich die Uniform der intellektuellen Aristokraten anziehen, für das kulturell Bedeutsame, für die Symptome des Zukünftigen im Leben der Nation, bei der er beglaubigt ist, die feinste Zunge besitzen, für die Auslesewerte im Politischen, Künstlerischen, Literarischen das chemische Scheidewasser besitzen. Ihr seid ein wenig anspruchsvoll, Großmächtigster, zumal Ihr fordert, daß diese seltene Einheit von Objektivität und Subjektivität (vulgo: Persönlichkeit) sich für ihr Schauen Eure Begutachtung und Korrektur von Fall zu Fall gefallen lassen müsse . . Daß Ihr ein guter Europäer sein wollt und Euch nach Kulturbotschaftern sehnt, ist lobenswert. Ganz besonders auch aus politischen Gründen. Die offiziell beglaubigten Exzellenzen lassen oft alles zu wünschen übrig, vor allem, neben dem diplomatischen Talent, die zweckentsprechende Vor- und Ausbildung. Ihre Leistungen werden daher nicht selten durch die tüchtiger Journalisten in den Schatten gestellt, deren Informationen sie die heimgebrahteten Weisheiten danken. Wir tappen im Dunklen, sind über die wirklich lebendigen Regungen unter den Nachbar- und Verkehrsvölkern selten gründlich unterrichtet und messen den Informationen

Eurer Korrespondenten, selbst wenn sie richtig und geeignet sind, das dumme offiziöse Scheingerede zu neutralisieren, keine Wichtigkeit bei, — weil sie in der Regel anonyme Menschen sind: ohne Namen von Klang und Gewicht. Darum wäre es dringend erwünscht, wenn Ihr die Jagd nach dem Unmöglichen aufgäbet und außer dem unentbehrlichen Reporter, dem in Simili funkelnden Schmock, Kulturbotschafter zu den fremden Nationen entsendetet, die froh sein würden, neben der goldbetreßten Staatspuppe einen Geist unter sich zu sehen. Macht in der Presse offiziell bekannt — Ihr habt die Macht dazu —, wie er heißt und was er bisher geleistet hat. Zeigt, welchen Wert Ihr den Berichten Eurer Botschafter beimesset, indem Ihr sie in Sperrdruck sprechen lasset. Räumet ihnen die Freiheit ein, zu reden und zu schweigen nach Bedünken; eine ungefähre Gemeinsamkeit der Grundüberzeugungen wird schon da sein müssen; aber sonst leisten solche Menschen ihr Bestes als Freibeuter der öffentlichen Meinung. Nur die Aufrichtigkeit hat den Stil, der überzeugt. Und endlich: Gebt ihnen auch — Ihr habt das Geld dazu — einen anständigen Sold, von 25000 M. etwa aufwärts, damit sie sorgenlos ihre Mission erfüllen und als Gleiche in der besten Gesellschaft verkehren können.

Leute solchen Schlages gibt es schon, sie lechzen nach der freien Luft eines freien Berufes mit selbst gesetzter Verantwortlichkeit; sie haben auch vorübergehend im Zeitungsdienst gestanden. Der Name Karl Hillebrands ist hoffentlich auch manchem deutschen Zeitungsverleger noch im Gedächtnis. Ein abgeschwächter Jakob Burckhardt; jedenfalls ein Kulturmensch, eine Persönlichkeit. Er schrieb deutsch (lest seine Essays!). Kein verwuzeltes Gelehrtendeutsch; kein verwaschenes Journalistendeutsch; kein Talmideutsch mit den säuerlichen Feuilletonrosinen; sondern: Deutsch. Die Berichte, die er von Paris und später von Florenz aus der „Times" sandte, atmen, trotz dem Zwange des fremden Idioms, den im geschichtlichen Leben atmenden Menschen; aber auch den weltmännischen Geist, der die Hautreize der Oberfläche liebt und dem die Kultur mehr ist als die Summe von Archiv und Museum. Zu Männern solchen Schlages hat auch der Intellektuelle Vertrauen; öffnet ihnen Eure Arena, wenn's Euch ernst wird mit dem Anspruch, eine Kulturmacht zu sein. Aber glaubt nicht, Ihr könntet sie Euch dienstbar machen, solange Ihr — wenn auch verschämt — den Neigungen des Lesepöbels dienert oder den Lakaiengeschmack des Durchschnitts respektiert.

S. Saenger

Die „soziale" Frauenbildungsreform

Soziales Gefühl ist ein Hemmungsgefühl. Das merkt man nicht, wenn man es predigt, aber man fühlt es, wenn man es gepredigt bekommt. Allgemein hat man sich daher entschlossen, nicht passiv zu bleiben: man beugt vor und predigt selbst; man übt die schenkende Tugend mit generöser Gebärde und ohne Unkosten. Auf diesem Wege kommen wir wieder zu einer phänomenalen Tugend und um lästigen Ernst herum. Wenn also jetzt, wo soziale Gesinnung de rigueur ist und alles sich soziale Bedeutung zuzuschreiben versteht, die Frauenbildungsreform sich sozial rechtfertigt, wie es jüngst auf dem evangelisch-sozialen Kongreß geschah, so ist das als eine rhetorische Leistung anzusehen und nach den Regeln der Redekunst zu beurteilen. Sie kann ein freundliches Lächeln abnötigen; weiter nichts. Jeder aber, dem die soziale Forderung mehr ist als eine façon de parler und weniger als eine erlösende Idee, der mit ihr vielmehr die Lückenlosigkeit der soziologischen Einsicht verlangt, muß natürlich auch nach den Reden in Dessau die Frage nach den sozialen Wirkungen der Frauenbildungsreform für unbeantwortet halten. Die sozialen Nachteile dieser Reform werden bei solchen Gelegenheiten natürlich nicht erwogen. Der Wert der Höheren Töchterschule wird überhaupt nicht mehr erörtert; sie wird auf Abbruch verkauft. Und sie war doch wirklich eine Schule, eine schola, keine Hetzjagd, ein otium cum dignitate (auf Lutherdeutsch: eine Schaubude). Sie war nicht überlastet: ein unschätzbarer Vorteil für ein Alter, in dem der Leib mit Wachsen beschäftigt ist. Sie ließ Zeit für individuelle Beschäftigung außer der Schule. Sie erschöpfte nicht die Kapazität des Gehirns. Wir blieben deshalb zeitlebens

aufnahmefähiger; wir behielten die schlanke und geschmeidige Energie des Denkens; wir dachten in Resultaten. Von Stoffen wurden die bevorzugt, für die die Jugend einigermaßen komplett ist: Gefühls- und Gemütsstoffe. Das Pensum war klein; wir traten also unbefangener ins Leben, mit weniger Vorurteilen, hatten weniger zu verlernen und umzulernen (der Mann kämpft jahrzehntelang mit seiner Kinderbildung, mit veralteten Einsichten, die herrschten, als seine Lehrer jung waren). Und so klein das Pensum, so sorglos die Methode. Sie war nicht psychologisch, was in der Praxis bedeutet: nicht zudringlich; unsere Lehrer bauten nicht wie die Schweden in unseren Gehirnen. So hatten wir nicht viel gelernt, aber die Lernlust nicht verloren. Wir waren nicht gebildet, aber noch bildungsfähig; unser Gehirn war nicht mit Kruditäten vollgestopft und hatte nicht das trostlose Aussehen eines verkrachten Vororts mit Fluchtlinien, an denen keine Häuser stehen. Wir hatten schließlich uns keine Körperfehler zugezogen, trugen keine Brillen, waren recht frisch, und unser Blut floß leicht. Später, mit 30 Jahren, reif durch Erfahrung und wohlbeschränkt durch die Verantwortlichkeit einer Hausfrau und Mutter, gewannen wir Zeit zur Vertiefung unserer Bildung. Dann fing unser geistiges Leben an (Bildung ist ein Altersideal), und wir waren dann in jedem Betracht Herrin unseres Kreises. Jetzt wird diesem „Unfug" gründlich ein Ende gemacht. Auch unsere Bildung wird ganz in die Zeit verlegt, die zur Bildung am wenigsten geeignet ist. Auch wir sollen auf kindlicher Stufe festgehalten werden. Hofft man so, uns zahm zu machen? Am Ende sind wir Tiere, die Zähmung unfruchtbar macht. Es wird ernst. Die Agitation braucht die alte Ordnung nur an einer Stelle zu durchbrechen, um auf der ganzen Linie zu siegen. In der Bildungsfrage hat sie scheinbar jetzt gesiegt. Die preußische Regierung hat die Zulassung der Frauen zur Immatrikulation und allen Prüfungen an den Universitäten und Technischen Hochschulen verfügt oder in Aussicht gestellt. Die Ablehnung der Anstellung im Staatsdienst kann auch nur provisorisch sein. Auf die Dauer würde sie die Anstürmenden und Erfolg gewöhnten maßlos erbittern. Diese Maßregel geht alle Frauen an. Denn der Eventualität des Frauenstudiums als der anspruchsvollsten muß sich von vornherein alles unterordnen. Die Mädchenbildung muß auf Frauenstudium zugeschnitten werden. Die Verantwortung, diese Eventualität des Studiums abzulehnen, jetzt wo es im Bereich erfolgreicher Möglichkeit liegt, werden Eltern nicht mehr im einzelnen Fall übernehmen wollen. Die Gesamtentscheidung über das Schicksal der Frau ist in eine Reihe Einzelentscheidungen aufgelöst. Da entscheidet, wie man weiß, extreme Vorsicht. Die höhere Töchterschule wird also so gut wie gänzlich verschwinden; sie wird der Vorbereitungsanstalt weichen; wird mit allen diese Mängeln behaftet sein, die jetzt eine stetig wachsende Bewegung dem Gymnasium vorwirft. Als ob sie abschaffbar wären und nicht funktionell zur Berufsvorbereitung gehörten: die Erziehung unter Druck, zur Fron, zur „Willensstärke", zur Pflichttreue, zur Ertragung der Monotonie und interesselosen Arbeit, das Freudlose und Stramm-Summarische dieser Erziehung! Man wird, wenn wir Mädchengymnasien haben, vermutlich den Reformruf „Erziehung zur Weiblichkeit" so stürmisch erklingen hören, wie jetzt den nach „Erziehung zur Mannhaftigkeit". Und ebenso vergebens. Das ist die eine Wirkung der Reform: die Vermannlichung unserer Erziehung. Die andere ist die Förderung der Berufstätigkeit der Frau. Mit 16 Jahren soll die Gabelung, die Entscheidung eintreten; da wird dem jungen Ehrgeiz mit Aussichten gewinkt, deren Wert er nicht übersieht; und die Begabten, Klugen und Gesunden sollen und werden das Studium wählen. Eine schöne Zuchtwahl. Ist die auch sozial gerechtfertigt? Und nun die Gesamtwirkung. Es ist ein Irrtum, daß die Generationsleistung von einem Teil der Frauen getragen werden könne; wenigstens nicht in einem wachsenden Volke. Die Konzeptionsziffer ist jetzt zu hoch und mindert die Qualität. Die Vermehrung der Berufsfrauen wird das Verhältnis noch nachteiliger machen. Die Ehen werden freilich durch Berufstätigkeit nicht verringert werden, aber das, was die Berufsehe stört, wird in ihnen verringert werden. Und das ist wieder nicht so schlimm in der direkten Wirkung als in der Übertra-

gung von Gewohnheiten. Die kinderlose Doppelberufsehe fordert, schon weil sie äußerlich glänzender sein wird, zur Konkurrenz und Nachahmung auf. Sie kultiviert sich und wirkt vorbildlich. Das Einküchenhaus läßt sich auch proletarisieren. Eine Steigerung der Wirtschaft wird ja also zunächst eintreten, aber auf Kosten der Zukunft. So ist das Ganze eine verhängnisvolle Ausnutzung weiblicher Kräfte, ein Entgegenkommen an die Raubbautendenz der Zeit; im Jargon des „sozialen Gefühls" gesprochen: Entfaltung der Kräfte des Weibes durch Bildung. Solche Konsequenzenreihen lassen sich noch mehrere aufstellen. Es gibt eine typische Antwort darauf: Mon Dieu! Wir wollen ja bloß, und wir beanspruchen ja nur, und wir betrachten ja überhaupt unsere Sache nur als quaestio domestica. Diese Bescheidenheit ist ja gerade die Ablehnung der sozialen Gewissenhaftigkeit. Die Realität aber ist gewissenhafter und vergißt durchaus nicht, die sozialen Konsequenzen zu ziehen. Eine zweite typische Antwort auf Einwände unserer Art ist: Ich sage nicht: entweder — oder, sondern: sowohl — als auch. So präzisierte Harnack auf dem Kongreß. Sowohl — als auch herrscht im Reich der Wünsche; entweder — oder im Reich der wirklichen Kräfte. Die Übertragung ist fast immer schädlich; aber es gibt Menschen, die nicht davon lassen können. Leute von dieser Fatalität haben sonderbare Erfolge: wo sie zerstören, folgt man ihnen; wo sie positiv sind, bezwingen sie nicht. Sie reißen ein und finden für sich persönliche Hemmungen, einzuhalten; diese Hemmungen zu übertragen, liegt nicht in ihrer Macht. So täuschen sie sich stets über die Konsequenz ihres Tuns. Denn sie sind wohlwollend und vertrauen auf — auf —? Oder sind sie doch nicht so zuversichtlich? Es scheint fast, als ob man insgeheim nicht allzu sicher auf günstige soziale Wirkungen hoffte. Man bietet Kompensationen. Man will sozialen Unterricht in die verbesserte Mädchenschule einführen. Das ist reizend. Die Fähigkeit, die sozialen Wirkungen einer Maßnahme zu berechnen, hat man nicht, die Soziologie kämpft in den Anfängen, aber Kindern hofft man sie beizubringen. Vielleicht lehrt man auf Mädchengymnasien, daß die Mädchenschulreform sozial schädlich war. Zur Kompensation! Das wäre billig.

Lucia Dora Frost

Von der Selbstüberschätzung

An bekannte Persönlichkeiten der Literatur, wichtige Zeitungen und Monatsblätter wurde jüngst ein offener Brief versandt, in dem ein verkanntes Genie auf sich aufmerksam macht. Es war nicht ganz leicht, durch Form und Inhalt des seltsamen Schreibens hindurch zu erkennen, daß hier der Fall anders lag als bei ähnlichen und ähnlich törichten Unternehmungen. Ein junger Kaufmann, der vorher auf dem Lehrerseminar war, glaubt in sich die größte dichterische Begabung der Zeit entdeckt zu haben, und verkündet das. Er nennt sich den synthetischen, den universalen Dichter, das „nackte Genie ohne Entwickelung" und beansprucht, als der kommende Mann anerkannt und unterstützt zu werden, damit er das noch nie Dagewesene (was vor ihm noch kein Dichter konzipieren „konnte"!) zu schaffen vermöge. Denn noch nie „traf Dichter und Schicksal so mit seiner Zeit zusammen". Irgendein Versuch, das zu fördernde Genie zu erweisen, wird nicht unternommen, nur beiläufig auf ein Drama hingewiesen, das ein mitgeteilter ablehnender Verlagsbrief als eine starke Talentprobe bezeichnet. Der ganze, von gewissen Selbstverkündungen Nietzsches beeinflußte Ton des Briefes weist vielmehr jeden Versuch, das ungeheure Zeitgenie, das sich hier bekannt gibt, zu diskutieren oder irgendeinem Urteil zu unterwerfen, weit von sich. Und ist doch — gerade auch hierin! — nicht durchaus unsympatisch, zeigt einen armen, gehetzten Menschen, der sich maßlos übersteigert, in dem man eine Tragödie ahnt. —

Das Problem der Selbstüberschätzung taucht dabei so energisch empor, daß es umrissen werden muß. Es ist zweifellos, daß die jugendliche Selbstüberschätzung (die nicht notwendig krankhaft ist wie die späte oft!) nicht auf einem irgendwie sachlichen Vergleichen eigener und fremder Leistung, das zugunsten der eigenen ausfiele, zustande kommt. Sie entsteht vielmehr aus dem Nichtvorhandensein einer eigenen

Leistung und der darin begründeten Unfähigkeit, irgendeine fremde Leistung zu würdigen, ihre Fülle zu ahnen, oder überhaupt nur sie kennen zu lernen; verbunden mit dem jugendlichen Drang- und Kraftgefühl, das alles leicht sieht, alles überspringt, und sich, als innere Schöpfung, zu verdanken glaubt, was nur die Öffnung seiner Sinne ist, in welche um diese Entwickelungsjahre die Fülle der Welt einflutet. Es ist eine Gefühlsverwechselung des Ichs mit der Welt. Es gibt dann für das durch solchen Verwechselungsrausch urteilslos gemachte Subjekt (so urteilslos wie ein Schwarmkäfer in mondabendlichen Brunststunden!) schlechthin keinen Zweifel an der objektiven Richtigkeit seiner, aus so starken und gewaltigen Empfindungen geborenen Überzeugung. Erst, wer die Unverläßlichkeit der Empfindung langsam bis zum Sichnichtmehrtäuschenlassen erfahren hat, vermag eine dunkel aufdämmernde fremde und ihm nicht erkennbare Objektivität hinter seinem taumelnden Gefühl in Umrissen und Massen zu ahnen.

In der Selbstüberschätzung, die sich aus Wertvollem und Wertlosem mischt, liegt der Keim zu einer Tragödie. Nicht, wenn der sich selbst Überschätzende in dieser unwiderlegten Exaltation zugrunde geht; vielmehr, wenn Raum wird, in dem er sich sammeln, in dem er seine Träume materialisieren, seine Empfindung in Gestaltung umsetzen muß, in dem ihm zu lernen aufgegeben wird: wie die Empfindung, von Hindernissen ringsum bedrängt und durch keine Frage nach dem Maß ihres Seins beirrt, sich unbedingt vertraut und über dem Betrachten äußerer, schließlich überwindbarer Hemmungen nicht die in ihrer tiefen Wesenlosigkeit liegenden unüberwindbaren ahnt. Wie sie die ungeheure Wirklichkeit in sich nur raumlos spiegelt. Wie sie dem Sturmwind gleich, der über Gebirge und Wälder, Ströme, Meer, um Städte und Schlösser braust, alles zu umgreifen scheint, so lange sie nicht zu rasten braucht, sondern ruhelos weiterschweifen darf über das Unzählbare: und wie sie leer steht gleich ruhender Luft, die kein welkes Blatt zu tragen vermag, wenn die Zeit kommt, da die Gejagte gebären soll, was sie nie in sich empfangen hatte, sondern nur überflog. Wie dann erst in langsamem Reifen der Schaffensvorgang beginnt, die Empfindung aus Allträumen in die enge Umgebung eines Menschlichen herabsinken und noch dankbar und zufrieden sein muß, wenn sie nur ein Teilchen von dem als Wirkliches, Seiendes schuf, was sie in sich zu tragen wähnte, als sie noch Sturm war. Das Schicksal auch der Größten. Auch für sie Tragödie: denn was ist das Endliche, das sie schließlich errangen, gegen das Unendliche, das sie schon zu halten glaubten? Und dies ist noch das beste Schicksal, das unwahrscheinlichste, das der titanenhaften Selbstübersteigerung bevorsteht! Das wahrscheinlichste ist: daß sie dann zusammenfällt und geburtlos vergeht als ein täuschungs- und enttäuschungsvoller Rausch.

Wilhelm von Scholz

Walter Rathenaus Reflexionen

Walter Rathenaus „Reflexionen" (Salomon Hirzel, Leipzig, 1908) haben einen augenblicklichen Erfolg gehabt. Diese Augenblicklichkeit bedaure ich um des Wertes dieser Reflexionen willen. Herr Rathenau ist viel zu klug, um nicht zu wissen, welchen Umständen diese Augenblicklichkeit zu danken ist, und wünschte sich gewiß Leser, die weniger um seine Person und die ihr angedichteten Zukünfte, dagegen mehr . . . viel mehr um die Bedingungen wissen, die einem Aphorismus Dauer, Fernewirkung, Leben sichern; die mit einem Goldhämmerchen eigener Art die Gedanken zu auskultieren gewohnt sind und deren Horcherohre kein verdächtiges Rascheln zu entgehen pflegt. An dieser Leserschaft ist zunächst seine Laufbahn schuld. Sie vollzog sich bisher im vollen Sonnenlicht des Glückes und des scheinbar reibungslosen Gelingens; und noch ehe die Scheitelhöhe der Lebensbahn erreicht ist, öffnen sich seinem Ehrgeiz Perspektiven, wie sie sich dem vom allerstärksten Talent bewegten Gehirn selbst nach langen Jahren mühseligsten Kampfes nur selten auftun. Damit ist als Leserschaft von selbst jene interessante Mischung von Gaffern, läßlichen Neugierigen und schnell zupackenden Beurteilern gegeben, die auf den Höhen der Gesellschaft das Publikum bildet. In die Hände dieses klatsch- und naschsüchtigen

Publikums, das bei allem Bildungsinteresse doch abseits vom Ideenland lebt, sind nun auch Herrn Rathenaus Reflexionen geraten. Es stöbert in ihnen herum, plündert diese oder jene Bemerkung des geistreichen Mannes, die sich rasch und ohne Beschwer kolportieren läßt, und freut sich auch, sagen zu dürfen, bei der Geburt der soundsovielten Reflexion sei man anwesend gewesen. Ich wünsche Herrn Rathenaus Buch noch andere Leser: Leser mit dem Goldhämmerchen.

Diese nämlich werden sofort erkennen und anerkennen, daß in Rathenau der Drang unwiderstehlich ist, das Leben in einem Netz von Reflexionen einzufangen, diese Reflexionen begrifflich und sprachlich von allem Zufälligen des anregenden Erlebnisses zu säubern und so vorzutragen, wie die behandelten Dinge sich mitteilen würden, wenn sie Begriff und Wort werden könnten. Was Rathenau schreibt, ist also kein Nebenprodukt sonstiger wichtigerer Tätigkeiten. Das nehmen seine früheren Direktorialkollegen von der AEG und der Berliner Handelsgesellschaft mitsamt ihrem gesellschaftlichen Hinterland wohl sicher an, weil ihre Tätigkeit ihnen verbietet, an den Ansichwert von uninteressiertem Schreibwerk zu glauben. Ich aber kehre das Verhältnis um und sage: Rathenaus frühere Tätigkeiten sind die Begleiterscheinungen einer Natur, die geboren ist, den Weltstoff als Betrachter und Genießer zu erleben und dieses sich ewig erneuernde, ergänzende, berichtigende, bereichernde, umschmelzende Erlebnis als Idee zu organisieren. Der Umkreis seiner Interessen, die Fundamente seiner Bildung, vor allem aber der Stil Rathenaus gibt mir zu dieser Charakterisierung ein Recht. Hätte er sich nur über die Psychologie des Geschäftsmannes, die Physiologie des Geschäfts, über die Probleme der moralischen und sozialen Praxis vernehmen lassen, so könnte man noch immer im Zweifel sein, ob nicht ein sehr gebildeter und ungemein kluger Praktikus spräche; denn was zuweilen Männer dieses Kreises an Welterfahrung und Menschenkenntnis besitzen, verdichtet sich ja oft zu köstlichen Reflexionen, die die Atmosphäre um sie herum bereichert und erhöht. Aber der Reflexionstrieb Rathenaus macht hier nicht Halt; er schweift auf das Kunst- und Literaturgebiet über, er senkt sich in den schlüpfrigen Boden des moralischen Bewußtseins, um letzte Orientierungen und Klassifizierungen zu finden, er rückt sogar den metaphysischen Grundfragen auf den Leib. Und wenn die Reflexionen auch nicht überall von gleichem Werte sind und an einzelnen Stellen das summarische Verfahren etwas nach Dilettantismus schmeckt, in zwei Zeilen im Sakralstil Lösungen anzubieten, wo dem mächtigen Denkergehirn eines Leibniz oder Kant in dicken Folianten nur die Umschreibung des Problems gelungen ist: so regt sich doch überall der Reflexionstrieb mit gleicher Stärke und findet oft für originale Betrachtung und starkes Empfinden den kristallklaren Ausdruck.

Klarheit und Einfachheit, Belebtheit ohne Pointierungssucht, Originalität ohne Paradoxosophie sind die rühmenswerten Kennzeichen des Stils. Das Aphoristische des Ausdrucks ist nicht etwa Folge aphoristischen oder asthmatischen Denkens, sondern des Bedürfnisses, was in jahrelangem Wachstum an Ideen und Gesamtübersichten (vues d'ensemble) sich in diesem assoziationsreichen Gehirn gebildet hat, in letzten Formeln für sich zu registrieren; und weil diese Reflexionen als Niederschlag reichen Erlebens wie zum eigenen Gebrauch niedergeschrieben wurden, durfte auch der stützende Apparat erlesener und assimilierter Gedanken und Meinungen wegfallen. Der Stil Rathenaus ist ganz frei von eigenwilligen, konstruierten Eigenheiten und doch von Farblosigkeit sehr fern; er ist objektiv, insofern gleich die erste Zeile verrät, daß das Sachinteresse das Formale an Intensität übertrifft, und doch persönlich, insofern die Worte sich ästhetisch runden und eine milde Farbigkeit den Vortrag würzt. Dieser Stil hat alle die guten Manieren der geschäftlichen Sachlichkeit, aber auch der vornehmen Gesellschaft, in der die Weitschweifigkeit, weil lästig, verpönt ist; glücklicherweise fehlt ihm die gelassene Kühlheit des fürnehmen Tones. Ein leiser archaistischer Anhauch steht ihm gut; Goethe und Schopenhauer sind dem Weltbetrachter noch immer annehmbare Vorbilder.

Im Gegensatz zu der geschwätzigen Ohnmacht, die Bände braucht, um das Unwesentliche unerträglich breit zu erörtern, spricht der geborene Aphoristiker wenig ... aus Reichtum; und dieser Reichtum wird durch einige Grundorientierungen zusammengehalten, die für die Wert-

urteile das Rückgrat hergeben. Zu jenen gehört die in allen Verkleidungen, das heißt in allen Rubriken (Ethik, Ästhetik, Wirtschaft) wiederkehrende Unterscheidung der Völker in Mutvölker und Furchtvölker, der Kulturen in solche blonder Herrenrassen und schwarzer Sklavenrassen. Man wird an Nietzsche erinnert, zuweilen auch an die falsche Wissenschaft des ehrlichen aber geräuschvoll beredten Germanenapostels Houston Stewart Chamberlain, wie überhaupt, was die Substanz der Grundgedanken betrifft, die Anlehnungen und Entlehnungen mit Händen zu greifen sind; doch verfügt jedes Kapitel über eine Fülle prachtvoller Aussprüche, die ihre eigene Heimat haben. Charakteristisch für Rathenau ist die liebevolle Analyse des okzidentalen Wesens und die Entschiedenheit, mit der auf der ganzen Linie menschlicher Produktivität das Orientalische als jenem ungeordnet gezeichnet wird: solche Liebe ist aus der Sehnsucht nach dem Komplementären des eigenen Wesens geboren. Ich persönlich finde viele Beurteilungen, die dieser Vorliebe entsprossen sind, geschichtlich und völkerpsychologisch wohl begründet und jedenfalls geeignet, mannhafte Vorstellungen eines höherwertigen Typus Mensch wachzuhalten.

Den leisen Hang zu konservativen Vorbehalten im Politischen und Sozialen wird man mit diesen Vorlieben in Zusammenhang bringen wollen, und es ist immerhin möglich, daß solche Zusammenhänge bestehen. Mir scheint Rathenaus Konservatismus auf dem Umwege der Reflexion gewonnen, erscheint sein aristokratisches Distanzgefühl vielmehr ein Verstandesprodukt als die natürliche Forderung seines Blutes oder gar der Traditionen, unter deren Schatten sein Bewußtsein emporgewachsen ist. Aber wie dem sei, es liegt wie eine leise Müdigkeit über dem Sprecher, sein Wille zur Tat scheint abgestumpft, das chaotisch Unruhige der Ringenden und Kämpfenden scheint für diesen Mann früher Erfolge einen ästhetischen Makel zu haben. Er zieht offenbar die Ruhe der Bewegung, das Vollbrachte dem stürmischen Werdeprozeß, den Genuß des Besitzes den Evolutionen und Revolutionen des Verlangens vor: an dem Kulturprozeß stören ihn merkwürdigerweise ... die Zwecke, die ihn vorwärts und unerbittlich vorwärtstreiben. Zweckmenschen seien Zwergmenschen: das klingt gar artig und weist, Vertrauen erweckend, in idealistische Gegenden; auch wittere ich mit Behagen den deutlichen Geheimsinn von Rathenaus Gleichsetzung von Zweckmenschen und Furchtmenschen. Aber ist Rathenau nie durch den Gedanken beunruhigt worden, daß gerade in der germanischen Seele, gerade unter den Rassen, die die Heilsamkeit der „Nordifikation" durchgemacht haben, die Spannung des Zweckwillens am stärksten ist? Eine ganz unzulängliche Analyse des Zweckbegriffs hat den sonst so klugen Kopf hier irregeleitet; von einer Skala der Zwecke, die mit der Skala der Werte fast identisch ist, weiß das Buch nichts; vielleicht ist schuld daran der Umstand, daß er durch seine frühere berufliche Tätigkeit vielfach mit der Welt ausschließlich materiell gefärbter Zwecke in Berührung kam; darum mußte die Analyse des Zweckbegriffs allzu eng ausfallen. Vielleicht; ich will mir ja nur die Herkunft des falsch begründeten Aristokratismus erklären, die sich um Rathenaus Modernität schlingt. Denn diese Modernität ist ja und bleibt ja das beste an seinen Reflexionen; und gerade sie rühme ich an ihnen, obwohl ich weiß, daß sie in den Kreisen einer gewissen Vornehmheit nicht Mode ist.

S. Saenger

Ein Kollegienheft*

Das gelehrte Handwerk ist in seiner alten beweglichen Unbeweglichkeit, die meisten hören da auf, wo sie anfangen sollten —" das schrieb Achim von Arnim an Goethe vor mehr als hundert Jahren. Die Klage ist seitdem noch oft erhoben worden; und es ist natürlich, daß sie an Erbitterung in dem Maße zugenommen hat, als die Geisteswissenschaften, durch das Beispiel der Naturerkenntnis mitgerissen, im Wetteifer mit ihr, in der Furcht vor Beschämung durch sie und schließlich von demselben Respekt vor Tatsachen ergriffen wie sie, ihre mit der zunehmenden Vereinzelung zunehmende Exaktheit genießen lernten und, wie es der Talmud nennt, einen Zaun um die Lehre machten. Dieser Zaun hat eine Tür, und diese Tür ein Geheimschloß: man kann es nicht von

* Die Wissenschaft des nicht Wissenswerten. Ein Kollegienheft von Ludwig Hatvany. Leipzig 1908, bei Julius Zeitler.

außen, wohl aber von innen öffnen; und zuweilen kommen die wilden Männer mit Keulen heraus, reden auf uns ein, erziehen uns, schelten, strafen und bedrängen uns, daß wir vor Verlegenheit nicht wüßten, wohin, wenn nicht unerwarteterweise einer von ihnen blinzelte, uns beiseite winkte und verriete, daß die Keulen leer und von Pappe seien. Willkommener Verräter!

Dâ von huop sich der meiste strît,
singt Walther von der Vogelweide,
der ê was oder iemer sît,
dô sich begunden zweien
die pfaffen unde leien.

Nun aber die Laien ihre Kraft verloren haben, kann uns nur immer der abtrünnige Pfaff aus der Not helfen. Als ein solcher Abtrünniger stellt sich mit seinem Erstlingsbuch ein junger Verfasser, Ludwig Hatwany, vor und plaudert aus der Schule der klassischen Philologie. Es gibt ein Sprichwort von dem schlechten Vogel, der sein Nest beschmutze; ein dummes Sprichwort. Wer soll sich auflehnen, wenn nicht der, den es unmittelbar angeht? wen revoltiert der Mißbrauch in einer Kirche eher als den Gläubigen? Hier war ein junger Mensch, den nicht die dumpfe Wahllosigkeit des bürgerlichen Karrièremachers zu einer Wissenschaft trieb, sondern die Liebe; und diese selbe Liebe trieb ihn wieder heraus. Denke man sich ihn voll Erwartung, voll der Begier des Jünglings, aus den noch zuweilen den Schlaf verstörenden Staubängsten der Schule in die Lebensfluten der Poesie mittenhinein zu stürzen, denke man ihn zu Füßen des Lehrers niedersitzen und der Liebeslieder Catulls gewärtig: Passer, deliciae meae puellae. Er schlägt sein sauberes Kollegienheft auf und beginnt zu schreiben: „Der Professor spricht vor allem darüber, daß der Sperling bei den Römern kein so verachteter Vogel war, wie bei uns. Diese Behauptung bekräftigt er mit der 5. Zeile der IV. Szene des 5. Aktes von Plautus Captivi. Er liest uns auch die 64. Seite aus Huschkes Anal. Lit. vor, worin der Autor auf Grund verschiedener Stellen darzutun sucht, daß der Ausdruck passer Sperling bei den römischen Liebespaaren ein oft gebrauchter Kosename war." So geht es weiter. „Besonders auffallend ist der relativische Gebrauch des Pronomens in der zweiten Zeile. Siehe hierüber Kühners Grammatik S. 399, Neues Grammatik vol. II, S. 231." Das ist zuviel, und seine Geduld explodiert. Passer, deliciae meae puellae, quicum ludere, quem in sinu tenere — Sein Gedanke spielt um den Busen einer schönen Römerin, und er soll in Kühners, in Neues Grammatik über den relativischen Gebrauch des Pronomens nachlesen. Catull stört ihn im Catullkolleg, und sein Heft nimmt statt der Worte des Lehrers allerhand frondierende Allotria auf; denn die lächerliche Unvereinbarkeit eines Gegenstandes und seiner Behandlung war nicht ein Zufall der ersten Stunde, sie wiederholt sich auch nicht etwa dann und wann, sondern sie bleibt das Beständige im Wechsel der Themen, die Idee des akademischen Unterrichts in allen seinen Erscheinungen. In Platos Protagoras „langen Sokrates und sein Genosse vor dem Hause, wo der berühmte Sophist Protagoras abgestiegen ist, an. Wie sie an das Tor pochen, schreit der Torhüter: „Schon wieder Sophisten! Der Herr hat keine Zeit!" und schlägt die Türe zu, ohne sich auf weiteres einzulassen. „. . . Wie Sie sehen, meine Herren, schlug der Portier das Tor zu. An dieser Stelle taucht unwillkürlich die Frage vor einem auf, wie dieses Tor konstruiert war, und das noch unaufgeklärte wichtige Problem des antiken Türschlosses.""

Unwillkürlich tauchte diese Frage und dieses Problem vor dem gelehrten Herrn, bei dieser Gelegenheit, auf. Wir erschrecken; wir kommen uns wie der Reiter über den Bodensee vor, da es uns überfällt, an wievielen Fragen und Problemen wir vorbeigeritten sein mögen, wenn wir je auf der letzten Seite eines platonischen Dialoges anlangten. Aber Hatwany, er sei bedankt dafür, richtet uns wieder auf. Auf S. 28 seines Buches stellt er unumstößliche, objektive Ergebnisse der Homerforschung nebeneinander: „Homer hat gelebt! Homer hat nie gelebt! Homer war blind! Homer war sehend! Die Homerischen Epen sind nur verschmolzene Rhapsodengesänge. Diese Verschmelzung hat ein Mann namens Homer vorgenommen. Homer ist kein Eigenname und da ὁμαίρομαι sammeln heißt, kennzeichnet es nur die Sammeltätigkeit irgend eines Rhapsoden. Zwischen ὁμαίρομαι und Homeros kann nach der Lautlehre kein Zu-

sammenhang sein — —" und so geht es eine ganze große gedruckte Seite fort, immer entschiedener, immer kühner, immer spezieller, und immer im gleichen verwirrenden Wechsel von Spruch und Widerspruch. Die Bücher, die alles das beweisen, und noch viele, viele dazu stehen in der Bibliothek des Seminars; es fehlen darin, wie Hatvany versichert, die Rede Nietzsches über Homer und Hermann Grimms Werk über die Ilias, — wie Luther in der Walhalla.

Wie oft zagten wir, vor unausrottbarer Scheu, wenn wir zwischen unsern vier Wänden zu einem Urteil in diesen Dingen aufgereizt wurden; es war uns zumute, als sollten wir uns in die Löwengrube wagen. Und siehe da! wir bleiben unversehrt, die Bestien fressen sich bis auf die Schwanzquasten selber auf; oder um es mit einem angemesseneren Beispiel zu sagen: die aus der Drachensaat entsprossenen Riesen töten sich gegenseitig, bis auf fünf, und mit diesen Fünf baut Kadmos Theben.

Nietzsche und Grimm, Jakob Burckhardt und Taine und Walter Pater, — die orthodoxe Philologie will von ihnen nichts wissen. Und gegen diesen Hochmut seiner Wissenschaft wendet sich Hatvany noch mehr als gegen die Kleinlichkeit, die Pedanterie und Prosa ihres Betriebs. Jene Fünf, und noch einige mehr, sind dem wahren Gelehrten verdächtig und zuwider; sie tun den gefährlichen Schritt der Synthese, und er liebt die Arbeit und den Frieden; sie haben es auf das Individuum abgesehen, das aber ist das Irrationelle, und er hält sich im Rationellen, in Zahl und Maßstab, Ordnung und Bezug; sie sind Künstler, er aber nimmt den Künstler nur als Objekt an und verwirft ihn als Subjekt; sie suchen die Wahrheit, er das Spiel. Er stellt die Antike unter die Akten, er setzt sie bei.

Aber indem wir diese unsere Grundanschauung von einem Kenner der Verhältnisse bestätigt finden, fühlen wir uns frei auch von ihm, frei von seinem Ressentiment und seiner Negation. Wenn ich mich durch des Professors Zielinski Buch „Die Antike und wir" keineswegs einfangen lasse, so bin ich ihm doch unendlich dankbar dafür, daß er mich auf einen Zug wie diesen aufmerksam macht: Homer bepflanzt den Eingang zum Schattenreich mit „Pappeln und Weiden, die ihre Früchte verlieren", das heißt, mit Bäumen aus der Klasse der Zweihäusigen, die, wenn durch Zufall nur Exemplare des einen Geschlechts sich zusammengefunden haben, nicht befruchtet werden können; während ein moderner Dichter von Rang, Puschkin, in einem übrigens schönen Gedicht die Fichte — den einhäusigen Baum, wohlgemerkt, der also immer zur Hochzeit bereit ist — einen Hagestolz nennt. Und wenn Wilamowitz die Stelle im Homer, wo dem Sänger Phemios die Leier durch einen Knaben gereicht wird, als die Interpolation eines Umarbeiters erklärt, der gedankenlos den Zug, daß in einem der ältesten, echten Gesänge, dem blinden Sänger Demodokos die Leier in die Hand gegeben werden muß, adaptiert habe — so lerne ich von ihm, mag er recht haben oder nicht, etwas von der künstlerischen Krystallisation. Das Moralische soll man leisten, wenn man's kann; es zu verlangen, bleibt immer mißlich. Darf ich den gelehrten Maulwurf der Unbescheidenheit zeihen? Der König und der Künstler haben es leicht, bescheiden zu sein; sie leben in der Totalität der Dinge. Aber je fragmentarischer eine Tätigkeit ist, um so viel höhere Moral fordert man von ihr, indem man von ihr Bescheidenheit fordert. Es ist sehr natürlich, daß ein Schalterbeamter den Primat vor dem Publikum behauptet; das rettet ihm seine Persönlichkeit; wollten wir's anders, so hieße das, einen Anspruch von Kantischer Strenge an ihn stellen.

Ich nannte Spiel das Wesentliche des Gelehrten; ich wollte damit nichts Tadelndes sagen. Das Schiff des Grafen Zeppelin wurde nur dadurch möglich, daß der Sportbetrieb des Automobils die Motoren zur Vollkommenheit hinauftrieb. Alle Spielenden sagen, aber sie glauben es nicht, und es ist doch die Wahrheit: pro patria est, dum ludere videmur. Sie sagen es, um auch vor dem Arbeitsgriesgram mit Ehren zu bestehen; sie glauben es nicht, denn das hieße ihrer freien Lust den rechten Flügel lähmen. Nun das Schiff sich erprobt, da stellt sich heraus, daß die Automobilmotoren nicht das Beste für den Zweck leisten, dem sie selbst ins Leben geholfen haben; man wird, dem neuen Zweck zugekehrt, bessere machen lernen.

Und so kommt denn alles darauf an, ob das Spiel der Gelehrsamkeit den immer wieder neuen Menschen nutz- und fruchtbar gemacht werden kann. Der Popularisierer vermag es nicht, das wissen wir. Hatwany meint, ein neuer Typus werde es zu leisten haben; er nennt ihn den Ästheten, nicht den gewöhnlich unter dem Wort verstandenen unnützen Gesellen, sondern einen „Freund der Leidenschaft und der Talente", den „überall heimischen Erkenner der Ewig-Talentvollen, des Ewig-Schöpferischen —" Aber so viele und feine Worte er für ihn findet, wenn er dabei nicht, wie leicht zu erraten, von seinem eigenen heimlichen Wunsch und Ziel spräche, so wäre die Ironie vollkommen, die uns den Frondeur als Pedanten sehen läßt. Der Glücksfall als sozialer Faktor, der Erlöser von Beruf, das ist nichts anderes als Hirngespinnst eines Mannes, der es noch nicht wagt, sich zu den Riesen zu gesellen, die dem Kadmos die Stadt bauen halfen.

Er wage es nur. Nicht der Angriff auf den Betrieb der Wissenschaft und auf ihren Mangel an Ethos, selbst nicht der auf ihre verderbliche Art, die Seelen der Jugend zu führen — bekannte Dinge schließlich insgesamt — ist das wahrhaft Erfreuliche an seinem Buch; das Buch als Ganzes ist es; die Laune seines Aufbaues in 37 Kollegniederschriften, die trotz einiger spürbaren Fremdheit spielende Verve der Sprache und nicht zuletzt der liebenswürdige Eifer, der ihn zuweilen ungeduldig aus der Ironie fallen läßt, noch ehe sie auf die Spitze getrieben ist. Das Allerbeste aber sind ein paar Stellen ganz positiver Art: ein Porträt Juvenals, so knapp, kraftvoll und überzeugend, daß man es nicht mehr vergißt; eine sublime Seite über Seneca; etwas Waghalsiges, aber Interessantes über Cicero; und viel dergleichen zerstreut, oft nur in einen beiläufigen Satz gefaßt. Hierin, möchte ich glauben, ist der Ton angeschlagen, den wir einmal von diesem Verfasser vollklingend zu hören bekommen sollen. Er braucht nicht zu petitionieren, er könnte handeln. Er hat die Gabe und, nach dieser Schrift, auch die Pflicht dazu.

Moritz Heimann

Die kritischen Bücher von Hermann Bahr*

Aufsätze, für den Tag und seinen Bedarf geschrieben, dann in mehreren Büchern zur Dauer gesammelt: wie ein Museum persönlicher Entwickelungsmarken, aufbewahrte Zeichen verflossener Bewegung. Ein jedes von ihnen ist wohl zu seiner Zeit voll Zweck und sachlicher Bedeutung gewesen; wie ja auch im Museum der Sattel einmal einem Reiter, das Salzfaß einem Haushalt, der Betschemel einem Andächtigen gedient haben wird. Aber nun sind sie lang dem wirklichen Leben entsunken, und nicht in ihrem Dienst, nur in ihrer Form noch findet sich ihr Wert. Dokumente sind sie, stärker bezeichnete Punkte einer idealen Linie. In diesen Büchern von Hermann Bahr ist Vergangenes auf eine solche Art festgehalten, daß es sein Gesicht der Gegenwart zuwenden muß und seinen Zusammenhang mit den geistigen Beständen von heute auch wider Willen offenbart. Die Kraft eilig geformter Urteile bietet sich da hohen Mutes der inapellablen Überprüfung durch den Geist einer späteren Zeit an. Und so macht gewissermaßen die Kritik der Kritik, im Ablauf der Jahre automatisch vollzogen, den feinsten und seltsamsten Reiz beim Anblättern dieser Bände aus. Ein starker, aus Eigenem bewegter Geist hat vielerlei künstlerische Erscheinungen, wie der Tag sie heranbrachte, ergriffen, um sie zu abschließender Betrachtung vor sich hin zu halten. Dabei war kein übersichtlicher Plan gewollt; nur das zufällige Gebot einer ungern übernommenen Pflicht bestimmte den Gegenstand und die Reihe. Plan und Einheit und höhere Ordnung mußte ja die Zeit selbst und ihr künstlerisches Walten unwissentlich hinzutun. Die wissende Arbeit des Kritikers aber setzte über diese kaum noch erkennbare Einheit eine andere, deren sie viel sicherer war: die Einheit der eigenen Person. Wo dieser urteilende Geist zugegriffen hat, da sind die Spuren seines Griffes erkennbar geblieben. Die Gebilde der Kunst, die hier gedeutet und gewertet werden, verändern sichtlich ihr Maß, je nach der Größe des Raumes, den

* Renaissance 1897; Wiener Theater 1899; Rezensionen 1903; Glossen 1907. S. Fischer, Verlag.

sie innerhalb dieser einen Persönlichkeit erfüllen können. Es ist nicht mehr subjektive, es ist autokratische Kritik; die Subjektivität hat ihrer selbst vergessen und möchte nicht nur ihr eigener, sondern der ganzen geistigen Welt Befehlshaber sein. Mit unverhohlener Absicht hat dieser leidenschaftliche Geist, im Gefühl einer berechtigten Übermacht, bestimmten Schöpfungen einer bestimmten Gegenwart die Zeichen seiner Neigung oder Abneigung kräftigst einzuprägen versucht. Wie nun der Geist der Zeit, den Bahr in diesen Schriften seiner Liebe und seinem Haß unterworfen zu haben meint, über all diesen Zielen, Strebungen und Widerständen lautlos und unbeirrt zusammenschlägt, nach eigenem Willen weitertreibend, ins Unbekannte ferner Entwickelungen hin, das legt eben den milden Schimmer historischer Klärung über diese Denkwürdigkeiten von dazumal. Das streut auf Bleibendes und auf Vergangenes — und gerade darum, weil der starke Griff eines Temperamentes sie hier fast wahllos zusammengezwungen hat! — ein so belehrsam leuchtendes Museumslicht. Und es ist interessant — nein, es ist von einer tieferen Schönheit, zuzusehen, wie in diesem Lichte Erkenntnisse verblassen und nur der starke Wille die Farbe des Lebens behält, der Wille zur Form und der Wille zur Macht. Das zaubert diesen Büchern ihre ewige Frische an, das stellt den Zusammenhang zwischen den ziemlich entlegenen Zeiten ihrer Entstehung her. Die Wichtigkeiten, die ihn damals zur Aussprache riefen, sehen sich heute oft kindisch klein, ja unwahrscheinlich komisch an. Sie zu erklären, abzuschätzen, einzureihen, erscheint uns längst ganz überflüssig; die Zeit ist in jedem Sinne fertig mit ihnen. Um so prächtiger wirken, gegen dieses verbrauchte und verbröckelte Material literarischer Betrachtungen gehalten, die verblüffenden konstruktiven Feinheiten des gedanklichen Apparates und vor allem die große, hochgeschwungene Linie einer freien inneren Entwickelung, die den Stoff nur zu bewältigen scheint, um solcherart die eigene geistig-seelische Unruhe zu überwältigen. Dieses völlig erlebte Fertigwerden, die stilistische und denkerische Durchbildung bis zur letzten individuell gültigen Form beruhigt wunderbar, wenn sich beim Lesen da und dort die Widersprüche gegen den Stoff und seine Behandlung ungeduldig erheben wollen. Es handelt sich eben nicht mehr um die tausend und drei Gegenstände, die das Verzeichnis des Inhaltes aufführt, sondern um die eine große Sache, die, ohne verzeichnet zu sein, den Inhalt dieser Bücher ausmacht: die Entfaltung eines ungewöhnlichen Geistes, der, von allen Fragen unserer heutigen Kultur bedrängt und verlockt, dennoch auf den hunderterlei Wegen, die ihn rechts und links seitab führen, die Richtung nicht verliert, die ihm der Anstoß seiner gut europäischen Menschlichkeit und die lebendige Kraft seines Temperamentes anbefohlen haben. Aus dieser Höhe besehen, ordnet sich Essai um Essai, ob nun Goethe oder Philippi, Klimt oder Phidias dazu Gelegenheit war, fast gleichwertig in das schmerzliche und beglückte Wachstum ein, das in diesen Büchern, genauer und ausdrücklicher als in den Werken, die nur von sich selbst reden wollen, aufgezeichnet steht. Was verschlägt es daneben, ob die Urteile, Meinungen, Berichte auf diesen Blättern heute noch gelten, ob sie jemals gelten konnten? Denn was die Kritik an sich betrifft, so können die Bücher Bahrs doch, wie jedes andere vernünftige Werk solcher Art auch, immer nur diese paar guten Wahrheiten bekräftigen: daß Kritiktreiben nicht etwa Lob und Tadel austeilen heißt, sondern persönliche Kultur gewinnen aus der künstlerischen Kultur der Zeit; und daß der Kritiker einzig nur sich selber zu erziehen hat: zur herzlichen Mitfreude am Schaffen und am Geschaffenen, — zur herzlichen Verachtung der Wegleugner und Verkleinerer.

Willi Handl

Laukhard, der Landstörtzer*

Dieser liebenswerte Strolch gehört zu der schon recht stattlichen Gilde entgleister Pfarrerssöhne, die von der staubigen Landstraße väterlicher Theologie querfeldein in Literatur und Leben stürmten. Von den bedeutenden ist er keiner, der glücklicherweise nur anfangs ehrsame Laukhard, aber ein bandfester, interessanter und famoser Kerl, dem das Leben so lang am Wams herumgeschneidert hatte, bis es in Fetzen niederhing. Eigentlich ein unbedeutender Mensch, ein übler Schriftsteller

*Magister F. C. Laukhards Leben und Schicksale. Stuttgart, Robert Lutz 1908.

und doch: Seine ungefüge Selbstbiographie wiegt mehr als ein Schock gelahrter Bücher. Denn Laukhard ist tüchtig durch die Welt gefahren, auf allen Landstraßen des heiligen römischen Reiches ist er gekollert, bei rotem und gelbem Wein mit vielerlei Volk gesessen, und schließlich vor wie manchem Haus hat er gebettelt. In Gießen, Jena, Göttingen, Heidelberg, Straßburg, Leipzig und Halle hat er die Bänke gedrückt, nicht minder aber die Weinschenken und Puffs studiert, bis ihn einerseits der Rektor zum Magister der Welthistorie, die Kollegen aber zum Professor kräftigster „Zotologie" ernennen. Schon droht ihm wohlanständige Karriere, sanfter Stundentrott, noch immer winkt von ferne freundlich eine Pfarrei, aber sein pfälzisch-übermütig Blut gibt ihm gesunden Abscheu vor so frühzeitiger Landung im Philisterium, er bleibt lieber Dozent vor den Bänken und Schenken. Bald aber drücken ihn die Schulden in die Enge, sein Kolleg der Reichshistorie ist schlecht besucht, weil er das Geld zur Feuerung vertrunken hat und seine Hörer im Winter mit den Zähnen klappern müssen. Die Manichäer sitzen ihm am Genick, und höchst unangenehm spürt er ihre Finger um die stets durstige Kehle. Da faßt Laukhard einen verzweifelten Entschluß. Eines Abends bietet ihm ein Werber seine unsaubere Freundschaft, ein paar Goldstücke blinken verführerisch vor den Augen des Halbtrunkenen, und rasch schlägt Laukhard ein. Zwei Tage später, und ganz Halle ist auf den Beinen. Die Kinder laufen hinter dem verluderten Privatdozenten, der jetzt den Schießprügel schleppt und preußische Musketieruniform trägt, singend hinterdrein:

„Laukhard bin, Laukhard her,
Laukhard ist ein Zottelbär!"

Und durch das ganze kleine Schwatznest des gelahrten Deutschland surrt in bedeutend fröhlicheren Tönen die wunderbare Mär vom Magister, der aus Not gemeiner Soldat geworden war. Der arme Laukhard hatte üblen Augenblick erwischt. Nicht zum Scherz, wie er hoffte, und zur Parade hatte er den Schießprügel zu tragen, sondern er mußte durch Kot und Schlamm nach Frankreich stapfen zu jener unglücklichen Affaire von Valmy und bald wieder zum nächsten Feldzug. Dort erhält er wichtige Mission, wird Spion im Auftrage des Kronprinzen, bleibt notgedrungen bei den Feinden, wird Sansculotte, schlägt sich durch ganz Frankreich, kriecht knapp an der Guillotine vorbei, kehrt heim, einen unvernarbten Degenstich in der Brust, wird Soldat und wieder Skribent, entäußert zotige Romane, um sein Leben zu fristen, bettelt und stirbt dann irgendwann am Weg, in einer Kneipe, in einem Spittel: Niemand weiß es zu sagen.

Im bittersten Geldjammer und glücklicherweise nicht aus literarischer Neigung hat dieser Zeitgenosse Goethes seine krause Lebensgeschichte geschrieben. Dieser mehr äußerlichen als innerlichen Nötigung dankt sie ihre grobe, körnige Unmittelbarkeit. Freilich, übel ist sie geschrieben, unleidlich vor allem in der bald nach Fusel, bald nach Freigeisterei, bald nach Theologengekeif schmeckenden Philosophie, und doch, wie heiter ist sie wieder durch das stete Ach und Weh über die mit einem heiteren, einem nassen Auge erzählten erotischen Vergnüglichkeiten. Und, im ganzen gesehen, stellt sie nur hin in den Buchschrank, diese Biographie, stellt sie hin zwischen den koketten, spiegelsüchtigeren Casanova, der in allen Dingen immer nur sich erlebte, und den bedeutend wichtigeren und bedeutend öderen Grimmelshausen! Denn hier hat Einer das Leben, und das Leben in Sturmtagen, aus der Froschperspektive, redlich aus dem Dreck heraus gesehen, hat Einer, und kein Dummer, die großen Aktionen und Kulturtaten von der Reversseite auf das sorgfältigste und abzüglich allen Respektes betrachtet. Hier ist — die Blasphemie sei verziehen — die Misère des Feldzuges nach Frankreich hundertfach interessanter geschildert als in Goethes Schlachtenbummelei. Denn Goethe war Begleiter des Herzogs, fuhr im Wagen nach, hatte seine gute Nahrung und primitiven Komfort. Der Laukhard aber trottete über die steinigen und versunkenen Wege, stillte den Hunger mit verfaultem, schimmeligem Brot, sah hinein in die Mordlöcher der Lazarette, wo man die Menschen wie Vieh faulen ließ, fraß sich voll mit dem schönen deutschen Zorn des ganzen Heeres, kurz, er hatte Einblick, wo die andern Überblick hatten. (Wie überhaupt jeder besser als gerade die Kultivierten das Wesentliche einer Kultur

darstellen, weil diese unwillkürlich die Tatsachen ihren vorgefaßten Begriffen unterordnen.) Kein deutscher Romancier hat ähnlich prachtvoll und ungeschminkt die Verrottung des deutschen Studentenlebens geschildert, die Interieurs der nur zu öffentlichen Häuser, nirgends begreift man besser als in diesem Buch, eine wie dünne Schicht von geistiger Klarheit der Weimarer Kreis über dem dumpfen Deutschland war. Rüpelhaft und jammerselig, geschwätzig und selbstgefällig, ein Charakter ist dieser Laukhard doch. Und manchmal flammt er auf in einer schönen Empörung, in der etwas von dem großen deutschen Zorn Lessings leuchtet. Das ist, wenn er, der eben noch die Äuglein gottesfürchtig hochdrehte oder sie verschmitzt blinzeln ließ, von der Werberschmach erzählt, von den verkauften Soldaten, von der Emigrantengalanterie, die der Rheinpfalz mehr Schaden brachte als der Feind, wenn er von den Mordlöchern der Lazarette redet. Dann sprühen die Seiten oft, als hätte einer mit dem Säbel Funken aus hartem Stein gedroschen. Dazwischen glitzert's von Anekdoten und heiteren Dingen, schillernde Einzelheiten beleben den öden Trott der Erzählung. In unserer Zeit des fast übertriebenen Interesses für die literarischen Outsider wird man, glaube ich, den gelehrten Musketier nicht lange nach seinem Deutsch fragen, sondern sich seines mit Tatsachen und Erlebnissen reichgarnierten Tornisters dankbar freuen.

Stefan Zweig

Musikalische Strafpredigten

Das ist der Titel eines ganz famosen Buches von Max Steinitzer, das im Verlag der Süddeutschen Monatshefte erschien. Ich habe es mit einem dreifachen Vergnügen gelesen. Zuerst: weil es recht hat. Was da den Rezensenten, Sängern, Schullehrern, Militärdirigenten, Vereinsleitern, Gesangslehrerinnen, Konservatoriumsdirektoren, Komponisten, Hofkapellmeistern der Reihe nach an Grobheiten gesagt wird, ist ein soziales Bild des vollkommenen Chaos, das unsere musikalische Erziehung bietet. Und dann weil es Charakter hat. Es ist der alte gute deutsche Brummbär, der schimpft, indem er es gut meint, ein Herzenskerl, der kein Blatt vor den Mund nimmt, so ein Kreislerianer, mit aller Phantasie auch für die modernste Zeit, und allem Sinn für die Verwirrtheiten unserer Existenz, ein Charakter, der Charaktere liebt, auch unter der Maske des Berufs. Und drittens: weil es gut geschrieben ist, keine Schulmeisterei banaler Sorte oder Theorie außer dem Leben, sondern lebendig bis in die Fingerspitzen, Staccato und Legato, Forte und Piano, wie es das Thema und die Variationen verlangen. Es ist wundervoll zu lesen in seinem ernsten Humor, echter Stil eines, der was zu sagen hat und der was weiß, die Interna kennt von der Bühne und der Schule, vom Konzert und von der Geschichte, der mit seinen Kenntnissen für die Zeit lebt und seine Reformen aus der praktischen Politik entwickelt. Hat man es gelesen, so hat man was von dem Apparat unserer Musikmacherei gelernt, von den Fassaden und den Kulissen, dem lauten Dilettantismus und der stillen Künstlerseele. Ja, es ist etwas von einem Drama darin, so lebendig ist es herausgekommen. Die Schäden sind zu Typen, die Typen zu Akteuren geworden, leibhaftige Menschen, runde Menschen in Licht und Schatten. Sie sagen wie der feine Opernsänger Giuseppe Malvio, der seinen Grobiansbrief bekommt: „So lang' als die Leut' reingehen und applaudieren, wenn ich bloß sing', so lang spiel ich mit. Mitwohr, Herzal?" Und indem sie das sagen, spielen sie schon: in dem Buche.

Oscar Bie

Ballonfahrt

Die drei Menschen, der Kapitän, ein Herr und ein junges Mädchen, steigen in den Korb ein, die befestigenden Stricke werden losgeknöpft, und das seltsame Haus fliegt langsam, als ob es sich erst noch auf irgend etwas besänne, in die Höhe; gute Reise!, rufen die versammelten Menschen von unten her, büte- und taschentuchschwenkend, nach. Es ist zehn Uhr abends im Sommer. Der Kapitän zieht eine Landkarte zu einer Tasche heraus und bittet den Herrn, sich mit Kartenlesen beschäftigen zu wollen. Man kann lesen und vergleichen, alles Sichtbare ist hell. Es hat alles eine beinahe bräunliche Helle. Die schöne Mondnacht scheint den prachtvollen Ballon in un-

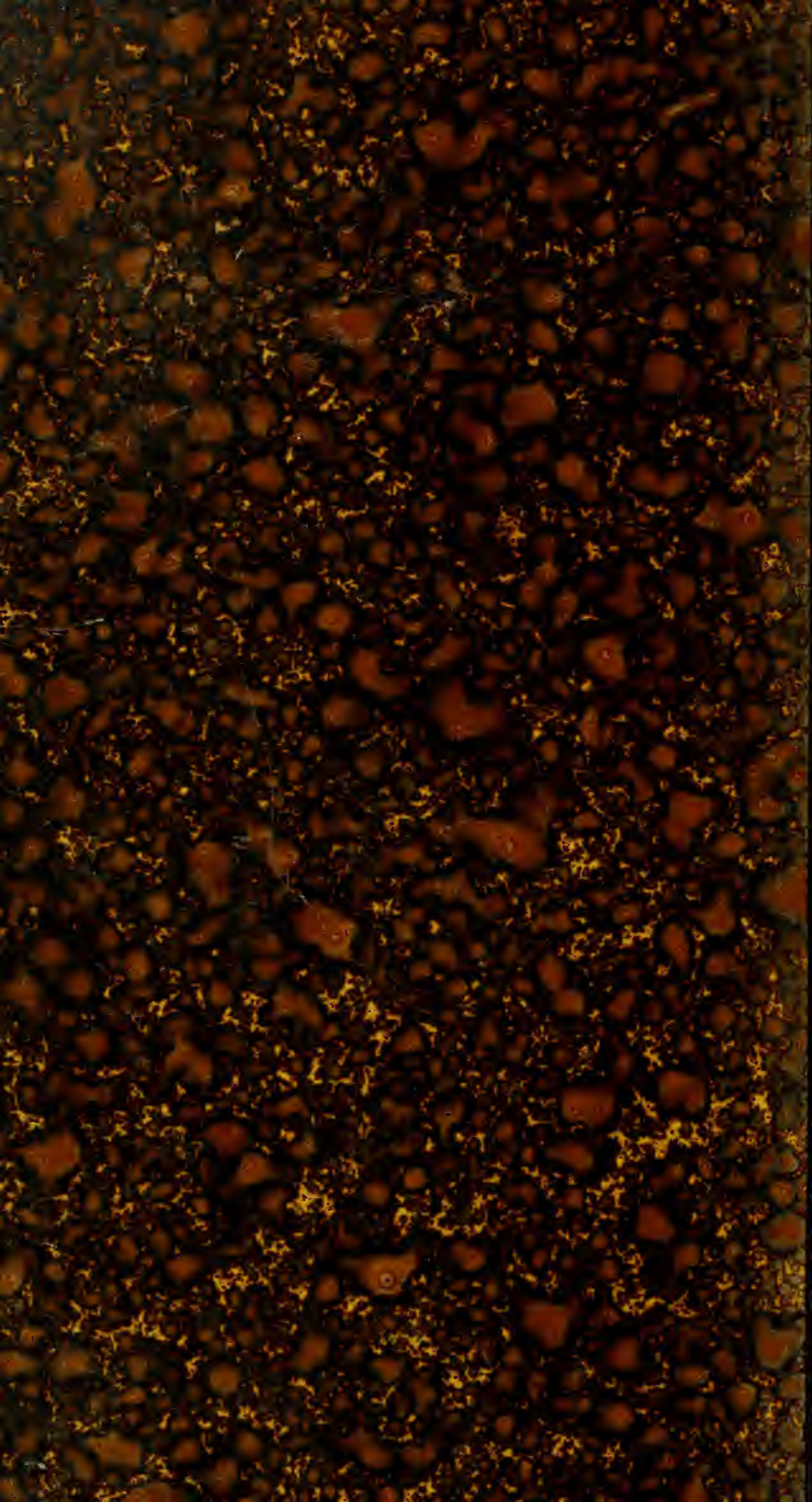
sichtbare Arme zu nehmen, sanft und still fliegt der rundliche Körper zur Höhe, und nun wird er, kaum, daß man es bemerkt, von feinen Winden nördlich getrieben. Der kartenstudierende Herr wirft von Zeit zu Zeit auf Anleitung des Führers eine Hand voll Ballast in die Tiefe hinunter. Es befinden sich fünf Säcke voll Sand an Bord, und es muß sparsam damit umgegangen werden. Wie schön ist die runde, blasse, dunkle Tiefe. Das liebe, bedeutsame Mondlicht macht die Flüsse silbern kenntlich. Man sieht Häuser da unten, so klein, dem unschuldigen Spielzeug ähnlich. Die Wälder scheinen dunkle, uralte Lieder zu singen, aber dieser Gesang mutet eher wie eine edle, stumme Wissenschaft an. Das Bild der Erde sieht den Zügen eines schlafenden, großen Mannes ähnlich, wenigstens träumt so das jugendliche Mädchen, es läßt seine bezaubernde Hand träge über den Rand des Korbes herabhängen. Einer Kaprice zufolge ist der Kopf des Kavaliers mit einem ritterlichen Federhut bedeckt, im übrigen ist er modern gekleidet. Wie still die Erde ist. Man sieht alles deutlich, die einzelnen Menschen in den Dorfgassen, die Kirchspitzen, den Knecht, wie er, vom langen Tagwerk ermüdet, schwerfällig über den Hof schreitet, die geisterhafte, vorbeisausende Eisenbahn, die blendend weiße, lange Landstraße. Bekanntes und unbekanntes Menschenleid scheint von unten heraufzumurmeln. Die Einsamkeit verlorner Gegenden hat ihren besondern Ton, und man meint, dieses Besondere, dieses Unverständliche verstehen, ja sogar sehen zu sollen. Wundervoll blendet jetzt die drei Menschen der herrlich gefärbte und beleuchtete Lauf der Elbe an. Der nächtliche Strom entreißt dem Mädchen einen leisen Sehnsuchtsschrei. An was mag sie denken? Sie nimmt von einem Bouquet, das sie mitgenommen hat, eine dunkle, prangende Rose und wirft sie ins glitzernde Wasser. Wie ihre Augen traurig dabei blitzen. Es ist, als wenn die junge Frau jetzt analvollen Lebenskampf hinuntergeworfen hätte, für immer. Es ist ein großer Schmerz, von einer Qual Abschied nehmen zu müssen. Und wie lautlos die ganze Welt ist. In der Ferne glitzern die Lichter eines Hauptortes, der Kapitän nennt sachkundig den Namen der Stadt. Schöne, verlockende Tiefe! Man hat schon unzählige Stücke Wälder und Felder hinter sich, es ist jetzt Mitternacht. Jetzt schleicht auf der festen Erde irgendwo ein beutelauernder Dieb, Einbruch geschieht, und alle diese Menschen in ihren Betten da unten, dieser große Schlaf, geschlafen von Millionen. Eine ganze Erde träumt jetzt, und ein Volk ruht von Mühsalen aus. Das Mädchen lächelt. Und wie es warm ist, es ist, als säße man in einer heimatanmutenden Stube, bei Mutter, Tante, Schwester, Bruder oder bei dem Geliebten, bei der friedlichen Lampe und läse in einer schönen, aber etwas eintönigen, langen, langen Geschichte. Das Mädchen will einschlafen, sie ist jetzt etwas ermüdet vom Schauen. Die beiden im Korb stehenden Männer blicken schweigend aber fest in die Nacht hinaus. Merkwürdige weiße, gleichsam blank geputzte Ebenen wechseln mit Gärten und kleinen Buschwildnissen ab. Man sieht in Gegenden hinunter, in die einen der Fuß nie, nie hintrüge, weil man in gewissen, ja, in den meisten Gegenden nie etwas Zweckvolles zu suchen hat. Wie groß und wie unbekannt uns die Erde ist!, denkt der federhutbedeckte Herr. Ja, das eigene Vaterland wird hier oben, Blicke hinunterwerfend, endlich zum Teil verständlich. Man empfindet, wie unerforscht und wie kraftvoll es ist. Zwei Provinzen sind durchwandert, als es beginnt zu tagen. Unten in den Siedelungen erwacht schon wieder das menschliche Leben. „Wie heißt dieser Ort?", schreit der Führer hinunter. Eine helle Jungenstimme antwortet. Und immer noch schauen die drei Menschen; auch das Mädchen ist jetzt wieder erwacht. Es zeigen sich jetzt Farben, und die Dinge werden bestimmter. Man sieht Seen in ihren zeichnerischen Umrissen, wundervoll zwischen Wäldern verborgen, man erblickt Ruinen alter Festungen zwischen altem Laubwerk hochaufragen; Hügel erheben sich fast spurlos, Schwäne sieht man weißlich im Gewässer zittern, und Stimmen des menschlichen Lebens werden sympathisch laut, und man fliegt immer weiter, und endlich zeigt sich die herrliche Sonne, und von diesem stolzen Gestirn angezogen schießt der Ballon in zauberische, schwindelerregende Höhe. Das Mädchen stößt einen Schreckensschrei aus. Die Männer lachen.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1908
Bd.3

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY